Kleine Schriften

von

Friedrich Zarncke.

Zweiter Band.

Aufsätze und Reden zur Cultur- und Zeitgeschichte.

Leipzig
Eduard Avenarius
1898.

Aufsätze und Reden

zur

Cultur- und Zeitgeschichte

von

Friedrich Zarncke.

Leipzig
Eduard Avenarius
1898.

Vorwort.

In dankbarer Freude habe ich den warmen und ungetheilten Beifall empfunden, mit dem die wissenschaftliche Kritik die Goetheschriften willkommen hieß, und mich darum entschlossen, alsbald diesen zweiten Band vorzulegen, der wohl auf ein allgemeineres Interesse zählen darf. In ihm habe ich manches vereint, was bisher ungedruckt oder an ganz entlegenen Orten veröffentlicht, also so gut wie unbekannt war.

Die Grundsätze der Zusammenstellung sind dieselben wie im ersten Bande geblieben.[1] Alles was selbständig im Buchhandel erschienen, also jeder Zeit ohne Mühe zu beschaffen ist, war auch diesmal auszuschließen, ebenso diejenigen Besprechungen im Literarischen Centralblatte, welche bloße

---

1) Auch im Einzelnen bin ich so wie früher verfahren. Bei den einzelnen in Zeitschriften 2c. gedruckten Aufsätzen habe ich die Namenszeichnung weggelassen (Quaestiones quodlibeticae, Geschichte und Einheit der philosophischen Facultät, Statutenbücher der juristischen Facultät, Einst und Jetzt, Th. Körner's Relegation, Bericht über die Rectoratsjahre 1869/71, Meusebach'sche Bibliothek, Rede zum Gedächtniß von Jacob Grimm 2c., Brüder Grimm, Anzeige von Schöll, Nipperdey, Synodalreden, Rede zur Einweihung des Bundes-Oberhandelsgerichts). Bei'm Literarischen Centralblatt habe ich mich hierin genau nach der Vorlage gerichtet, ebenso überall bei den Ueberschriften, nur in einigen, zumal den unveröffentlichten Stücken, habe ich diese selbst gewählt (Caspar Borner 2c., Bericht über die Rectoratsjahre 1869/71, Reden am Sarge von Freih. v. Falkenstein, G. Curtius und G. Voigt, Synodalreden, Rede bei der Einweihung des Bundes-Oberhandelsgerichts, Anschläge am schwarzen Brett, Rede bei'm Rectorbanquet, Reden auf Kaiser Wilhelm I.). Die Orthographie habe ich einigermaßen einheitlich zu gestalten versucht, da bei der großen Anzahl der Stellen, an denen die Arbeiten veröffentlicht worden sind, jede mit ihrer eigenen Rechtschreibung, sie sonst ein allzu buntes Aussehen erhalten hätte. Doch habe ich sie nicht uniformiert, wo sie einmal schwankte, oder wo ich unsicher war. Maßgebend waren natürlich die eigenhändigen Niederschriften; solche konnte ich auch bei einigen schon gedruckten Aufsätzen benutzen (Geschichte nnd Einheit der philosophischen Facultät, Einst und Jetzt, Brüder Grimm); ich habe darnach auch z. B. S. 19, Z. 7 wiedereingesetzt: „nach dem zweiten punischen Kriege" gegen: „nach dem ersten 2c." im Druck. Für alles Andere weise ich auf die gelegentlich von mir hinzugesetzten Anmerkungen hin, die ich am Schluß durch den Zusatz: A. d. H. kenntlich gemacht habe.

Anzeigen sind; doch habe ich all dies wiederum in einem besonderen Verzeichniß am Schlusse zusammengestellt.

Namentlich lag mir daran, die zerstreuten Beiträge zur Universitätsgeschichte zu bringen. Hierbei bin ich, besonders in der Auswahl der Recensionen, Herrn Geh. Rath Prof. Dr. Friedberg, dem derzeitigen Rector unserer Universität, für freundliche Rathschläge zu herzlichem Dank verpflichtet worden; daß mir ebenso wie früher für Alles die volle Verantwortung bleibt, brauche ich kaum zu wiederholen. Den Bericht über die Rectoratsjahre 1869/71 mochte ich um seines besonderen Inhalts willen nicht missen, während der Rectoratsbericht über das Jahr 1881/82 zur Aufnahme keinen Anlaß bot. Dem lebhaften Wunsch mancher Freunde, auch die von meinem Vater kurz vor seinem Tode nur für einen engeren Kreis, ja eigentlich nur für seine Schwester Elise verfaßte Familiengeschichte aufzunehmen, habe ich mich wenigstens insofern nicht versagt, als ich diejenigen Theile herausgehoben habe, die einem allgemeineren Interesse begegnen könnten; für diejenigen unter den Lesern, die Verlangen tragen sollten, das ganze Buch kennen zu lernen, habe ich die öffentlichen Bibliotheken, auf denen es sich befindet, namhaft gemacht. Bedauert habe ich außerordentlich, daß sich nicht mehr Reden erhalten fanden. So biete ich eigentlich nur Trümmer. Zu der ausführlichen, am Sarge Adolf Ebert's gesprochenen Würdigung dieses Gelehrten war leider nur die Disposition vorhanden; mein Vater hat wohl die Zeit nicht mehr gefunden, sie, wie in andern Fällen, für die Angehörigen des Verstorbenen niederzuschreiben. Und so ist vieles Andere verloren gegangen.

Da der vorliegende Band seinem Inhalte nach zu einem Theile so recht eigentlich ein Bild von der Persönlichkeit meines Vaters zu bieten geeignet ist, habe ich es nicht für unangebracht gehalten, zu dessen Ergänzung in einem Anhange die an seinem Sarge gehaltenen Reden und Ansprachen wieder abdrucken zu lassen. Auch meinen eigenen, früher geschriebenen Nachruf habe ich dort auf Zureden von befreundeter Seite, zum Theil angemessen überarbeitet, wiederholt, da er durch die Benutzung von Briefen meines Vaters gelegentliche Mittheilungen, die für die Gelehrtengeschichte nicht ohne Interesse sind, enthält.

Leipzig, am 15. October 1897.

Eduard Zarncke.

Inhalt.

Zur Universitätsgeschichte.

Seite
Kaufmann, G., Die Geschichte der deutschen Universitäten . . . 3—5
Denifle, P. H., Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400 . . . . 5—8
Ueber die Quaestiones quodiibeticae . . . . 9—14
Zarncke, Fr., Die deutschen Universitäten im Mittelalter. 1. (Anzeige) . . . . 15—16
Ueber Geschichte und Einheit der philosophischen Facultät . . 17—40
Grimm, H., Raphael's Schule von Athen . . . . 30—33
Trendelenburg, A., Die überkommene Aufgabe unserer Universität . . . . 33—35
Hillebrand, K., de la réforme de l'enseignement supérieur 35—37
Zur Geschichte der Universität Leipzig . . . . 38—153
Zarncke, die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig (Anzeige) . . . . 38—40
Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis etc. ed. Fr. Zarncke. 1. (Anzeige) . . . . 40—42
Die Statutenbücher der Universität Leipzig zc. hrsg. von Fr. Zarncke (Anzeige) . . . . 42—43
Ueber die neuaufgefundenen ältesten Statutenbücher der juristischen Facultät der Universität Leipzig . . . . 44—55
Friedberg, E., Das Collegium Juridicum . . . . 55—57
Zarncke, Fr., Causa Nicolai Winter (Anzeige) . . . . 58—59
Einst und Jetzt. Aus dem Verfassungsleben der Universität Leipzig 59—74
Caspar Borner und die Reformation der Universität Leipzig 75—96
Schmidt, O. G., Petrus Mosellanus . . . . 96—98
Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren (hrsg. von Fr. Zarncke) (Anzeige) . . . . 99—100
Theodor Körner's Relegation aus Leipzig . . . . 100—118
Fides . Constantia . Robur. Die drei Freunde von der Rasenbank und das Denunciationsprotocoll. . . . . . 118—139
Rede am Sarge des Staatsministers a. D. J. P. Freiherrn von Falkenstein . . . . 140—142
Bericht über die Rectoratsjahre 1869/71 . . . . 142—153

	Seite
Zur Geschichte anderer Universitäten	154—176
Rößler, E. F., Die Gründung der Universität Göttingen	154—155
Krabbe, O., Die Universität Rostock im 15. u. 16. Jahrhundert	155—158
Bianco, F. J. v., Die alte Universiät Köln 1. I.	158—161
Kampschulte, F. W., Die Universität Erfurt 2c. 1.	161—163
Schreiber, H., Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau	163—164
Köpke, R., Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin	164—167
Vischer, W., Geschichte der Universität Basel bis 1529	167—168
Die Wittemberger Universitäts- und Facultäts-Statuten vom Jahre 1508, hrsg. v. Dümmler und Muther	168—169
Thaulow, unsere Landesuniversität Kiel	169—170
Zeißberg, H., das älteste Matrikelbuch der Universität Krakau	170—171
Prantl, C., Geschichte der Ludwig-Maximilian-Universität in Ingolstadt, Landshut, München	172—174
Budinsky, A., Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter	174—176

Zur Gelehrtengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Meusebach'sche Bibliothek	179—188
1) Fischartstudien des Freiherrn K. H. G. v. Meusebach 2c., hrsg. von C. Wendeler. 2) Briefwechsel des Freiherrn K. H. G. v. Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm	189—193
Rede zum Gedächtniß von Jacob Grimm und zur Eröffnung der germanistischen Section	193—198
Jacob Grimm	199—218
Waitz, zum Gedächtniß an Jacob Grimm	218
Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Fr. Dav. Graeter, hrsg. v. H. Fischer	219
Die Brüder Grimm	220—235
Kleinere Schriften von Karl Lachmann, hrsg. von K. Müllenhoff	236—237
Briefe von Hoffmann v. Fallersleben und Moriz Haupt an Ferdinand Wolf	237—238
Belger, Chr., Moriz Haupt als academischer Lehrer	238—240
Zeller, Ed., David Friedrich Strauß	239—242
Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit	243
Schöll, R., Karl Nipperdey	243—246
Rede am Sarge von Georg Curtius	247—250
Rede am Sarge von Georg Voigt	250—256

Culturgeschichtliches aus Norddeutschland vor hundert Jahren.

Seite
Bützow und die Academia Fridericiana . . . . 259—265
Kämpfe im Gemeinwesen von Bützow . . . . 265—278
Der Gänsetumult 269. Auflehnung der Bürgerschaft gegen Magistrat und Ausschuß 273.
Auflehnung des neuen Ausschusses gegen den Magistrat . . . 278—283
Die Franzosenzeit . . . . 283—285
Zur Geschichte des Schweriner Domgymnasiums . . . . 285—291
Von der Universität Rostock und den Kriegsunruhen der Jahre 1812 und 1813 . . . . 291—298
Göttingen . . . . 298—301

Zeitgeschichtliches.

Rede über die Schulaufsicht durch die Kirche . . . . 305—310
Rede über den Religionseid. . . . . 311—328
Rede bei der Einweihung des Bundes-Oberhandelsgerichts . 329—330
Anschlag am schwarzen Brett der Universität aus Anlaß studentischer Demonstrationen bei'm Ausbruch des Krieges 1870 . . . . 331—332
Anschlag am schwarzen Brett der Universität in derselben Sache. . . . . 332—333
Rede bei'm Rectorbanquet zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Commilitonen. . . . . 333—336
An die aus dem Felde heimgekehrten Commilitonen . . . . . 336—337
Rede auf Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I. am 18. Jan. 1872 337—341
Rede auf Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I. am 17. Jan. 1874 342—345

Verzeichniß der übrigen Schriften zur Cultur- und Zeitgeschichte.

S. 349—358.

Anhang.

Reden und Ansprachen am Sarge Friedrich Zarncke's. . . . . 361—375
Rede im Trauerhause, gehalten vom Hofprediger D. Carl Alfred v. Hase 361. Trauerfeier in der Universitätskirche St. Pauli: Trauerrede des Universitätspredigers Prof. D. G. Rietschel 364. Ansprache des Decans der philosophischen Facultät Prof. Dr. F. Ratzel 370. Ansprache des Geh. Hofrath Prof. Dr. W. Wundt 370. Ansprache des Geh. Hofrath Prof. Dr. J. Overbeck 373. Ansprache des Professor Dr. E. Sievers 374. Ansprache des stud. phil. A. Höfer 375.
Friedrich Zarncke Nachruf von Ed. Zarncke . . . . 376—397

Register . . . . 398—402

Zur

Universitätsgeschichte.

Kaufmann, Georg, die Geschichte der deutschen Universitäten. 1. Bd. Vorgeschichte. Stuttgart, 1888. Cotta. (VIII, 442 S. Gr. 8.) ℳ 8.

Literarisches Centralblatt 1888, Nr. 41, Sp. 1405—1407.

Das Werk, dessen Beginn uns hier vorliegt, wird in erster Linie der Anregung des Königl. Preußischen Cultusministers, des Herrn Dr. von Goßler, verdankt, der seinen Blick zur Ausführung desselben außer auf den Verfasser auch noch auf den Prof. Sohm, damals in Straßburg, gerichtet hatte. Unser Verfasser, der mittlerweile Professor in Münster i/W. geworden ist, übernahm die Ausarbeitung, für die er sich bereits durch eine Anzahl einzelner Arbeiten als wohlvorbereitet bewährt hatte. Was uns nunmehr vorliegt, entspricht auch durch den Umfang und die Gründlichkeit der Vorarbeiten, wie durch die Weise der Darstellung den besten Erwartungen.

Der gegenwärtige Band enthält nur die Vorgeschichte, die Entstehung der ältesten Universitäten, die noch außerhalb Deutschlands fallen, denn dieses ist erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts zur Organisation solcher Anstalten gelangt, ein Umstand, den wir einfach aus dem Fortschreiten der Cultur aus dem Süden und Westen nach dem Osten und Norden zu erklären haben. Der Verfasser unterscheidet zwischen den Stadtuniversitäten Italiens, den Kanzleruniversitäten Frankreichs und Englands und den Staatsuniversitäten, mit denen Friedrich II. durch die Gründung Neapels voranging, und die dann in Spanien schon früh Nachahmung fanden. In sehr anschaulicher Weise führt er aus, wie es bereits vor der Gründung von Universitäten durch Europa hin, auch in Deutschland (besonders in Erfurt), hohe Schulen gab, und wie namentlich das Studentenleben bereits im 12. Jahrhundert seinen vollausgeprägten Charakter zeigte. Er ist dann geneigt, speciell der wissenschaftlichen Richtung der Scholastik die Gründung der Universitäten zuzuweisen, da durch sie zuerst der Begriff der von Staat und Kirche unabhängigen Wissenschaft in die Weltgeschichte getreten sei, deren Träger die Universitäten geworden seien. So ansprechend dieser Gedanke ist und so geistvoll der Verfasser ihn auszuführen versucht hat, so gehen uns doch einige Bedenken gegen seine Richtigkeit bei, da wir uns das Aufkommen höher organisierter Bildungsanstalten auch unabhängig von dem besonderen,

die Zeit beherrschenden wissenschaftlichen Geiste einfach aus dem gesteigerten Bedürfnisse erklären können. Auch möchten wir nicht glauben, daß die Wissenschaft, trotz dem Schierlingsbecher des Sokrates und der Flucht des Aristoteles, im Alterthum abhängiger gewesen sei, als im Mittelalter: Staat und Kirche haben doch auch hier stets ein sehr ernstes Wort mitzusprechen sich erlaubt.

Zum Theil berührt sich dieser erste Band mit dem bekannten Werk von Denifle, mit dem der Verfasser manchen Strauß zu bestehen gehabt hat und auch in diesem Buche wieder ausficht. In den meisten Controverspuncten wird das Recht auf seiner Seite sein, und ganz besonders überragt seine Darstellung die seines Gegners durchaus. Hier ist ein wirklich vornehmer Ton zu Hause, der Zänkereien abhold ist und in sauberer, exacter Sprache die Zustimmung der Leser zu gewinnen weiß.

Auf Einzelnes gehen wir nicht ein; wir müßten ein einfaches Excerpt aus dem Werke geben, womit Niemandem gedient wäre, oder wir müßten schwierige Puncte, in denen wir nicht ganz zu den durchweg wohlüberlegten Ansichten des Verfassers stimmen, herausgreifen: aber diese können nicht auf dem uns hier zu Gebote stehenden Raume ausgemacht werden. So wollen wir uns darauf beschränken, daß wir der neuaufgestellten Vermuthung über das Aufkommen des Ausdruckes Studium generale (S. 102) nicht beitreten, auch der S. 308 behaupteten Abnahme der libertas scholastica nicht zustimmen können: die polizeilich nothwendig gewordenen Beschränkungen durch Collegia und Pädagogien beruhten zum Theil darauf, daß in den organisierten Universitäten Zöglinge von viel geringerem Alter Aufnahme fanden als das früher der Fall gewesen war, für die älteren Studierenden gab es Ausnahmen genug. Noch weniger aber glauben wir, daß der „Geist der Forschung" gewichen war und dies die Veranlassung zu jener Beschränkung gegeben hatte. S. 183 halten wir die 10 000 Scholaren in Bologna für eine jener mythischen Zahlen, mit denen das Mittelalter nicht sparsam war, wie wenn aus Prag 20 000 Studenten sollten ausgewandert sein u. ä. Nur eine Kleinigkeit, die doch nicht unwichtig ist, wollen wir specieller hervorheben, um so mehr als Ref. seit länger als 30 Jahren in diesem Blatte zu wiederholten Malen auf den in ihr hervortretenden Irrthum aufmerksam gemacht hat, ohne ihn ausrotten zu können. Er betrifft den Ausdruck sedes in terra für die Studierenden im Gegensatze zu den sedes elevatae und scamna elevata a terra. Jenes bezeichnet einfach dasselbe wie das noch heute gebräuchliche französische parterre = zu ebener Erde, und stand im Gegensatze zu den erhöhten, auf Stufen angebrachten Bänken und Sitzen für die Graduierten, die sich an den Wänden entlang zogen. Sollten sich nirgends mehr derartige akademische Räume erhalten haben? In Leipzig zeigte das sogenannte Collegium juridicum in seinem Disputationssaale noch bis vor acht Jahren diese Einrichtung. Regelmäßig aber wird jener Ausdruck in terra so verstanden,

als ob die Studenten, etwa in orientalischer Weise, auf dem Fußboden gekauert hätten. Unser Verfasser malt das Bild noch drastischer aus, indem er den Estrich wie für das liebe Vieh mit Stroh belegen läßt, auf dem dann die Studenten sich in den Vorlesungen gelagert hätten. Die stramina und herbae, für die die zu Promovierenden 4 solidi bezahlen mußten (S. 305, Anm.), sind Gras, Binsen und Blumen, mit denen der Fußboden an feierlichen Tagen oft handhoch bestreut ward.

Die Ausstattung ist sehr ansprechend, die Orientierung wird durch die Seitenüberschriften sehr erleichtert, und so liegt uns bei der Gediegenheit des Inhaltes ein Buch vor, das seinem Verfasser zur Ehre gereicht und die besten Erwartungen auf die folgenden Bände erweckt.

Denifle, P. Heinr., die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. Berlin, 1885. Weidmann. (XLV, 814 S. Gr. 8.) ℳ 20.

A. u. d. T.: Denifle, die Universitäten des Mittelalters bis 1400. 1. Band.

Literarisches Centralblatt 1886, Nr. 37, Sp. 1267—1270.

Zweifellos ein hervorragendes Buch, das die Forschung noch lange beschäftigen und ihr vielfach als Grundlage dienen wird. Schon die Stellung des Verfassers giebt ihm ein besonderes Gewicht. Mit den Universitäten des Mittelalters, den sog. Generalstudien, verknüpfte sich eine doppelte Idee. Sie waren einmal Studienanstalten für Jedermann aus aller Herren Ländern, soweit die Christenheit reichte: derartige gastliche Bildungsstätten der Wissenschaften zu gründen stand Allen, Papst, Kaiser, Landesherren wie Communen, frei. Aber aus der so gewährten Freiheit unbeschränkten Zuströmens von allen Seiten entwickelte sich für die Jünger der Wissenschaft bald ganz nothwendig das Verlangen, nun auch die Früchte ihrer Studien überallhin wieder mit zurücknehmen zu können, d. h. die an einem Generalstudium erlangte facultas docendi (der Ausdruck für dieselbe waren bekanntlich die verschiedenen akademischen Grade) zu einer facultas ubique docendi erweitert zu sehen. Ein solches Privilegium konnte nur ausgehen von Herrschern, die ihre Macht über das Gesammtgebiet der Christenheit ausdehnten, und das waren nur zwei, der Papst und der Kaiser. Beide konnten Generalstudien mit diesem Privilegium gründen und haben es gethan; Landesherren dagegen und städtische Gemeinwesen mußten erst ein solches Privilegium von einer der genannten Autoritäten erbitten, wollten sie ihre Anstalt nicht der Gefahr aussetzen, alsbald zu verkümmern. Da es sich nicht um politische, sondern um Bildungs-Anstalten handelte, so fand man sich meistens auf die päpstliche Bestätigung hingewiesen oder trat doch mit dem päpstlichen Stuhle in irgend einen Verkehr, und so kommt es, daß die päpstliche Curie während des Mittelalters ein wichtiger Mittelpunct für die europäischen Universitäten gewesen ist.

Unser Verfasser nun gehört zu den Vorstehern des päpstlichen Archives; als solcher steht er somit im Mittelpuncte eines wahren Drachenhortes von handschriftlichen Schätzen, die die Entstehung und die Geschichte der Universitäten betreffen und über die er auf das Leichteste und Bequemste zu verfügen vermag. Mehrjährige Reisen nach verschiedenen Ländern Europas haben ihn dann auch in den Stand gesetzt, an den wichtigsten Stellen, z. B. in Paris, neue handschriftliche Quellen aufzufinden: das Thema konnte nicht leicht in günstigerer Lage in Angriff genommen werden als die des Verfassers ist. Auch als Mann von besonnener Kritik hat er sich uns bereits empfohlen. Er hat die Germanisten von einem Gespenst befreit, das wie ein Alp auf sie drückte, von der zwielichten und widerspruchsvollen Existenz des sog. Gottesfreundes im Oberlande. Man hat also allen Grund, das Werk mit günstigstem Vorurtheil zur Hand zu nehmen.

Und im Wesentlichen bestätigt sich dies auch. Das Buch ist in großem Umfange geplant. Aus fünf dicken Bänden soll es bestehen (der vorliegende ist über 850 Seiten stark), deren zwei im Allgemeinen die Entstehung und Entwickelung der mittelalterlichen Universitäten zum Gegenstand haben sollen, die drei folgenden allein für die Universität Paris bestimmt sind. Der vorliegende umfaßt die „Entstehung" der Universitäten sämmtlicher Staaten Europas bis 1400. Das Schlußjahr ist nicht glücklich gewählt, erst ein Jahrhundert später hätte sich ein wirklich gerechtfertigter Abschnitt ergeben, die Gründungen von Frankfurt a/O. und Wittenberg hätten noch hineingehört. Gegenwärtig schrumpft der Werth des Buches für Deutschland sehr zusammen, von dessen Universitäten nur Prag, Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt in Betracht kommen. Aber fast scheint es, als ob der päpstliche Archivar sich gescheut habe, den Beginn des Reformationszeitalters als epochemachend anzuerkennen. Leider bearbeitet er in Folge dessen von vornherein einen Torso. Auch in der Disposition verräth sich der Standpunct des päpstlichen Archivars. Die Gliederung des Buches, nach ausführlicher Besprechung von Paris und Bologna, ist diese: Hochschulen 1) ohne Errichtungsbriefe (die alten Hochschulen ex consuetudine, noch aus dem 12. Jahrhundert herausragend); 2) mit nur päpstlichen Errichtungsbriefen; 3) mit kaiserlichen oder landesherrlichen Gründungsurkunden; 4) mit päpstlichen und landesherrlichen oder kaiserlichen Stiftsbriefen. Man sieht, das culturhistorische und localgeschichtliche Interesse ist kaum gestreift, der Standpunct von Rom aus steht im Vordergrunde. Doch glaube man nicht, es mit einem Machwerke à la Janssen und Baumgartner zu thun zu haben. Ein ernster wissenschaftlicher Sinn durchweht die Arbeit, und der Eindruck würde ein noch wohlthuenderer sein, wenn der Verfasser auch die manchen unnöthigen groben Ausfälle gegen Döllinger und einige andere mißliebige Persönlichkeiten, durch die die Sache in Nichts gefördert wird, gespart hätte.

Der Verfasser hat durchweg mit eigenen Augen zu sehen gesucht und aus den Quellen selbst gearbeitet, zumeist den handschriftlichen, doch auch den ganzen Umfang der gedruckten Literatur (spanisch, französisch, englisch, deutsch, italienisch, slavisch) hat er gründlich durchsucht, zum Theil, wo es möglich war, die Drucke mit ihren handschriftlichen Unterlagen neu verglichen. Freilich erregt er dadurch bei mitforschenden Lesern fast Seite für Seite den Wunsch nach einem zuverlässigen Urkundenbuche, und oft würde man ihm für die Herstellung eines solchen viele seiner langen Ausführungen gerne erlassen haben. Wie viel klarer würde man oft blicken, wie viel leichter zu einem Verständniß gelangen, wenn man ein solches vor sich hätte. Möge er uns diesen Dienst noch einmal leisten.

Schade ist es, daß der Verfasser sich nicht einer kürzeren Schreibweise befleißigt hat, aber sein Stil läuft meistens sehr in die Breite. Man möchte annehmen, daß er schon während des Nachforschens Alles gleich niedergeschrieben, und nicht gewartet habe, bis ihm die Gegenstände in einige Perspective zurückgetreten sein würden. Man hat recht oft das Gefühl, nicht aus der Stelle zu kommen, man drängt vorwärts und fühlt sich zurückgehalten. Viele Wiederholungen stören das Fortschreiten, und wir glauben, dieser Uebelstand wird sich in den folgenden Bänden eher steigern als abnehmen. Nicht wenig trägt zu dieser Breite auch die ununterbrochen eingestreute Polemik bei. Auch der obcurste Schriftsteller kann nicht irgendwo einmal etwas geäußert haben, was dem Verfasser mißfällt, ohne daß ihn dieser ausführlich darüber zurecht setzt. Es ist, als ob man an der Hand eines Führers, dem man mit Vertrauen folgt, etwas Interessantes zu beschauen hofft und nun fortwährend Zeuge sein muß, wie dieser alle Entgegenkommenden oder desselben Weges Wandelnden auszankt und ausschilt. Wer mit so bedeutendem neuen Quellenmaterial und mit so gutem Gewissen rechtschaffener Forschung und Kritik ausgerüstet ist, wie unser Verfasser, der sollte vornehmer auftreten. Hier hätte er sich Savigny zum Muster nehmen und sein Werk nicht durch die Freude an kleinen Rechthabereien aufhalten und schädigen sollen.

Auch wird es dem Verfasser, der zuweilen mit der deutschen Sprache zu ringen hat, keineswegs immer leicht, verwickelte Dinge klar zu stellen, so treffend seine Ansichten und ihr Ausdruck zuweilen sind. Auch hier möchten wir einer gewissen Hast der Niederschrift, die die Lage des Lesers nicht ausreichend überlegt hat, Manches zuweisen. Der Raum gestattet uns nicht, auf Einzelheiten einzugehen, auch möchten wir nicht den Schein auf uns lenken, als wollten wir dem Verfasser in Kleinigkeiten am Zeuge flicken. Aber damit wir doch zeigen, wie wir es meinen, wollen wir aus vielen Beispielen eins herausgreifen. Im Jahre 1251 wird in Paris ein Statut gegeben betr. die Befreiung der vom praepositus gefangen genommenen Scholaren

(Studenten): Modus autem repetendi scolares captos talis erit: apud magistros artium, quod magister scolaris capti cum duobus magistris regentibus, quibus constat, quod sit scolaris, accedat ad prepositum, et scolarem suum repetat; qui si reddere denegaverit, dictus magister significabit rectori universitatis, et tunc rector eum nomine universitatis repetet, et si prepositus eum reddere noluerit rectori, tunc recurret rector ad cancellarium, et postremo ad episcopum vel officialem. In aliis autem facultatibus unusquisque magister scolarem suum repetet per se, si necesse fuerit. Hier sind die magistri artium an die Unterstützung des rector universitatis gewiesen, und gegenüber gestellt den anderen Facultäten, denen diese Unterstützung nicht zur Seite steht. Man sieht also, daß hier universitas nicht die Gesammtuniversität bezeichnet, sondern, wie so oft, factisch zusammenfällt mit der Artistenfacultät, und daß der rector dieses Kreises nichts zu thun hat mit den drei höheren Facultäten. Wie ist aber der Leser im Stande, die folgenden, unmittelbar an den Text sich anschließenden Worte des Verfassers zu verstehen: „Dieses Statut hat nur einen Sinn, wenn die Universität aus den vier Facultäten bestanden hat"? denn der Leser muß doch das Wort „Universität" mit dem oben gelesenen universitas des Textes identificieren, und so wird er vollkommen verwirrt.

Auf Geltendmachen abweichender Ansichten wollen wir uns nicht einlassen. Ob aus der Bulle Clemens IV. vom 23. März 1269 wirklich folgt, daß die theologische Facultät in Paris damals noch keinen Decan gehabt habe, will uns nicht sicher erscheinen. Es kann gar wohl gemeint sein, daß jeder magister actu regens in theologica facultate dieselben Rechte in Anspruch nehmen könne, wie der Decan der Juristen und Mediciner und der Rector zusammt den Procuratoren der vier Nationen. Gar nicht in Uebereinstimmung stehen wir mit dem, was der Verfasser über das Verhältniß der früheren Schulen zu den Universitäten sagt. Anfangs mag die neue Methode in Paris und Bologna die Universitätsgründungen mit befördert haben. Aber bald schon nicht mehr. Waren denn die Schulen mit chinesischen Mauern umgeben, daß sie unzugänglich gewesen wären für die neue Methode? Hatte diese nur zu sogenannten Universitäten den Weg frei? Und giebt nicht der Verfasser selbst an, daß die Studien an den Schulen in Prag und Erfurt sich schon vor der Errichtung der betr. Universitäten in den neuen Ideen bewegten? Die Universitäten seit dem Ende des 13. Jahrhunderts verdankten ihre Entstehung dem sich immer weiter ausbreitenden Bedürfniß, größere Centralstätten wissenschaftlicher Ausbildung zu besitzen.

Ueber die Quaestiones quodlibeticae.

Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausgegeben von Moriz Haupt. Bd. IX. [1853]. S. 119—126.

Auf mehreren deutschen Hochschulen wurde außer den gewöhnlichen, meistens wöchentlich abgehaltenen Geistesturnieren der academischen Jugend noch jährlich eine disputatio de quolibet (concertatio quodlibetica, disputatio quodlibetaris, oder bloß quodlibetum, auch finde ich in disceptatione quodlibetaria) angestellt, der eine ganz besondere Wichtigkeit beigelegt wurde. In Erfurt dauerte sie mehrere Tage. Auf welche Weise sie eingerichtet war, weiß ich nicht bestimmt. In Paris scheint etwas entsprechendes gewesen zu sein der actus Sorbonicus. Bei diesem präsidierte ein Magister, der die Verpflichtung hatte, mindestens 14 Stunden Rede und Antwort zu stehen, während nur eine Viertelstunde ihm zum Einnehmen eines Mittagsmahles zugestanden wurde. Aehnlich scheint die disputatio quodlibetica in Prag gewesen zu sein, das sich ja auch in seinen übrigen Einrichtungen vielfach nach Paris gebildet hatte. Es ist leicht erklärlich, daß man sich um diese schwierige Arbeit wegzuschleichen suchte, und wir finden daher bereits im 15. Jahrh. strenge Verordnungen, wonach man eventualiter zur Übernahme dieser Pflicht gezwungen werden konnte bei Vermeidung bedeutender Geldstrafen, ja des Ausschlusses aus der Facultät. Nach dem Prager Muster scheint die Einrichtung in Leipzig getroffen zu sein, und auch hier finden wir die bittersten Klagen, daß oft das quodlibet gar nicht zu Stande kam, weil Niemand sich zur Abhaltung desselben bereit finden ließ. Nicht ganz unähnlich mag diese disputatio auch in Heidelberg und Erfurt gewesen sein, denn mehrfach wird gerade der Scharfsinn des praeses besonders betont, ja es ist eine fast zum Titel gewordene Bezeichnung des präsidierenden Magisters: disputator de quolibet acutissimus.

Ueber den Namen sagt du Fresne: quodlibet, quodlibetum. scholasticis, de quo in utramque disseritur partem, ex eo dictum, quia quod libet defenditur. Wenn diese Erklärung des Ursprunges der Benennung richtig ist, so ist doch zu bemerken, daß man gar bald diesen Sinn vergaß, und die Bedeutung damit verband, daß es eine Disputation über alles Mögliche sei. Und das war es in der That auch. So erzählt Conrad Wimpina, worüber 1497 in Leipzig disputiert wurde: de loquendi regulis, de expolitis persuasionibus, de disserendi rationibus, de dialecticis disceptationibus, de mathematicis figuris numeris et dimensionibus, de lineis indivisibilibus, de planetarum adspectibus, de rerum principiis, de naturae efficacibus occultisque proprietatibus, de hominum moribus, de civilibus institutis, de sphaerarum harmoniis, de orbium motricibus, de celorum gyris et impressionibus, de ipsius denique primi entis attributalibus perfectionibus, ac breviter de cunctis rationabiliter adductis quaestionibus: quisquis ingenium proditurus suum in palaestram Deo duce descendemus.

Um nun bei der langen Dauer dieses Actes nicht zu ermüden, wurden, in Erfurt und Heidelberg wenigstens, scherzhafte und belustigende Intermezzos eingeschoben, und zum Schlusse des Ganzen eine oder zwei satirische Reden vorgetragen. So heißt es in der 1515 in Erfurt gehaltenen Schlußrede:

Consuevit enim huiusmodi ludus philosophicus cum quibusdam iucundissimarum rerum amoenitatibus et dulcibus fabulis interspergi tum in quandam festivam et ioci plenam facetiam desinere, quo animi dies iam aliquot severioribus philosophiae studiis occupati et quasi defessi reficiantur et in semet ipsis reviresceant.

Diese scherzhaften, satirisch-didactischen Reden sind es, die uns hier interessieren.

Eine solche wurde im Gegensatze zu den vorhergehenden ernsten Disputationen genannt quaestio (quaestiuncula) minus principalis, und weil sie am Schluß des Ganzen gleichsam angeschoben wurde, quaestio accessoria. Auch wohl den Namen von dem Ganzen borgend quaestio quodlibetica. Daneben heißt es auch quaestiuncula solatiosa, quaestio facetosa, facetiarum et urbanitatis plena.

Der dem ganzen Acte präsidierende Magister wurde genannt praesidens, spectabilis (oder vigilantissimus) dominus disputator, auch disputator de quolibet (oder de quodlibet), dominus quodlibetarius. (Gewöhnlich humanissimus und im Verlauf der Rede wohl: vestra praestabilis humanitas.)

Wer diese Rede halten sollte (was quaestionem determinare, recensere, recitare und in Erfurt scholastico more explicare hieß), scheint, wenigstens formell, nicht in dem freien Willen des Betroffenen gelegen zu haben, so wenig wie die Wahl des Thema. Beides scheint ihm gegeben zu sein.

Hier zeigt sich nun eine Verschiedenheit zwischen Heidelberg und Erfurt, von welchen beiden Orten allein uns derartige Reden bekannt sind. In Erfurt nämlich bestimmte der Vorsitzende sowohl den Redner wie das Thema. So heißt es in der Rede von 1494:

Vires colligo ipsumque mihi per spectabilem virum dominum de quodlibet, insignem meum praeceptorem integerrimum, probleuma propositum et solvendum accedo.

Und in der von 1515:

Vellem profecto humanissime domine Quodlibetarie ad huiusce tam grandis tamque diffusae quaestionis sententiam explicandam alium vestra praestabilis humanitas ad id operae subeundum magis idoneum delegisset, und am Schlusse: Haec sunt humanissime domine quodlibetarie, quae ex vestrae excellentiae mandato ad quaestionis mihi assignatae enodationem affere potui.

Anders war es in Heidelberg. Hier scheint die Wahl des Redners dem Vorsitzenden zugestanden zu haben, während das Thema von einem Baccalaureus gestellt wurde. Paul Olearius in seiner Rede (s. u.) sagt:

Tanta est vestrae prudentiae apud me auctoritas humanissime domine quodlibetarie, ut praeceptis et mandatis vestris nullo pacto contravenire queam, quibus ut quaestionem minus principalem a baccalaureo quodam pridem mihi propositam determinarem, qui . . . . ex me quaesivit.

Und an einer andern Rede heißt es:

Fretus vestra humanitate vigilantissime domine disputator . . . . decrevi accessoriam quandam quaestiunculam nudiustertius mihi a quodam baccalareo oblatam evolvere.

Und am Schlusse einer andern:

His meis ineptiis volui spectabilis domine disputator vobis et baccalario morem gerere.

Den Baccalaureen scheint es noch nicht zugestanden zu haben, selber eine Rede zu halten. Jodocus Gallicus Rubiacensis sagt in seiner Rede:

Id voluit dominus bacularius Nicolaus Germanus Rubiacensis, conterraneus et discipulus meus mihi obtemperatissimus . . . . dum non liceret ei aeque atque mihi hoc loco publice ut vellet huic quaesito satisfacere, credidit id oneris curae et sollicitudini meae.

Vielleicht war es daher als eine Art Ersatz den Baccalaureen gestattet, das Thema aufzuwerfen. Ob der hierzu berechtigte Baccalaureus stets in einem solchen Verhältniß zu dem Redner stand, wie jener Nicolaus Germanus zum Jodocus Gallicus, weiß ich nicht.

Das Thema scheint erst wenige Tage vorher gestellt zu sein (vielleicht zu Anfang der mehrtägigen Disputation); denn mehrfach beklagen und entschuldigen sich die Redner mit Kürze der Zeit, die ihnen zur Ausarbeitung zu Gebote gestanden habe.

Die hier gehaltenen Reden sind nun eine wahre Fundgrube deutschen Witzes und Humors, ein wahrer Schatz sowohl für die deutsche Literatur- wie für die Sittengeschichte. Hier wurden die Gebrechen der Zeit auf die schärfste Weise gegeißelt, und dadurch sind diese Reden ein sehr wesentliches Beförderungsmittel der Reformation geworden. Ebenso wichtig sind sie für die Literatur; sie waren ein jährlich von neuem und frisch aufsprudelnder Lebensquell der komischen Literatur, namentlich der Prosa, und sie geben uns ein Bild von der damals im deutschen Volke lebenden Lust an satirischen Darstellungen. Auch die spätere komische Literatur, sowohl im Ganzen, in Ton und Haltung, wie in einzelnen Stellen, ist nicht völlig zu verstehen ohne eine genauere Kenntniß dieser quodlibetischen Reden, durch deren Kenntniß mehrfach die verwickeltsten Stellen zu lebendigster Anschaulichkeit gebracht werden. Sollte es noch gelingen, mehrere derartige Reden aufzutreiben, oder vielleicht nur ein Verzeichniß der behandelten Themata zu Stande zu bringen, so würde für die Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts ein schätzbarer Beitrag gewonnen werden.

Die mir bekannten derartigen Reden sind die folgenden:

I. in Heidelberg.

Hier wurden in den achziger Jahren des 15. Jahrhunderts unter dem Vorsitze des Jac. Wimpheling zwei Reden gehalten.

1. Monopolium philosophorum, vulgo die schelmezunfft. quaestio accessoria determinata a magistro Bartholomeo Gribo Argentinensi pro excitando ioco solatioque auditorum ut moris est.

2. Monopolium et societas vulgo des liechtschiffs. quaestio minus principalis a Jodoco Gallico Rubiacensi in disputatione quodlibetari excitandi ioci et animi laxandi caussa Heidelbergae determinata[1].

Gedruckt sind sie 1489, Argentinae per Petrum Attendorn, in einer Sammlung satirisch-didactischer Schriften, welche dieser mit Wimphelings Zustimmung herausgab, unter dem Titel Directorium statuum, seu verius Tribulatio seculi. Vergl. Panzer I, 39 Nr. 159 u. I, 92 Nr. 493.

Weit bekannter sind die beiden folgenden Reden, die, wohl in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts, unter dem Vorsitze des Johannes Hilt Rotwilensis gehalten wurden.

1. De fide concubinarum in sacerdotes. quaestio accessoria causa ioci et vrbanitatis in quodlibeto Heidelbergensi determinata a magistro Paulo Oleario Heidelbergensi.

2. De fide meretricum in suos amatores. quaestio minus principalis urbanitatis et facetiae causa in fine quodlibeti Heidelbergensis determinata a magistro Jacobo Hartlieb Landoiensi.

Wohl in Folge einer Flüchtigkeit, die Ebert in seinem bibl. Lexikon sich hat zu Schulden kommen lassen, wird gewöhnlich (selbst noch von Vilmar in seinem Aufsatze über Fischart in Ersch und Grubers Encyklopädie) Jac. Wimpheling für den Verfasser gehalten. Aus den Worten Cratos von Udenheim in der Vorrede läßt sich aber nicht nur Wimphelings Autorschaft nicht beweisen, sondern eher das Gegentheil. Sie lauten Copiam mihi fecit J. W. duarum quaestionum, quae in fine disputationis quodlibetaris in florentissimo Heidelbergensi gymnasio . . . pridem determinatae fuerunt. prima explanat fraudes meretriceas . . . . Bekanntlich ließ Wimpheling es sich sehr angelegen sein, brauchbare Arbeiten Anderer zum Druck zu befördern. — Eine auffallende Uebereinstimmung im Baue beider Abhandlungen ist freilich nicht abzuleugnen, spricht aber mindestens ebenso sehr gegen die Identität des Autors als für dieselbe. Die beiden Verfasser kommen auch sonst noch als Verfertiger lateinischer Gedichte vor.

---

1) Obgleich Wimpheling nicht bei den beiden Reden als praeses genannt wird, indem die zweite gar keinen Praeses nennt, so läßt sich doch als ganz wahrscheinlich nachweisen, daß beide Reden an demselben Tage gehalten wurden.

Gedruckt sind diese beiden Reden wohl zuerst durch Ludwig Hohenwang in Ulm. Vergl. Leo Haßlers Ulmer Buchdrucker-Geschichte. Ulm 1840. f.[1]) Die von Haßler beschriebene Ausgabe ist freilich die Princeps nicht, doch aus derselben Officin wie diese, die schon Ebert kannte (vergl. bibl. Lex.). Dahingegen läßt sich die Vermutung wegen des Druckorts durch anderweitige Beweise stützen, die Haßler nicht zu Gebote standen.

Ich habe beide Paare von Reden in der Ordnung aufgeführt, wie sie gedruckt sind. Gehalten sind beide in der umgekehrten, wie sich aus ihrem Texte mehrfach bestimmt nachweisen läßt; bei dem letztern Paare ist die Umstellung augenscheinlich eine absichtliche, um gleich auf den Titel die Pfaffenconcubinen zu bringen. Sogar die Vorrede wurde aus diesem Grunde in die Mitte geschoben. — Hiernach möchte es nun fast scheinen, als sei jedesmal die erste der beiden Reden genannt quaestio minus principalis, und die zweite quaestio accessoria, was einen ganz vernünftigen Sinn haben würde: aber dem ist nicht so, denn im Texte werden diese Bezeichnungen durchaus promiscue gebraucht, und der Parallelismus in den Titeln ist daher nur Zufall.

Von spätern Heidelberger Quodlibets kenne ich weiter nichts, als die folgende Notiz aus Luthers Tischreden:

Zů Heidelberg im Quodlibet ward disputiert und gefraget, woher die münch kämen. darauf ward geantwortet der teufel wäre der mönche stifter und schöpfer.

II. In Erfurt.

Das Erfurter Quodlibet wird mehrfach erwähnt, und die bei demselben entwickelte Gelehrsamkeit und Kunst der Dialektik gerühmt. Auch sind uns quaestiones, die dort determiniert wurden, erhalten, z. b. die bei Panzer II, 107, 32 angeführten, die 1846 behandelt wurden. Die Art und Weise jedoch, wie wir in Betreff der scherzhaften Dissertationen die Bekanntschaft des dortigen Gelehrtenkreises machen, ist für denselben nicht die schmeichelhafteste; wir bemerken nämlich, daß alle jene Herren sich von einem dreisten Plagiator betrügen ließen.

Es kam nämlich im Jahre 1494 in Erfurt das folgende, wie mir scheint, noch Niemand zu Gesicht gekommene Druckstück heraus:

Quaestio fabulosa, recitata per magistrum Johannem Schram ex Dachaw Inclyto in Gymnasio Erffordiensi sub disputatione quotlibetari Presidente pro tunc concertationi quotlibeticae Venerabili magistro Johanne Ganss ex Herbsteyn, theologiae baculario. 1494.

Diese Rede nun ist weiter nichts, als eine schülerhafte, mit geringen Ausnahmen wörtliche Zusammenkoppelung der beiden oben erwähnten

1) Ein kleines Versehen im Namen; vielmehr Konr. Dieterich Haßlers 2c., S. 71 fg. A. d. H.

Disputationen des Gribus und Jodocus Gallus, indem der Compilator die des letztern in die des erstern hineinzuarbeiten sich bemühte, was ihm meistens sehr schlecht gelang, und indem er beiden als Einleitung die Vorrede zu des Poggius Facetien vorsetzte, die bekanntlich 1491 in Leipzig bei Kacheloven herauskamen. Neu und daher möglicher Weise von Schrams eigener Fabrik ist nur die eingeschobene Geschichte des Schwinkontzius des Stiffters der Schweinezunfft (denn dazu macht der Niederdeutsche die Schelmenzunfft des Gribus).

Um so erfreulicher ist die nächste mir bekannte Erfurter Scherzrede:

De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda. quaestio facetiarum et vrbanitatis plena quam pulcherrimis optimorum scriptorum flosculis refecta, in conclusione Quodlibeti Erphurdiensis Anno Christi M.D.XV. Circa autumnale aequinoctium scolastico more explicata. (a. e. 1516.)

Diese treffliche Arbeit ist gleich nach ihrem Erscheinen mehrfach nachgedruckt worden. Nebenbei erwähne ich, daß die Ansicht derer, die diese Rede dem Eobanus Hessus zuschreiben möchten, sicher falsch ist, denn dieser wird in der Rede selbst erwähnt und ein Gedicht von ihm vorgetragen.

Ich habe Anstand genommen, unter den Universitäten, an denen diese satirischen Intermezzos oder Schlußreden gehalten wurden, Leipzig zu nennen. Allerdings wurde auch hier das quodlibetum feierlichst begangen, und wir haben noch gedruckte Thesen aus jenem Acte (z. B. Panzer I, 491. 183), sowie noch zwei bei einer solchen Gelegenheit, 1497, unter dem Vorsitze des Henricus Grevo Gottingensis gehaltenen Reden, eine religiös-feierliche von Conrad Wimpina und eine andere des Matthaeus Lupinus Calidomius de poetis a republica minime pellendis. (Panz. I, 498, Nr. 256.) Jene erstere (Panz. I, 488, 148) oratio invocatoria in missa quodlibeti Lipsiensis ist fast ohne alles Interesse, die letztere in mancher Beziehung vortrefflich; aber beide sind durchaus ernsten Inhalts, und konnten schon ihrer Länge wegen (die letztere dauerte sesquihoram) schwerlich animi relaxandi causa gehalten werden. Freilich fielen sie beide auch nicht ans Ende der ganzen Disputation. — Übrigens ist der Bau der Rede, das Verhältniß des Redners zum Vorsitzenden wie in Erfurt.

Sodann finde ich noch erwähnt

G. Bruns oratio quodlibet. de Concubinariis Sacerdot. Colon. 1566.

Wie lange sich diese Sitte auf den Universitäten erhalten hat, weiß ich nicht; es scheint mir aber, daß sie zu Ende des 16. Jahrhunderts noch existierte. Fischart sagt in der Vorrede zu seiner Geschichtsklitterung:

.... die in Schulen mit deponieren, vñ Quodlibeten: welche weiß wie die quodlibetarii fürgeben auch St. Augustin soll gebraucht haben, vñ gewiß St. Thomas von Aquauino.

Zarncke, Friedrich, die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Charakteristik derselben mitgetheilt. 1. Beitrag. Leipzig, 1857. T. O. Weigel. (X, 266 S. gr. 8.) geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1857, Nr. 49, Sp. 771—773.

Unter vorstehendem Titel beabsichtige ich, eine Reihe von Beiträgen, Quellen und Untersuchungen zur Characteristik und Geschichte der Deutschen Universitäten im Mittelalter ausgehen zu lassen, die bezwecken sollen, uns die Universitätsverhältnisse jener Zeit, sowohl was die Lehrthätigkeit, wie was die Universitätsverfassung und das gesellige Leben, in den Bursen und Collegien angeht, in lebendige Anschauung zu rücken.

Das vorliegende Bändchen enthält zuerst (S. 1—48) den Wiederabdruck eines sogenannten Manuale scholarium, d. h. einer, seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts ganz in Vergessenheit gerathenen, Anweisung für den die Universität beziehenden Scholaren, sich in jeder Lage, die seiner etwa wartete, gewandt zu betragen und im Studentenlatein jener Zeit geläufig auszudrücken. Daher wird alles Mögliche, was unter den jungen Leuten vorkommen konnte, in Form von Gesprächen durchgegangen, und daher ist das Büchlein eben so wichtig für die Sittengeschichte der Universitäten, wie für die Geschichte des mittelalterlichen Latein, welches letztere gerade in der Gestalt, die es auf den Universitäten, im geselligen Leben wie im Geschäftsleben, angenommen hatte, noch immer am wenigsten berücksichtigt wird. Der Schauplatz des Büchleins ist Heidelberg und die Zeit etwa das Jahr 1480.

Wie eine Art Ergänzung gehört hierzu der Leipziger Libellus formularis (S. 155—209), der hier zum erstenmale gedruckt erscheint, eine für den Leipziger Universitätssecretair im 15. Jahrhundert von Joh. Fabri [alias Obermayr] de Werdea angelegte Sammlung von Formularen für Mandate, Zeugnisse und Briefe aller Art, die ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben des Studentenvölkchens in jener Zeit aufrollt. Über den Sammler (und in den meisten Fällen auch wohl Abfasser), der auch in unserer deutschen Literaturgeschichte als Verfasser deutscher gereimter Sprichwörter (proverbia metrica et vulgariter rhythmisata) einen guten Klang hat, und von dem man bisher so gut wie Nichts wußte, bringen die Anmerkungen mancherlei biographisches Material aus den Acten der Leipziger Universität, welches Referent gegenwärtig noch dahin vermehren kann, daß die erwähnte Disputatio de quolibet im Jahre 1502 stattfand, also zu einer Zeit, wo Fabri bereits des Universitätssecretariates entsetzt war, und daß er hier noch baccalaureus utr. juris genannt wird, das Doctorat also erst später erwarb; ein Georgius Obermayr de Werdea, vielleicht ein Verwandter des Johann Fabri, ward 1512 im Sommer in Leipzig immatrikulirt, aber bereits 1515 im Winter excludiert. Als Anhang sind vier Actenstücke mitgetheilt, welche die Fehde der Leipziger Schustergesellen gegen die Universität im Jahre 1471

betreffen, von dem Fehdebriefe der Schuster bis zur definitiven Verurtheilung derselben.

Den Haupttheil des Büchleins aber nehmen die sogenannten Quaestiones fabulosae ein. Auf den Universitäten pflegte alle Jahre, hie und da nur alle 4 Jahre, ein großartiges Disputationsturnier, ein scholastisches Schauturnen, vorgenommen zu werden, die disputatio de quolibet, die mehrere Tage dauerte. Um durch die lange Dauer die Zuhörer nicht zu ermüden, ward es gestattet (wenigstens in Wien, Köln, Heidelberg und Erfurt), während der Pausen und am Ende scherzhafte Themata humoristisch zu behandeln; man nannte sie quaestiones minus principales, auch accessoriae, fabulosae, facetosae. Auf diese Sitte, die völlig vergessen war, habe ich bereits früher einmal aufmerksam gemacht; hier habe ich die Nachrichten über dieselbe gemehrt, und zugleich von derartigen scherzhaften quaestiones mitgetheilt, was mir bekannt geworden ist. Es sind 4 Heidelberger Scherzreden, von denen je zwei 1488 und 1500 gehalten wurden, und 2 Erfurter, 1494 und 1515 gehalten. Die Heidelberger Scherzreden von 1500 (de fide meretricum und de fide concubinarum) und die letzte Erfurter (de generibus ebriosorum) sind als Curiosa nie ganz in Vergessenheit gerathen; aber, daß es wirklich gehaltene Reden waren, hat Niemand mehr beachtet, ja, man hielt sogar die Namen der beiden Heidelberger Redner für Pseudonyma und die Reden für Schriften Wimpheling's, der sie nur zum Drucke beförderte, wie er dies eben so bei den beiden Heidelberger Reden von 1488 that. Diese (Monopolium des Leichtschiffes und Monopolium der Schelmenzunft) sind wohl erst von mir wieder hervorgezogen worden. Sie waren mit Unrecht vergessen; mit Recht dagegen die Erfurter Rede von 1494 (Monopolium der Schweinezunft), die zusammengestohlen ist aus den Heidelberger Reden von 1488 und aus des Poggius Facetien; ich habe sie nur der Vollständigkeit wegen wieder abdrucken lassen, und weil sie ein interessantes Zeugniß abgiebt, wie isoliert und von der humanistischen Bewegung (die auch in diese Scherze Geist und Leben brachte) abgeschlossen Erfurt damals noch war. Abgesehen von dem Interesse, welches diese Reden als Zeugen einer uns seltsam erscheinenden academischen Sitte gewähren, sind sie von Werth, einmal wegen ihres bedeutenden humoristischen Gehaltes — noch Fischart steht unter ihrem Einflusse —, sodann ganz besonders als Zeugniß ablegend von dem frischen, aufgeweckten, zur Satire und Opposition geneigten, daneben aber zugleich von heiligem Ernste für die Studien und Wissenschaften erfüllten Geiste, der die Kreise der Humanisten bereits im 15. Jahrhundert beseelte. F. Z.

Ueber

Geschichte und Einheit der philosophischen Facultät.

Reden, gehalten in der Aula der Universität Leipzig beim Rectoratswechsel am 31. October 1881. Leipzig Druck von Alexander Edelmann, Universitäts-Buchdruckerei. S. 17—36.

Hochverehrte Anwesende!

Unter den vier Facultäten, in welche nach altüberlieferter Weise die deutschen Universitäten sich gliedern, trägt diejenige, der ich anzugehören die Ehre habe, die s. g. philosophische, einen von den übrigen augenfällig abweichenden Charakter. Während die drei s. g. oberen Facultäten einen engeren, ziemlich sicher begränzten Kreis umfassen, scheint es bei der philosophischen an einer Gränze ganz zu gebrechen. Außer der Wissenschaft, auf die ihr Name zunächst hinweist, finden wir in ihr vertreten das gesammte Gebiet der Sprachen soweit es wissenschaftlicher Erörterung zugänglich geworden ist, die Geschichte und Kunstgeschichte, die Staatswissenschaften und Nationalökonomie, die Pädagogik, die gesammten Naturwissenschaften mit alleiniger Ausnahme der Physiologie, die Mathematik und Astronomie, neuerdings auch die Landwirthschaftslehre, unter deren Fittichen wieder technologische Disciplinen und selbst die Thierheilkunde bei uns Unterschlupf gefunden haben. Das ist in der That eine bunte Mannigfaltigkeit, für die ein einheitlicher Mittelpunct sich zunächst nicht zu bieten scheint [1]), und man darf den academischen Scherz nicht so übel nehmen, der unsere Facultät wohl einmal die Universitätsrumpelkammer getauft hat, in die eben Alles hineingepackt werde, was man anderweitig nicht recht unterzubringen wisse. Es lohnt sich wohl, die Frage zu erörtern, ob in dieser neckenden Bezeichnung etwa ein Körnchen Wahrheit enthalten sei. War vielleicht die philosophische Facultät von Anfang an jene bequeme letzte Kategorie, ohne die eine systematische Gliederung in der Praxis nicht scheint auskommen zu können? jenes letzte Capitel, das wir wohl „Vermischtes“ oder „Allerlei“ oder sonstwie zu benennen pflegen? Und wenn dies nicht der Fall war, welches war die ursprüngliche Einheit? und wie ist aus dieser die gegenwärtige, scheinbar so verwirrende Vielgliedrigkeit geworden? oder steckt doch in dieser vielleicht noch eine Einheit? Auf diese Frage lassen Sie uns heute versuchen die Antwort zu finden.

Wenn wir uns über den ursprünglichen Zweck einer Organisation, eines Ordens, einer Zunft, einer Corporation, unterrichten wollen, so wird es zunächst gerathen sein, uns darnach umzusehen, ob dieselbe ein altüberliefertes Erkennungszeichen besitzt, ein Symbol, ein Wappen, ein Siegel. Denn zweifelsohne werden die Gründer in einem solchen ihre Gedanken über die Tendenz ihrer Stiftung niederzulegen versucht haben. Derartige Symbole nun besitzen die vier Facultäten unserer Universität in ihren Siegeln, und gleich die drei oberen täuschen uns nicht in unsern Erwartungen. Da zeigt

uns das theologische Siegel den geistlichen Hirten, das juristische die Vertreter des päpstlichen und kaiserlichen Rechtes, auf dem der Medieiner fehlt es nicht an der Mörserkeule des Apothekers und an dem bekannten Glase des Arztes. Was aber bietet uns die philosophische Facultät?

Wir besitzen ihr Siegel auf unserm Archive noch in seiner ursprünglichen Gestalt, von roher Arbeit, zwei Felder enthaltend. Das obere stellt, um es gleich richtig zu sagen, einen ältlichen Mann dar, der einen Knaben auf dem Schoße hat; das untere zeigt drei Figuren, wieder einen ältlichen Mann mit einem rundlichen Instrumente in der Hand, in lehrender Haltung, vor sich zwei jüngere, wie es scheint in den Händen Tintenfässer haltend.

Dies zu deuten ist man seit Anfang des vorigen Jahrhunderts beflissen gewesen, und in einer unserer Facultät recht schmeichelhaften Weise. Eine Abbildung v. J. 1709, die bei Gelegenheit des damaligen Universitätsjubiläums erschien, faßt das rundliche Instrument auf dem untern Felde als einen Hirtenstab, sieht also in seinem Träger einen Bischof, einen Geistlichen; aus der Figur ihm gegenüber macht sie, freilich ohne erkennbare Anknüpfung, einen Juristen. Wie sie aber dann die Person in der Mitte gedeutet, das erräth wohl so leicht Niemand. Es soll der König Salomo sein, und dieser als Symbol der philosophischen Facultät gelten: also die philosophische Facultät, den Herren Theologen und Juristen die Tiefen salomonischer Weisheit eröffnend. An der philosophischen Belehrung der Herren Medieiner scheint der Deutende verzweifelt zu haben. Bald darauf trat auch eine Deutung des obern Feldes auf. Man glaubte nun auf ihm die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde zu erblicken, und da diese das Symbol des Rectoratssiegels ausmacht, so sah man auf jenem oberen Felde die Anerkennung ausgesprochen, daß die philosophische Facultät die eigentlich dominierende der Universität sei.

Das war eine stolze Deutung, und wir Mitglieder der philosophischen Facultät könnten uns dieselbe schon gefallen lassen, aber richtig war sie nicht. Denn das erwähnte rundliche Instrument ist ganz deutlich ein Astrolabium älterer Construction, und damit ist die Erklärung des untern Feldes gegeben. Es bezeichnet die Lehre der mathematisch-astronomischen Wissenschaften, jener vier höheren Disciplinen, die man unter dem Namen des Quadrivium zusammenfaßte; Jünglinge sind es, die den Unterricht empfangen. Und dem gegenüber erklärt sich nun auch das obere Feld ohne Weiteres; es stellt den bekannten παιδαγωγός dar, der einen Knaben in den Anfangsgründen unterrichtet; es ist die disciplina incunabulis, das s. g. Trivium, das hier symbolisiert wird. Gemeinsam also geben beide Felder die s. g. septem artes liberales, wie denn ja auch die höchste Auszeichnung unserer Facultät, das Magisterium oder, wie wir es seit einigen Decennien um der Gleichheit mit den andern Facultäten willen nennen, das philosophische Doctorat, seine Träger noch heute als Magistri liberalium oder bonarum artium prädiciert.

In der Aufgabe, diese zu lehren, erkannten also die Gründer unserer Facultät deren eigentlichen Zweck ausgesprochen.

Mit dieser Hindeutung aber werden wir hinausgewiesen in eine Perspective von nahezu 2000 Jahren, mitten hinein in die Blüthezeit des classischen Alterthums auf römischem Boden. Lassen Sie uns an den Ausgangspunct dieser Entwicklung treten.

Es war um die Zeit bald nach dem zweiten punischen Kriege, als sich der römischen Gemüther die Vorliebe für die griechische Bildung zu bemächtigen begann. Vergebens lehnte sich der altrömische Geist gegen diese Invasion auf, die ihm als eine Vergiftung erschien. Der unversöhnlichste Feind griechischer Bildung, Marcus Porcius Cato, faßte noch einmal den Inhalt des dem Altrömer Wissenswerthen in seinen praecepta ad filium kurz zusammen. Er handelte über die wesentlichsten Dinge des practischen Lebens, über den Landbau, über Kriegskunde, über Heilkunst, gab Rechtsbelehrungen und Anweisungen zur Beredtsamkeit, die in dem schönen und für ihn charakteristischen Satze gipfelten: rem tene, verba sequentur. Aber der Reiz des Neuen und der feine geistreiche Anstrich der griechischen Bildung überwogen, und kaum waren hundert Jahre nach Cato's Tode dahingegangen, so hatte sie einen völligen Sieg über das Altrömerthum davongetragen. Was sie an sachlich Neuem brachte, waren besonders die s. g. mathematischen Wissenschaften, also das später s. g. Quadrivium, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und daneben Musik umfassend, deren Behandlung ganz wesentlich eine mathematische war. Weit wichtiger aber war, daß sich nun auch auf römischem Boden ein ganz neuer Begriff entwickelte, der des wissenschaftlich durchgebildeten Mannes, der Begriff einer wissenschaftlichen Vorbildung, die dem praktischen Berufe vorangehen, ihn höchstens vorbereiten, von ihm sonst aber unabhängig sein sollte. In Griechenland war dieser Begriff bereits geläufig gewesen, wenn auch in den Einzelheiten noch nicht streng systematisch gegliedert, auf römischen Boden verpflanzt gehörte er nunmehr der Weltgeschichte an. Mit ihm haben wir es hier zu thun, er ist, um es gleich zu sagen, der Keim der philosophischen Facultäten geworden.

Nicht gleich zwar war er in voller Reinheit herausgearbeitet. Als zum ersten Male Marcus Terentius Varro, der Zeitgenosse des Caesar und Cicero, in einem encyclopädischen Werke der neuen Bildung Rechnung trug, bot er allerdings bereits in reinlicher Systematik das volle Trivium und Quadrivium, aber diese Disciplinen erschienen bei ihm noch verbunden mit zwei rein practischen, der Baukunst und der Medicin. Erst einer späteren Zeit gelang es, die allgemein bildenden Elemente rein herauszuschälen. Dies geschah durch den Afrikaner Martianus Capella, der m. E. nicht nach, sondern vor Augustin anzusetzen ist[2]). Er erst entfernte Baukunst und Medicin aus dem System des Varro, weil, wie er sagt, sie nur irdischen Zwecken dienten, mit dem

Himmlischen Nichts zu thun hätten. Er also zuerst bot die septem artes als geschlossenes System, in jenem Werke, das den wunderlichen Titel führt: Von der Vermählung der Philologie mit dem Mercur, de nuptiis Philologiae et Mercurii. Martian steht bei unsern Philologen und Philosophen übel angeschrieben; ich meine doch mit Unrecht. Obwohl seine Sprache die Schwächen der späteren Latinität nicht verleugnet, so kann ich doch nicht finden, daß seine Excurse pueril seien, und die seinem Werke und jenem Titel zu Grunde liegende Auffassung erscheint mir groß und edel gedacht. Die Philologie bedeutet ihm, in Anknüpfung an den Begriff des λόγος in der Lehre der Neuplatoniker, das höchste Erkenntnißstreben des menschlichen Geistes. Dieses soll als ein göttliches gekennzeichnet werden, indem es durch die Vermählung mit dem klugen und vielgewandten Götterboten eingeführt wird in die Welt der Unsterblichen. Am Hochzeitsfeste schenkt nun der junge Gatte seiner Anvermählten 7 Mägde, und diese 7 Mägde sind eben jene 7 Disciplinen des Trivium und Quadrivium, die also nur als die Dienerinnen des höchsten Erkenntnißtriebes aufgefaßt werden, nicht als trügen sie, wie wohl selbst heute noch Mancher es sich einbildet, ihren Zweck in sich selber. Das ist doch gewiß eine tiefsinnige Idee. Dies Buch nun erlangte bald ein canonisches Ansehen und ward das grundlegende Werk für die Bildung des Mittelalters. Bereits dem Gregor von Tours galt es als solches, Notker III. von St. Gallen hat es ins Deutsche übertragen und commentirt, Wibald von Corvey in ihm den Inbegriff aller Schulweisheit erblickt, und noch Ulrich von Hutten begrüßte eine neue Ausgabe desselben mit denselben Prädikaten. Eine Unzahl von Handschriften, von Erwähnungen und Benutzungen beweist den allgemeinsten Gebrauch, und Boethius, Cassiodor, Beda und Alcuin, die später ähnliche Werke verfaßten, haben nie eine so maßgebende Bedeutung erlangt.

Als Träger dieser encyclopädischen Bildung der septem artes fühlten sich also im Jahre 1409 die Männer, welche unsere Facultät begründeten. Sie waren dabei formell in ihrem Rechte, materiell schon nicht mehr so ganz.

Formell waren sie es, denn zum Trivium und Quadrivium zurück führte in der That der Entwicklungsgang ihrer Facultät, ja der der ganzen Universität.

Die europäischen Universitäten haben einen doppelten Ausgangspunct. Sie sind zum Theil entstanden aus juristischen und medicinischen Fachschulen, so Bologna, Salerno, Montpellier. Ein anderer Theil aber ist hervorgegangen aus jenen höhern Schulen, in denen die allgemeinere wissenschaftliche Vorbildung überliefert, in denen außer dem Trivium auch das Quadrivium gelehrt wurde. Solcher Schulen gab es im Beginn des Mittelalters, zumal in Frankreich, nicht wenige. Aus ihnen wurden später die philosophischen Facultäten, und ihre Führerin zur Universitätsentwicklung ist Paris

geworden. Sämmtliche deutsche Universitäten sind dann nach dem Muster dieser, direct oder indirect, gestiftet worden. In ihnen allen ist, wie in Paris die philosophische Facultät, oder, wie sie sich ihrem Ursprunge nach richtiger nannte, die **Facultas artium**, die Artistenfacultät, die Grundlage, die drei oberen waren nur hinzugetreten, halb als Gäste; sie wurden als höhere respectiert, aber ihrerseits hatten sie wieder die **Facultas artium** als ihre unausweichliche Voraussetzung, als ihre **pia nutrix** anzuerkennen. Der academische Grad, ursprünglich bekanntlich nicht ein Titel, sondern die Ertheilung der Lehrbefugniß, sollte in den obern Facultäten eigentlich erst gewährt werden, wenn er vorgängig in der philosophischen erlangt worden war. Am treuesten haben dies bei uns bis vor nicht langer Zeit die Mediciner eingehalten; die Juristen, die in früheren Jahrhunderten gerne centrifugalen Tendenzen huldigten, haben sich diesem Verlangen frühe entzogen. Aber unangetastet blieb das Gesetz, daß nur das Magisterium der Artistenfacultät die eigentlichen Universitätsrechte gewährte. Noch vor wenigen Decennien konnte nur, wer Magister war, Rector werden, nur ein solcher den Nationen angehören, nur er an den Einkünften der Universität Theil haben. Ja, bis vor wenigen Jahren wies noch unser Vorlesungsverzeichniß jene alte grundlegende Bedeutung der philosophischen Facultät auf, indem die Vorlesungen dieser denen der drei oberen Facultäten vorausgingen, und unter dem Titel „Allgemeine Studien“ den sog. „Facultätsstudien“ entgegengestellt wurden.

Also formell war die Leipziger Facultät im Jahre 1409 vollaus in ihrem Rechte, wenn sie sich als die Vertreterin der septem artes betrachtete. Materiell aber nicht mehr so ganz. Denn die Zeit war bereits hinausgeeilt über jene 7 Disciplinen. Allerdings vorhanden waren sie noch. Sehen wir uns das Vorlesungsverzeichniß unserer Facultät an, wie es aus Prag mit gebracht wurde und wie es das ganze 15. Jahrhundert hindurch im Gebrauch geblieben ist[3], so finden wir darin auf dem Gebiete des Triviums für die Grammatik den Priscianus brevior, später auch wohl den Donatus minor oder die secunda pars des Alexander de villa Dei, für die Dialectik die Tractate des Petrus Hispanus, und die Logik des Hesbrus (wohl eigentlich Hentisberus), für die Rhetorik irgend einen liber rhetoricalis (doch nicht immer genannt); ferner auf dem Gebiete des Quadriviums für die Geometrie den Euclid und die sog. perspectiva communis, für die Arithmetik die arismetrica communis, für die Astronomie die sphaera materialis des Johannes de Sacrobosco und die theorica planetarum, für die Musik endlich die musica des Johannes de Muris. Aber diese Vorlesungen schwimmen wie verloren in einer sie weit überwiegenden und überwogenden Anzahl anderer. Was sind das für Vorlesungen und woher waren sie gekommen?

Hier werden wir hingeführt auf einen der bedeutsamsten, wenn nicht den allerbedeutsamsten Vorgang im wissenschaftlichen Geistesleben des Mittel-

alters. Jener große Denker des Alterthums, den Heinrich Heine mit einem so treffenden, nur für diese Stelle etwas zu kräftigen Epitheton belegt hat (Romanzero 1851, S. 234; Jehuda ben Halevy III, 8), Aristoteles, war aus dem Nebel halben Vergessens wieder in voller Gestalt hervorgetreten, und hatte seinen eigenen Platz in Anspruch genommen vor jenen Schriftstellern, die doch meist nur seine Excerptoren gewesen waren.

Wir wissen, daß dieser Umschwung seit der Mitte des 12. Jahrhunderts allmählich eingetreten war, daß er durch Friedrich II. in bedeutsamer Weise gefördert ward, und daß er im Laufe des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum Abschluß gelangte. Schon ein Pariser Statut von 1215, das freilich nur kurze Zeit als Programm der Opposition in Geltung blieb, weist dem Aristoteles ein ziemlich weites Terrain an; als seit der Mitte des 14. Jahrhunderts unsere deutschen Universitäten gegründet wurden, war der Proceß schon entschieden, damals stand Aristoteles bereits als Alleinherrscher da.

Wie sehr, das beweist ein Blick auf das schon genannte Vorlesungsverzeichniß. Von den 24 Vorlesungen, die zur Erlangung des Magistergrades obligatorisch waren, bestanden 15 in Erklärung einzelner Werke des Aristoteles, und von den sämmtlichen auf uns gekommenen Schriften dieses kann ich nur die wenigen über die Thiere (περὶ τὰ ζῶα ꝛc.) nicht mit Sicherheit in unserm Cursus nachweisen.

Wenn also unsere würdigen Vorgänger im Jahre 1409 das Trivium und Quadrivium in ihrem Siegel zur Darstellung brachten, so übersahen sie, daß sie einen wichtigen, damals schon den wichtigsten Theil ihres Wissens und Lehrens nicht mit zum Ausdruck brachten. Ihr Lehrinhalt war nicht mehr ein zweigliedriger, er war ein dreigliedriger geworden, und diese drei Glieder hießen: Trivium, Quadrivium und Aristoteles. Es war an Stelle einer artistischen Facultät in der That bereits eine philosophische getreten, und es ist nur merkwürdig, das sie damals nicht auch diesen Namen schon führte. Aber noch immer hieß sie Facultas artium, wie die alte Pariser, und der Name der philosophischen trat wenigstens bei uns erst ein, als jenes Uebergewicht der Philosophie bereits wesenlich wieder abgemindert war. Zum ersten Male finde ich den Namen Collegium philosophicum im Jahre 1550, aber noch bis ins 17. Jahrhundert hinein nicht selten den althergebrachten. Freilich mag die Sprache des täglichen Lebens der officiellen vorausgeeilt sein.

So war der Lehrstoff mächtig gewachsen. Aber die Auffassung, daß er eine Einheit ausmache, daß er in seiner Totalität den geistigen Inhalt des wissenschaftlich gebildeten Mannes abzugeben habe, diese Auffassung war noch immer lebendig. Sie documentierte sich am schlagendsten durch eine Bestimmung, die uns heute unglaublich erscheint: jeder Lehrende innerhalb der Facultät mußte jede der vorgeschriebenen 24 Vorlesungen ihres Cursus zu

halten im Stande sein. Die Vorlesungen wurden halbjährlich, zu Zeiten durch das Loos, zu Zeiten durch Wahl, unter die Mitglieder der Facultät vertheilt. Das waren die Lectiones volventes, die „walzenden" Vorlesungen, die nach kurzen Uebergangsstadien erst im Jahre 1557 aufgehoben worden sind.

Wie sah es nun mit der in dem neuen Cursus gebotenen wissenschaftlichen Bildung aus? Sie trug einen überaus merkwürdigen Character. In der Dialectik hatte der Meister der formalen Logik seinen Einzug in den Cursus der septem artes gehalten, seine logischen und dialectischen Schriften waren und blieben es auch, die den maßgebendsten Einfluß auf die Geister gewannen. So haben die Fragen der formalen Logik ein paar Jahrhunderte hindurch in dem Vordergrunde des geistigen Interesses gestanden. Während wir heute wohl geneigt sind, die Logik mit den bekannten Worten des Mephistopheles von uns abzuhalten, waren die Köpfe damals ganz und gar angefüllt mit logischen Kategorien. Die mannigfaltigen Arten des Urtheils, die verschiedenen Schlußfolgerungen waren die Parole, und der Scharfsinn suchte sich auf diesem Gebiete in tausend und abertausend neuen Feinheiten und Spitzfindigkeiten zu üben. In Wirklichkeit verließ man die Geleise des Meisters, indem man ihn zu überbieten suchte, und bis zu krankhafter Verirrung steigerte sich jenes Bemühen durch die solennen Disputationen auf den Universitäten. Die Artistenfacultät ward zur Arena, die Lehrer wie die Studirenden zu kampfgeschulten Gladiatoren. Kaum dürfte sich in der Geschichte des Denkens ein größerer Unterschied auffinden lassen, als wenn wir den geistigen Inhalt eines damaligen Kopfes vergleichen wollten mit dem eines heutigen. Da der Lebende bekanntlich stets Recht hat, so fühlen wir uns heute zu einem vornehmen Lächeln über jene Wendung des geistigen Interesses berechtigt, die uns werthlos und unfruchtbar erscheint. Würden wir aber einen Repräsentanten jener Zeit leibhaftig unter uns zu citiren vermögen, er würde vor uns keineswegs die Waffe ins Korn werfen. Unsere Eisenbahnen und Telegraphen würden ihm imponieren, unsere Geistesbildung wenig. Schon daß wir wissenschaftliche Gegenstände nicht mehr in der vornehmen, exclusiven Sprache der Gelehrten verhandeln, würde seine Achtung herabstimmen. Was uns wissenschaftlich beschäftigt, die correcte Feststellung des Thatsächlichen in Natur und Geschichte, das würde er für Bagatelle erklären; daß aber nicht mehr ein Jeder von uns im Stande ist über die Vorgänge seines Denkens und Schließens Rechenschaft zu ertheilen und über alle logischen Finessen Auskunft zu geben, einen eleganten Schluß zu construiren, mit Gewandtheit dem Gegner ein Bein zu stellen und selber mit kunstvollem Geschick sich aus der Schlinge zu ziehen, das würde ihn mit voller Verachtung für eine so bedauernswerthe Degeneration seiner Nachkommen erfüllen.

Eine Opposition gegen diese Richtung hat sich allerdings schon früh, fast von Anfang an, geltend gemacht, und der Geist des classischen Alterthums war es, auf den sie sich stützte. In Frankreich trat der Gegensatz schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hervor: Orleans, die Universität der „Autoren“, galt als die berufene Gegnerin des aristotelisierenden Paris. In Italien haben dann die Humanisten von allem Anfang an das Ueberwiegen der logischen Disciplinen und die Art ihrer Behandlung angefochten, desgleichen die deutschen. Aber lange machte die Scholastik, im sichern Besitze der Katheder, den Angriffen gegenüber einfach die Augen zu, auch hier in Leipzig, wo im Beginn des 16. Jahrhunderts der Kampf erbittert herüber und hinüber wogte, bis die Einführung der Reformation die alte Richtung aus dem Sattel hob, die freilich in manchen Symptomen noch bis in die letzten Decennien bei uns fühlbar geblieben ist.

Wir überspringen die Schwankungen der Uebergangszeit. Mit der Reorganisation unserer Universität im Jahre 1557 treten wir definitiv in die neue Zeit ein. Damals wurden, wie angegeben, die walzenden Lectionen definitiv abgeschafft, indem bestimmt wurde, daß der einmal ertheilte Lehrauftrag nur aus besonderen Gründen zurückgezogen werden dürfe. Es wurden 9 solcher Lehraufträge festgesetzt: das sind jene 9 Professuren alter Stiftung, die die meisten von uns noch gekannt haben. Zunächst freilich hatte die neue Einrichtung eine höchst unerwartete Folge. Da in der Universität volle Freiheit waltete, sich aus der Artistenfacultät in eine der obern hinüber zu habilitieren, so kam dies auch bei solchen Männern vor, die von der philosophischen Facultät mit Lehrauftrag betraut waren, die mit andern Worten eine philosophische Professur inne hatten. Vergebens lamentierte die Facultät hinter diesen Auszüglern her, die sich mit einem so werthvollen Packen Facultätseigenthum über die Grenze gemacht hatten. Auf eine energische Klage erforderte der Churfürst im Jahre 1615 Bericht von den obern Facultäten, aber der geheimräthlichen Weisheit dieser gelang es, die doch so sonnenklare Beschwerde der Artisten zu eludiren. So konnte es also vorkommen, daß der philosophische Cursus in seinen Vertretern durch sämmtliche 4 Facultäten vertheilt war. Auch Reverse halfen nicht. Noch zur Zeit, als Goethe bei uns studierte, war z. B. der Professor der Eloquenz (Ernesti) Mitglied der theologischen Facultät. Noch ein anderer Umstand ist in Betreff der nunmehrigen Gestaltung des Cursus zu erwähnen. Nicht immer war jeder Lehrauftrag einem besonderen Gelehrten zuertheilt. Man legte auch wohl zwei zusammen. Der doppelt Betraute pflegte dann wohl die eine Professur für die Hälfte des festgesetzten Gehaltes zu vertreten, was der Facultätssäckel, aus dem die Besoldungen flossen, höchst angenehm verspürte. So entsprach keineswegs immer die Zahl der Professoren der Zahl der Professuren.

Doch sehen wir von diesen Aeußerlichkeiten ab und wenden wir uns zum Cursus selber. Wie verhalten sich die nunmehr gegründeten 9 Lehraufträge zu jener früheren Dreitheilung, die wir als Trivium, Quadrivium und Aristoteles unterschieden?

Das Trivium sehen wir in voller Ausrüstung. Je eine Professur der Grammatik, der Dialectik und der Rhetorik ist ihm gewidmet[1]). Um so stiefmütterlicher finden wir das alte Quadrivium behandelt. Die Musik ist ganz in Wegfall gekommen, Astronomie und Arithmetik sind zusammengeworfen, das Quadrivium hat also nur noch 2 Professuren behalten. Für die Lehre des Aristoteles sind 3 Professuren bestimmt, eine für das Organon, eine für die Ethik und Politik, eine dritte für die Physik. Dazu kam, die Neunzahl erfüllend, eine Neuschöpfung aus dem humanistischen Lager, die Professur der Poesie, also der Anfang einer neuen, einer vierten Gruppe.

Lassen Sie mich in kurzer Zusammenfassung dem weiteren Schicksale dieses Cursus folgen. Das Trivium blieb im Besitze seiner 3 Professuren, nur änderte die Professur der Rhetorik ihren Namen in den der Eloquenz, ebenso blieben die 3 Professuren des Aristoteles, obwohl sachlich der Meister allmählich mehr und mehr in den Hintergrund trat. Mit dem alten Quadrivium aber ging es immer mehr abwärts. Man begnügte sich bald für dasselbe mit nur einer Professur der Mathematik. Dagegen vermehrte sich die vierte Gruppe, die Gruppe der Neuschöpfungen, wenn auch nur um 3 Professuren. Im Jahre 1581 ward ein Lehrauftrag für Geschichte gegründet, der freilich meist mit einer andern Professur verbunden blieb; factisch machte ihm, wenn auch nicht gleich anfangs, eine Professur des Quadriviums Platz; im Jahre 1808 ward eine Professur der historischen Hülfswissenschaften gestiftet, aus der später eine zweite Professur der Geschichte ward. Dafür wurde die Professur der Poesie als selbstständige wieder aufgegeben und mit der der Eloquenz verbunden. Im Jahre 1842 endlich ward die Professur der Nationalökonomie errichtet, und um für sie Raum zu gewinnen, eine Professur der Philosophie mit der der Mathematik combinirt. So war der letzte Rest des Quadriviums nicht einmal mehr durch einen eigenen Lehrer vertreten. Es sollte noch tragischer mit ihm auslaufen. Denn ehe noch die Gruppe der 9 alten Professuren definitiv aufgelöst ward (Ende 1868), hatte der Vertreter der combinirten zwei Professuren dem Lehrauftrage für die Mathematik entsagt (19. Dec. 1866, bestätigt 20. Dec. 1867), ohne daß dafür innerhalb der 9 alten Professuren ein Ersatz hätte geschaffen werden können, so daß das früher so stolz gebietende Quadrivium nunmehr im Kreise des alten Cursus völlig verschwunden war. Bei der Auflösung dieses im Jahre 1868 bestand also derselbe seiner geschichtlichen Entstehung nach wieder nur aus 3 Gruppen, jede zu 3 Professuren. Aus den 3 Professuren des Trivium waren geworden 2 Professuren der Philologie und eine der Philosophie, als die

3 alten Aristotelesprofessuren erschienen jetzt eine zweite Professur der Philosophie, die der Staatswissenschaften und die der Physik. Den Neuschöpfungen gehörten an die 2 Professuren der Geschichte und die der Nationalökonomie. Man sieht, dem Namen nach hatten sich alle Professuren verschoben — und im Laufe der Zeit noch mannigfaltiger, als diese kurze Darlegung ergeben konnte —, nur nicht die der Physik, diese freilich wohl um so mehr ihrem innern Gehalte nach[5]).

Aber als im Jahre 1868 die letzte Sonderstellung jener Professuren des alten Cursus aufgehoben ward, waren sie schon lange nicht mehr die einzigen Vertreter der philosophischen Facultät. Schon im 16. Jahrhundert fing man an, auch außerordentliche Lehraufträge zu ertheilen, z. B. in Betreff des Hebräischen, woraus dann im Laufe der Zeit die s. g. außerordentlichen Professuren geworden sind. Seitdem die Regierung auf die Universität eine eingreifendere Einwirkung ausübte, erlaubte sie sich auch, neue Professuren zu creieren, die aber nicht der eigentlichen Facultät zugezählt wurden und nicht über die Lebensdauer ihres Inhabers hinaus gesichert waren. Zu Goethe's Studienzeit gab es zwei solche Ordinariate neuer Stiftung (eins der Philosophie, eins der Oekonomie), und daneben 11 außerordentliche Professuren. Als 1868 der Begriff jener alten Professuren erlosch, existirten bereits 15 Ordinariate neuer Stiftung. Dürften wir den alten Gegensatz bis auf heute fortsetzen, so wäre ihre Zahl jetzt auf 27 gestiegen, hätte also die Vertretung des alten Cursus um das Dreifache überflügelt, denn wir haben zur Zeit in unserer Facultät 36 ordentliche Professuren, dazu noch 10 ordentliche Honorarprofessuren und 22 Extraordinariate. Auffallend ist, daß die Naturwissenschaften erst so spät eine umfassendere Vertretung erlangt haben. Man hätte glauben dürfen, daß die Schriften des Aristoteles, den man ja auch den Begründer der Naturwissenschaften genannt hat, ihnen früher Zugang verschaffen würden. Aber es blieb Jahrhunderte lang eintönig bei der Professur der Physik, die auch wohl die der Physiologie oder der Naturlehre betitelt ward. Erst 1775 ward ein Extraordinariat für Naturgeschichte, d. h. für die drei Naturreiche, geschaffen. Hieraus ward später ein Ordinariat neuer Stiftung, und erst nach 1830 haben sich hieraus allmählich die selbstständigen Professuren der Mineralogie, Botanik und Zoologie entwickelt. Bald trat dann auch eine, später zwei Professuren der Chemie und eine, später ebenfalls zwei, der Astronomie (als Extraordinariat bereits 1809) hinzu. Alles natürlich Professuren neuer Stiftung.

Doch wir haben uns durch dies Eingehen auf Einzelheiten bereits zu weit von unserm Thema entfernen lassen. Kehren wir zu ihm zurück. Wie steht es gegenwärtig um die Einheit der Facultät? In dem alten Sinne existiert sie offenbar nicht mehr. Niemand wird noch den Inhalt sämmtlicher in ihr gelehrter Fächer für die Voraussetzung wissenschaftlicher Bildung

erklären wollen, wie Niemand mehr an die Forderung denkt, daß jede in der philosophischen Facultät angekündigte Vorlesung noch von jedem Mitgliede derselben müsse gehalten werden können. Wann und wie ist nun eine Verschiebung in der Auffassung des Zweckes eingetreten? Im Jahre 1557, das wir oben als ein Epochenjahr behandeln mußten, war sie es noch nicht. Was damals geboten wurde, ward noch als Wissensinhalt des wissenschaftlich Gebildeten verlangt. Jene Verschiebung ist auch überhaupt nicht durch einen erkennbaren Act innerhalb der Facultät vor sich gegangen. Sie vollzog sich allmählig, und die bewegende Ursache lag außerhalb der Facultät. Sie beruhte in der Ausbildung der Gymnasien. In frühern Zeiten hatte die philosophische Facultät einen wesentlichen Theil dessen, was heute das Gymnasium bietet, mit vertreten; kaum der Baccalaureus konnte sich mit einem guten Gymnasialabiturienten von heute vergleichen. Als nun die Gymnasien emporblühten, da übertrug sich seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts die Forderung der wissenschaftlichen Vorbildung der Hauptsache nach auf sie; die Artistenfacultät konnte allmählich beginnen, sich dieses Zweckes zu entschlagen und an seine Stelle einen anderen zu setzen. An die Stelle der wissenschaftlichen Bildung trat nun der Begriff der wissenschaftlichen Forschung. Aber welcher Forschung? Denn wissenschaftliche Forschung macht ja den Inhalt auch der andern Facultäten aus. Hier nun zeigt sich, wie ein richtiges Tactgefühl die alten Ziele hinein erhalten hat in die neue Zeit. Was den Inhalt der philosophischen Facultät ausmacht, ist auch heute noch diejenige Forschung, die im Dienste des höchsten Erkenntnißstrebens des menschlichen Geistes steht, die es nicht zu thun hat mit einem auf die menschlichen Verhältnisse gerichteten practischen Zwecke, die vielmehr einzig und allein das Wesen der Dinge, wie es sich in Natur und Geschichte offenbart, zu ergründen bemüht ist. Damit war die alte encyclopädische Umgränzung definitiv aufgegeben, und bis zu höchster Mannigfaltigkeit hat sich nun im Dienste jener Forschung Disciplin neben Disciplin entwickelt, aber jener ideale Zweck hielt sie immer zu einer idealen Einheit zusammen. Stets erhielt sich das Gefühl rege, daß die Disciplinen der philosophischen Facultät immer noch die Dienerinnen jener hehren Göttin der Philologie im Sinne des Martianus Capella seien.

Freilich haben sich nun im Laufe der letzten Decennien einige hochachtbare Elemente in die Facultät gemischt, die gleich den oberen Facultäten den Bedürfnissen der menschlichen Existenz und des menschlichen Zusammenlebens zu dienen beflissen sind. Sie sind gastlich bei uns aufgenommen worden, da ihnen ein eigenes Heim innerhalb der Universität noch nicht gegründet war, und ihre Vertreter gereichten und gereichen unserer Facultät zu hoher Zierde. Aber wenn einmal beschlossen werden sollte, woran doch schon gedacht worden ist, auch den practischen und technischen Fächern, deren wissen-

schaftliche Ausbildung unsere Bewunderung erregt, in größerem Umfange einen Platz an den Universitäten zu gewähren, dann werden sie, wie es sich gebührt, gemeinsam eine eigene Gruppe bilden, eine fünfte Facultät, und, wenn auch ungerne, wird dann die philosophische Facultät liebgewordene Freunde wieder aus ihrer Mitte entlassen müssen. Dann erst wird das umfassendste encyclopädische System, das des Isidor, vollständig hergestellt sein, welches zuerst die septem artes, dann die Theologie, Jurisprudenz und Medicin, und darauf die ganze Masse der practischen und technischen Gebiete behandelte. Die Frage einer fünften, einer technisch-realistischen Facultät ist im Jahre 1836 bei uns lebhaft zur Sprache gekommen, als es sich um die Gründung einer Professur für technische Chemie handelte; es finden sich eingehende Gutachten bei den Acten, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Dagegen jener Gedanke, der auf einigen mittleren Universitäten Deutschlands zur Ausführung gekommen ist, die rein wissenschaftlichen Disciplinen der Facultät in 2 Gruppen zu zerreißen, ist bei uns nie auch nur discutirt worden. So lebendig ist bei uns stets das Gefühl für die Einheitlichkeit des uns gemeinsam gesteckten Zieles geblieben.

Ich komme zum Schlusse.

Wenn ich unserer Facultät die stolze Aufgabe vindicieren durfte, die Dienerin des höchsten menschlichen Erkenntnißtriebes zu sein, so hoffe ich dem Mißverständnisse nicht ausgesetzt zu sein, als solle damit ein Vorzug vor den Aufgaben der übrigen Facultäten in Anspruch genommen werden. Von einer solchen hochmüthigen Bevorzugung einer Seite der menschlichen Thätigkeit vor andern, die z. B. dem Griechen so ganz geläufig war, sind wir ja überhaupt allmählich mehr und mehr zurückgekommen. Der Werth einer Thätigkeit bestimmt sich nach ihrer Nothwendigkeit für das Gedeihen der Gattung, für die Entwickelung und Ausbildung des menschlichen Geschlechtes. Wir wissen heute selbst jenen klugen Ueberlegungen voll gerecht zu werden, die sich in den technischen Erfindungen oft so wunderbar documentieren, wie sollte man es wagen können, einen Vorzug der Aufgaben unserer Facultät behaupten zu wollen vor denen ihrer Schwesterfacultäten, ohne deren weise Führung und scharfsinnige Forschung das Menschengeschlecht und das Menschengemüth den verderblichsten Störungen ausgesetzt sein würde? Stolz wollen vielmehr wir Vertreter aller Facultäten darauf sein, daß wir gemeinsam einer jener großen Körperschaften unsers Vaterlandes angehören, denen die Aufgabe gestellt ist, die höchsten Ergebnisse des gelehrten Denkens in sich darzustellen und sie einer für die Wissenschaft begeisterten und ihrer hohen Zukunftsaufgaben wohl bewußten Jugend treu zu überliefern. Mit diesem freudigen Gefühle gemeinsamer höchster Ziele lassen Sie uns auch heute eintreten in ein neues Jahr unseres Wirkens. Möge des Himmels reichster Segen auf ihm ruhen!

Anmerkungen.

1 Diejenige Wissenschaft wenigstens, nach der die Facultät ihren Namen führt, gewährt ihn nicht. Ja, bei Beurtheilung der in dieser Facultät erlangten Ausbildung wird sie nahezu desavouiert. Denn bei den Schlußprüfungen, die der Staat seinen jungen Gelehrten auferlegt, ist nicht nur die Stellung philosophischer Themata ausdrücklich ausgeschlossen, es werden auch den jungen Doctoren, die durch eine gedruckte Dissertation tüchtige Leistungen in der Philosophie documentiert haben, sogar die Vortheile vorenthalten, die auf den andern Wissensgebieten durch entsprechende Leistungen erlangt werden.

2) Martianus Capella fand noch das System des Varro vor. Er erst entfernte die Architectur und Medicin und motivirt diese Entfernung ausdrücklich, de nupt. 9, 890: verum superum pater licet insinuatione germanae ut properaret admonitus tamen nequid nuptialibus derogaret ornatibus aut tantae eruditionis examen deliciosa festinatione convelleret, qui probandarum numerus superesset nihil afferens festinationis exquirit. cui Delius Medicinam suggerit Architectonicamque in praeparatis adsistere 'sed quoniam his mortalium rerum cura terrenorumque sollertia est nec cum aethere quicquam habent superisque confine, non incongrue, si fastidio respuuntur, in senatu caelico reticebunt ab ipsa deinceps virgine explorandae discussius'. Es wird dann noch die Musik aufgerufen. Dagegen Augustin in den Retractationes I, 6 behandelt die Siebenzahl bereits als festgegeben: ... etiam disciplinarum libros conatus sum scribere ... sed earum solum de grammatica librum absolvere potui ... et de musica sex volumina. .. de aliis vero quinque disciplinis ... Wenn in der Aufzählung dann statt der Astronomie die nichtssagende allgemeine Bezeichnung philosophia erscheint, so halte ich das für einen Fehler, denn im Liber de ordine II, 37 nennt Augustin neben der Geometrie ausdrücklich die Astrologie.

3) Das Verzeichniß der Vorlesungen, wie es aus Prag mitgebracht ward, ist dieses, wobei die Bücher des Aristoteles mit einem Stern versehen sind:

1) Ad gradum baccalariatus.

Tractatus Petri Hispani, Priscianus brevior. *vetus ars, *priorum, *posteriorum, *elencorum, *phisicorum, *de anima, sphera materialis.

2) Ad gradum magisterii.

*Topicorum, *de celo, *de generacione, *metheororum, *parva naturalia, *ethicorum, *politicorum, *yconomicorum, perspectiva communis, theorica planetarum, Euclides, loyca Hesbri, arismetrica communis, musica Muris, *metafisica.

Hierzu stimmen noch die Statuten vom Jahre 1499, nur wird bei den Libri ad gradum baccalariatus noch hinzugefügt: Donatus minor, secunda pars Alexandri vel Florista, algorismus et computus et aliquis liber in rethorica. In den Libri ad gradum magisterii erscheinen nur statt der logica Hesbri die ‚rethoricorum Aristotelis'.

4) Eigentlich war der Verlauf dieser: Es gab anfangs eine eigene Professur utriusque linguae, die mit der des Organon verknüpft war, da ihr erster Träger Camerarius beides zu vertreten im Stande war, die Professur der lateinischen und griechischen Grammatik bestand daneben (zuweilen unter 2 Lehrer getheilt. Später wurde nach Reorganisation der Gymnasien die letztere, die es mehr mit den Anfangsgründen zu thun gehabt hatte, aufgehoben. So trat die Professur utriusque linguae, nachdem

sie von der des Organon getrennt war, nicht eigentlich formell, aber doch factisch an ihre Stelle.

5) Am 2. December 1868 theilte Wuttke der Facultät mit, daß durch eine ihm gewährte Entschädigung der letzte Rest der Vorrechte der alten Professuren getilgt sei.

6) Die nachstehende Tabelle über einzelne herausgegriffene Jahre mag ein ungefähres Bild der Entwicklung der Professuren alter Stiftung geben:

1558.	1610.	1768. (Deutsch, im Adreßkalender.)	1830.	1868. (Letzte Vertreter.)
I. Trivium.				
1. Grammatik.	1. Utriusque linguae.	1. Lat. u. Griech.	1. Griechisch und Römisch.	1) 1. Prof. d. class. Philologie (G. Curtius).
2. Dialectik.	2. Dialectica.	2. Vernunftlehre.	2. Philosophie.	2) 1. Prof. d. Philosophie [u. Mathematik, 1842 bis 1867] (Drobisch).
3. Rhetorik.	3. Oratoria.	3. Eloquenz.	3. Dichtkunst und Beredtsamkeit.	3) 2. Prof. d. class. Philol. (Klotz).
II. Quadrivium.				
1. Mathematik. 2. Arithmetik u. Astronomie.	Mathematum.	Mathematik.	Mathematik.	(Vacat, s. o. I, 2)
III. Aristoteles.				
1. Dialectik (Organon) u. utriusque linguae).	1. Organi Aristotelici.	1. Metaphysik.	1. Theoretische Philosophie.	1) 2. Prof. d. Philosoph. (Weiße).
2. Ethik u. Politik.	2. Philos. practica.	2. Moral u. Politik.	2. Pract. Philosophie u. Politik.	2) Staatswissenschaften (Ahrens).
3. Physik.	3. Physiologia.	3. Naturlehre.	3. Physik.	3) Physik (Hankel).
IV. Neuschöpfungen.				
Poetik.	1. Poetica. 2. Historiarum (seit 1579/81).	1. Poesie. 2. Geschichte.	Vacat (s. o. I, 3). 1. Geschichte.	1) Geschichte (G. Voigt).
			2. Histor. Hülfswissenschaften (seit 1808).	2) Historische Hülfswissenschaften (Wuttke), dann seit 1876 2. Prof. der Geschichte. 3) Nationalökonomie, practische Staats- und Cameralwissenschaften seit 1842. (Roscher.)

Grimm, Herm., Raphael's Schule von Athen. Separatabdruck aus der deutschen Rundschau VI, 12. Berlin, 1880. Gebr. Pätel. S. 353—396).

Literarisches Centralblatt 1880, Nr. 39, Sp. 1299—1301.

Die Bedeutsamkeit des behandelten Gegenstandes möge es rechtfertigen, wenn wir von dem vorliegenden Separatabdruck hier Notiz nehmen. H. Grimm trägt in denselben die reichen Früchte seiner Studien über das genannte Bild, die er zum Theil bereits 1872 in seinem Leben Raphaels dargelegt hatte, in

populärer Form vor und knüpft daran den Versuch, bestimmter als früher, die ältere Figur im Mittelpuncte des Bildes auf Paulus zu deuten, die jüngere auf Plato. Um Vasari's und Ghisi's von einander abweichende Deutungen beide zu ihrem Rechte gelangen zu lassen, nimmt er eine Aenderung des Planes während der Arbeit an; er meint, Vasari, der in den beiden Figuren den Plato und Aristoteles erblickte, habe den ersten Raphael gewordenen Auftrag beschrieben, Ghisi, der die eine Figur auf Paulus deutet, habe die schließliche Darstellung charakterisiert. Etwas Aehnliches in Betreff der Angaben beider Männer glaubt er bei der Disputa nachweisen zu können.

Wir empfehlen die Abhandlung dem Studium aller derer, die für jenes großartige und so viel umstrittene Bild ein Interesse haben; sie werden dieselbe nicht ohne mannichfache Belehrung und nicht ohne nachhaltige Anregung aus der Hand legen. Aber mit der Deutung, auf die sie hinausläuft, können wir uns nicht einverstanden erklären. Wir wollen unsere eigene Ansicht im Folgenden kurz skizzieren, von Einzelheiten wie von eingehender Begründung absehend, auch ohne besonders hervorzuheben, in wie weit Aehnliches schon von Grimm selbst u. A. geäußert worden ist. Nur das wollen wir bemerken, daß unseres Erachtens für das Einzelne weder Sidonius Apollinaris noch Marsilius Ficinus der Deutung Vorschub leisten können, obwohl im Sinne und Geiste des Letzteren das Bild zweifellos concipiert ist.

Die beiden verschiedenen Podien des Gemäldes stellen, das obere die höhere Philosophie, das untere die sogenannten philosophischen Disciplinen, den vorbereitenden Lehrcursus der philosophischen Facultät dar, die sogenannten septem artes. Diese hatten von ihrem alten System, wie es noch Martianus Capella uns vorführt, allmählig viel aufgegeben, aber die Theilung in zwei Gruppen, in das trivium und quadrivium, bestand noch bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Erstere Gruppe umfaßte die eigentliche literarische Ausbildung, das Lesen, Schreiben, die Grammatik, Stillehre rc., die zweite die mathematischen Wissenschaften, die Arithmetik, Geometrie, Astronomie und eigentlich auch die Musik. Das Siegel der philosophischen Facultät zu Leipzig zeigt diese Gruppierung noch heute. Es enthält auf zwei Feldern oben einen Pädagogen mit einem Knaben auf dem Arme zur Darstellung des trivium, unten einen Lehrer, der Jünglinge in den mathematischen Disciplinen, dem quadrivium, unterrichtet, kenntlich gemacht durch ein Astrolabium. Dem entsprechend finden wir auf unserem Bilde unten links jene erste Gruppe, wir sehen ihre Disciplinen thätig von dem Pädagogen mit dem Knaben auf dem Arme durch Lesen und Schreiben hindurch bis zu eigener, ernst nachdenklicher schriftstellerischer Thätigkeit. Wenn in dieser Gruppe wirklich ein oder mehrere Evangelisten dargestellt sein sollten (an Pythagoras ist sicher nicht zu denken), so sind sie noch in ihre vorchristliche Zeit zu setzen, und es soll angedeutet werden, wie auch sie an jenem Theil des philosophischen Cursus Theil

genommen und durch ihn befähigt worden seien, später das Evangelium schriftlich zu verbreiten. Rechts ist die Gruppe der mathematischen Disciplinen. Unter ihnen fehlt die Musik, die, den Anschauungen der Humanisten entsprechend, auf einem anderen Bilde desselben Zimmers der Gruppe der Poesie zugetheilt worden ist. — Wie nun nach der schönen Allegorie des Martianus Capella die sieben philosophischen Disciplinen nur die Dienerinnen der Philologie, d. h. der Philosophie im höheren Sinne, der philosophischen Speculation, sind, so erscheinen auch hier die Vertreter dieser auf einem erhöhten Podium. Auf ihm sehen wir die Hauptdenker des Alterthums (denn die Denker des Mittelalters fielen natürlich der Theologie zu) in der Weise dargestellt, wie ihr Bild am Ende des 15. Jahrh. seitens der Humanisten herausgearbeitet war. Gegen die Deutung der einen dieser Figuren auf Paulus bleiben uns nun die größten Bedenken. Zunächst ist, wie wir meinen, auf Ghisi's ganz unverständige Angabe Nichts zu geben; sie ist die beim Anblick des Bildes in sich selbst zusammenfallende Deutung eines Laien, der dem Verständniß des Dargestellten nicht gewachsen war und der mit flüchtigster Ueberlegung auf die ihm bekannte Erzählung der Apostelgeschichte von Paulus auf dem Areopag in Athen gerieth; Vasari hatte Recht, von ihr gar keine Notiz zu nehmen. Und dann: kann auf unserem Bilde, auf dem die Portraits des Sokrates und Diogenes und, nach Grimm selbst, auch Plato's gesichert sind, der Hauptlehrer des Mittelalters, des 13.—16. Jahrh., Aristoteles, ganz fehlen? Ist das denkbar? und würde die Haltung des jüngeren Mannes, den Grimm nunmehr auf Plato deuten möchte, wirklich dem christianisirenden Bilde entsprechen, das man sich am Ausgange des 15. Jahrh. von ihm entworfen hatte? Grimm weist darauf hin, wie gerade am Ende des 15. Jahrh. und gerade bei Marsilius Ficinus Paulus so oft neben Plato getreten sei. Gewiß, aber nie trat er damit in den Kreis der Philosophen ein, immer blieb er der Sphäre des Offenbarungsglaubens angehörig, und der ist eben ein eigenes Bild gewidmet, die Disputa; nie konnte er in die Schule von Athen anders gehören denn als Gegner derselben und als Verkünder einer neuen Wahrheit. Und würde es da dem Charakter der übrigen Bilder in der Camera della Segnatura, den Darstellungen der Poesie, Jurisprudenz und Theologie, die jede den positiven Inhalt ihrer Disciplin zur Anschauung bringen, entsprechen, wenn auf dem Bilde der Philosophie die Auflösung durch eine neue, von außen in ihren Kreis hineinblitzende Geistesmacht dargestellt worden wäre? Und kommt es nicht der Auffassung jener Zeit näher, sich den Gedanken des Göttlichen aus der Philosophie selbst entwickeln zu lassen? So gelehrt und bestechend Grimm seine Ansicht darzulegen weiß, wir können nur die Deutung Vasari's, obwohl auch sie im Einzelnen manche Flüchtigkeiten und manches Unzutreffende enthält, als der Tendenz der vier Bilder und der Anschauung jener Zeit entsprechend aner-

kennen. In Plato läuft die alte Philosophie aus in einen Fingerzeig auf das Walten des Göttlichen, das dann auf dem Offenbarungsgebiete der Theologie sich in ganzer Glorie entfaltete: das war die Anschauung jener intelligenten Männer, die am Ende des 15. Jahrh. die Bildung Italiens zu bestimmen suchten, und Das stellt unser Bild dar.

Trendelenburg, A., d. Z. Rector der Univ. zu Berlin, **die überkommene Aufgabe unserer Universität.** Rede gehalten am 3. August 1857. [Academisches Programm.] Berlin, 1857. (31 S. 4.) geh.

Literarisches Centralblatt 1857, Nr. 39, Sp. 611—613.

Diese Rede gehört neben Savigny's „über Wesen und Werth der deutschen Universitäten" wohl zu dem Gediegensten und Durchdachtesten, was in kurz zusammenfassender Darstellung über unsere höheren Bildungsanstalten gesagt worden ist.

Ausgehend davon, daß auch die Berliner Universität gestiftet sei „im Sinne des überkommenen Geistes, der in den deutschen Universitäten lebte", weist der Redner nach, wie es von jeher, seit der Authentica Habita bis in die neueste Zeit, derselbe Sinn für die höhere, „im Menschengeschlechte wachsende Erkenntniß" gewesen sei, der die Universitäten entstehen ließ. Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick macht auf die Hauptepochen der Entwickelung aufmerksam, wie sie repräsentiert werden durch die Namen Wittenberg, Halle, Göttingen, Jena, Berlin, und wägt rückblickend die Vortheile größerer und kleinerer Universitätsstädte gegen einander ab, mit dem wohlbegründeten Erfahrungssatze schließend, „die Universitäten in den kleineren Oertern werden mit ihrem gesammelteren Leben vorzugsweise die Pflanzschule für den Nachwuchs der wissenschaftlichen Kräfte bleiben".

Dann erörtert der Redner den eigenthümlichen Character und die eigenthümliche Bedeutung der Universitätscorporation, und, indem er den Verlust mancher ihr früher zustehender Privilegien mit Recht nicht beklagt, hält er doch das corporative Element selber für sehr wesentlich. Wir stimmen ihm darin bei, und fürchten, daß die an vielen Orten gegenwärtig unter den Gelehrten herrschenden centrifugalen Neigungen nicht ohne bedenkliche Folgen für die Zukunft der Universitäten bleiben werden. Das Verhältniß der Facultäten, zumal der philosophischen zu den drei übrigen, wird darauf mit Klarheit erörtert. Auf die Studierenden übergehend, bespricht der Redner u. A. die in Preußen meistens stattfindende Einbuße eines Theiles des Trienniums durch die fast immer während desselben zu absolvierende Militärpflicht, und legt, gewiß beherzigenswerth, den Gymnasien aus diesem Grunde die Pflicht doppelt sorgsamer Vorbildung auf. Eine Klage über die vieler Orten selbstverschuldete Entwerthung der academischen Würden, und die Forderung, daß hier ein Einsehen geschehen möge, schließen den Vortrag, in welchem uns ein reifes Urtheil, eine reiche eigene Erfahrung und eine gründliche Kenntniß der Geschichte überall entgegentreten.

Sollten wir einen Wunsch äußern, so würden wir gern gesehen haben, daß der wesentliche Unterschied zwischen dem Wesen der philosophischen Facultät im Mittelalter und in der neueren Zeit hervorgehoben, nicht, wie hier zu geschehen scheint, verdeckt wäre. Gegenwärtig ist die philosophische Facultät ein Aggregat von Disciplinen, dessen Einheit nur in ihrem Gegensatze zu den drei übrigen Facultäten besteht, in sie gehört Alles, was in jenen drei nicht Aufnahme gefunden hat. Im Mittelalter war das anders, da repräsentierte auch die Artistenfacultät eine geschlossene und begrenzte Einheit von Disciplinen; ihr Zweck war, im Gegensatze zu allem positiven Wissen, die formale Bildung, die Uebung und Schulung des Geistes; auch die Mathematik und Musik hatten in ihr nur in so weit Bedeutung, als sie jenem Zwecke dienten. So pflegte auch die philosophische Facultät, darin ganz wie Theologie, Jurisprudenz und Medizin, nur Eine Wissenschaft, die nur in mehrere Disciplinen gegliedert war. Wie lebendig diese Einheit gefühlt und gefordert ward, geht am Schlagendsten daraus hervor, daß jedes Mitglied der Artistenfacultät im Stande und bereit sein mußte, jede beliebige Vorlesung aus dem gesammten Cursus der Facultät zu übernehmen; daher die lectiones volventes. Diesen Character verlor die Artistenfacultät allmählig, zuerst, seitdem gegen Ende des 15. Jahrhunderts das Studium der classischen Sprachen als selbstständige wissenschaftliche Disciplin aufzutreten anfing, der sich seit der Reformation immer neue selbstständige Disciplinen anschlossen, die mit der Zeit den ursprünglichen Inhalt und Zweck der Facultät fast ganz über Bord warfen. Nun war wesentlich auch ihr Zweck Ueberlieferung positiver Wissenschaft geworden und ihr Gegensatz zu den übrigen Facultäten war kein principieller mehr. Daher findet jetzt wohl selbst ein Schwanken der Disciplinen zwischen der philosophischen und einer der anderen Facultäten statt, eine unsichere Grenzbestimmung, die auf dieser Universität so, auf jener so gezogen wird. Einen Fingerzeig gewährt auch die numerische Verschiedenheit der früheren und jetzigen philosophischen Facultät. Während wir im Mittelalter auf 1000 Studierende mit Sicherheit 800—900 Artisten rechnen dürfen, weist das letzte Leipziger Personalverzeichniß unter 828 Studierenden nur 88 Hörer philosophischer Disciplinen nach.

Hiermit hängt auch das Rangverhältniß der philosophischen Facultät zusammen. Der Verfasser sagt S. 17: „Es wäre zu untersuchen, wo in der Geschichte der Universitäten der Unterschied der oberen Facultäten und der niederen, der philosophischen, zuerst auftritt“. Man kann darauf antworten, er hat so lange existiert, als überhaupt ein Unterschied verschiedener Facultäten zurück zu verfolgen ist, und er ergab sich ganz natürlich. Die Artistenfacultät gewährte nur die allgemeine Vorbereitung, die von jedem Vollgebildeten verlangt und vorausgesetzt wurde. An diese knüpften die Facultäten, welche positive Wissenschaften überlieferten, an. Die Theologie wie die Jurisprudenz

wie die Medizin kleideten sich im Mittelalter ebenfalls in das Gewand der scholastischen Methode, und waren nicht zu verstehen, wenn nicht die Artistenfacultät zu dieser zuvor den Schlüssel gewährt hatte. Sie lieferte ihnen, wie die Wiener Statuten es aussprechen, die fortes agonistas. Darum hieß die Artistenfacultät die pia nutrix und fundamentum der übrigen Facultäten. Auch in der Universitätsorganisation ward dies sinnig ausgedrückt. Wer in einer der höheren Facultäten promovieren wollte, mußte (so verlangte es die Regel) vorher die höchste Würde der philosophischen Facultät erlangt, er mußte eigentlich sogar zwei Jahre in dieser dociert haben (und z. B. in Leipzig hat dies im Mittelalter fast ohne Ausnahme stattgefunden), er leistete also in der That ein Mehreres, als seine bisherigen Collegen, und diesen konnte es von allem Anfange an nicht beifallen, ihm den höheren Rang streitig zu machen. Als später das Wesen der philosophischen Facultät ein anderes, selbstständiges, positiveres ward, da trat das Mißverhältniß dieser Rangordnung bald hervor, und man suchte sich zu einer Zeit, in der auch die Gelehrten noch auf Rangverhältnisse mehr gaben, als jetzt, durch Ausnahmen zu helfen, so z. B. bei der Anstellung des Joachim Camerarius in Leipzig, dem seine Stelle vor den Licentiaten der höheren Facultäten angewiesen ward.

Wenn in Wien (1365) und in Heidelberg die anfänglichen Statuten das Rectorat allein der Artistenfacultät reservierten, so war das genau der Pariser Universität nachgemacht, wo diese höchst ungerechte Maßregel eine Eroberung des numerischen Uebergewichtes der Artistenfacultät in ihren Kämpfen mit den übrigen Facultäten war. So etwas bei einer Neugründung nachahmen zu wollen, war verkehrt und unmotiviert. Auch ist es weder in Wien, noch in Heidelberg recht zur Ausführung gekommen. Die Wiener Universität führte bis 1384 nur ein Scheinleben und scheint in dieser Zeit ganz ohne Rector gewesen zu sein, im genannten Jahre aber wurden sämmtliche Facultäten rectoribiles; in Heidelberg protestierte bereits 1391 Konrad von Soltau gegen jenes Vorrecht, und 1393 drang er durch. In Köln ward 1388, obwohl die Hochschule direct von Paris aus gestiftet wurde, gar nicht mehr der Versuch gemacht, der Artistenfacultät bei der Rectorwahl einen Vorrang zu sichern. Das numerische Uebergewicht aber, sowie jene grundlegende Bedeutung der Facultät, sicherten dem Decan derselben auf allen Hochschulen eine Stellung unmittelbar zunächst dem Rector, während die Decane der übrigen Facultäten völlig zurücktraten.

Hillebrand, K., de la réforme de l'enseignement supérieur. Paris, 1868. G. Baillière. (196 S. 8.)

Literarisches Centralblatt 1869, Nr. 21, Sp. 622—624.

Dies Büchlein, obwohl zunächst speciell für Frankreich geschrieben, verdient doch auch in Deutschland bekannt zu werden. Nicht etwa bloß darum,

weil es unserer Eigenliebe schmeicheln muß, wenn wir sehen, wie der Verf. die wesentlichsten Institutionen unseres höheren Unterrichts, der Universitätsstudien, seinen Landsleuten als Muster vorhält, sondern vor Allem, weil wir kaum an einer Stelle eine so gründliche Belehrung über die Eigenheit des entsprechenden Unterrichts in Frankreich finden wie hier. Der Verf. war ganz besonders geeignet, eine Brücke zu schlagen zum Verständnisse der beiderseitigen Institutionen, da er, aus einer deutschen Familie stammend, seit langen Jahren völlig eingebürgerter Franzose, die Fähigkeit für das Verständniß beider Richtungen behalten und erlangt hat. Es war daher ein glücklicher Griff, als vor einigen Jahren das französische Unterrichtsministerium ihn aufforderte, nach gründlicher, durch eine längere Reise gewonnener Instruction einen Bericht über die Deutschen Universitäten zu verfassen und Vorschläge zu machen, welche Institutionen etwa und auf welchem Wege sie in Frankreich einzuführen seien. Was uns vorliegt, ist zwar nicht der officielle Bericht, sondern nur eine Privatarbeit, die zuerst in drei Abtheilungen in der Revue moderne, März bis Juli 1868, publiciert ward, aber sie wird dem Berichte wohl ähnlich lauten und mehrere seitdem erfolgte Erlasse des französischen Unterrichtsministers haben auch bereits gezeigt, daß die ertheilten Rathschläge nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind.

Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte. In dem ersten entwirft der Verf. den Franzosen ein Bild von den Deutschen Universitäten, ihrer Verfassung und Zusammensetzung, ihrer Lehr- und Lernfreiheit. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Einrichtungen und Gewohnheiten an den Deutschen Hochschulen kann es nicht auffallen, daß sich hier, wo es sich um ein zusammenfassendes Gesammtbild handelt, in den Einzelheiten einige Ungenauigkeiten eingeschlichen haben; aber es würde kleinlich sein, diese zu betonen, um so mehr, als das Gesammtbild ein durchaus zutreffendes ist. Der zweite Abschnitt handelt von den französischen Facultäten. Für den Deutschen Leser hätte man hier noch Einiges ausführlicher und noch mehr genetisch dargelegt gewünscht, aber im Ganzen wird man doch so anschaulich in das höhere Unterrichtswesen unserer Nachbarn eingeführt, daß wir gerade diesen Abschnitt allgemeiner Beachtung anempfehlen. Gewiß ist die Organisation des Universitätsunterrichts von wesentlicher Bedeutung für den ganzen Betrieb der Wissenschaft und die Form ihrer Darstellung bei der Nation, und die höchst solide, aber meist etwas langweilige und nicht selten bei der Kärrnerarbeit sich beruhigende Weise der deutschen Wissenschaft, wie die niemals langweilige, aber oft recht unsolide Weise der französischen, beide finden gewiß ihren Ausgangspunkt in der Weise des Vortrags und der Behandlung der Wissenschaft auf den Kathedern der hohen Schulen. Der dritte Abschnitt enthält die Vorschläge zur Veränderung der französischen Facultäten. Es sind drei Hauptveränderungen, die der Verf. in Vorschlag bringt. Einmal Zusammenlegung der vier Facultäten, die gegen-

wärtig ohne Verbindung unter sich über ganz Frankreich zerstreut sind, zu wirklichen Universitäten, was schon an sich den wissenschaftlichen Geist des Studiums erweitern und vertiefen werde; sodann die Einführung des Privatdocententhums, womit allerdings die Einführung eines Collegienhonorars, das bis jetzt in Frankreich ganz fehlt, Hand in Hand gehen müßte. Wir können hier die Behauptung des Verf.'s bestätigen, daß wir in Deutschland auf die Collegienhonorare einen Werth legen, und zwar nicht bloß wegen der daraus für den Docenten entspringenden Einnahme, für den Privatdocenten oft die einzige, sondern auch aus gewissermaßen pädagogischen Gründen. Thatsache wenigstens ist, daß ein Privatcolleg stets einen constanteren und eifrigeren Zuhörerkreis um sich sammelt als das geistvollste und interessanteste publicum. Der dritte Vorschlag geht auf die Errichtung von Prüfungscommissionen, die unabhängig seien von dem Lehrkörper der Universität. Ohne diese, meint der Verf., werden alle Früchte des Privatdocententhums illusorisch gemacht. Ob jene Trennung durchzuführen sei, ist bekanntlich eine in Deutschland viel ventilierte Frage. Wo die Trennung wirklich ausgeführt worden ist, hat man nicht die günstigen Resultate gefunden, die man erwartete; es haben sich an Stelle der Mißbräuche, denen man entgehen wollte, andere, und zum Theil schlimmere, eingestellt. So viel ist aber gewiß, daß die Bestellung eines durch alleinige Theilnahme an den Prüfungen monopolisierten Kreises der sogenannten ordentlichen Professoren ein Ruin für das freie Docententhum ist, und daß man auf Wege sinnen muß, mindestens die außerordentlichen Professoren ebenfalls zu betheiligen. Schließlich giebt der Verf. den Rath, man solle jährlich eine Anzahl junger französischer Gelehrter, etwa vier (man könne zu dem Zwecke zwei der für Athen bestimmten Reisestipendien eingehen lassen) nach Deutschland senden, um die Methode und Vortragsweise der Deutschen Wissenschaft kennen zu lernen.

Das ganze Buch ist ein interessantes und bedeutungsvolles Zeichen der Gesinnung in jenem Kreise französischer Gelehrter, der eine enge Verbindung mit der Deutschen Wissenschaft anstrebt und der besonders in der Revue critique sich ein Organ geschaffen hat. Mit freudiger Bereitwilligkeit schlagen wir ein in die uns gebotene Hand, und wir hoffen, es sollen aus dieser Verbindung Früchte hervorgehen, die ihren Nutzen noch einmal weit über den Kreis der Gelehrsamkeit hinaus erstrecken werden. Es giebt für die deutsche und französische Nation wahrlich höhere Ziele des Ehrgeizes als das ist, ihre Kräfte auf den Schlachtfeldern zu messen. Und wenn dies Gefühl einmal allgemein lebhaft durchgedrungen sein wird, dann, hoffen wir, soll die Geschichte dieses schönen Entwicklungsprocesses auch der jetzt sich still und geräuschlos vollziehenden Annäherung der Vertreter der Wissenschaft in beiden Nationen einen wesentlichen Antheil an diesen Erfolgen zuzusprechen haben.

Zur Geschichte der Universität Leipzig.

Zarncke, Friedr., die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. (Aus den Abhdlgn. der kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch.) Leipzig, 1857. Hirzel. (414 S. hoch-4.) geh. 3 Thlr.

Literarisches Centralblatt 1857, Nr. 9, Sp. 131—132.

Man kann die Universität Leipzig getrost die älteste in Deutschland nennen; sie ist es zwar nicht, wenn wir vom Jahre ihres Auftretens in Leipzig rechnen, aber in der That war dies nicht das Jahr ihrer Gründung: die Leipziger universitas von 1409 datierte ihre Gründung vom Jahre 1348, sie hatte im Jahre 1409 nur ihren äußeren Wohnsitz von Prag nach Leipzig verlegt, sie war in allem Wesentlichen die directe Fortsetzung der bisherigen Prager, diese letztere fortan nur ein abgezweigter, provinzieller Rest der früher dort blühenden; die Geschichte der Prager Universität von 1348—1409 ist mehr eine Vorgeschichte der Leipziger Universität als der späteren Prager, denn was die wesentlichste Bedeutung jener älteren ausmachte, das ward übertragen auf Leipzig.

Darf schon aus diesem Grunde die Leipziger Universität ein besonderes Interesse vor ihren Schwesteranstalten beanspruchen, so steigert sich dies durch die eigenthümliche Stellung, die die Verfassungsgeschichte derselben im Mittelalter einnimmt.

Alle älteren deutschen Universitätsbildungen knüpfen an an die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Paris herrschenden Institutionen. Diese aber trugen einen Widerspruch in sich, durch die übertriebenen Prätensionen der philosophischen Facultät als der alten universitas, gegenüber der jüngeren Gesammt-universitas; womit zusammenhing, daß die Eintheilung in Nationen und Facultäten sich nicht deckte, es also an einem symmetrisch gegliederten Organismus gebrach. Bei den deutschen Universitäten sehen wir vielfach experimentiert, um diesem Uebelstande abzuhelfen, und seit den 80er Jahren des 14. Jahrhunderts ist der gewöhnliche Ausweg der, daß die Facultäten einander völlig coordiniert, und die Nationen meist ganz aufgegeben werden; auch wo letztere bleiben, sinken sie zur Bedeutungslosigkeit herab. Man darf sagen, wäre die Stiftung Leipzigs eine Neugründung gewesen,

so würde auch hier dasselbe stattgefunden haben; aber Leipzig war die Fortsetzung der ehrwürdigen Prager Universität, und ein conservatives Interesse war es gewesen, was ihre Uebertragung nach Leipzig veranlaßt hatte. So behielt man hier die alten Formen bei, aber mit sinnigem Tacte benutzte man die Gelegenheit und verband dieselben zu einem einzigen Gesammtorganismus, dessen einzelne Theile in einem sinnig gegliederten Verhältnisse zu einander und zum Ganzen standen. So ward die Verfassung der Leipziger Universität die einzige, die den Ideen jener Zeit völlig Rechnung zu tragen suchte, Leipzig ward seiner Verfassung nach eine mittelalterliche Normaluniversität. Darin liegt die Exclusivität und die Zähigkeit ihres Verfassungslebens begründet, das noch bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts die alten Formen im Wesentlichen lebendig zu erhalten wußte, freilich zuletzt unter einem Processe fast fortwährenden Hinsiechens.

Hierzu kommt noch der Umstand, den man gemeiniglich ganz übersieht, daß Leipzig von allen deutschen Universitäten während des Mittelalters bei Weitem die umfänglichste war.

Aus diesen Gründen habe ich geglaubt, daß es sich wohl der Mühe verlohne, die Leipziger Universität, namentlich während der Zeit ihrer Blüthe im Mittelalter, zum Gegenstande gründlicher historischer Studien zu machen, daß vor Allem ein genaues Eingehen auf die Verfassungsgeschichte derselben von wesentlicher Bedeutung für die Culturgeschichte des Mittelalters sein werde, und daß man es daher nicht eine überflüssige Arbeit werde nennen dürfen, wenn ich zuvörderst die Grundlagen derselben, die noch aufzufindenden urkundlichen Quellen, zusammensuchte und einer möglichst abschließenden Prüfung unterzöge.

Damit habe ich nicht gemeint, das Fundament für eine Geschichte von schließlich im Wesentlichen doch nur localem Interesse zu liefern; im Gegentheil, ich habe die vorliegende Arbeit recht eigentlich in dem Vertrauen unternommen und gepflegt, daß die Geschichtschreibung unserer Universitäten auf dem Punkte stehe, von localen Specialitäten absehend, wesentlich die gemeinsamen Interessen ins Auge zu fassen und die Fragen von allgemeinerer Bedeutung monographisch zu erörtern. Um eine derartige methodische comparative Geschichtsforschung möglich zu machen, ist ein umfassender Einblick in das Verfassungsleben, in die Statuten, in die Statistik, in das Geschäftsleben u. s. w. der Universitäten vor Allem nöthig. Dazu habe ich einen Anfang zu liefern gesucht in dem vorliegenden Buche, das einen weiter reichenden Werth erst dadurch erlangen wird, wenn auch von den übrigen Universitäten in ähnlicher Weise eine Uebersicht über die urkundlichen Quellen derselben geliefert wird.

Daß ich meine Arbeit mit dem Jahre 1559 geschlossen habe, ist für Leipzig doppelt und dreifach motiviert, aber auch für fast sämmtliche übrige

deutschen Universitäten sind die letzten 50er Jahre des 16. Jahrhunderts in ähnlicher Weise epochemachend: es war das die Zeit, wo ganz Deutschland sich definitiv auf resp. protestantischer oder katholischer Grundlage einzurichten bemüht war, und die Universitäten spielten bei diesen Bestrebungen natürlich ein Hauptobject. Fr. Z.

Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis inde ab anno MDXXIIII usque ad annum MDLVIIII edidit Fridericus Zarncke. 1. Hälfte. Leipzig, 1859. B. Tauchnitz. (3 Bll., 280 S. Fol.) 8 Thlr.

Literarisches Centralblatt 1860, Nr. 36, Sp. 559—561.

Wir entnehmen einem der vorliegenden ersten Hälfte dieses Werkes beigegebenen Prospecte die folgenden Mittheilungen über den Inhalt desselben: „Unter dem reichen historischen Quellenmateriale, welches sich auf den Archiven der Leipziger Universität trotz mancher älterer und neuerer Verluste erhalten hat, beanspruchen ein besonderes Interesse die Niederschriften der Rectoren über das während ihrer Amtsführung Vorgefallene, die sogenannten Acta Rectorum oder Libri Actorum, die in einer ansehnlichen Reihe von Folianten enthalten sind. Sie beginnen mit dem Jahre 1524 (aus der früheren Zeit haben sich nur spärliche derartige Aufzeichnungen erhalten) und dauern durch mehr als zwei Jahrhunderte.

Kaum dürfte eine zweite Universität eine Quelle ihrer Geschichte aufzuweisen haben, die in annähernd so anschaulicher Weise das Universitätsleben der älteren Zeit uns vorführte. Wir lernen dasselbe hier in allen seinen Aeußerungen und Beziehungen, öffentlichen wie privaten, nach allen Richtungen hin kennen, die Stellung der Universität zum Fürsten und seinen Räthen, zu dem Papste und zu dem Bischofe, zu den Concilien, den Reichs- und Landtagen, das Verhältniß der einzelnen Corporationen der Universität, der Facultäten, Collegien und Nationen zu einander, das Privatleben der academischen Lehrer, ihr Zusammenleben, ihr Verhältniß zu den Studierenden, die Sitten und Unsitten dieser letzteren, die Handhabung der academischen Gerichtsbarkeit, die Einnahmequellen der Universität und ihre Vertheilung, endlich die Stellung der Universität und ihrer Glieder zu der Stadt und ihren Bewohnern, zum Rathe und zu den Zünften; auch gemeinsame Noth, wie zur Zeit der Belagerung Leipzigs im Jahre 1547. In nicht endenden Reibungen treten alle jene Beziehungen auf das deutlichste hervor und erregen unsere Theilnahme um so lebhafter, je auffallender sie meistens von den gegenwärtigen Verhältnissen abweichen und je gewaltthätiger jene Zeiten waren, zumal die des 16. Jahrhunderts, in denen das Pochen auf die eigene Kraft und auf die Sonderprivilegien noch vielfach den Mangel gleichmäßig geordneter Staatseinrichtungen zu ersetzen trachtete. So sehen wir hier die Universität, nach allen Seiten hin gerüstet, überall kampfbereit, in den

verschiedensten Verwickelungen, oft der ernstesten Art, ihre Integrität und ihre Ehre vertheidigen.

Ein besonderes Interesse erhält die Mittheilung dieser Vorgänge durch die subjective Färbung, welche die verschiedene Individualität der Rectoren den Aufzeichnungen verliehen hat. Während einige in trockenem Geschäftsstile berichten, sind andere, und bei weitem die meisten, mit Leib und Seele bei den von ihnen geschilderten Verhältnissen, und behandeln selbst geringfügige Ereignisse, wie z. B. eine Rauferei zwischen Studenten und Handwerkern, oder gar eine Trunkenheitsscene auf einem Gastmahle der Honoratioren der Universität, mit einer Ausführlichkeit und einem Aufwande von Eifer und Pathos, als handele es sich um die Kämpfe vor Ilion, so daß ihre Schilderungen, ganz abgesehen von dem Belehrenden ihres Inhaltes, ein selbstständiges Interesse durch die Art ihrer Darstellung erlangen.

Aus diesen Gründen schien diese Geschichtsquelle eine größere Theilnahme als eine bloß locale in Anspruch nehmen zu dürfen und die Veröffentlichung mindestens der älteren Partie derselben auch für weitere Kreise willkommen zu sein. Als Grenze ergab sich leicht das Ende der 50er Jahre des 16. Jahrhunderts, welches in der Geschichte aller Deutschen Universitäten Epoche macht, weil um diese Zeit, nach dem Religionsfrieden, die katholischen wie die protestantischen Universitäten auf der neuen Grundlage reformiert und für lange Zeit definitiv geordnet wurden. Für Leipzig speciell empfahl sich das Jahr 1559, nicht bloß, weil bis dahin seit Gründung der Universität die runde Zahl von 150 Jahren verflossen war, sondern namentlich, weil dem Jahre 1558 die letzten durchgreifenden, für Jahrhunderte maßgebend gebliebenen Veränderungen in der Universitätsverfassung angehören. Auch behaupten die Acta Rectorum gerade aus diesem Zeitraume (1524—1559) eine besondere Wichtigkeit noch dadurch, daß in ihm nicht bloß der Uebergang aus den mittelalterlichen Formen des Universitätslebens in die der neueren Zeit sich vollzog, nicht bloß die Reformation der Kirche in ihm vor sich ging, sondern namentlich dadurch, daß in diese Jahre die bedeutenden Schenkungen des Kurfürsten Moritz fallen, welche die ganze Universität auf eine neue Basis hoben, und denen allein es zuzuschreiben ist, wenn dieselbe auch in der Folgezeit ihren Rang unter den ersten Universitäten unseres Vaterlandes zu behaupten im Stande war. Mit großer Ausführlichkeit ist dieser Zuwachs der Universität, zumal die Uebergabe und der Ausbau des Pauliner-Klosters, durch den der Hauptsitz der Universität aus der Ritterstraße auf die jetzige Universitätsstraße verlegt ward, von dem Rector Caspar Borner geschildert worden. Er selber war es, dessen rastloser, schließlich seine Gesundheit untergrabender Thätigkeit es verdankt wird, daß alle Schwierigkeiten und Intriguen, die jenen Schenkungen von Außen wie aus dem Innern der Universität selber sich entgegenstellten, glücklich besiegt wurden.

Der Abdruck der Acta ist ohne Auslassungen erfolgt. Allerdings findet sich somit auch einiges Unwichtige, ja Unbedeutende aufgenommen; aber mehrfache Versuche, eine Auswahl zu treffen, zeigten immer von Neuem das Mißliche einer Abkürzung. Von den Verhandlungen über öffentliche Angelegenheiten wird wohl kein Geschichtskundiger etwas entbehren wollen, auch die hin und wieder zahlreich eingeflochtenen Actenstücke nicht, und die mannigfaltigen Privatangelegenheiten, selbst die, welche bloße Schuldverhältnisse betreffen, erwiesen sich bei genauerer Prüfung als eine so reiche Fundgrube culturhistorischen Materials, daß es das Gerathenste zu sein schien, zumal eine ähnliche Geschichtsquelle bisher noch nicht veröffentlicht worden ist, einen unverkürzten Abdruck zu liefern. Die Orthographie der verschiedenen Verfasser ist genau beibehalten, nicht aber der ganz willkürliche Gebrauch der großen und kleinen Anfangsbuchstaben, auch nicht die Interpunction. Für letztere ist daher durchgehends der Herausgeber verantwortlich, der indeß möglichste Anlehnung an die Interpunction der jedesmaligen Vorlage überall erstrebte.

Der zweiten Hälfte, die den Umfang und Preis der vorliegenden ersten nicht überschreiten wird, sollen außer der Vorrede, einem Anhange, Register und Titelkupfer noch zwei Pläne beigegeben werden, die, vom Herrn Universitätsbaudirector Professor Geutebrück entworfen, die Baulichkeiten des Paulinums zu der Zeit darstellen, als dasselbe der Universität übergeben wurde. Zum Verständnisse der Schilderungen Caspar Borner's wie auch mancher späterer Rectoren sind sie nothwendig, und außerdem haben sie noch einen selbstständigen, wissenschaftlichen Werth, denn kaum möchten wir noch eine zweite eben so genaue Reconstruction eines der bedeutenderen Klöster aus der Zeit des Mittelalters besitzen.

Möge es dem Werke, welches hiermit dem gelehrten Publicum übergeben wird, gelingen, nicht nur für die, noch so wenig gekannte, ältere Geschichte der Universität Leipzig ein Interesse zu erwecken, sondern auch dem Studium der Deutschen Universitätsgeschichte überhaupt eine neue Anregung zu gewähren."

Die Statutenbücher der Universität Leipzig aus den ersten 150 Jahren ihres Bestehens, im Namen der philologisch-historischen Classe der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften hrsg. von Friedrich Zarncke. Leipzig, 1861. Hirzel. (XII, 625 S. hoch-4.) 5 Thlr.

Literarisches Centralblatt 1862, Nr. 4, Sp. 62—63.

Seit einer Reihe von Jahren hat sich Referent eingehend mit dem urkundlichen Quellenmaterial der Leipziger Universitätsgeschichte beschäftigt und schon mehrfach auch der Oeffentlichkeit Resultate seiner Arbeiten vorgelegt. Es ist ihm bei denselben durchgehends darum zu thun gewesen, eine kritisch

sichere Grundlage für spätere historische Darstellungen zu gewinnen; daher waren seine Hauptaugenmerke Sammlung des Materials, Kritik der Ueberlieferung und Feststellung der oft ganz unsicheren Chronologie, zunächst in Allem, was die Verfassungsgeschichte betraf. Referent befand sich darüber nicht im Unklaren, daß er auf größere Anerkennung und Theilnahme rechnen durfte, wenn er sich entschloß, seine Studien zu einer zusammenhängenden Geschichte der Leipziger Universität zu verwerthen, aber er hielt es im Interesse der Sache für nützlicher und daher für pflichtgemäßer, durch Publicierung jener nicht leichten und so oft nicht mit der nöthigen Gründlichkeit unternommenen Vorarbeiten die Anfertigung einer flüchtigen und hastig zusammengerafften Geschichte unserer Universität für immer unmöglich zu machen, ferner durch Mittheilung wichtigerer Quellen auch der allgemeinen deutschen Universitätsgeschichte ein nicht unwesentliches Material zuzuführen, da diese gerade an dem Fehlen umfänglicher und zuverlässiger Quellenausgaben für die einzelnen Universitäten darniederliegt. Kenner des Standes unserer historischen Forschung werden die auf diese Arbeiten verwandte Mühe nicht unterschätzen und die erzielten Resultate nicht um deßwillen geringer achten, weil ihnen, da sie hier zuerst bearbeitet sind, der Reiz fehlt, Unrichtigkeiten von Vorgängern verbessern zu können.

Bei der Herausgabe der vor 2 Jahren erschienenen Acta Rectorum leitete den Ref. die Absicht, die Möglichkeit zu gewähren, sich einmal vollständig hineinzuleben in die täglichen Vorkommnisse, wichtige wie unwichtige, an einer bedeutenden Universität während der bewegten Periode der Reformationszeit. Mit der gegenwärtig vorliegenden Ausgabe des Statutenbuches bietet er einen fast erschöpfenden Einblick in die Verfassung, in die Sitten und Gebräuche der Universität und ihrer Glieder, der Facultäten, Nationen und Collegia. Es ist eine stattliche Sammlung von mehr als 50 Statutenbüchern, Statutenentwürfen und Formelbüchern, der schwerlich eine andere Universität etwas Aehnliches wird an die Seite zu setzen haben. Die Universität Leipzig, ihrer Tradition und Verfassung nach die älteste Deutschlands, und während des Mittelalters auch an Umfang ununterbrochen die bedeutendste, ist bisher von der historischen Forschung fast gar nicht berücksichtigt worden, weil es an Material zur Kenntniß derselben ganz gebrach. Mögen des Referenten Bemühungen Erfolg haben, diesen Uebelstand zu heben und der Universität in der Geschichtsforschung die ihr gebührende Stellung wieder zu erringen.

Die Publication der Statutenbücher ist auf Kosten der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften erfolgt, doch ist das Werk weder den Berichten noch den Abhandlungen derselben eingereiht, und kann daher auch an den Stellen, die mit der genannten Gesellschaft in Schriftenaustausch stehen, nur durch den Buchhandel bezogen werden.

Ueber
die neuaufgefundenen ältesten Statutenbücher
der juristischen Facultät der Universität Leipzig.

Berichte über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philol.-histor. Cl. Bd. 15, 1863, S. 79—92.

Den Nachsuchungen des Herrn Registrator Forberger ist es gelungen, die Originalstatuten der juristischen Facultät wieder aufzufinden, von denen bekanntlich bisher nur eine spätere Redaction in einer Abschrift aus dem vorigen Jahrhundert vorlag. Zu meiner Freude haben sich meine Vermuthungen in der Hauptsache völlig bestätigt; die Redaction, welche Hommel seiner Abschrift zu Grunde legte, ist, wie ich annahm, aus dem Jahre 1504, und ihr voran geht wirklich eine ältere Redaction, die mit ihren Zusatzartikeln sich durch das ganze 15. Jahrhundert hindurch zieht und wahrscheinlich bis zur Gründung der Universität zurück reicht. Ich will beide Redactionen nachstehend einer kurzen Erörterung unterziehen und, was aus ihnen wichtig erscheint, mittheilen.

1. Die ältesten Statuten.

Es sind 14 Blätter Pergament in 4°, von neuerer Hand gezählt, das erste Blatt aber nach Seiten, so daß das zweite Blatt mit 3, das letzte mit 15 beziffert ist, an welches sich als 16 noch die innere Seite des hinteren Deckels schließt. Diese Blätter haben noch ihren ursprünglichen rothledernen Einband und auf dem äußeren vorderen Deckel steht auf einem Streifen vergilbten Papiers, der gegen Ende abgerissen ist, Statuta facultatis [juridice]. Die Riemen und die Buckel, welche die Schnallen festhielten, sind sammt diesen verloren. Von Seite 2 bis Bl. 5ª reicht die ursprüngliche Niederschrift, von häufigen Nachträgen unterbrochen; 5ᵇ—9ᵇ folgen von verschiedenen Händen eine Reihe von Zusatzbeschlüssen; Bl. 10 ist ganz leer geblieben, Bl. 11ª—15ᵇ stehen die Namen der Doctores facultatis iuridice Vniversitatis Liptzensis, fortgesetzt bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo mit Amadeus Eckolt Welsâ-Austriacus die Zahl 215 erreicht ist. Auf der innern Seite des hintern Deckels stehen Notizen, die ad locum assumptio einiger Doctoren betreffend, etwa aus dem Jahre 1505.

Ich theile diese Statuten vollständig mit, da ihre allmählige Entstehung ein recht lebendiges Bild von der inneren Geschichte der juristischen Facultät gewährt und eine Collation mit der von mir herausgegebenen späteren Redaction jeglicher Anschaulichkeit entbehren würde. Sehr zu bedauern ist, daß die Zusatzbeschlüsse des 15. Jahrhunderts nicht datiert sind, was in den übrigen Facultäten mit geringen Ausnahmen stets geschehen ist. Die Interpunction wie die Bezifferung ist von mir; auch in Betreff der Orthographie

habe ich dieselben Aenderungen mir erlaubt, wie in den „Urkundlichen Quellen“ und in der Ausgabe der „Statutenbücher“.

[S. 2] Quoniam, ut ait philosophus VI[to] politicorum, non est facile permanere communitatem statutis seu consuetudinibus non compositam — constitutiones enim et statuta dant formam negociis, de consti. c. fi., et ubi cessat ordinacionis regula, quae solet fieri per statuta, ibi impossibile est confusionem et errorem posse vitari; quid enim non tenebrosum, quid non incompositum, quid non haberetur absurdum, si non constitutis disciplinae legibus omnia regerentur, ait beatus Augustinus de disciplina domus dei parte prima — hoc attendentes doctores facultatis iuridicae universitatis studii Lipczensis Merseburgensis dyocesis constitutiones et statuta se et supposita eiusdem facultatis concernentes et concernencia concorditer pro ut sequitur ordinarunt.

Primo de promovendis ad gradum baccalariatus in iure, videlicet quod [Bl. 3[a]]

1. Non promoveatur quis ad gradum baccalariatus in iure, nisi prius audiverit lectiones a doctoribus in libris iuris et in studio privilegiato usque ad quartum annum exclusive.

Eine spätere Hand hat hinter doctoribus zugesetzt omnibus sallariatis und dieselbe führt den Paragraph am Rande folgendermaßen weiter: et quartum decretalium semel ad minus integre a baccalario iuris. Item de hiis, qui ex alio studio privilegiato hic ad nostrum advenerint, volumus quod tempus quo ibidem in hac facultate studuerint eis in tempore praenotato suffragetur, dum tamen ad minus per medium annum hic a doctoribus, ut praemittitur, lectiones audiverint diligenter.

2. Item antequam talis admittatur ad examen, debet primo legere unum titulum in iure per doctores sibi assignandum.

3. Item promovendus debet esse bonae famae et alias habilis et ydoneus.

Hierauf von späterer Hand am Rande nachgetragen, und mehrfach von einer zweiten Hand corrigiert (welche Correcturen und Einschiebungen durch eckige Klammern bezeichnet sind):

3[a]. Item examine [in utroque iure] finito, antequam examinato a doctoribus suis examinatoribus super sua admissione responsio aliqua dicatur, deponat primo septem [secundum novissimam reformacionem decem] florenos rinenses apud facultatem, de quibus facultas habebit tres [quatuor] florenos, promotor duos, reliquum venit dividendum aequaliter inter omnes examinatores. [Sed examinatus in altero deponat quinque florenos reneuses, de quibus fiscus habebit duos, promotor duos

et quintus florenus dividatur ut supra.] Wieder ausgestrichen ist eine, wohl dem ersten Zusatzschreiber zuzuweisende Zeile: Et per hoc debet .... statutum de baccal. promovend.

4. Item examine finito et illo admisso idem promovendus iurabit in privato capittula subscripta:

Primo quod statuta facultatis iuridicae firmiter velit observare.

Item quod eandem facultatem velit, ad quemcunque statum devenerit, fideliter promovere.

Item quod doctoribus eiusdem facultatis in licitis et honestis velit obedire et eisdem reverentiam et honorem exhibere.

Item quod post promocionem suam velit stare in ista universitate per byennium et legere quartum librum decretalium vel aliud aequivalens secundum voluntatem doctorum, nisi secum super hiis fuerit per doctores dispensatum.

Item quod ante promocionem suam velit solvere [3b] huic facultati pro fisco duos florenos reneuses et quatuor florenos similiter reneuses suo promotori.

Dieser letzte Absatz ist später (wohl als 3a nachtragen ward) ausgestrichen und an den Rand geschrieben Vacat.

De licenciandis.

5. Licenciandus in iure debet esse inscriptus matriculae huius universitatis.

6. Item debet prius esse promotus ad gradum baccalariatus in iure.

7. Item audivisse lecciones in iure post gradum baccalariatus huiusmodi per tres annos.

Hiernach von späterer Hand, derselben, die § 1 fortführte: a doctoribus omnibus sallariatis. De hiis autem in decretis baccalariis, qui ab alio studio privilegiato ad nostram universitatem veniunt, placet quod tempus, quo ibidem post gradum baccalariatus in iure lectiones a doctoribus suis audiverint, eis in praenotato tempore suffragetur, dum tamen ad minus per annum integrum hic a doctoribus secundum modum praemissum in libris iuris lectiones audiverint diligenter.

8. Item debet esse homo bonae famae, integri status et conversationis honestae.

9. Item antequam admittatur ad examen primo debet legere aliquid in decreto, puta unam causam vel duas, aut aliquot distinctiones in eodem. Et facere unam repeticionem publicam et solempnem.

10. Item examine aperto antequam examinetur debet deponere apud doctores viginti florenos auri reneuses, de quibus facultas habebit quatuor florenos, residuum divident [4a] examinatores inter se, ita tamen quod

doctor, qui illum praesentavit, habebit dnplum respectu alterins examinatoris.

11. Item examinatus admitti non debet, nisi per examinatores concorditer vel saltem per maiorem partem eorumdem fuerit approbatus.

12. Item examinatns et admissns inrabit in praesencia examinatorum privatim capitula infrascripta:

Primo qnod doctoribns snis examinatoribus velit debitam reverenciam et congruum honorem exhibere.

Item quod post habitam licenciam in iure velit in hac universitate adhnc permanere per annum et legere in decreto vel alias in iure, iuxta volnntatem doctorum, nisi secum super hiis fuerit per doctores dispensatum.

13. Tempore dandae licenciae post collacionem praesentatoris et ante recommendacionem vicecancellarii praestabit licenciandns in pnblico snbscriptum inramentum cnm suis [4[b]] capittulis:

Primo quod statuta facultatis inridicae huins universitatis velit firmiter observare.

Item qnod eandem facultatem velit, ad qnemcunqne statum pervenerit, fideliter promovere.

Item quod insignia doctoralia in hac universitate et non alibi velit recipere, nec snper hoc aliquam dispensacionem per se vel per alium impetrare nec ea nti.

Item quod pro licencia habenda in inre denuo non laborabit nec examini se snbmittet.

Item in recepcione insigniorum doctoralium ultra snmmam in concilio Vienensi taxatam non expendat.

Statuta concernencia doctores.

14. Doctor qni non est de facultate ista ad legendum vel promovendum aliqnem in eadem facultate non admittatnr.

Von späterer, doch wenig späterer, Hand hinzugefügt:

Nec recipiatur ad facultatem, nisi prins legitime docnerit, se in stndio privilegiato per sex annos in inre canonico studuisse.

15. [5[a]] Extraneus, cuiuscumque gradus fuerit, ad hanc facultatem non recipiatur, nisi iuraverit statuta huius facultatis observare et sit inscriptus matriculae huius universitatis, et solverit fisco facultatis quatnor florenos renenses [inter doctores dividendos von späterer Hand], si est doctor vel licenciatus in iure, et pnblicam fecerit repeticionem [infra duos menses, mit Verweisungszeichen am Rande].

Darauf von derselben Hand, die hinter renenses einfügte:

Si vero fnerit baccalarius, solvet facultati ii florenos, et eciam doceat se alibi in studio privilegiato fuisse promotum.

16. Item quod nullus doctorum huius facultatis aliquem ut a se promoveatur alliciat quovis modo.

17. Item liberum sit promoveri volenti et ydoneo suam promocionem recipere a quocunque doctore huius facultatis ab actu promovendi non suspenso.

Neben 16 und 17 steht am Rande: Vacant, und hinter 17: Vacant proxima duo statuta, quia nunc ordo promocionum inter doctores actu regentes servatur.

18. Item non valeat dispensacio cum aliquo facta, nisi per omnes doctores huius facultatis tunc praesentes aut per maiorem partem illorum facta fuerit, aut expost per consensum seu ratihabicionem eorundem approbata.

So weit die ursprünglichen Statuten. Was nun folgt, ist von verschiedenen Händen nachgetragen.

19. Item ut ordo inter doctores facultatis nostrae absque disceptacione de cetero habeatur, tunc placuit, quod quicumque prius doctoralia insignia susceperit a facultateque nostra pro tali receptus fuerit, ceteros similia insignia post eum suscipientes loco antecellat, eciam si eo prius fuerint licenciati. Debet tamen licenciatus iunior seniorem requirere, si praesens fuerit, an infra duos menses post ipsius requisitionem insignia recipere voluerit; et si annuerit, iunior exspectabit; alioquin ad insignia recipienda, si alias habilis fuerit, procedat.

20. Von anderer Hand: [5b] Item placuit et placet facultati, quod sallariati in eadem debent esse actu decretorum doctores seu in eorum defectu licenciati, ita tamen quod iidem infra quatuor mensium spacium post assumpcionem eorundem ad gradum doctoratus cum effectu promoveantur.

21. Von anderer Hand: Item ad obviandum quibusdam dissensionibus inter doctores facultatis nostrae actu laborantes et non laborantes, inter quos saepius racione promocionis displicencia exorta est, ex qua bonum amiciciae et publicum perturbatur dissensioque generatur inter eosdem, ideoque placuit et placet facultati iuridicae, quod solum laborantes in iure canonico emolumenta a promovendis et alia undecumque proveniencia habeant, eosque promoveant, si digni in examine fuerint reperti, nisi fuerit doctor, qui ad quinquennium in scolis iuristarum in iure canonico legisset et laborasset; regula enim apostolica sic determinat, quod non laborans manducare non debet.

22. Von anderer Hand: Item placuit et placet, quod magistri atque doctores diversarum facultatum sallariati, in una et in alia non laborantes, emolimenta illius, in qua non laborant, habere non debent.

23. Von anderer Hand: [6[a]] Item placuit et placet, quod doctores vel licenciati iuris alibi promoti ad facultatem non prius recipiantur, nisi per anni circulum in scolis iuristarum laboraverint diligenter. Et si medio tempore bonae vitae et laudabilis opinionis fuerint probati, recipiantur ad facultatem, salvis tamen statutis prioribus, quibus in hoc non intendit facultas derogare.

24. Von anderer Hand: Item ad tollendas dissensiones in futurum super locacione doctorum in facultate iuridica placuit et placet, quod in simplici receptione pro locacione in facultate iuridica ille prior sit in loco, qui prius a facultate ad locum receptus est absque distinctione, sive sit in altero iure tantum sive in utroque promotus; et quod solvat pro tali sua receptione quatuor florenos renenses [inter doctores dividendos von anderer Hand]. Doctor tamen existens de collegio sive consilio iuridicae facultatis indistincte debet praecedere alios doctores extra collegium existentes.

25. Item placuit et placet, quod pro recepcione ad collegium vel consilium facultatis iuridicae solvantur a doctore recepto octo floreni renenses, de quibus quatuor cedant doctoribus et alii quatuor facultati.

26. Von anderer Hand: [6[b]] Item placet, quod doctor novellus altera die post recepcionem insigniorum doctoralium doctoribus collegii pro tempore existentibus et actu regentibus solis mane ad prandium invitatis, prandio peracto deponat apud doctores XXVIII florenos renenses in auro, de quibus promotor habebit medietatem, compromotor vero quinque florenos et praedicator vel commendator tres florenos. Superstans vero summa inter omnes doctores collegii actu regentes tunc praesentes aequaliter dividatur.

27. Item ad obviandum displicentiis, quae inter doctores in promocionibus doctorandorum suboriri possent, placuit et placet, quod, sicut in promocionibus baccalariorum, quae secundum ordinem et senium doctorum de consuetudine procedunt et invaluerunt, ita et secundum ordinem doctorum id servari debeat in promocionibus doctorum, hac tamen lege, quod a senioribus doctoribus in sessionibus actu regentibus fiat inceptio, gradatim ad iuniores procedendo, ut senior sit promotor principalis, postea eum immediate sequens compromotor, et iterum sequens praedicator, et sic, offerente se iterum facultate promovendi, qui antea fuit compromotor, si praesens et actu regens sit, alias eundem sequens immediate sit protunc promotor principalis et eundem sequens compromotor et tercius praedicator. Et sic deinceps, ordine finito, reincipiendo.

28. Item placuit et placet, quod praesentaciones licenciandorum procedant et locum amplius habeant secundum ordinem doctorum nostrae facultatis actu regentium.

29. [7a] Item placet quod doctor novellus hic promotus non sit de collegio, antequam petat se ad collegium recipi, ad quod eciam absque difficultate et gratis per doctores alios debet admitti.

30. Item placet, quod apud seniorem nostrae facultatis ante alios hic promotum et actu regentem atque pro tali ad facultatem receptum remaneant clenodia facultatis.

Dieser Absatz ist von späterer Hand oder zwei Händen fortgeführt: ut puta fiscus (wieder ausgestrichen) liber statutorum et sigillum facultatis: sed fiscus debet custodiri et deponi in monasterio Sancti Thomae apostoli.

31. Item ad evitandum displicentias, quae quandoque retractis temporibus ex locatione ordinarii pro tempore existentis et eorum, qui huic officio principaliter prius praefuerint, adque conservandum concordiam doctorum ac honorem istius officii in futurum placet, quod ordinarius iuristarum pro tempore existens primum locum habeat inter omnes doctores facultatis iuridicae, nisi sit praesens doctor, qui prius huic officio principaliter legendo praefuerit, cui ordinarius pro honestate prioris officii cedat.

32. Von anderer Hand: [7b] Ut dissensiones evitentur et concordia foveatur, placuit et placet doctoribus, quod doctor aut licenciatus alibi promotus et hic assumptus seu incorporatus domino ordinario et aliis dominis doctoribus antea incorporatis honorem et reverentiam exhibere teneatur. Et idem doctor aut licenciatus tempore suae assumptionis seu incorporationis debebit de hoc specialiter avisari, nec debet assumi aut incorporari, nisi iuraverit statuta nostrae facultatis, prout eciam supra provisum extitit, firmiter observare.

33. Ne repetitio publica et solempnis per doctorem alibi promotum et hic incorporatum facienda differatur, placet doctoribus, quod idem doctor ad aliqua emolimenta facultatis, nisi repetitionem hujusmodi prius fecerit, non admittatur.

34. Placet eciam doctoribus, quod doctor aut licenciatus, sive assumptus aut incorporatus sit sive non, in scolis iuristarum sive alibi in iure publice non legat neque resumat, nisi a collegio doctorum facultatis licentiam habeat, quam sibi praestare tenentur, proviso tamen, ne alii in scolis legentes impediantur.

35. [8a] Ne laborantibus praemia auferantur, ideo placuit et placet doctoribus, quod doctor incorporatus, qui se extra universitatem alibi domicilium constituendo transtulit, si etiam animo hic perseverandi reversus fuerit, in duobus mensibus ad aliqua emolimenta facultatis undecunque provenientia non admittatur, quibus elapsis extunc ad omnia emolimenta unacum aliis, nisi aliud statutum sibi obstaret, admitti debebit.

36. Ut repetitiones per felicis recordationis dominum doctorem Georgium Morgenstern[1]) salubriter institutae eo diligentius pro incremento nostrae facultatis et utilitate scolarum continuentur, placuit et placet doctoribus, quod doctor in ordine suo de repetente sibi provideat et ipsi repetitioni per se aut, si legitime impeditus fuerit, per alium doctorem facultati incorporatum iuxta morem hactenus observatum praesideat. Quod si non fecerit, extunc ab omnibus et singulis emolimentis ipsius facultatis per biennium ipso facto sit suspensus. Et ne aliquis per ignorantiam se excusare valeat, doctor, quem ordo tangit, per dominum ordinarium die hiis avisari debebit.

37. Insuper placuit doctoribus et placet, quod unusquisque doctorum aut licentiatorum in actibus publicis et tempore lectionis habitu honesto sit indutus ac honestum in humeris deferat caputium.

38. Von anderer Hand: [8[b]] Ne baccalariandos nostros ultra debitum gravari contingat, ideo placuit et placet doctoribus, quod si baccalariandus in tempore seu quocunque alio defectum seu defectus quoscunque habeat, adeo quod dispensacione egeat, et tunc pecunia pro huiusmodi dispensacione danda quatuor florenos reneuses nullatenus excedat, quod locum habere debet, eciam si in utroque fuerit promovendus. Si vero nullum paciatur defectum, tunc ab eodem nihil recipiatur.

39. Et cum alias sit provisum et obtentum, quod doctor de emolimentis ex promotionibus ac consiliis collegialiter dandis provenientibus participare volens laborare debeat, ne vero illius occasione aliqua possit oriri dissensio, ob id placuit et placet doctoribus, quod is laborare intelligitur, qui ebdomadatim, rationabili impedimento cessante, adminus bis, ita quod per duos dies et in unoquoque ad unam horam in materia loco et hora per doctores assignandis legerit; doctor tamen salariatus omni die, quo legi consuevit, nisi legittimo impeditus fuerit, diligenter legere debebit.

40. Von anderer Hand: [9[a]] Placuit eciam doctoribus et placet, quod doctor aut licenciatus alibi promotus hic non assumatur (dies Wort scheint nachgetragen zu sein) locetur nec recipiatur, nisi ad medium annum in hac universitate steterit et adminus bis in septimana in materia iuris legerit aut resumpserit ac publicam fecerit repetitionem.

41. Von anderer Hand: Ut scholares iuris eo fortius inducantur ad promotiones in nostra praeclara universitate in eodem iure recipiendas minusque praeiudicium hic promotis inferatur, placuit et placet doctoribus, quod alibi in doctorem aut licentiatum iuris promotus, si nobiscum gradum

1) Vgl. Statutenbücher S. 583 Anm., wo darauf hingewiesen wird, daß Morgenstern etwa gegen Ende der 70er Jahre des 15. Jahrhunderts Doctor geworden ist.

baccalariatus in iure non sit assecutus, pro sui simplici receptione seu assumptione solvat sedecim florenos renenses, de quibus quatuor cedant fisco iuridicae facultatis et alii duodecim eiusdem facultatis doctoribus tunc praesentibus et ad collegium seu consilium dictae facultatis receptis. Sed expost pro sui assumptione seu receptione ad collegium sive consilium eiusdem facultatis solvat duodecim florenos renenses, de quibus quatuor cedant fisco facultatis et alii octo memoratae facultatis doctoribus tunc praesentibus et ad collegium seu consilium facultatis assumptis. [9b] Si vero hic gradum baccalariatus fuerit consecutus, tunc pro sui simplici receptione seu assumptione solvat decem florenos renenses, de quibus quatuor cedant fisco et alii sex doctoribus eiusdem facultatis tunc praesentibus et ad collegium sive consilium receptis. Sed expost pro sui assumptione seu receptione ad collegium sive consilium facultatis solvat alios decem florenos renenses, de quibus iterum quatuor cedant fisco et alii sex doctoribus tunc praesentibus ad ipsum collegium sive consilium prius assumptis, aliis tamen praenominatae facultatis statutis, circa alibi promotos disponentibus, salvis.

2. Zweite Statutenredaction.

58 Blätter Pergament in 4⁰, von einer Hand des 16. Jahrhunderts beziffert (hinter 37 sind später noch 4 Blätter eingeheftet), in gepreßtem Schweinslederholzband. Zu Falzen wurden Pergamentblätter aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts mit deutscher geistlicher Prosa verwendet.

Bl. 1 enthält einen Cathalogus der Ordinarien der Juristenfacultät, unter Franciscus Romanus 1620 angelegt und bis zu C. F. Hommel 1763 fortgeführt.

Bl. 2a—14a die neue Statutenredaction; 14b—16b folgen spätere Zusatzbeschlüsse.

Bl. 17a—22b Verzeichniß der Doctoren.

Bl. 23a—24b Verzeichniß von Licentiaten.

Bl. 25a—30b Verzeichniß von Baccalarien.

Bl. 31a—32a Eidesformulare.

Bl. 32b—49a Weiteres Promotionsverzeichniß, bald nicht mehr die Baccalarien allein enthaltend, sondern auch die Doctoren.

Bl. 50a ein Conclusum vom Jahre 1640. Die übrigen Seiten sind leer geblieben.

Uns gehen hier nur die Bl. 2a—14a enthaltenen Statuten an.

Daß diese Redaction, wie ich schon in den Urkundlichen Quellen und in der Ausgabe der Statutenbücher vermuthete, ins Jahr 1504 oder 1505 falle, wird jetzt durch den Augenschein bestätigt. Dieselbe Hand, welche die Statuten schrieb, führt das Verzeichniß der Doctoren bis zum Bartoldus Bobeztem;

der unmittelbar vorausgehende ist Sixtus Pfeffer de Werdea, neben welchem dieselbe Hand als Jahr der Promotion 1504 geschrieben hat; die nächstfolgende Promotion des Petrus Freytag u. A. fällt ins Jahr 1506. Das Verzeichniß der Baccalarien wird von der ersten Hand noch 4 Namen über Sixtus Pfeffer hinausgeführt, dessen Aufnahme als Baccalarius nach einer gleichzeitigen Randnotiz im Jahre 1503 erfolgte.

Diese Statuten sind es, welche Hommel hat abschreiben lassen und welche ich nach dieser Abschrift in den „Statutenbüchern" S. 578 fg. herausgegeben habe. Dennoch hat Hommel offenbar nicht nach dem vorliegenden Exemplar seine Abschrift nehmen lassen, sondern nach einem, welches wahrscheinlich erst nach 1570 (s. u.) geschrieben war.

Eine genaue Collation mit dem Texte meiner Ausgabe wird dies anschaulich machen und zugleich einen vollständigen neuen Abdruck als unnöthig erscheinen lassen.

Collation.

Statutenbücher

578,24 Statuta fehlt.

579,6 iisque praelegenda fehlt.

20 sit inscriptus matriculae huius universitatis et fehlt.

22 IV flor. renens. ist von H. falsch gelesen statt iuxta, an welches sich nun die von mir für eine Ueberschrift gehaltenen Worte statuta u. s. w. ganz richtig anschließen.

23 statt iuris ist zu lesen nostri.

25 es fehlt Nichts.

27 in auro ist späterer Zusatz.

31 Hiervor die Ueberschrift: Post examen infrascripta statuta legantur eisdem.

32 am Rande: Hodie ab ordinario datur responsum.

33 in auro ist späterer Zusatz.

34 für quatuor am Rande duos.

36 für duos am Rande unum, für quintus am Rande duo.

580,1 Diese ganze Ueberschrift fehlt, statt dessen: Item examine finito et promovendo admisso idem iurabit subscripta capittula.

9 in baccalariatum fehlt.

12 Hiernach eine spätere Randbemerkung: Cum baccalaureatus solemniter non solet conferri per actum specialem, ideo solent numerari 5 joachimici. Si autem desiderat publicam renunciationem, non denegatur illi.

15 in auro steht am Rande, außerdem die Bemerkung von späterer Hand: Interdum praemittitur dispensatio, interdum lectio cursoria; indiffe-

renter enim hoc observatur, dummodo haec fiunt (?) ante praesentationem seu commendationem.

27 für legisse steht legere.

29 nach iure einzuschieben promoveri voluerit et facere etc.

31 der ganze Absatz Deinde bis dispensamus fehlt.

35 vorauf geht die Ueberschrift: Statuta licenciando tempore examinis publicanda.

36 für alterntro steht altero.

581,3 am Rande an duplum sich anschließend: in eo iure, in quo extitit praesentator et ita debet primo fieri diviso pecuniae racione iuris canonici solutae.

12 Hodie nihil praelegitur fehlt.

16 für adhibere steht exhibere.

18 hinter in decreto steht: vel alias in aliquo libro.

19 hiernach von späterer Hand: Impositis duobus digitis dicit »Ego iuro.«

21 für id per lies ad.

31 hiernach: Item quod in receptione insigniorum doctoralium ultra summam in concilio Vienensi taxatam non expendetis. Dieser Paragraph ist wieder ausgestrichen und dazu die Bemerkung an den Rand geschrieben: Haec verba delenda esse conclusum fuit in consilio facultatis XV Januarii Anno salutis 1570. Darf man daraus schließen, daß die Vorlage, die Hommel benutzte, jünger als 1570 war?

41 für alterutro steht wieder altero. Die Worte ita tamen bis iure promoti sind späterer Zusatz.

582,3 Der Absatz XXIII steht vor XXII.

18 debet admitti.

28 apostolica, wie ich bereits vermuthete.

36 conservandum.

583,4 hebdomatim.

13 Absatz XXX ist nur als Schluß des voraufgehenden anzusehen.

15 praemia auferantur.

21 Interessant ist die Randbemerkung: Disputaciones quomodo observandae, woraus wir sehen, daß die repeticiones eben Disputationen waren. Was wir gegenwärtig repetieren nennen, hieß damals auch bei den Juristen resumere.

25 hinter incorporatum steht noch iuxta morem hactenus observatum.

584,8 für enim steht tamen. Am Rande von späterer Hand: Contrarium per usum et consuetudinem introductum observatur.

22 ad minus.

36 receptione seu assumtione.

585,7 Dieser ganze Absatz Ipso die bis absens erit fehlt.
11 Vorauf geht die Ueberschrift: De emolumentis promotionum.
25 proxime.

Der Eid, welcher Bl. 31ª steht, fehlt ebenfalls in Hommel's Abschrift. Er gehört laut seiner Unterschrift noch in den von mir berücksichtigten Zeitraum (1409—1559) und ich theile ihn daher mit:

Juramentum extraneorum doctorum, qui ad facultatem recipiuntur.

Ego iuro, me statuta facultatis iuridicae firmiter observaturum, eandem facultatem, ad quemcunque statum devenerim, fideliter promoturum et doctorum a facultate hic promotorum rationem prae aliis, quoad eorum honores et commoda, habiturum nec non omnium, quae in collegio aguntur et tractantur, taciturnitatem debitamque observantiam ac reverentiam dominis doctoribus universis et singulis collegii iuridici omni loco et tempore praestiturum, itemque dignitatem ordinis huius pro virili mea ubique defensurum esse. Ita me deus adiuvet.

Darunter: Vide antiquum librum de anno 1517. p. 1.

An zwei Stellen finden sich fehlerhafte Worte in Hommel's Abschrift auch in unserem Original: 583,24 de repente für de repetente, und 584,41 ignominosum für ignominiosum. Auf solche Stellen namentlich wird es bezogen werden müssen, wenn Hommel von seiner Abschrift sagt: ex vetusto libro accurate atque etiam vitiis scripturae retentis describi curavit. Natürlich kann dies das evidente Ergebniß der Collation, daß Hommel eine andere, spätere Abschrift benutzte, nicht umstoßen, da jene beiden Fehler gar füglich auch in diese übergegangen sein konnten.

Friedberg, Emil, Das Collegium Juridicum. Ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Juristenfacultät. Leipzig, 1882. B. Tauchnitz. (160 S. Gr. 8.)
Literarisches Centralblatt 1882, Nr. 50, Sp. 1696—1698.

Ein ebenso gelehrtes wie ansprechendes Büchlein.

Der Juristenfacultät waren bei der Gründung der Universität Leipzig Räume für Vorlesungen in dem Thomaskloster angewiesen worden, zu dem sie in Folge dessen durch das ganze 15. Jahrh. in engster Beziehung verblieb und in dessen Nähe ihre Würdenträger Besitz zu erwerben bemüht waren. Auch die Facultät selbst besaß bereits um die Mitte des Jahrhunderts nicht weit davon einen, wohl nicht eben großen Platz, der Pleißenburg gegenüber, unmittelbar neben einem Universitätscomplexe, dem früheren Collegium minus, späteren Paedagogium, woselbst sie sich eine Aula für ihre Solennitäten errichtet hatte. Außerdem erwarb sie an der Ecke des jetzigen Neumarktes

(Nr. 20) neben der Peterskirche ein Grundstück, das sie ihrem Ordinarius einräumte („Peterssteinweg" S. 34 der vorliegenden Schrift ist wohl ein Mißverständniß). Diese günstigen Besitzverhältnisse benutzte sie im Jahre 1502, um unter Beistand des Herzogs Georg mittels verwickelter Austausche, bei denen das alte Ordinariatsgebäude an den Rath gelangte, das erwähnte Universitätsgrundstück hinzuzuerwerben zu ihrer anstoßenden Parzelle (dem südlichen Vorsprunge des jetzigen Grundstücks), und das Thomaskloster gegen eine Abfindungssumme von der ihm auferlegten Servitut zu befreien. Auf diesem stattlichen Areal siedelte sie sich nunmehr an und erbaute hier ein Ordinariatshaus mit Aula, Lectorien und Miethräumen, welches im Jahre 1515 fertig wurde. Das war der Anfang des für Leipzig so bedeutsamen Collegium Juridicum, das der Mittelpunkt und der Stolz seiner juristischen Facultät geworden und geblieben ist. Im Jahre 1641 mußte es nach den Zerstörungen des dreißigjährigen Krieges neu errichtet werden, und dies Gebäude stand noch zu Goethe's Zeit, dessen Entwurf zu der Disputation im Faust wir uns wohl in ihm spielend denken dürfen. 1773 ward es abermals durch ein neues ersetzt, und als auch dieses den Ansprüchen der Neuzeit nicht mehr genügte, trat der mächtige Bau an seine Stelle, den wir gegenwärtig erblicken. Im Herbste dieses Jahres war er fertig gestellt und am 30. October ward er von dem derzeitigen Decan Dr. Friedberg feierlich eingeweiht und eröffnet.

Wie im Jahre 1641 und 1773 Programme ausgegeben waren, die zur Einweihung des neuen Gebäudes einluden, so hat auch der derzeitige Vorstand der Facultät zur Feier des 30. October d. J. zwar nicht ein Programm, vielmehr ein eigenes Buch erscheinen lassen, eben das, welches uns hier vorliegt. Er behandelt darin auch die Geschichte der verschiedenen Baue, aber er umwebt sie mit einer so gründlichen Geschichte der Facultät und der juristischen Studien wie des Lebens der juristischen Lehrer und Studierenden, daß dieser Gesichtspunkt weitaus der maßgebende wird. Zum ersten Male empfangen wir hier eine solche Darstellung auf gründlicher Kenntniß der Quellen; denn der Verf. hat nicht bloß die gedruckten Werke und Urkundenbücher benutzt, sondern er hat auch das Archiv der juristischen Facultät und das Hauptstaatsarchiv in Dresden ausgebeutet. So bringt er eine Menge neuer und anregender Mittheilungen, die helles Licht auf die verschiedenen Zeiten werfen. Und er weiß dies in so unterhaltender und ansprechender Weise zu thun, daß man ihm mit Spannung von Anfang bis Ende folgt. Mit den Ergebnissen können wir uns im Allgemeinen einverstanden erklären, nur für die ersten Jahre der Universität sind wir hier und da abweichender Ansicht. Wir sehen z. B. nicht ein, warum Friedberg seine Facultät um die Ehre bringen will, gleichzeitig mit der Universität eingesetzt zu haben. Im Beginn des ersten Semesters (1409/10) waren mindestens drei juristische

Docenten vorhanden, Joh. von Schleinitz, Albert Varrentrapp und Joh. Tylech. Warum sollen diese nicht die juristische Facultät aufgethan haben? Genügten doch noch um die Mitte des Jahrhunderts drei Doctoren, um die Facultät zu repräsentieren. Daß die Dotation nicht der Juristen besonders gedenkt, besagt Nichts, sie gedenkt ja auch der Theologen (mit Ausnahme eines Mag. sacr. theolog.) und der Mediciner nicht besonders. Der Universität waren 20 Pfründen zugewiesen, die durch Stimmenmehrheit nach Billigkeit vertheilt werden sollten, an denen die Lehrer aller Facultäten gleiche Anrechte hatten. Allerdings mögen die Artisten, die an Stimmenzahl überwogen, vorzugsweise sich bedacht haben, und dies ward vielleicht die Veranlassung, daß 1413 die Juristen und Theologen, 1438 die Mediciner speciell mit Einkünften versehen wurden. Wenn das Doctorenverzeichniß mit Conrad Thus beginnt, so dürfen wir nicht vergessen, daß dies Verzeichniß ja nur die nach Constituierung der Facultät promovierten oder nostrificierten Doctoren enthalten kann, es also schon hierdurch ausgeschlossen ist, daß C. Thus der erste Rechtslehrer gewesen sei. Zu seinem Namen ist später ordinarius hinzugesetzt: das Doctorenverzeichniß in seiner jetzigen Gestalt stammt ja erst aus dem Ende des 15. oder aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Sehr werthvoll sind die Beilagen. Sie bringen zuerst eine Liste der Ordinarien, d. h. der Vorstände der Facultät, die wir uns freilich selber zusammensuchen müssen, da wir ein Verzeichniß derselben nicht besitzen; die Liste geht bis auf unsere Tage. Sodann ein aus den Büchern der Facultät entnommenes Verzeichniß der Doctoren bis 1600, dann ein Bruchstück eines Verzeichnisses von Baccalaureen, desgl. von Licentiaten. Darauf folgen die Facultätsstatuten bis zum Jahre 1769. Darauf die im Jahre 1519 vorgeschriebenen juristischen Lectionen (in der Form, wie sie von der Facultät vorgeschlagen, nicht in der, in der sie schließlich genehmigt wurde; beide weichen allerdings wenig von einander ab), endlich eine ganz amüsante, freilich der philosophischen Facultät angehörende Zusammenstellung der verschiedenen Ausgaben, die für ein prandium Aristotelicum, welches die promovierten Magister zu geben hatten, im Jahre 1577 aufgelaufen waren. Den Beschluß machen die Vorlesungsverzeichnisse aus den Jahren 1722 und 1775 bis 1776.

Beigegeben ist als Vignette eine Abbildung des großen Saales aus dem Gebäude von 1641, und als Titelkupfer die Fronte des Gebäudes von 1773.

Wer sich für die Geschichte der juristischen Studien und des Universitätslebens überhaupt interessiert, der lasse sich dieses Büchlein empfohlen sein.

— e.

Zarncke, Fr., Causa Nicolai Winter. Ein Bagatellproceß bei der Universität Leipzig um die Mitte des 15. Jahrh.'s. Leipzig, 1890. Hirzel. (1 Bl., 114 S. Gr. 8.) *M* 4.

(Des XII. Bandes der Abhandlungen d. philolog.-histor. Classe der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. Nr. 1.)

Literarisches Centralblatt 1891, Nr. 27, Sp. 914—915.

Im Juli 1443 ward ein in Leipzig immatriculierter Baccalaureus Nic. Winter von einem früheren Leipziger Studenten, der später Krämer daselbst geworden war, wegen 5 Ellen Zeug zu einer Joppe angeklagt. Er wendete ein, er habe das Zeug von der Ehefrau des Klägers geschenkt erhalten, und der Rector schob ihm den Beweis zu. Hierdurch fühlte er sich beschwert, appellierte, den Universitätsgesetzen entgegen, an das Concilium Universitatis, und als dies trotzdem zu seiner Verurtheilung schritt, ignorierte er das Urtheil. In Folge dessen ward er relegiert. Dann ging der Proceß, da Winter zugleich Clericus der Merseburger Diöcese war, an das Bischofsgericht in Merseburg. Auch hier verurtheilt, begann der rechthaberische Mann sich Instanzen zu schaffen, wo er sie zu finden vermeinte. Er ging an das Baseler Concil als Vertreter der päpstlichen Autorität, und hier spielte der Proceß in zwei Stadien, einmal vor dem Propst in Altenburg als judex subdelegatus, dann direct vor dem Präsidenten des Concils. Auch hier schließlich nicht durchdringend, wandte sich Winter an das Fehmgericht, das, wie auch schon der Altenburger Propst, der Universität heiß zusetzte. Auf Intervention des Kurfürsten von Sachsen ward der Proceß dem kurfürstlichen Hofgerichte übergeben und zur Untersuchung der Sache das Schöffengericht in Leipzig bestellt. Im Mai 1450 erfolgte das Urtheil des Hofgerichts, das Winter'n ebenfalls verurtheilte. Der Schluß des Processes, die Execution des Urtheils, ist uns nicht bekannt; das letzte Actenstück, das auf uns gekommen ist, ist von dem bischöflichen Gericht in Merseburg ergangen, aber es enthält noch nicht das Ende. Auch im früheren Verlaufe fehlen manche Stadien, die wir nur zu ergänzen versuchen können.

Dieser Proceß gewährt ein klares Bild von den verwickelten und schwerfälligen Rechtsverhältnissen, wie sie in Deutschland um die Mitte des 15. Jahrhunderts lagen, und beweist, wie nothwendig eine Remedur derselben erscheinen mußte. Diese ward denn auch in Angriff genommen, und der Verf. meint, die ersten Ansätze dazu direct auf das Aufsehen zurückführen zu können, das unser Proceß erregte. Auch bietet schwerlich ein zweiter Proceß aus so alter Zeit eine solche Mannigfaltigkeit der in Anspruch genommenen Rechtsinstitute. Dies alles, wie auch die Wichtigkeit des Processes für die Leipziger Universitätsgeschichte, bewog den Verf., die große Menge der zerstreut vorhandenen Documente zusammenzustellen und herauszugeben, und mit einer über den Gang des Processes und die in Betracht kommenden Persönlichkeiten orien-

tierenden Einleitung zu versehen. Es würde ihm eine Freude sein, wenn Rechtshistoriker urtheilen sollten, daß die Kenntniß dieses Processes für den Stand der deutschen Rechtsverhältnisse im 15. Jahrh. einigen Werth besitze.

Einst und Jetzt.

Aus dem Verfassungsleben der Universität Leipzig.

Festrede zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät des Königs Albert am 23. April 1883 in der Aula der Universität Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1883, Nr. 36, S. 209—215.

Hochverehrte Anwesende!

Wenn ich meine Blicke schweifen lasse über die festliche Versammlung, die sich heute in diesen Räumen vereinigt hat, um in ehrfurchtsvoller Stimmung den Geburtstag des Herrschers unseres Landes zu begehen, so tritt lebhaft vor meine Seele das Bild einer andern Versammlung von Mitgliedern unserer Universität, die vor Jahrhunderten einmal stattgefunden hat, und die zu der heutigen in einem Gegensatze steht, wie er drastischer kaum gedacht werden kann. Längst ist die Erinnerung an sie geschwunden, kein Geschichtschreiber unserer Universität oder unseres Landes hat ihrer gedacht; lassen Sie mich zunächst von ihr erzählen.

Es war im Anfange des Jahres 1446. 36 Jahre waren verflossen, seitdem die Universität in unseren Landen Aufnahme, Schutz und Förderung gefunden hatte. Sie war gekommen als ein fertiges Ganze, mit fertigen Statuten, mit vollständig eingelebter Tradition. Man hatte ihr einige Häuser und einige Einkünfte zugewiesen, über diese waren auch Bestimmungen getroffen worden; übrigens hatte man sie frei gewähren lassen. Sie lebte in sich und aus sich selber fort; sie ergänzte sich selbst, ihre Mitglieder verdienten sich ihren Unterhalt in der Hauptsache selber. Die eigenthümlichen Vorgänge bei ihrer Gründung, die ja einem längeren Wanderleben, nicht blos der Schüler, sondern auch der Lehrer, ein Ende machten, haben vielleicht von vorne herein eine gewisse Ungeniertheit und Ungebundenheit in Sitten und äußeren Formen zur Folge gehabt. Wie sehr man im Anfange mit Zügellosigkeiten der Jugend zu kämpfen hatte, beweisen gleich die ältesten kärglichen Niederschriften im Rationarius fisci. Doch auch im Kreise der Universitätslehrer oder, wie es damals hieß, der Magister und Doctoren, scheint allerlei Aehnliches vorgekommen und im Laufe der Jahre keineswegs ganz ausgerottet worden zu sein. Während der 30er Jahre begegnen wir Klagen über die langen Bärte der Magister, namentlich über die horrendae barbae inferiores, während man die superiores et parvae sich schon eher gefallen ließ; man sah die Magister vielfach in kurzen und geschürzten Gewändern einhergehen, der Universitätsgottesdienst in der Nicolaikirche — denn das Paulinum gehörte

nus damals noch nicht — ward nur spärlich besucht, die Artistenfacultät mußte an ihre Magister Verbote erlassen, einander nicht zu beleidigen, nicht thätlich anzufallen oder gar zu verwunden, sich die Bierkrüge nicht an den Kopf zu werfen, und selbst verdächtiger Umgang mußte ihnen durch ausdrückliche Statuten versagt werden. Daneben mag es denn mit dem genauen Abhalten der Vorlesungen und Disputationen auch wohl nicht immer so ganz regelmäßig zugegangen sein. Solche Vorkommnisse veranlaßten denn im Jahre 1438 den Kurfürsten Friedrich und seinen Bruder, Herzog Wilhelm, bei Gelegenheit einer Neuordnung der Collegiaturen die Bestimmung zu erlassen, daß die vier Nationen je Einen aus ihrem Mittel erwählen sollten, welche vier zusammen ein Reformatoren-Collegium bilden und ihr Absehen darauf richten sollten, daß überall den bestehenden Statuten im äußeren Wandel wie in der academischen Thätigkeit nachgelebt werde; wo sie Nachlässigkeiten oder mangelhafte Bestimmungen entdeckten, da sollten sie darauf dringen, daß angemessene Remedur geschaffen werde. Hierzu sollten sie sich dem Rector verpflichten. Die Folgen dieser Maßregel zeigten sich sehr bald mancher Orten, in den Beschlüssen der Facultäten, der Collegia und auch der Gesammtuniversität. Bei der letzteren wird der durch die Reformatoren gegebenen Anregung ausdrücklich gedacht, aber dabei die Form correct gewahrt, daß der Beschluß selber von der Universitätsversammlung ausgegangen sei. Die Autonomie dieser in ihren Angelegenheiten ward also nicht angetastet.

Da traten Vorgänge ein, die unerwartet eine Krisis heraufbeschworen.

An sich waren sie höchst erfreulicher Natur. Es war vor Allem eine plötzliche bedeutende Steigerung in der Frequenz der Universität. Nachdem seit dem Jahre 1434 die jährliche Immatriculation sich zwischen 111 und 176 bewegt hatte, stieg sie im Jahre 1440 auf 245, dann auf 312, auf 333. Dieser Zulauf von Studierenden hatte nun eine entsprechende Zeit nachher in seinem Gefolge eine Zunahme auch der Promotionen, zumal in der Artistenfacultät, der pia nutrix, dem fundamentum der gesammten Universität, in der hauptsächlich und fast allein das academische Leben jener Zeit pulsierte und zum Ausdruck kam. Besonders waren es die Baccalaureatspromotionen, die sich vermehrten. Denn die Erlangung des Baccalaureats war dazumal für die große Masse nahezu das einzige Mittel, die erlangte academische Bildung zu documentieren und die Früchte derselben einzuheimsen. Während diese Baccalaureatspromotionen von 1436 bis 1440 zwischen 19 und 25 geschwankt hatten, stiegen sie mit dem Jahre 1441 auf 70, dann auf 85, auf 105, ja auf 107. Es ward eine wahre Fluth. Und ähnlich, wenn auch in geringerem Maße, stand es mit den Magisterpromotionen.

Welch' eine Bedeutung dies für die Mitglieder der Artistenfacultät hatte, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß in jener Zeit, wo feste Besoldungen nur erst ganz ausnahmsweise vorkamen, die aus den Promotionen

einkommenden Gelder eine der Haupteinnahmen jener Facultät waren. Diese Einnahmen sah man plötzlich vervierfacht, ja verfünffacht.

Man begreift, daß dies den Neid wachrief. Zunächst der jungen Magister, die sich noch außerhalb des Concilium facultatis befanden, wir würden heute sagen der Privatdocenten und der a. o. Professoren. Ihr Neid ward zum berechtigten Zorne, als sich bei den Facultisten das Sprichwort zu bewähren anfing: En mangeant l'appetit vient, als man 1443 den Beschluß faßte, daß die Aufnahme ins Concilium nicht ferner, wie bisher, bloß von einer bestimmten Anzahl magistraler Dienstjahre abhängen, sondern auch dann noch eine graciosa sein, d. h. von dem Belieben der Facultät abhängen solle. Daß man gerade in den fetten Jahren zu einer solchen Gunstbezeugung wenig geneigt war, liegt wohl nahe. Selbst damit gieng man um, den jungen Männern die Wahl der Promotoren, d. h. ihrer Beistände bei den Promotionen, zu beschränken und diese auf Mitglieder des Concils der Artistenfacultät zu beschränken.

Wenn so Haß und Neid von unten gegen die Facultisten sich aufbäumte, so sah es für sie nicht wohlwollender aus in den oberen Regionen der Universität, in den drei höheren Facultäten, den sog. Doctorencollegien. Im Besitze einflußreicher Stellungen bei geistlichen und weltlichen Fürsten, zum Theil auch im Besitze stattlicher Pfründen, waren diese Herren gewohnt, auf die Magister der Artistenfacultät vornehm herabzuschauen. Plötzlich sahen sie nun die Letzteren auf Einnahmen gebracht, die denen der oberen Herren Collegen den Rang abzulaufen drohten.

So wurden denn die schnödesten Urtheile colportiert. Nicht auf die Tüchtigkeit werde bei den Promotionen gesehen, sondern allein auf den Gelderwerb, auf den Straßen Leipzigs liefen ebensoviel Graduierte herum als Studierende, grobe Bestechlichkeiten seien in Betreff der Dispensationen und der Examina eingerissen. Es sei eine Sünde und eine Schande, eine Schmach für Leipzig.

Beim Lichte besehen, waren diese Urtheile, die ja hier und da einen Vorgang für sich mögen haben anführen können, doch mindestens übertrieben. Denn die Procentzahl der Promovierten zur Gesammtziffer der Anwesenden war keine so wesentlich andere als zu den Zeiten, wo die Universität noch weniger besucht gewesen war. Aber im allerschlimmsten Lichte ward das Treiben der Artistenfacultät und damit der Zustand der Universität ihrem Kanzler, dem Bischof von Merseburg, und ebenso den Fürsten vorgestellt. Wir dürfen vielleicht aus späteren Vorkommnissen rückwärts schließen, daß der berühmte Ordinarius der Juristenfacultät, Dietrich v. Buksdorff, der zu dem Reformatoren-Collegium gehörte, nicht unbeflissen gewesen sein wird, an beiden Orten die Mißstimmung gegen die Artistenfacultät zu schüren. Am 4. Juni 1445 ging der Bischof so weit, das auf den folgenden Tag angesetzte

Baccalaureatsexamen plötzlich zu inhibieren. Wenige Tage später gieng es freilich dennoch von Statten.

Während so die Facultisten von Außen von allen Seiten so zu sagen mit Bomben beworfen wurden, lebte man auch innerhalb des Concilium facultatis keineswegs behaglich. Da nur ein Theil der Einkünfte zur allgemeinen Vertheilung gelangte, das Uebrige den betheiligten Facultätsbeamten, besonders dem Decan, zufiel, und da diese Aemter durch Wahl besetzt wurden und diese Wahl offen viva voce vor sich ging, so war für die Erregung der Leidenschaften, für die Aufstachelung zu Haß und Feindschaft der Veranlassung mehr als genug vorhanden, und die gewaltthätigsten Scenen spielten sich im Schoße des Concils ab.

Es war klar, geschehen mußte etwas. Das sah man auch innerhalb der Artistenfacultät ein. Und so finden wir diese denn seit dem Jahre 1443 eifrig bemüht, Wandel zu schaffen. Commissionen über Commissionen wurden gebildet, Entwürfe über Entwürfe vorgelegt und durchberathen, Abstimmungen über Abstimmungen vorgenommen; es sind uns solcher Entwürfe durch einen Zufall fünf erhalten worden. Sie alle hatten zunächst zum Zweck, dem Verdachte entgegenzutreten, als ob man bei den Promotionen Untüchtige zulasse; man überlegte ferner einen Modus, die Nichtmitglieder des Concils an den Einkünften zu betheiligen, man suchte nach Mitteln, die ärgerlichen Scenen bei der Decanatswahl zu beseitigen, und beschäftigte sich damit, in Betreff der Promotoren neue Bestimmungen zu treffen. Am 31. August 1545 wurden auch definitive Beschlüsse gefaßt und in das Statutenbuch der Facultät eingetragen.

Aber beim Fürsten und beim Bischof schien man doch hierdurch nicht zufriedengestellt zu sein, und da man gleich Weiteres für die Universität ins Auge gefaßt hatte, so beschloß man an jenen Orten, sofort mit einer umfassenderen Reformation hervorzutreten. Fürst und Bischof betrauten mit dieser Aufgabe ein Collegium von drei Männern, den damaligen Rector, Conrad Thüne, einen herzlich unbedeutenden und wohl eben deshalb um so brauchbarer erscheinenden Menschen, den Ordinarius der Juristenfacultät, Dietrich v. Buksdorff, einen hochfahrenden und gewaltthätigen Patron, und einen Dritten, der, ein Fremdling in Sachsen, gewissermaßen nur zugereist war, um in dem sich nun vorbereitenden Drama eine Gastrolle zu übernehmen. Dies war der Domprobst von Brandenburg, Peter Klietzke (Kletzke, Klesse), ein gelehrter und schon seit mehreren Decennien hochangesehener Mann, Rath und Vertrauter des Markgrafen von Brandenburg, in dessen Nähe er häufig bei wichtigen Angelegenheiten erscheint. Im Herbste 1445 hatte ihn der Kurfürst bei seiner Zusammenkunft mit dem Markgrafen kennen gelernt, und wohl durch Dietrich v. Buksdorff war er ihm als geschickter Rathgeber ad hoc empfohlen worden. Wenigstens nennt Klietzke den Buksdorff seinen

Freund, und an zornigem Hochmuth und gewaltthätigem Sinne gab er diesem Nichts nach. In sächsischen Diensten finde ich ihn einzig und allein bei dem jetzt anhebenden Verfahren gegen die Universität, weder früher noch nachher bin ich seinem Namen in unseren Landen begegnet.

Mit diesem Plane, den wohl weniger der sanftmüthige Kurfürst als seine gewaltthätigen Rathgeber entworfen hatten, war nun allerdings ein Schritt beabsichtigt, der dem bisherigen Verhalten durchaus entgegenlief, eine Einmischung in die inneren Verhältnisse der Universität. Zum ersten Male war man vor die Frage gestellt, wer in Betreff der Statutengebung die entscheidende Gewalt habe, die Corporation oder die Staatsregierung, die Universität oder der Wille des Fürsten. Die Rathgeber ließen natürlich keinen Zweifel zu, daß nur der letztere in Betracht komme.

Wenige Wochen, nachdem Friedrich in den definitiven Besitz der Meißnischen Lande gelangt und dadurch alleiniger Landesherr der Universität gegeworden war, rüstete man zur Action. Am 3. Januar 1446 ließen die genannten Triumvirn eine Anzahl angesehener Magister und Doctoren zu sich entbieten und theilten den Nichts Ahnenden mit, der Kurfürst wünsche, wo sich etwa an der Universität Mängel gezeigt haben sollten, diese als gütiger und wohlwollender Herr in Gnaden abzustellen. Man solle Desiderata vorbringen. An der Universität dachte man sich unter diesen so gnädig verheißenen Wohlthaten allerlei das zeitliche Wohl ihrer Angehörigen betreffende Aufbesserungen. Man meldete also dementsprechende Wünsche an, bat um volle Wiederherstellung der Collegiaturen, von denen einige ausgeschieden worden waren, bat um Besoldungen für den Decan und den Vicekanzler, um Sicherstellung der der Universität zugesagten Jahreszuschüsse, die nicht immer regelmäßig eingelaufen waren, endlich um volle Wiederbefreiung von der Biersteuer, deren Einführung seitens der Stadt Alt und Jung besonders empfindlich berührt hatte. Man versah sich des Besten und lebte in froher Erwartung.

Schon zum 11. Januar wurde die gesammte Universität, d. h. der Lehrkörper derselben, vor die Triumvirn beschieden, um die in Aussicht gestellten Entschließungen des Kurfürsten entgegen zu nehmen. Da der Rector selber dem Collegium der Triumvirn angehörte, so war zu jener Empfangnahme ein Vicerector bestimmt worden, und dieser, guten Glaubens voll, begieng die Unvorsichtigkeit, jener Ladung Folge zu geben, ohne eine vorgängige Berathung der Universität zu veranlassen.

Man kam zusammen im Saale des großen Collegs, im Hintergebäude des Hofes, da wo jetzt die Räume der Harmonie sich befinden. Der Dompropst bestieg das Katheder und nach mancherlei Präambeln, die doch schon einen Vorschmack humanistischer Rhetorik bieten, hielt er eine feierliche Predigt in scholastischem Stil von entsetzlicher Breite und Langweiligkeit. Er handelte

über die Geschenke, welche die Heiligen drei Könige dem Christuskinde brachten, und schließlich verglich er mit diesen das Triumvirat der Reformatoren, die heute der Universität ebenfalls reiche Geschenke brächten, das Gold des Glanzes und des Reichthums, den Weihrauch des Ruhmes, die Myrrhen gesicherter Dauerhaftigkeit. Freilich, fügte er etwas spitz hinzu — und hier mag schon der Eine und der Andere stutzig geworden sein —, freilich für Einige, gewiß nur Wenige, würden ihre Geschenke auch des bitteren Geschmackes der Myrrhe nicht entbehren. Dann forderte er emphatisch den Dietrich v. Bulsdorff auf, das Katheder zu besteigen und die neuen Herrlichkeiten zu verkünden.

Aber, was war Das, was die Universität da zu hören bekam? Nichts von voller Steuerfreiheit des Bieres, Nichts von Besoldung des Decans und Vicekanzlers, von Rückgabe der entfremdeten Collegiaturen, von Sicherstellung der versprochenen Einkünfte, Nichts von Alledem, was man erwartet hatte. Statt dessen ein vollständiges Statut für die Universität, die Facultäten, die Collegia, in strammem Tone barsch von Oben herunter abgefaßt, nahezu klösterliche Zucht vorschreibend, zu seiner Aufrechterhaltung vier Executoren und ein superintendens verordnet, und sofort vom Fürsten ernannt. Verblüfft stand die Universität da, verblüfft der Vicerector. Mechanisch nahm er das ausgefertigte Original der Statuten entgegen, verwirrt und unentschlossen ging die Versammlung aus einander.

Aber bald besann man sich, und eine leidenschaftliche Entrüstung wogte jetzt durch die Reihen der Universitätsangehörigen; auch die akademische Jugend, die ja allezeit treu zu ihren Lehrern gehalten hat, nahm lebhaften Antheil. An Gewaltsamkeiten war jene Zeit gewöhnt; wichtiger war die politische Frage. Die Statuten, sagte man nun, seien zwar entgegengenommen, aber nur vom Vicerector, und natürlich nur, um dem Rector übergeben und von diesem der Universität zur Berathung und Entschließung vorgelegt zu werden. Als Anordnung des Fürsten lehne man sie entschieden ab.

Aber auf Seiten der kurfürstlichen Räthe war man keineswegs gewillt, auf halbem Wege stehen zu bleiben, und so prallten denn die Leidenschaften heftig auf einander, von hüben und drüben. Zunächst wurden von Oben her allerlei Einschüchterungsversuche gemacht, und man setzte es wirklich durch, daß die zu Executoren Ernannten sich zur Aufrechterhaltung der Statuten verpflichteten, wenn auch Einige nicht ohne einige Reserve. Dafür mußten sie es über sich ergehen lassen, daß sie von den Berathungen der Universität ausgeschlossen wurden und schimpflich das Sitzungszimmer verlassen mußten. Die Uebrigen blieben fest. Nun jagten die Universitätsversammlungen eine die andere. Die Situation war schwer bedenklich, aber unerschüttert beharrten die vier Nationen bei ihrem ablehnenden Verhalten. Man bat um eine Copie der Statuten, denn das Original war zurückverlangt worden, da man es der

Gefahr nicht aussetzen wollte, nur als Unterlage für Universitätsberathungen zu dienen. Die Copie ward verweigert.

So rückte unter andauernder Aufregung das Ende des März heran, wo der Fürst persönlich nach Leipzig herüberkommen wollte. Jetzt, es möge nun biegen oder brechen, sollte der fürstliche Wille durchgesetzt werden. Man gab zwar zu verstehen, daß man berechtigten Einwendungen materiell Rechnung tragen wolle, aber formell angenommen sollten die Statuten werden als maßgebendes Grundbuch der Universität, auf dessen Unterlage dann weiter zu bauen gestattet sein möge. Noch einmal ward die Universität aufgefordert, eine letzte, eine definitive Antwort zu ertheilen.

Der 31. März sollte der Tag der Entscheidung werden, wohl einer der denkwürdigsten in der Geschichte unserer Universität.

Frühe, schon vor 7 Uhr, waren die vier Nationen versammelt, in der Nationalstube des Großen Collegs. In höflichen Ausdrücken gegenüber dem Kurfürsten, aber ebenso bestimmt in der Sache, erklärten sie, daß die Universität sich das Recht der eigenen Statutengebung nicht nehmen und nicht schmälern lassen könne. Wären Mängel und Ungehörigkeiten vorhanden, so möge der Fürst geruhen, sie zu bezeichnen, und die Universität sei bereit, sie in Ueberlegung zu ziehen, zu bessern und abzustellen. Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, begab sich die gesammte Universität in den großen Saal der Artistenfacultät, wo der Bischof, der Domprobst, der Ordinarius und zu diesen jetzt auch noch der Bürgermeister von Leipzig sie erwarteten. Als Sprecher für die Universität trat Johannes Kone auf, jener selbe unerschrockene Geistliche, der bald darauf gegen den schändlichen Unfug des Heiligen Blutes in Wilsnack so freimüthig predigte. In beredten Worten setzte er den Standpunct der Universität aus einander. Der Rector übergab die schriftlich concipierte Abstimmung der Nationen dem Bischof und seinen Begleitern. Diese entfernten sich, um dieselbe dem Kurfürsten zu unterbreiten.

Man mag ermessen, wie gespannt die Lage war, in wie athemloser Stimmung an der Universität Alt und Jung der Antwort des Kurfürsten harrte.

Noch an demselben Tage zu Nachmittags 4 Uhr wurde die Universität wieder in das Große Colleg berufen, um diese Antwort zu vernehmen. Draußen auf dem Hofe und vor den Thoren wogte die studentische Jugend; es war kaum Einer zu Hause geblieben. Im Saale fand man die bereits genannten Räthe beisammen. Als alle Berufenen zugegen waren, erhob sich der Domprobst von Brandenburg und erklärte kurz und schneidig, es bleibe bei dem Befehl des Fürsten, die Statuten müßten unbedingt angenommen werden, und wenn noch weitere Widersetzlichkeiten erhoben würden, so habe der anwesende Bürgermeister von Leipzig den Auftrag, mit seinen Stadtknechten die Magister und die Herren Doctoren zur Raison zu bringen.

Mehr auf die Spitze konnte die Situation nicht getrieben werden. Johannes Kone, der damals der Mann des allgemeinen Vertrauens gewesen zu sein scheint, bat um einige Minuten Frist zur Ueberlegung. Sie wurden abgeschlagen. Da riefen die Mitglieder der Universität wie aus Einem Munde, sie appellierten direct an die Person des Kurfürsten, sofort solle man in voller Schaar zu ihm hin ziehen auf das Schloß, auf die Pleißenburg.

Ehe dies ins Werk gesetzt ward, trat noch ein Zwischenfall ein, der uns die leidenschaftliche Aufregung aller Betheiligten so recht vor Augen führt. Die Vertreter des Fürsten forderten die sallariati, d. h. die in Besoldung, in Pfründe oder Collegiatur Stehenden auf, noch zurück zu bleiben. Offenbar glaubte man diese leichter captivieren oder einschüchtern zu können, denn jene Einkünfte hatten der Fürst und der Bischof schließlich in ihrer Hand. Das fürchteten auch ihre Collegen von der Universität, und so sandten diese eine Deputation von vier Magistern zurück in den Saal, um die dort Verbliebenen bei ihren, der Universität geleisteten Eiden aufzufordern, sich von der Sache der Gesammtheit nicht zu trennen. Wüthend über diese Durchkreuzung ihrer Absichten rief Dietrich v. Buksdorff dem Bischofe zu, er möge doch als Kanzler der Universität jene vier renitenten Magister sofort arretieren und ins Gefängniß schleppen lassen. So viel Besonnenheit hatte aber der Bischof doch noch, daß er zu einer so extremen und juristisch nicht zu rechtfertigenden Maßregel sich nicht hinreißen ließ.

Die Vier kamen also zurück auf den Hof, und nun setzte sich der Zug in Bewegung auf das Schloß zu, die Magister und Doctoren umwogt und gefolgt von der gesammten Studentenschaft. An der Nicolaikirche vorüber wälzte sich der Strom über den Markt zur Thomaskirche, von da durch die Burgstraße, und so hinein in den Schloßhof. Die Magister ließen eine Audienz erbitten. Sie ward gewährt.

In der Umgebung des Fürsten fühlte man wohl, daß die nächsten Minuten entscheidende sein würden. In aller Eile versah sich der Kurfürst soviel möglich mit dem vollen Apparat seiner Würde. Feierlich umgeben von 12 Rittern und Räthen empfing er die Universität in dem Saale des Schlosses, wohl demselben, in welchem später die berühmte Disputation zwischen Luther und Eck stattgefunden hat. Die Universität strömte ein, der Saal füllte sich.

Wieder war es Johannes Kone, der die Worte an den Kurfürsten richtete. Freimüthig führte er die Ansicht aus, daß nur die Universität selber die Gesetze, nach denen sie zu leben habe, bestimmen könne. Kein König, kein Kanzler habe sich darum zu bekümmern. Wenn Andere, nicht zu ihr Gehörige, ihnen Statuten zu geben berechtigt sein sollten, wie man es jetzt angefangen habe, tunc nos essemus praecise quasi pueri sub virga. Als er geendet hatte, nahmen auch andere Magister das Wort, lebhaft und leidenschaftlich, und Nicolaus Trowiß aus Meißen rief mit laut erhobener Stimme

dem Kurfürsten zu, und er traf mit diesen Worten den Kern der Frage, nie und nimmer werde die Universität es dulden, daß der Fürst die Aufsicht über sie und das Recht, ihre Statuten zu ändern, sich anmaße: quod universitas nullo modo permitteret, quod dominus princeps esset superintendens reformator.

Der Kurfürst hatte, wie wir wissen, seine in dieser Sache entscheidenden Rathgeber nicht um sich, denn diese waren ja noch im Saale des Großen Collegs zurückgeblieben. Er war offenbar in Verlegenheit; dennoch blieb er noch fest und ließ durch seinen bekannten Rath, den Ritter Otto Spiegel, antworten, es müsse doch bei der Reformation der Statuten verbleiben. Aber die Widersprüche wiederholten sich, und Johannes Kone versetzte, wenn der Fürst ihm beföhle, in die Hölle zu fahren, so habe er ihm nicht zu gehorchen, und wenn er ihm beföhle, eine Sünde zu begehen, so sei er ihm ebenfalls keinen Gehorsam schuldig, und um ein solches Verlangen handle es sich hier, denn dem Rector und der Universität habe der Einzelne geschworen. Da ließ der Kurfürst erklären, er wolle am folgenden Tage den Senioren der Universität seine definitive Entschließung zukommen lassen.

Damit schien die Scene beendigt zu sein, aber sie war es noch nicht. Denn in dem Augenblicke, als die Universität sich anschickte abzutreten, öffneten sich die Thüren und herein stürzten jene vorher im Großen Colleg zurückgebliebenen Rathgeber, der Bischof mit dem Domprobst, dem Ordinarius und dem Bürgermeister von Leipzig, hoch erregt und male contenti. Zornig rief der Bischof, man habe ihn beschimpft und schmählich behandelt, man habe ihn angeschrieen, man habe ihn ausgepfiffen. Wer die Sitten der academischen Jugend jener Zeit kennt, wird es allerdings begreiflich finden, daß sie, die, erwartungsvoll und leidenschaftlich erregt, auf Straße und Platz sich drängte, die verhaßten Feinde ihrer Lehrer wohl nicht so ganz unbehelligt wird haben passieren lassen. Als aber Johannes Kone ruhig erwiderte, daß davon den Anwesenden doch nichts bekannt sei, da verloren jene alle Selbstbeherrschung, und nun entspann sich einfach eine widerwärtige Scheltscene. Der kurfürstliche Kanzler, Johannes Magdeborg, schleuderte unter die Mitglieder der Universität den schmähenden und verleumderischen Vorwurf, unter ihnen seien kaum zwei oder drei, die der Fürst zu Etwas gebrauchen könne. Cancellarie, antwortete Johannes Kone, vos bene prius protulistis alias blasphemias! Herr Kanzler, man kennt Euch schon als Verleumder!

Als der Kurfürst diese Wendung der Audienz ersah, da war für ihn des Bleibens nicht mehr. Zornig ging er mit seinem Gefolge und seinen Rathgebern von dannen, trotzig die Mitglieder der Universität zur anderen Seite. Kein Theil grüßte den andern, weder der Fürst die Universität, noch diese ihren Fürsten. Es war wie eine absolute Trennung zwischen Beiden.

Das war jene Versammlung, auf die ich im Beginn meiner Worte hindeutete, indem ich sie in Gegensatz stellte zu unserer heutigen Zusammenkunft.

Fragen wir aber gleich, ehe ich an jenen Gegensatz weiter anknüpfe, wie es ferner verlaufen ist mit jenen Vorgängen, die uns bisher so eingehend beschäftigt haben.

Schon am folgenden Tage hatten die Räthe des Kurfürsten begriffen, daß sie sich hier einem Widerstande gegenübersähen, den sie zu bezwingen außer Stande seien. Es waren Ideen, mit denen sie es zu thun hatten, und gegen diese hat, selbst wenn sie irrthümlich waren, auch die rücksichtsloseste Gewalt noch nie etwas Durchschlagendes auszurichten vermocht. Man trat nun einen Schritt zurück, man begnügte sich mit der Forderung, daß die Statuten nur zum Schein angenommen und nur im Archive der Universität deponiert werden sollten. Was in ihnen die Universität im Ganzen betreffe, darüber sollte dann die Universitätsversammlung weiter berathen und entscheiden, das auf die Facultäten Bezügliche sollte diesen zur Beschlußfassung vorgelegt werden, das auf die Collegia den Collegien. So waren also jene octroyierten Statuten in Wirklichkeit zum bloßen Entwurf herabgedrückt und dem entsprechend sind sie auch behandelt worden, und nicht bloß materiell, sondern auch formell. Allerdings hat sich namentlich die philosophische Facultät und die Universitätsversammlung in wiederholten Sitzungen mit ihnen beschäftigt, aber fast nur, um alle Einzelheiten derselben abzulehnen. Ueber einige ist dann mit dem Bischof correspondiert worden, der noch eine Zeit lang fortfuhr, die Universität grob, übellaunisch und drohend anzufahren, aber in die Statutenbücher der Universität und ihrer Corporationen hat so gut wie gar Nichts von ihren Octroyierungen Eingang gefunden. Abgeschrieben sind sie in keines derselben, trotzdem dies in dem Document selber ausdrücklich verlangt war, und das Original ist im Archive der Universität nicht deponiert worden, es ist verschwunden, spurlos, man weiß nicht wie, nicht wohin. Selbst als der Bischof sich dann aufs Bitten legte und die Universität fast flehend angieng, doch zur Ehre des fürstlichen Namens die Statuten wenigstens quantsweise anzunehmen, selbst da begegnete er am 9. Mai einer ganz bestimmt ablehnenden Antwort. Von den Statuten, von ihrer Ausführung, von den geschworenen Executoren und ihrem superintendens war fortan nicht mehr die Rede. Die Universität hatte einen vollen und entschiedenen Sieg über die Staatsgewalt davon getragen, und wie die Kämpfer vor Troja oder wie die alten Recken unserer Heldensage mögen die Magister triumphierend einherstolziert sein auf den Straßen Leipzigs.

Und nun im Gegensatze zu ihnen wie steht es mit uns heute? Können wir unsern Collegen von damals, die ich hier in unsern Kreis citiert habe, freien Blicks entgegentreten? Haben wir bewahrt, wofür jene so muthig und so erfolgreich stritten? Man wird es nicht über sich nehmen wollen, dies

zu bejahen. Niemand von uns denkt heute noch daran, das Recht selbstständiger Statutengebung für die Universität und ihre Corporationen in Anspruch zu nehmen. Alle Beschlüsse von statutarischer Bedeutung erlangen gegenwärtig ihre Existenzberechtigung erst durch die Genehmigung des königl. Ministeriums. Die Universitätslehrer werden von diesem oder vom Könige selber ernannt, unsere Habilitationen vom Ministerium genehmigt; unsere Promotionsbestimmungen unterliegen seiner Controle, die Wahl des Rectors seiner Bestätigung; die Verwaltung des Universitätsvermögens ist in den Händen eines königlichen Beamten; unsere Universitätsinstitute stehen fast ohne jegliche Berührung mit dem Verfassungsleben der Universität da. Selbst in manchen Einzelfällen, in Fragen untergeordneter Bedeutung ist das königl. Ministerium die entscheidende Instanz. Es wird kaum eine Stelle im Universitätsgetriebe aufzuweisen sein, wohin nicht die vorgesetzte Behörde in jedem Augenblicke die Hand zu legen berechtigt wäre. Müssen wir da nicht kleinlaut dastehen vor jenen muthigen Gestalten von 1446? Sind wir nicht dahin gelangt, wogegen sich das Ehrgefühl jener so mächtig auflehnte, sind wir nicht wirklich geworden praecise quasi pueri sub virga?

Nein, wir sind es nicht! Wie sehr sich auch das epische und poetische Interesse unserer Phantasie mit Vorliebe der trotzig kühnen Opposition zuwenden mag, wir können doch frei unser Haupt neben ihnen erheben. Wir sind nicht weniger muthig, nicht weniger stolz und ehrliebend als sie es waren, aber unsere Gedanken, unsere Zwecke und Ziele bewegen sich heute in anderen Richtungen als die unserer Vorgänger.

Um hier nicht mißverstanden zu werden, lassen Sie mich gleich jetzt die Bemerkung einschieben, daß, wenn wir auch heute der entscheidenden statutengebenden Rechte baar sind, unsere Universität doch auch heute noch, trotz aller der von mir angeführten Momente, keineswegs ein stummes und willenloses Werkzeug in den Händen der Staatsgewalt zu sein gedenkt. Denn Einen Anspruch hat die Universität und haben ihre Corporationen auch noch heute nicht aufgegeben, den, in allen ihren Angelegenheiten vor letzter Beschlußfassung zum Worte zu gelangen und eine gewichtige berathende Stimme sich gewährt zu sehen. Insofern würden wir auch heute noch wenig erbaut sein von einem Vorgehen, wie es im Jahre 1446 beliebt ward. Es ist diese Forderung nicht bloß eine Frage der Ehre, sie ist vor Allem nothwendig im wohlverstandenen Interesse der Anstalt, und eine kluge Verwendung dieses Anspruches ist höchlich zu wünschen. Denn die mannigfaltigen Verhältnisse einer Universität sind nicht nur so verwickelter, sondern zum Theil auch so feiner und individueller Natur — ich erinnere z. B. nur an die Berufungsfragen —, daß nur, wer ganz in ihnen lebt, die zutreffenden Rathschläge zu geben vermag. Es ist ihr denn diese Forderung auch, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets gewährt worden. Selbst zur Einführung der Kirchenreformation,

die doch ohne das Eingreifen einer absolutistischen Gewalt nicht durchführbar war und die in ihrem Gefolge eine gründliche Neuordnung auch der Universitätsverhältnisse nothwendig machte, selbst damals ist wenigstens die Form gewahrt worden, daß die Universität und die Facultäten über die beabsichtigten Neuerungen zum Worte zugelassen wurden. Und die Geschichte bis über die Mitte unseres Jahrhunderts liefert den Beweis, daß, wo von solchem Verfahren abgegangen wurde, wo einmal die Staatsregierung mit rauher Hand hineingegriffen hat in die inneren Verhältnisse der Universität, dies zum Segen und Gedeihen derselben nicht ausgeschlagen ist.

Aber freilich, zwischen diesem Rechte einer berathenden Stimme und jenem trotzig pochenden Verlangen nach vollständiger, uneingeschränkter Unabhängigkeit ist noch eine weit gähnende Kluft, und der principielle Gegensatz zwischen unserer Lage und der unserer Vorgänger wird dadurch kein geringerer. Dieser Gegensatz verlangt eine geschichtliche Erklärung und diese kann, wie mir scheint, in den Satz gefaßt werden: Was die Ideen, für welche jene Männer eintraten, abhebt von denen unserer Zeit, ist der allgemeine Gegensatz, der zwischen der mittelalterlichen Auffassung des staatlichen Lebens und der modernen sich geltend macht. Wir können diesen Gegensatz wohl dahin definieren, daß im Mittelalter das Corporationsbewußtsein im Vordergrunde des politischen Denkens und Empfindens stand, während dagegen die neuere Zeit die höhere Idee des Staatsbürgerthums, den Begriff eines einheitlichen Staatsorganismus, und damit einer entscheidenden obersten Gewalt wieder herausgebildet hat.

Gewiß wird eine jede Staatsgewalt bestrebt sein und bestrebt sein müssen, sich im Bereiche ihrer räumlichen Grenzen in allen organisatorischen Fragen als letzte ordnende und entscheidende Instanz überallhin zur Anerkennung zu bringen. Aber in Zeiten und unter Umständen, wo der geistige wie der materielle Verkehr ein schwieriger und gehemmter ist, wird jene Machtfülle nur auf kleinerem Raume oder nur bei relativ einfachen Verhältnissen sich durchzusetzen im Stande sein. Irre ich nicht, so ist in der Reichsverfassung Karl's des Großen noch einmal der Versuch gemacht worden, die oberste Staatsgewalt bis in die entferntesten und untersten Kreise hinein fühlbar zum Ausdruck kommen zu lassen. Aber wir wissen, daß diese kräftige Entwicklung der Centralgewalt nur so lange gedauert hat, als ein energischer und genialer Wille sie beseelte. Bald schwand ihre Macht und sie würde sich wohl auf die Dauer auch dann nicht haben erhalten können, wenn ein gleich energischer und genialer Wille noch länger am Ruder geblieben wäre. Denn als auf den weiten, in unendliche Entfernungen hin sich erstreckenden Länderflächen die Verhältnisse und die Interessen mannigfaltigere, das Leben und Treiben ein complicierteres wurde, als die Bevölkerung sich mehr und mehr gliederte, als die Städte aufkamen und sich consolidierten, als Handel

und Gewerbe zu ihrer Entwicklung die mannigfachsten und schwierigsten Ueberlegungen und Maßnahmen verlangten, da war es einer Centralgewalt jener Zeit nicht mehr möglich, Alles, was nunmehr erfordert ward, selbst zu leisten oder auch nur oberbehördlich zu leiten, ja nur zu übersehen, da mußte sie einen Theil ihrer Macht verlieren an die enger umgrenzten Territorialverwaltungen, da mußten zumal alle Diejenigen, die den gleichen Lebensbedingungen und Lebensinteressen angehörten, selber für sich zu sorgen und einzutreten bemüht sein. So thaten sich denn diese zusammen zu Gemeinschaften mannigfaltigster Art, zu Corporationen, Zünften, Bünden, und bald ging fast jeder Einzelne auf in einer derartigen Gliederung. Gab es doch eine organisierte Zunft der fahrenden Leute, eine Zunft der Bettler, ja selbst eine zünftige Ordnung der vom Aussatz Befallenen. Es bildeten sich eben eine Unzahl einzelner in sich geschlossener, wohlgeordneter Kreise, deren Lebensinteresse nun natürlich zunächst und zumeist auf die eigenen Lebensbedingungen gerichtet war. Diese suchte man zu fördern, für sie der Vortheile so viele wie möglich zu erlangen, durch viele und kräftige Privilegien anderen concurrierenden Kreisen den Rang abzulaufen. Auch die gelehrten Corporationen, die Universitäten, standen ganz innerhalb dieser Richtung, führen von ihr ihren Namen und haben sich von allem Anfange an auf Privilegien aufgebaut. Der Staat drohte auseinanderzufallen in eine Summe solcher geschlossener Kreise, gewissermaßen politischer Festungsgürtel, die gegen einander Front machten. In diesen engeren Kreisen, nicht im Staate, lag scheinbar die Wurzel der Kraft jedes Einzelnen; was außerhalb derselben sich befand, und so auch die Staatsgewalt selber, ward mit Mißtrauen betrachtet, fast wie feindlich angesehen. Ein Jeder steifte sich auf seine Rechte, seine Privilegien, seine corporative Stellung. Es war nahezu ein Kampf Aller gegen Alle, der oft genug selbst mit der Waffe ausgefochten worden ist. Politische Selbstsucht, politischer Trotz war die Signatur jener Jahrhunderte.

In dieser Grundstimmung sahen wir auch die Männer befangen, die im Jahre 1446 es für ihre heilige Pflicht erachteten, ihrem Fürsten jegliche Machtbefugniß innerhalb der Grenzen ihrer Corporation zu verweigern. Aber jene Vorgänge waren zugleich das Symptom einer sich vorbereitenden neuen Zeit, ein Beweis, daß die Staatsgewalt sich zu sammeln und ihre Prärogative wieder in Anspruch zu nehmen begann. Sie bezeichnen auf dem Gebiete unseres Universitätslebens das erste Aufeinanderprallen der neu erstarkenden Regierungsgewalt mit dem altbefestigten corporativen Geiste. Darum erschienen sie mir von typischer Bedeutung, und wichtig genug, um einmal Ihre Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken.

Selbstverständlich mußte von Anfang an die durch das Aufblühen der Corporationen geschmälerte oberste Regierungsgewalt gegen jene Auflösung des Ganzen in einzelne egoistische Kreise mehr und mehr zu reagieren beflissen

sein. Das Gefühl ihres Berufes mußte wachsen, je mehr die Erleichterung des geistigen und materiellen Verkehrs die Ausübung ihrer Machtbefugnisse möglich machte. Jahrhunderte lang hat das Ringen der Gewalten gedauert, und viel Blut ist in diesem Kampfe geflossen. Aber die Zukunft mußte der Staatsgewalt gehören, denn diese war in der That die Vertreterin der höheren Auffassung. Und so ist denn auch, wenn wir absehen von der deutschen Reichsregierung, schließlich die oberste Regierungsgewalt überall als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen, wenn auch nur durch das schneidige aber nothwendige Medium eines gewaltthätigen Absolutismus. Und dieser Sieg ist ein Segen gewesen, eine wahrhaft ideale Errungenschaft, wenn freilich auch er neue Mißbräuche in die Welt geschaffen hat, an deren Milderung wir seit einem Jahrhundert die Völker arbeiten sehen. Aber dieser Sieg erst hat den Begriff des Staates wieder geschaffen, dessen hohes Ziel es ist, das gemeinsame und gleichmäßige Wohl aller zu ihm Gehörigen zu erstreben.

Und diesem hohen Ziele sehen wir nunmehr auch die gelehrten Corporationen, unsere Universitäten, zugewendet. Nicht mehr steifen sie sich auf ihre päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, nicht mehr suchen sie darin einen Beweis ihrer Ehrenstellung, daß sie der Staatsgewalt das Recht bestreiten, sich um sie und ihre inneren Verhältnisse zu bekümmern. Sie haben sich eingefügt in die Zwecke und Formen des allgemeinen Staatslebens und finden keine Herabsetzung darin, der Controle und Beeinflussung der höchsten Vertretung dieses unterworfen zu sein. Sie sind stolz darauf, eine der ersten, vielleicht die erste Anstalt des Staates zur Erhöhung des Wohles seiner Angehörigen zu bilden, und der Einzelne von ihnen setzt seine Ehre darein, als tüchtigster Vertreter seiner Wissenschaft diesem hohen allgemeinen Zwecke am tüchtigsten zu dienen. Ja, es ist wohl hie und da so weit gekommen, daß die Antheilnahme an den corporativen Interessen dem Einzelnen wie eine Last erscheint. So völlig gehen unsere Gedankenkreise auseinander von denen, die unsere Vorgänger im Jahre 1446 beseelten.

Und wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, sie sind gut gefahren, unsere Universitäten, mit dem Aufgeben ihres corporativen Eigenlebens, in mehr als einer Beziehung.

Je kleiner der Ring, der uns umschließt, um so enger auch der geistige Gesichtskreis des in ihn Gestellten; je kleiner und egoistischer die Fragen, an die man sein Interesse kettet, um so engherziger auch die Stimmung und das Gebahren dessen, der ihnen anhängt. Es ist im Grunde doch nur ein trübes Bild, das unsere Universitäten bieten, so lange es noch die Hauptparole war, die Rechte der Corporation zu wahren und jeden Einfluß von Oben abzuwehren. Da haben nur zu oft kleine und engherzige Motive gewaltet, und klein und engherzig sind die Männer geworden, die doch der

Geist der Wissenschaft weit hätte emporheben sollen über die Gedankenkreise und Empfindungswelt ihrer Mitmenschen. Aber nur zu oft ist die Wissenschaft da eine Frage zweiten Ranges gewesen. Solchen ernsten Erfahrungen gegenüber müssen wir es schon hinzunehmen wissen, wenn jetzt auf deutschen Universitäten auch einmal der Fall eintreten kann, daß gründlichst überlegte Rathschläge und Wünsche vielleicht an der Laune eines Ministerial-Referenten Schiffbruch leiden.

Und erst seitdem unsere Universitäten ihr Pochen auf particulare Rechte aufgegeben haben, ist ihnen das volle Interesse, die volle Beihilfe des staatlichen Gemeinwesens zu Theil geworden. So große Mittel, wie sie unseren Universitäten zugewendet worden sind und dauernd zugewendet werden, ertheilt man nicht an eine Corporation, die selbstischen Interessen huldigt und die sich wie ein Staat im Staate fühlt, sondern nur da, wo einzig und allein das Gesammtwohl, d. h. hier die letzten und höchsten Ziele der Wissenschaft und ihrer Lehre in Betracht kommen.

Gerne hätte ich noch weiter und bis ins Einzelne verfolgt, wie seit dem denkwürdigen Jahre 1446 jener Proceß an unserer Universität verlaufen ist, der allmälig die Staatsgewalt gegenüber der Corporation zur Geltung gebracht hat. Er hat nicht eben lange gedauert und die Vorgänge sind lehrreich genug. Nicht waren es ferner gewaltthätige Acte, die etwa schließlich die Universität mürbe gemacht und ihren Widerspruch gebrochen hätten. In viel würdigerer Weise kam die Anerkennung der befreienden und rettenden Bedeutung einer höchsten Macht im Staatsleben zum Durchbruch. Die Universität selbst ist es gewesen, die die Hilfe des Fürsten anrufen mußte, um sie zu befreien aus den Verlegenheiten, in die sie durch kleinliche persönliche Interessen, durch Intrigue, Haß und Selbstsucht Einzelner gerathen war. Das geschah bereits, und wiederholt, gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Die Fürsten haben diesen Anliegen ein williges Ohr geliehen, und besonders hat Herzog Georg sich aufs Gründlichste mit den Angelegenheiten der Universität beschäftigt, zumal im Anfange seiner Regierung, ehe er sich mürrisch auf die negative Seite gelegt hatte. Einmal hat er sogar die gesammte Universität so zu sagen in Clausur arbeiten lassen. Das geschah im Jahre 1502. Um genau kennen zu lernen, welcher Art die ihm vorgetragenen Klagen und Beschwerden seien, mußten am 25. October des genannten Jahres sämmtliche Mitglieder der Universität, Magister wie Doctoren, denen sich anonym auch der Pedell angeschlossen zu haben scheint, zur selbigen Tageszeit, ein jeder auf seiner Stube, niederschreiben, was sie drücke. Die 45 Schriftstücke, die auf diese Weise entstanden und an den Herzog gelangten, sind uns noch erhalten und bilden, wie man denken kann, ein unschätzbares Material zur genauen Kenntniß der intimsten Verhältnisse unserer Universität in jener Zeit. So war am Ende des 15. Jahrhunderts, zumal durch die Reformation von

1496 und die von 1502, und später durch die bis ins Einzelne vom Herzoge festgestellte Ordnung des Vorlesungscursus vom Jahre 1519, eigentlich die Frage, um die es sich 1446 gehandelt hatte, bereits vollständig, theoretisch wie practisch, zu Gunsten der fürstlichen Macht entschieden. Es hat aber doch in Wirklichkeit später das Zünglein der Wage noch zuweilen hin und her geschwankt. Aber so oft man, und so lange man die Universität ganz ihre eigenen Wege gehen ließ, war dies gleichbedeutend mit Gleichgiltigkeit gegen sie, d. h. mit Vernachlässigung ihrer Interessen, und solche Zeiten sind daher für sie meistens Zeiten des Verfalls gewesen.

Ich stehe am Schlusse der Entwicklung, die ich vor Ihnen aufzurollen mir vorgesteckt hatte, und ich wende mich zurück zu den Eingangsworten meiner Rede. Gerade unsere heutige Versammlung ist wohl geeignet, zu bezeugen, wie sehr in uns Allen das Gefühl lebendig ist, daß unsere Universität sich definitiv dem Organismus unseres Staates eingereiht hat, daß sie von seinem Mittelpuncte aus ihre belebende Kraft empfängt. Unser heutiges festliches Beisammensein gilt dem Oberhaupte unseres Staates, gilt dem Tage, der Ihm zum Segen des Landes und zum Segen unserer Universität das Leben gegeben hat. Wenn der kraftvollen und doch dabei so wohlwollenden und huldreichen Regierung unseres ruhmgekrönten Königs Albert die Herzen aller seiner Unterthanen freudig bewegt entgegenschlagen, so findet diese Empfindung ganz besonders ein volles und reiches Echo in den Kreisen unserer Universität, deren Verhältnisse und Einrichtungen Er bei wiederholter persönlicher Anwesenheit die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet hat. Da haben wir ihm nicht entgegengerufen, daß der Landesfürst sich um das innere Leben und Treiben der Universität nicht zu kümmern habe, daß ihm über ihre Einrichtungen ein Oberaufsichtsrecht nicht zustehe: jene Tage sind leuchtende Punkte in der Geschichte unserer Universität geworden, mit stolzer Freude haben wir unsern Königlichen Herrn unter uns erblickt und Seine Zufriedenheit zu erwerben uns bemüht und nicht Wenigen von uns hat Er durch seine erhebende Antheilnahme so recht die höchste Weihe ihres Berufes und ihres Wirkens an unserer Universität gewährt. Und wenn an einem Tage, wie es der heutige ist, ein Jeder, was er an inniger Empfindung für ein geliebtes und verehrtes Wesen auf dem Herzen trägt, in einen Glückwunsch zusammenzufassen sich gedrängt fühlt, so vereinigen sich heute, an Seinem Geburtstage, unser Aller Herzen in dem Einen Wunsche, den wir als ein heißes Gebet hinaufsenden zu dem Lenker unserer Geschicke: Möge uns Allen durch Gottes Gnade das hohe Glück zu Theil werden, daß das Auge unseres Königs Albert noch lange über unserem Lande, noch lange über unserer Universität wache und walte, helfend und hebend, schützend und schirmend, zu unser Aller Heile! Das gebe Gott!

Caspar Borner und die Reformation der Universität Leipzig.

Eigenhändige Niederschrift.[1])

H. A.

Die Universitäten in unserer Zeit pflegen der eigenen Geschichte ziemlich fremd gegenüberzustehen. Was in früherer Zeit die Bekanntschaft mit derselben wach erhielt, die Selbstverwaltung ihres Vermögens, das Achthaben auf die ertheilten Privilegien, die Nothwendigkeit, mannigfachen andern Körperschaften gegenüber die eigene Stellung, wie sie geschichtlich begründet worden, zu wahren, das Alles ist bei den geordneteren staatlichen Verhältnissen der Jetztzeit in Wegfall gekommen. Heute gehört der Universitätslehrer wesentlich nur seiner Wissenschaft an, und diese führt seinen Blick weniger in die Universität hinein als über dieselbe hinaus; ihm ist die Universität nur der Ausgangspunkt für seine Thätigkeit. Und dazu tritt noch ein weiterer Umstand. Ein aus so mannigfachen bedeutenden Wirkungskreisen zusammengesetztes Ganze gewährt nicht so leicht denjenigen Überblick, der nöthig ist, um es mit lebendigem Bewußtsein als eine einheitliche geschichtliche Existenz zu erfassen, erst in weiterer Perspektive tritt dies einheitliche Bild klarer hervor und erst da ergeben sich die Gesetze, die in dem Fortleben desselben thätig waren, aber auch da ergeben sie sich nur dem, der mit den technischen Mitteln der historischen Forschung ausgerüstet, den Fragen ein ernsteres Studium widmet. Erscheint somit jene Entfremdung nicht als ein Mangel an Interesse,

1) Rede beim Antritt des I. Rectorates am 31. October 1869. Die Ueberschrift von mir gewählt. Im Nachlaß fanden sich zwei Fassungen vor, die eine mit der Ueberschrift: Ueber Caspar Borner. I. Entwurf, die andre unter folgendem Titel: Ueber Caspar Borner. II. Verkürzte Gestalt. Genau so gehalten am 31. October 1869. Fr. Z. Beide Fassungen hier zu veröffentlichen, wie es bei einem alten Autor hätte geschehen müssen, war im Interesse der Leser nicht wohl angebracht, aber auch weder die ausführliche noch die gekürzte allein, da in der gekürzten einerseits mehrfach absichtliche Aenderungen, andrerseits aber auch Weglassungen nur aus Mangel an Redezeit vorgenommen waren. Ich habe daher die verkürzte Gestalt als letzte Fassung zu Grunde gelegt und vollständig zum Abdruck gebracht und die durch zweifellos absichtliche Aenderung in der zweiten Fassung erledigten Stellen des ersten Entwurfs außer Acht gelassen; die Lücken habe ich aus dem letzteren ergänzt. Wo sich das nicht glatt und ohne Dubletten hervorzurufen, machen ließ, habe ich die Ergänzungen in Anmerkungen unter dem Text untergebracht. Folgende sind die Einschübe, wobei ich bemerke, daß nicht Zeilenbeginn und Zeilenschluß, sondern Satzbeginn und Satzschluß innerhalb der genannten Zeilen für Anfang und Ende der Einschübe maßgebend sind: S. 76, Z. 12 M. bis 9. u. Z. 7 bis 4 E. v. u.; S. 77, Z. 13 M. bis 22 u. Z. 5 v. u. bis S. 78, Z. 3; S. 78, Z. 17 A. bis 19 u. Z. 20 bis S. 79, Z. 16 v. u.; S. 79, Z. 11 v. u. bis S. 80, Z. 2 M.; S. 80. Z. 10 bis 12 A., Z. 16 bis 21 u. Z. 16 v. u. bis S. 81, Z. 4; S. 82, Z. 19 v. u. bis S. 83, Z. 5; S. 85, Z. 18 bis S. 86, Z. 8; S. 90, Z. 10 bis 24 u. Z. 3 bis 1 v. u.; S. 91, Z. 8 bis 22 u. Z. 27 (jene 2c.) bis 29. — A. d. H.

so mag es wohl gestattet sein, an einem Tage, wo in dieser hochansehnlichen Versammlung unsere Universität sich mehr denn sonst als eine zusammengehörige und geschlossene Einheit schon äußerlich darstellt, einen Blick zurückzuwerfen in unsere Vergangenheit und eine bedeutsame Epoche derselben an uns vorüberziehen zu lassen, und dem antretenden Rector mag es wohl geziemen, sich durch sie an das Wirken eines Vorgängers erinnern zu lassen, der für alle Zeiten als ein glänzendes Muster treuester Pflichterfüllung genannt zu werden verdient, und ohne den heute vielleicht überhaupt kein Rector der Universität Leipzig einem Nachfolger sein Amt übergeben könnte, es sicher nicht an dieser Stelle könnte. Ich meine die Reorganisation unserer Universität um die Mitte des 16. Jahrhunderts und den damaligen Rector und Diktator derselben, Caspar Borner.

Zwar gilt es nicht, eine Schuld des Vergessens zu tilgen. Zeit und Mann waren zu bedeutend, um je ganz aus der Erinnerung zu schwinden. Bis in unsere Zeit erstrecken sich die Zeichen der Theilnahme, und noch vor wenigen Jahren haben wir selber die Büste Caspar Borner's in diesem Saale aufgestellt. Aber der Zusammenhang jener Vorgänge, der Antheil Borner's an denselben ist einer exacten und quellenmäßigen Behandlung bisher nicht unterzogen worden. Man hat sich an ganz allgemeinen, zum Theil unwahren Zügen genügen lassen. Einer Universität aber geziemt es am wenigsten, auf ihrem eigensten Gebiete Phrasen und Anecdoten für Geschichte zu halten. Wenn ich nun daher im Folgenden eine quellengetreue Darstellung zu geben versuche, so bitte ich um Ihre Nachsicht, zumal wenn ich gezwungen sein sollte, hie und da Äußerlichkeiten und Einzelheiten breiter zu erwähnen, als es vielleicht der heutigen Gelegenheit angemessen erscheinen möchte.

Unsere Universität hatte während des 15. Jahrhunderts eine maßgebende Bedeutung für den Norden Deutschlands und für einen großen Theil Süddeutschlands besessen. Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts gerieth diese Bedeutung ins Wanken und seit den zwanziger Jahren drohte offener Verfall. Der Grund war ein doppelter. Nachweislich nicht die Concurrenz der neu gegründeten Universitäten, zumal Wittenbergs und Frankfurts, auch nicht die verderblichen Zwistigkeiten, die aus der Gliederung in Nationen entsprangen, denen die Zeitgenossen mit Vorliebe die Schuld beimaßen.

Zunächst die mangelhafte Dotation, die kaum im 15. Jahrhunderte eine annähernd ausreichende gewesen war. Die Universität hatte bei ihrer Gründung 1409 zwei Collegia zuertheilt erhalten, die 20 Magistern und Doctoren Wohnung und geringe Einkünfte gewähren sollten, die aber später um mehrere Stellen verkürzt wurden. Dazu kamen seit 1413 sechs Domherrnstellen. Im Jahre 1539 taxierte man sie in sorgfältiger Abschätzung Alles in Allem auf jährlich 1000 Goldgulden. Aber verderblicher noch als die Geringfügigkeit dieser Summe war die geringe Zahl der mit Besoldung verknüpften Stellen, die,

Collegiaturen und Canonicate zusammengerechnet, nicht mehr als 22 betrug. Da nun jeder Magister als Mitglied der Universität ein Anrecht hatte, und die Zahl dieser wohl auf 80 berechnet werden kann, so gelangte man selbstverständlich erst sehr spät in den Besitz einer solchen Stelle, meist zu einer Zeit, wo die geistigen und körperlichen Kräfte bereits im Abnehmen begriffen waren, und so bildete sich die Auffassung, jene Stellen nicht als Besoldung für die aufzuwendende Lehrthätigkeit, sondern als eine Pension für das Alter anzusehen. So pflegte die Erlangung einer Collegiatur das Signal zu sein, der Lehrthätigkeit zu entsagen, und wer vollends eine Domherrnstelle erlangt hatte, der verließ in den meisten Fällen Leipzig ganz und residierte an dem betreffenden Stifte. So konnte z. B. einmal viele Jahre hindurch die theologische Fakultät keine Acte vornehmen, weil außer dem Decan keines ihrer Mitglieder erreichbar war, und auch der Decan residierte in Halle. Nicht anders stand es mit den Juristen und Medicinern, die viel an fürstlichen Höfen abwesend waren. Bis zur Erlangung einer Collegiatur oder Domherrnstelle half man sich, da die Honorare für die Vorlesungen wenig in Betracht kamen, durch Anlegung von Pensionaten; denn, da dazumal der größte Theil des jetzt auf den Gymnasien Gelehrten noch der Universität anheimfiel, diese also zum Theil auch von Kindern besucht wurde, so galt ein für alle Mal das Gesetz, daß jeder Studierende bei einem Universitätsmitgliede in Pension stehen müsse. So erwartete man das endliche Eintreffen der Früchte seiner sorgsam gehüteten Anciennität. Auf diese Weise bekam die Habilitation den Charakter des Einkaufs in eine Versorgungsgesellschaft, und es bildete sich das hierfür characteristische Sprichwort Lipsia vult exspectari; daher das peinliche Halten auf die Anciennität schon von der Immatriculation an. Die Universität erschien in ihrem letzten Ziele als eine Pfründenanstalt, nicht als eine Lehranstalt. Daß damit jede ideale Auffassung des academischen Lehrberufes, die doch allein diesem seine Wirksamkeit sichert, schwinden mußte, liegt auf der Hand.

Aber weit wichtiger war doch ein anderer Umstand. Auf keiner andern Universität hatte sich der Lehrtypus des späteren Mittelalters so abgerundet ausgebildet und so zur Herrschaft entwickelt wie in Leipzig. Der allgemeine Zweck, den dieser Lehrtypus verfolgte, war nicht, den Lernenden für einen Beruf auszubilden, auch nicht, den Geist durch Kenntnisse zu bereichern oder durch eine feinere Bildung zu veredeln, sondern einzig und allein, ohne einen wesentlichen thatsächlichen Inhalt zu bieten, jeden Einzelnen zu einem schlagfertigen Kämpen für die überlieferten scholastischen Sätze heranzubilden. Darauf zielten schon die Vorlesungen hin, die sich auf eine schwerfällige Erklärung eines Theiles der Aristotelischen Schriften in schlechtester Ueberlieferung beschränkten, darauf besonders die Unzahl der Disputationen, welche die eigentliche Hauptsache des Universitätsunterrichtes ausmachten und die von Zeit zu

Zeit in den sogenannten Quodlibeten die gewöhnlichen geistigen Turnübungen zu einem vieltägigen solemnen Turnier erweiterten, dem vielgefeierten eigentlichen Glanzpuncte des Universitätslebens. Die Einseitigkeit dieses Systems gipfelte in dem Verlangen, daß in der philosophischen Facultät, die im Mittelalter in ganz anderm Sinne als jetzt als die eigentliche Repräsentantin der Universitätsbildung anzusehen ist, jeder Lehrer sämmtliche Vorlesungen der Facultät zu halten im Stande sein müsse. Anfangs entschied das Loos, später die Wahl, von Semester zu Semester. Es war dies das System der sog. walzenden Lectionen. Auf dialectische Schulung des Geistes zu eigener Forschung war es dabei nicht angelegt; denn die Ziele waren gegeben durch das Dogma, und bei uns war dies so scharf gefaßt, daß bis zum Jahre 1542 alle nicht rudimentären Vorlesungen der philosophischen Fakultät von der theologischen Fakultät bestimmt wurden, die von Semester zu Semester unbeschränkt auch die Lectoren auswählte.

Diesem in sich hohlen Treiben der Scholastik war nun zwar auch in Leipzig seit Beginn des 16. Jahrhunderts der Humanismus entgegengetreten, dieser Feind aller den Geist niederdrückenden Autorität, der eine wahrhafte Veredelung des Geistes und eine Erweiterung desselben durch Kenntnisse und Forschung als das Ziel der Ausbildung ansah, eine Zeitlang sogar mit Unterstützung des Herzogs Georg. Kaum sind je in der Geschichte des geistigen Lebens zwei so diametrale Gegensätze aneinandergeprallt, von denen der neu hervortretende nicht bloß eine Negation der Methode, sondern auch des gesammten Inhalts des früher herrschenden war. Auf den kleineren Universitäten in Oberdeutschland hatte der Humanismus im Ganzen leichtes Spiel, umsomehr da die Fürsten auf seiner Seite standen. Aber einen ganz anderen Widerstand fand er in Leipzig, wo der Umfang der Universität die herrschende Richtung mit einem helleren Nimbus zu umgeben und ihr einen kräftigeren Schutz zu gewähren vermochte, und so sehen wir noch in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts nacheinander Vertreter der neuen Richtung, Hermann v. d. Busche, Hutten, Aesticampianus, Huttigius, Eobanus Hesse, Richard Croeus gewissermaßen abprallen von der Umwallung der Universität, wenn auch nicht ganz ohne eigene Schuld, und erst dem Petrus Mosellanus gelang es, festen Fuß zu fassen, aber ihm auch als dem ersten und letzten seiner Richtung.

Freilich, ganz das Alte einfach festzuhalten, war auch in Leipzig nicht mehr möglich. Wenn um's Jahr 1515 einer der alten Herren des 15. Jahrhunderts wieder aufgetaucht wäre und sich auf der Universität umgeschaut hätte, er würde bedenklich den Kopf geschüttelt haben, es würde ihm vorgekommen sein, als gehe die Universität aus Rand und Band. Wo waren da jene festgefügten unabänderlichen Formen und Formeln geblieben, die das ganze 15. Jahrhundert so ungestört geherrscht hatten? Schon in Aeußerlichkeiten zeigt sich Alles in's Schwanken gerathen. Statt des ehrwürdigen Namens

studium für Universität hätte er in der Matrikel bald academia, bald museum, bald gymnasium, bald schola, statt magister regens die mannigfachsten Ausdrücke, selbst bereits professor, vorgefunden, statt des alten album eine matricula, ja selbst ein leucoma; die Quodlibete fand er im Aussterben begriffen, und seinen Augen hätte er nicht getraut, wenn er im Jahre 1518 unter den von der Facultät officiell bestellten Prälectoren einen poeta et orator gefunden hätte, der nicht einmal magister war. Vom Geist der Neueren war selbst etwas unter die Leipziger Hüter des Alten gefahren, ja das war eben das Pikante in der Situation, und das eben gab den epistolae obscurorum virorum den unerschöpflichen Stoff zum unerbittlichsten Spotte, daß die Leipziger einer neuen und in ihrem Wesen unverstandenen Geistesrichtung selber noch glaubten Genüge leisten zu können durch eine ganz äußerliche Anlehnung und Nachahmung.

Der Herzog Georg war dem Humanismus zugethan, er besoldete bereits seit Antritt seiner Regierung Lehrer der neuen Richtung außerhalb der Universität, schuf so fast eine neue Universität außerhalb der alten, lieh den Neuerern stets geneigtes Ohr und fuhr die Vertreter der alten oft scharf, ja unbarmherzig an, selbst in öffentlichen und für den Druck bestimmten Erlassen.

So in ihrem eigenen Kreise ohne Vertrauen und Glauben an sich selbst, von außen angegriffen von einer Schaar geistvoller übermüthiger Spötter, in ihrem Wirken durch sie wesentlich geschmälert und mit dem giftigsten Hohne übergossen, vom Fürsten verlassen und mit Mißtrauen betrachtet, gewährte die Universität gegen Ende des zweiten Decenniums des 16. Jahrhunderts einen lamentabeln Anblick, und ihr ewiges Gewimmer zum Herzoge, sie doch in ihren alten Gewohnheiten zu belassen und zu schützen, macht einen geradezu erbarmenswerthen Eindruck.

Aber Anfangs hatte die Universität in sich selber noch Kraft genug besessen, den andringenden Feind abzuhalten; und als ums Jahr 1520 die Tage des Scholasticismus auch in Leipzig gezählt erschienen, da wandte sich plötzlich der Herzog Georg von der neuen Geistesrichtung ab, da diese in die reformatorische Bewegung übergegangen war. Aus Motiven, die schwerlich in ruhiger Ueberlegung, sondern wohl wesentlich in persönlicher Stimmung ihren Grund hatten, wandte er sich gegen die Reformation und verfolgte mit leidenschaftlicher Gereiztheit ihre Anhänger. So ward aus einem Begünstiger der neuen Geistesrichtung ein erbitterter Feind derselben. Sein Eifer für die Reform der Universität, der noch im Jahre 1519 lebhaft thätig gewesen war, erkaltete, eine Promotionsordnung aus dem Jahre 1522 ist das Letzte, was er in dieser Richtung gethan hat. Veränderungen in Betreff des Lehrcursus, die in Vorbereitung waren, sind nicht zur Ausführung gelangt, die Besoldungen für die humanistischen Lehrer wurden eingezogen. Die Scholastiker hatten wieder Oberwasser, und in ungestörtem, bequemem Schlendrian ließ man sich genügsam

und selbstzufrieden gehen und entzog sich, nunmehr des fürstlichen Schutzes gewiß, allen und jeden Anforderungen der Zeit, und so gelang es, ein System, das schon ums Jahr 1500 auch in Leipzig verurtheilt erschien, noch fast 40 Jahre hindurch, bis zu Georg's Tode im Jahre 1539, aufrecht zu erhalten, eine Stagnation der Universität, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen in ihrer Geschichte gehört.

Aber damit war auch die Blüthe der Universität dahin. Denn die deutsche Jugend verstand es wohl zu beurtheilen, wo ihr wahrhafte Geistesnahrung und wo ihr Steine statt des Brotes gereicht wurden. Sie wandte sich von Leipzig ab. Schwere Mißhelligkeiten zwischen den Studierenden und den Soldtruppen hatten schon 1516 der Universität einen argen Stoß versetzt. Noch im Jahre 1516 waren 572 Studirende immatrikuliert worden. Diese Zahl sank herab auf 378, 352, 298 und seit 1552 auf 126, 91, 81. Von 1523 bis zum Tode Georgs ward durchschnittlich noch nicht der vierte Theil der früheren Zahl jährlich aufgenommen.

Wo es an geistigen Interessen gebricht, da pflegt sich leicht, zumal bei der Jugend, ein wilder und rüder Ton einzustellen. So waren denn auch zu Leipzig in jener Zeit Schlägereien von Studierenden untereinander und besonders mit den Handwerksgesellen an der Tagesordnung, die nicht selten mit Todtschlägen verknüpft waren. Der Sommer 1539 ist noch durch ganz besonders exquisite Vorgänge der Art gekennzeichnet. Als im Herbste 1539 noch eine ansteckende Krankheit hinzutrat, da zerstreuten sich die Studierenden vollends, und kaum 50 fanden sich beim Beginne des Wintersemesters wieder vor, und bis in den Jauuar hinein ward nur ein Einziger neu inscribiert. Die Universität war im Auslöschen begriffen.

Und jetzt wurden auch für die Mitglieder der Universität die Verhältnisse unerträglich. Denn mittlerweile war der Gegenschlag erfolgt. Nach Georg's Tode hatte sein Bruder Heinrich, der bereits seit mehreren Jahren in dem ihm untergebenen Freiberg die protestantische Lehre eingeführt hatte, im Laufe des Sommers, ohne die Stände zu fragen, mit Hülfe des Churfürsten, hastig eine Visitation vorgenommen und die Reformation im ganzen Lande eingeführt. Die Visitatoren waren churfürstliche Geistliche, das Land ward überschwemmt mit churfürstlichen Gelehrten, die alle Anstellungen für sich in Anspruch nahmen, factisch herrschte in allen geistlichen und Schul-Angelegenheiten der Churfürst auch im Herzogthume. Nur was aus dem Churfürstenthum kam, sollte noch Geltung und Werth haben. Ganz besonders hatte hierunter die Universität zu leiden, für welche die Wittenberger auf Erfordern des Churfürsten eine Instruction ausarbeiten mußte. Man erfuhr nur verächtliche Zurücksetzung und jene Geringschätzung, die um so tiefer verletzt, je mehr sie sich, ohne viele Worte zu machen, als selbstverständlich beträgt. So hatte man an der Universität allen Muth verloren. In den eigensten Angelegenheiten

getraute man sich nicht mehr einen Schritt zu thun. Drei Canonicate standen in Gefahr verloren zu gehen, die Universität bettelte um ihr gutes Recht, Niemanden wußte sie zu finden, der der zu Boden liegenden seinen Beistand gewährt hätte.

Daß etwas geschehen müsse, war jetzt auch dem Blödesten klar. Aber woher sollte die Hülfe kommen? Vom Fürsten nicht. Denn das Bischen Energie, dessen der altersschwache Herzog Heinrich fähig gewesen war, war mit der kühnen Einführung der Kirchenreformation gegen den Willen seiner Stände erschöpft. Bei den Landständen herrschte für die Universität absolut gar kein Interesse. Sollte eine neue Dotation und eine Reformation der Universität durchgesetzt werden, so mußte die Energie der Initiative von dieser selber ausgehen. Woher aber diese nehmen in der altersschwachen Anstalt? In dieser Lage wandten sich die Blicke auf einen Mann, der bisher an der Universität ziemlich abseits gestanden hatte. Dieser Mann war Caspar Borner. Ihn beschloß man für das Winter-Semester zum Rector zu wählen.

C. Börner, oder, wie er sich seit seiner Promotion nannte, C. Borner war 1492 in Großenhain geboren und hatte 1507 die Universität Leipzig bezogen, in demselben Semester mit Hutten und Aesticampianus, hatte den Letzteren nach Italien begleitet, war vielfach auch in Deutschland herumgereist, hatte aus Cöln den Mosellanus nach Sachsen mitgebracht, war in Wittenberg zu Luther und namentlich zu Melanchthon in enge Beziehung getreten, und hatte seit 1522 das Rectorat der Thomasschule übernommen. Er hatte diese Anstalt zu hoher Blüthe gebracht, zum Theil mit Transetzung seines Privatvermögens. Mit einer seltenen Gabe, die Jugend anzuregen, verband er Würde und Strenge der Disciplin, und machte so aus der Thomasschule die Bildungsstätte fast aller jener Männer, die sich in der nächsten Zeit um das Schulwesen Sachsens verdient gemacht haben. Georg Fabricius, Joh. Musler, Wolfg. Meurer, Leonh. Badehorn, Joh. Rivius, Matth. Heusler u. v. A. schaarten sich in dankbarer Pietät um ihn. An der Universität war er zu gleicher Zeit, zumal für Mathematisches und für Erklärung der Dichter, thätig gewesen, ohne doch Mitglied des philosophischen Concils zu werden. Nach Georg's Tode hatte er die Stelle an der Thomasschule aufgegeben, um sich nunmehr ganz der Universität zu widmen, und zwar jetzt in der theologischen Fakultät. Seine Energie, seine Uneigennützigkeit waren bekannt, sie hatten den Gegnern bisher genug zu schaffen gemacht.

Als man in Leipzig damit umging, Borner zum Rector zu wählen, war dieser gerade in Karlsbad, um sich von Hüftweh zu curieren. Es lag ihm nichts an der zugedachten Würde, quoniam in maiore et profundiore luto nunquam rector haesit. Deshalb kam er nicht direkt nach Leipzig zurück, sondern hielt sich noch eine Zeitlang in der Umgegend auf, um dem Wahltage auszuweichen, der auf den 16. October fiel. Erst am 21. getraute er

sich in die Stadt, aber der Erste, der ihm entgegentrat, war der rector antiquus, der ihn von der auf ihn gefallenen Wahl in Kenntniß setzte, und ihm, wie das damals Sitte war, sofort die oberste Gewalt übergab. Widerspruch gestatteten die Statuten der Universität nicht.

War Borner ungern Rector geworden, so war er doch von dem Momente an, wo das Amt in seine Hände gelegt war, entschlossen, nun auch mit ganzer Energie thätig zu sein, um das durchzusetzen, was ihm als unumgänglich nothwendig klar vorschwebte, vermehrte Dotation und Reformation der Universität.

Die Zeit drängte, der Chemnitzer Landtag stand vor der Thür. Am 21. October war Borner zurückgekehrt; bereits am 1. November legte er der Universitätsversammlung eine ausführliche Denkschrift für den Herzog vor. Es erfolgte ein gnädiges Antwortschreiben, so gnädig, daß es selbst in Wittenberg Aufsehen erregte. Der Herzog schrieb, er wisse wohl, daß seine Universität der Kopf und das Herz seines Landes sei, und demgemäß werde er sich zu verhalten wissen, auf dem Landtage solle die Frage erörtert werden. Aber dort tobten die Leidenschaften wild durcheinander, der Universität konnte nicht gedacht werden. Ja, in Betreff der geistlichen Güter wurden durch die Ernennung eines engeren Ausschusses dem Fürsten die Hände gebunden, und die Erfüllung der Wünsche Borner's erschien in weite Ferne hinausgeschoben. Wiederholt wurden noch in demselben Semester die Versuche erneut, mit ebenso vergeblichem Erfolge.

Freilich andere Sorgen ließen kaum den Verdruß über das Fehlschlagen dieser Wünsche bei ihm aufkommen. Schon schien es sich nicht mehr darum zu handeln, Neues zu gewinnen, sondern nur noch das im Besitz Befindliche zu erhalten. Drei Canonicate standen zu gleicher Zeit in Frage. Nur mit der äußersten Anstrengung und mit Erschöpfung aller Mittel, wobei der Ordinarius der Juristenfacultät, Dr. Ludwig Fachs, sich besonders hülfreich bewies, gelang es Borner endlich die drohende Gefahr zu beseitigen und der Universität den Besitz jener Stellen zu sichern. Viel Schwierigkeit bereitete zu gleicher Zeit die Regelung des althergebrachten Universitätsgottesdienstes, der zu Borner's großem Verdrusse jetzt für eine Winkelmesse erklärt werden sollte, ferner die Frage, ob die Collegiaten fortan verehelicht sein dürften, eine Neuerung, die den Ruin der Collegia zur Folge zu haben drohte; ferner die Einführung der neuen Bekenntnisse und endlich noch Verwickelungen mit dem Rath und mit dem Bischofe wegen der ab intestato Verstorbenen. Borner war in ununterbrochener aufreibender Bewegung, und dennoch unterließ er es nicht, da ein Ausschußtag zu Naumburg bevorstand, vor Ablauf seines Rectorates noch einmal, unterm 12. Februar 1540, eine dringende Supplik an den Herzog zu richten, worauf wieder eine gnädige Antwort erfolgte aber auch weiter Nichts. Borner mußte, als er sein Amt niederlegte,

zufrieden sein, einstweilen den Besitz der Canonicate gerettet zu haben. Ehe er aber abtrat, bewog er die Universität, dem Dr. Fachs zum Dank für seine Bemühungen einen prachtvollen silbernen Pokal als Ehrengeschenk zu überreichen, um auch für die Zukunft den guten Willen des einflußreichen Mannes, der zum Geheimen Rathe des Herzogs gehörte, sich zu sichern.

Beim Rücktritt Borner's vom Rectorate war thatsächlich noch Nichts erlangt, aber die glänzenden Eigenschaften desselben waren in so hellem Lichte hervorgetreten, daß die Universität ihm fortan die Angelegenheit der Reformation so gut wie allein in die Hände legte, ihm eine Art Dictatur anvertraute.

Es würde zu weit führen und ermüden, wollte ich nur annähernd eine Schilderung all der Bemühungen, der Mittel und Wege, der verschiedensten Versuche geben, die Borner in ununterbrochener, fast fieberhafter Thätigkeit einschlug, um sein Ziel zu erreichen. Man bemerkte kaum eine Annäherung an dasselbe. Aber wichtig war doch für ihn, was er zunächst durchsetzte, die Berufung des Camerarius nach Leipzig, im October 1534. Beide waren fortan gemeinsam im Interesse der Universität thätig, zwei Männer von den verschiedensten Anlagen, von dem verschiedensten Naturell, aber verbunden durch dieselbe ideale Auffassung des Lebens, dieselbe Uneigennützigkeit und denselben hohen Begriff, den sich beide von der Bedeutung einer Universität gebildet hatten. Zu ihnen gesellte sich Georg Commerstadt, der Rath des Herzogs. Günstig war es auch, daß dem energielosen Herzog Heinrich der jugendlich feurige und energische Moritz gefolgt war, obwohl die vielen kriegerischen Unternehmungen desselben sein Interesse immer wieder von Neuem von der Universität abzogen.[1])

1) Im ersten Entwurf heißt es statt der letzten beiden Absätze (von: „Beim Rücktritt" bis „abzogen") ausführlicher: „Borner's Nachfolger war der Reformation nicht geneigt, auch das Verhältniß zwischen Fürsten und Ständen, das doch eine Vorbedingung der Dotation war, ward nicht besser. Erst im folgenden Winter konnte Borner wieder zu Einfluß gelangen. Es war ein volles Jahr nach dem ersten vergeblichen Ansturm, als Borner am 12. November die Annahme einer neuen und diesmal noch dringlicheren Denkschrift durchsetzte. Auch ward soviel erreicht, daß man am Hofe beschloß, die Angelegenheit in Ueberlegung zu ziehen. Es wurde nun vidimierte Abschrift der Fundationen, Privilegien, Einkünfte und Statuten der Universität wie der Facultäten erfordert. Die ganze Angelegenheit ward in Borner's Hand gelegt, trotzdem er nicht Rector war, und ihm so eine Ausnahmestellung an der Universität zugewiesen, die seine Zeitgenossen mit einer Dictatur verglichen. Noch Ende December ward eine zweite ausführlichere Denkschrift eingereicht, und so ward wirklich eine Vorlage an den Ausschußtag August 1541 durchgesetzt, die der Universität 1300 Goldgulden versprach. Aber ohne Specialisierung, woher die Gelder zu nehmen seien, war das Versprechen ein ganz werthloses, denn die Ordnung der geistlichen Güter stand noch in weiter Ferne.

Aber einen Vortheil hatte die Bewilligung des Ausschusses sofort. Die schon früher angeknüpften Unterhandlungen mit Camerarius wurden jetzt perfect, und um die

Als der Turnus des Rectorates wieder an die Meißnische Nation gelangte, ward Borner sofort wieder zum Rector gewählt. Mit verdoppelter Energie machte er sich daran, das so oft vergeblich erstrebte Ziel endlich zu erlangen. Wiederum stand für Martini ein Ausschußtag bevor, diesmal in Dresden; wiederum, jetzt zwei Jahre nach der ersten Eingabe, verfaßte Borner mit Camerarius ausführliche Denkschriften, drei umfängliche Schriftstücke. Aber es gelang nicht, sie zur Vorlage im Ausschuß zu bringen. Nun riethen befreundete Staatsmänner an den Landtag zu gehen, der Ende Januar 1542 in Leipzig gehalten werden sollte. Neue Denkschriften wurden ausgearbeitet. Aber Moritz persönlich war gegen die Einbringung derselben. Er fürchtete die Berathung einer so vielköpfigen Versammlung, in der für den Gegenstand kein Interesse vorhanden war, er wünschte die Angelegenheit zur Beschlußfassung des engeren Ausschusses gestellt, der unmittelbar nach dem Landtage zusammentrat. Neue Ausarbeitungen, neue Supplicationen. Überall hin richtete Borner persönlich seine Briefe. Aber die Ausschußmitglieder, unter dem Eindruck der Geringschätzung, die nun einmal auf der Universität lastete, hatten keine Neigung, nur irgend etwas für sie zu gewähren. Man würdigte sie nicht einmal einer Antwort. Mündlich erfuhr dann Borner, daß Moritz allein sich günstig geäußert habe.

Mitte October 1541 rückte derselbe in Leipzig ein. Dadurch hatte nun Borner, der bisher ziemlich allein gestanden hatte, eine wesentliche Stütze, einen wesentlichen moralischen Halt bekommen. Es ist ein erhebender Anblick, das gemeinsame Wirken dieser beiden Männer zu verfolgen, die von der Natur so ganz verschieden organisiert waren. Camerarius, dem practischen Leben fernstehend, ganz in seine Wissenschaft vertieft, ungerne nur die einfachsten amtlichen Pflichten übernehmend, in seinem Wesen ruhig und milde, Borner, obwohl auch wissenschaftlich gründlich und anregend, doch ganz dem Leben zugewandt, ein organisatorisches Talent ersten Ranges, dabei äußerst scharf und bitter, empfindlich, oft fast nervös gereizt, mit einem beinahe an Unruhe gränzenden Thätigkeitstrieb. Was aber beide Männer fest aneinander kettete und zu gemeinsamer Thätigkeit verband, das war die von beiden getheilte ideale Auffassung des Lebens, die Uneigennützigkeit ihres Characters, die sich selbst zu vergessen im Stande war über dem Gemeinwohl, und der hohe Begriff, den sich beide von der Bedeutung einer Universität gebildet hatten. Dem Zusammenwirken dieser beiden Männer, der hastigen und unverdrossenen Initiative Borner's und der milden Ruhe des Camerarius verdankt die Universität ihre Reorganisation.

Freilich einstweilen war dieselbe noch im weiten Felde. Zwar an des altersschwachen und energielosen Heinrich Stelle war der jugendlich feurige und energische Moritz getreten, der der Universität warm zugethan war, aber ihn nahmen kriegerische Pläne und Heerfahrten fast ununterbrochen in Anspruch. Geschickt mußte man die ruhigen Zwischenzeiten benutzen, um seinen Zweck zu erreichen. Daß dies auch für die Universität geschehen ist, war hauptsächlich das Verdienst des fürstlichen Raths Georg Commerstadt, der, mit Borner persönlich befreundet, sich überall hülfreich erwies." —

A. d. H. —

So viel vergebliche Versuche mußten wohl die freudigste Thätigkeit lähmen und schwer empfand Borner den Druck dieser Stimmung. „Da greift man nun von allen Seiten zu", schrieb er, „und der Universität, dem armen Lazarus, wird auch nicht ein Brocken hingeworfen". Aber ein Character wie der seinige war nicht gewohnt zu verzweifeln. Noch bot sich ein Hoffnungsschimmer, die persönliche Geneigtheit des Herzogs. Diesen persönlich anzugehen, beschloß nun Borner. Um aber den günstigsten Zeitpunct wahrzunehmen, wandte er sich am 1. Februar 1542 an den Kanzler Pistorius und bat um dessen Rath. Mit fieberhafter Spannung erwartete er die Rückkehr des Boten. Da am 9. Februar kehrte dieser heim, er brachte nicht die erwartete Einladung zu einer Audienz, aber statt dessen brachte er ein fürstliches Decret vom 6. Februar, welches eine neue Dotation und die wesentlichsten Grundzüge einer Reformation enthielt. Die Dotation bestand in einer Zulage von jährlich 2000 Goldgulden, es waren also die Mittel der Universität verdreifacht, außerdem waren Convict und Stipendien in Aussicht gestellt. Gewiß ein fürstliches Geschenk, und doppelt anzuerkennen, wenn wir erwägen, daß der jugendliche Herzog es im Widerspruche gegen seine Stände hatte gewähren müssen.

Aber nun begannen für Borner die Tage des Leides. Es handelte sich jetzt um die Vorschläge zur Vertheilung, die selbstverständlich einen wesentlichen Theil der Reformation involvierten. Lassen Sie mich einen Schleier decken über die nun hervortretenden Erscheinungen des Eigennutzes, der kleinlichsten Gewinnsucht. Ohne ausführliche Schilderung werden Sie ermessen können, in welcher Lage sich Borner befand, in dessen Hand schließlich, nach der Stellung, die er nun einmal in dieser Angelegenheit dem Fürsten gegenüber eingenommen hatte, die Entscheidung liegen mußte. Der tapfere Mann, der für einen hohen Zweck eintritt, muß auch einer bedeutenden Gegnerschaft und Feindschaft gewachsen, auf sie vorbereitet sein und muß die scharfen Waffen des Gegners zu parieren wissen; aber schlimmer ist es, den Nadelstichen einer eng umdrängenden Schaar kleiner Gegner ununterbrochen ausgesetzt zu sein. Das kann auch starke Naturen aufreiben, und in dieser Lage war Borner.

Es war ferner erneute Einsendung der Statuten verlangt, um die Reformation der Universität complet zu machen, denn die an Heinrich eingesandten Abschriften waren verloren gegangen, zugleich sollten Vorschläge zur Aenderung von der Universität ausgehen. Die Juristen weigerten jede Betheiligung, weigerten selbst die Abschrift der Statuten einzureichen. Endlich am 21. März giengen die übrigen Statuten mit den Abänderungsvorschlägen nach Dresden ab. Hier aber trafen sie gerade hinein in den kriegerischen Tumult, der sich zwischen dem Kurfürsten und dem Herzoge erhoben hatte, in den sogenannten Fladenkrieg. Und als der beendet war, begann der Feldzug nach Ungarn, und so kam es, daß erst im folgenden Jahre die Erledigung

dieser Angelegenheit in Aussicht genommen ward. Auch hier wurde die Hauptsache dem Borner und dem Camerarius in die Hand gelegt, sie wurden im Anfang April 1543 nach Dresden berufen, auf ihr Gutachten hin entschieden, und am 12. April 1543 gelangten die Statuten herab und wurden von Andreas Pflug der Universität auf der Pleißenburg übergeben; zugleich ward Aussicht eröffnet auf die Errichtung von Stipendien und Conviettischen für die Studierenden. Damit war das seit vier Jahren von Borner Erstrebte, die Dotation und die Reformation der Universität, endgültig erlangt.

Wir können den Inhalt der neuen Bestimmungen, wie sie unter Borner's und Camerarius Mitwirkung festgesetzt waren, durch wenige Gegensätze zu den früheren Einrichtungen characterisieren.

An die Stelle der alten Pfründenanstalt war nunmehr eine wirkliche Lehranstalt getreten, d. h. die neuen Besoldungen wurden gegeben als Compensation für die wirklich aufgewendete Lehrthätigkeit; an die Stelle des lokalen, meist durch die Anciennität bestimmten Hineinwachsens in die Stellen der Universität war das System der Berufungen gesetzt, das keine andere Berechtigung anerkennt, als die aus der wissenschaftlichen Tüchtigkeit hervorgehende, ein System, das bis dahin der Universität völlig fremd gewesen war und der Pfründenanstalt selbstverständlich fremd sein mußte. Und von hohem idealem Schwung ließ sich Borner leiten in der Ausführung dieser Bestimmungen. Die besten Kräfte Deutschlands in Leipzig zu vereinigen, war sein Bestreben, ohne alle Rücksicht auf die damals doch so bedeutend ins Gewicht fallende Entfernung. Der Berufung des Camerarius folgte 1542 die des Joachim Rheticus für höhere Mathematik, des Alexander Alesius für Theologie, des Wolfgang Meurer aus Italien für griechische Philosophie, des Bernhard Ziegler u. A.; die Verhandlungen mit anderen, z. B. mit Tscheck in Tübingen und Brentius in Halle, zerschlugen sich.

Und weiter, an die Stelle der walzenden, d. h. jährlich wechselnden Lectionen traten die dauernden Anstellungen für die Vertretung einer Wissenschaft; an die Stelle der rein formalen, unterschiedslos gleichen Lehrmittel traten die Fachwissenschaften und zu ihrer Vertretung die Fachgelehrten. Welch scharfer Gegensatz auch hierdurch zu der mittelalterlichen Auffassung ausgesprochen war, zeigt sehr charakteristisch das anfängliche Verhalten der philosophischen Fakultät, die, und von ihrem alten Standpunkte aus ganz mit Recht, diesen Fachwissenschaften die Aufnahme in ihr Gremium zu verweigern suchte. Sprachen, höhere Mathematik, Geschichte der Philosophie u. s. w. ständen ihr nicht näher, behauptete sie, als Jurisprudenz, Theologie und Medicin.

Durch die Einführung dieser beiden neuen Principien war nun auch auf unserer Universität die Überleitung derselben aus den Formen und Zielen des Mittelalters in die Formen und Ziele der neuen Zeit durchgeführt, und das Herbeiströmen der deutschen Jugend bewies sofort, einen wie lebhaften

Wiederhall diese Vorgänge im Herzen der deutschen Nation gefunden hatten. Mit Freude und Genugthuung konnte Borner auf sein Werk hinblicken. Denn wäre auch weiter nichts erreicht worden als dies, so würde die Universität von seinem Wirken an eine neue Periode ihrer Geschichte zu datieren gehabt haben. Aber ein so kühner und so weit schauender Geist, wie der Borner's, war nicht befriedigt mit dem Erreichten, ja als bei Publication der Statuten von dem Ordinarius Fachs in officieller Rede die Freigebigkeit des Fürsten in den Himmel erhoben ward, konnte Borner bereits verstohlen ins Fäustchen lachen, schon wußte er, daß das Errungene nur der Anfang sein sollte zu weiteren glänzenderen Erwerbungen.

Wenn wir heute von unserer Universität reden, so versteht Jedermann darunter den stattlichen Gebäudecomplex, innerhalb dessen wir uns hier befinden, der den größten Theil der Hörsäle, die Kirche, die Bibliothek, das Convict, die Aula und einen wichtigen Theil der academischen Institute umfaßt, und dessen Frontansicht ein weitverbreitetes Blatt seit Decennien wöchentlich bis in die fernsten Gegenden des Erdkreises vor Augen führt. Und mit Recht, denn hier ist der Mittelpunct unserer Universität, hier gedeihen die starken Wurzeln ihrer Kraft. Aber nicht so war es in den ersten anderthalb Jahrhunderten unserer Universität, nicht so während des Zeitraumes, der uns bisher beschäftigt hat. Da haben wir die Universität auf der anderen Seite der Grimmaischen Straße zu suchen, an der Nicolaikirche, auf der Ritterstraße. Dort schloß sich Collegium an Collegium, Burse an Burse, dort war das Lateinische Viertel Leipzigs. In unseren heutigen Räumen herrschte eine Genossenschaft, die der wissenschaftlichen Forschung oft genug feindlich gegenüber getreten war, der Orden der Dominicaner.

Diese weiten Räume, denen jetzt die Säcularisation bevorstand, für die Universität zu gewinnen, das war Borner's Gedanke. Am 17. September 1542 hatte er in vertraulichem Gespräche mit Commerstadt sich mit diesem Plane hervorgetraut und bei diesem hochherzigen Freunde unserer Universität entgegenkommendere Theilnahme gefunden als er erwartet hatte.[1])

1) Im ersten Entwurf steht statt dieses Satzes Folgendes: „Es verdient der Tag der Vergessenheit entrissen zu werden, an welchem dieser Gedanke die erste Aussicht auf Realisation gewann. Nach dem kriegerischen Tumult 1542 hatte sich eine Grenzberichtigung zwischen den durcheinander gewürfelten ernestinischen und Albertinischen Landen als nothwendig ergeben. Von beiden Seiten wurden Commissare gesandt, die die Grenzdistricte bereisten, von Seiten der Albertiner auch Commerstadt, den wir als Gönner unserer Universität kennen. Wegen der Dörfer Hohenheide und Neblitz kam auch unsere Universität in Betracht, Borner und Camerarius wurden dorthin delegiert und verhandelten mehrere Tage mit den fürstlichen Räthen. Hier, in der Ungestörtheit des ländlichen Aufenthalts, hatte ein Wort das andere gegeben, und Borner hatte in vertrautem Gespräch mit Commerstadt sich mit seinem Wunsche schüchtern hervorgewagt. Zu seiner Ueberraschung hatte er ein freundliches Eingehen gefunden, und nie hat Borner es unterlassen, in dankbarer Verehrung Commerstadt als denjenigen zu nennen,

Aber war schon die Durchsetzung der früheren Dotation auf die größten Hindernisse gestoßen, so war dies in erhöhtem Grade zu erwarten, wenn es sich um die Ueberlassung des größten und stattlichsten der Landesklöster an die Universität handelte, eine Vermehrung der Universitätsmittel ungefähr um das vierfache ihres früheren Gehalts. Das zeigte sich auch sofort, sowie die ersten Andeutungen des neuen Planes von Mund zu Mund zu laufen begannen. Freilich bei Moritz selber traf man nicht auf große Schwierigkeiten. Der kriegerische Jüngling, der den Wissenschaften zugethan und der kühn zu handeln gewohnt war, zeigte sich auf Commerstadt's Ueberredung dem Plane wohlgeneigt und über alle Erwartungen schnell gab er seine Zustimmung. Ja, bereits am 28. Juni 1543 ließ er die Universität durch Christoph von Carlowitz in vorläufigen Besitz setzen. Damit war freilich die Verleihung noch nicht perfect, denn es fehlte noch das Diplom. Und hierauf bauten die Gegner ihre Pläne.

Zunächst der Adel. Dieser hatte den Plan, das Kloster für sich selber zu gewinnen und zu besonderen Standeszwecken zu verwenden. Er war entschieden gegen die Verleihung und setzte dem Herzog so lebhaft zu, daß dieser einmal, der Zudringlichen überdrüssig, mit der Faust auf den Tisch schlug und in die Worte ausbrach: Semel dixi, semel scripsi, semel praestabo.

Aber der energischste Widerstand war zu erwarten und wurde angestrengt von Seiten der Stadt Leipzig.

Schon Herzog Georg hatte zu einer Zeit, als die Klöster des Landes sich bereits bedenklich zu leeren begannen, im Januar 1538, für den Fall einer Erledigung der Klöster dem Rath der Stadt Leipzig das Vorkaufsrecht für alle Klöster innerhalb seines Weichbildes gewährt. Herzog Heinrich hatte dies bestätigt, desgleichen Moritz, mit ausdrücklicher Nennung des Paulinums. Auf dieses Versprechen hin hatte der Stadtrath ihm 30 000 Goldgulden vorgeschossen. Es war nicht zu verwundern, daß, als nun die Sequestration verfügt war, die Stadt sich bona fide bereits im Besitze ihrer Klöster fühlte, die Kirchen auszuräumen begann und anfing, sich einstweilen auf den freien Plätzen einzurichten. Eine besondere Wichtigkeit hatten für die Stadt die weiten Räume des Paulinums, die ein ganzes Stadtviertel ausmachten. Bereits war der Plan entworfen, die Paulinerkirche und die übrigen Klostergebäude abzubrechen und über den so rasirten Platz ein Straßennetz zu werfen, schon hatte man die Zahl der Bauplätze ausgerechnet und erging sich in den Aussichten, welcher Zuwachs dem Gedeihen der Stadt aus dieser Erwerbung hervorgehen werde. Man wird gestehen müssen, daß der Plan groß gedacht war und den damaligen Leitern der städtischen Angelegenheiten alle Ehre

---

dem, als der Plan nun gelang, der Dank dafür gebühre. Dies Gespräch hatte stattgefunden am 17. September 1542. Hochbeglückt und voll kühner Ideen kehrten Borner und Camerarius zurück." — A. d. H.

machte. Man wird es auch noch empfinden können, welchen Eindruck es hervorrufen mußte, als nun plötzlich das Gerücht auftauchte, das Paulinum solle der Universität übergeben werden, man wird begreifen können, daß man nichts unversucht ließ, um wo möglich den Plan noch zu hintertreiben.

Das zeigte sich nun freilich vergeblich. Und so brachen denn, als die vorläufige Besitzergreifung von Seiten der Universität nicht mehr gehindert werden konnte, die Mißhelligkeiten mit der Stadt endlos herein. Es berührt uns heute, wo Stadt und Universität sich des besten Einvernehmens erfreuen, ganz fremdartig, wenn wir diese beiden so eng auf einander angewiesenen Körperschaften in ununterbrochener Feindseligkeit erblicken[1]. Um so mehr sind einige Einzelheiten zur Veranschaulichung nöthig. Die Mönche hatten gegen Revers einen mächtigen Thurm hinausbauen dürfen bis in den Stadtgraben, den man auf reichlich 60000 Mauersteine taxierte. Besonders dieser letzteren wegen war er der Universität für den Ausbau des Paulinums von unschätzbarem Werthe. Aber an dem Tage vor der Uebergabe des Klosters an die Universität begab sich der Bürgermeister von Leipzig an der Spitze einer Schaar Maurer in das Paulinum und ließ in den Gang zu dem Thurme eine 3 Ellen dicke Mauer ziehen, sodaß er der Universität die Besitzergreifung am folgenden Tage unmöglich machte. Es war ein schweres Unrecht, der Thurm gehörte unzweifelhaft den Mönchen und somit fortan der Universität, endlose Klage Borners folgte, mannigfache Vermittelungsversuche, Audienztermin vor den Räthen des Herzogs, der Thurm blieb verloren; der Rath brach ihn ab und verwandte die Mauersteine für sich. Um die Universität einigermaßen zu entschädigen, bekam der Rath von Moritz den Auftrag, der Universität 14000 Mauersteine zu liefern. Als in dem sehr warmen Winter Borner, von nothwendigen Bauten gedrängt, um Weihnachten sich erkundigte, bekam er die Antwort, er solle nach der Ostermesse wieder anfragen, dann würden neue gebrannt. Die Mönche hatten das Recht besessen, für ihre Bedürfnisse Bier zu brauen. Für das zu errichtende Convict war dies von großer Bedeutung, denn damals galt noch der Grundsatz, daß zu einem guten Essen auch ein guter Trunk gehöre; aber der Stadtrath legte gegen die Uebertragung dieses Rechts entschieden Protest ein, und drang damit durch trotz der himmelstürmenden Bemühungen Borner's; und so haben noch heute unsere Convictoristen sich an den Rath der Stadt Leipzig zu halten, wenn ihnen zu ihren Tractamenten nicht auch noch ein Seidel Bier vorgesetzt wird. In einem Gewölbe des Paulinums hatte der Rath ein Pulvermagazin etablirt und zum Schrecken und zur ununterbrochenen Herzensangst der Universitätsmitglieder war er nicht zu bewegen, es wieder zu entfernen,

1) Das Folgende bis S. 90, Z. 6 ist im Manuscript II mit Blaustift ausgestrichen, also wohl nicht mit vorgetragen worden. — A. d. H.

Auf den beiden Höfen des Paulinums hatte er Zimmerhöfe anlegen lassen, und war nicht zu bestimmen, die Zimmerarbeit einzustellen und das Bauholz entfernen zu lassen. Als die Universität sich der neuen Kirche erfreuen und ihren Gottesdienst darin abhalten wollte, verbot der Rath dies. „Seinetwegen könne die Universität drin tanzen lassen, nicht aber predigen.“ Dies sind nur einige Züge des Haders.

Schließlich steigerte sich die Verstimmung so weit, daß der Rath den Mitgliedern der Universität, die nicht zugleich Bürger waren, das Wohnen in Bürgerhäusern untersagte, ein Verbot, dem nachzukommen für die Verheiratheten eine völlige Unmöglichkeit war. Und wie die Herren, so die Unterthanen. Zur Einrichtung des Convicts hatte Borner schnell 14 fette Ochsen aufgekauft. Aber die Einrichtung verzögerte sich, da die Bauten aus Mangel an Ziegeln nicht vorwärts rückten. Nun mußte Borner die Ochsen hüten und füttern, was auf die Dauer mit großem Schaden verknüpft war. Also beschloß er sie zu verkaufen. Aber da zeigte es sich, daß die Ochsen von sämmtlichen Fleischern der Stadt in Verruf erklärt waren, weder sie kauften sie, noch durfte es irgend ein Fleischer der Umgegend wagen sie zu erstehen, und Borner mußte sie endlich weit forttreiben, um sie mit großem Schaden zu verschleudern. Auch die liebe Gassenjugend betheiligte sich an dem Conflict und wählte mit Vorliebe die Fenster der Paulinerkirche zur Zielscheibe ihrer Wurfübungen. Und so ging es hinab bis zu den Nachtwächtern, die nunmehr mit doppelter Erbitterung auf die einzelnen oder in Schaaren verspäteten Musenjünger Jagd machten. Man kann denken, was eine reizbare Natur wie die Borner's unter diesen Vorgängen litt. Und so kam es dahin, daß für eine Reihe von Jahren in unseren Acten der Stadtrath feststehend unter dem Namen erscheint: der Inimiens.

Man würde aber dem Rath Unrecht thun, wenn man in allen diesen Handlungen nur die Chicanen einer üblen Laune erblicken wollte. Er hatte dabei eine wohlüberlegte Absicht, er wollte der Universität den Besitz des Paulinums verleiden, er wollte sie geneigt machen, dasselbe für eine Summe Geldes an die Stadt zu verkaufen. Man bot 8000, man bot 10000 Goldgulden, davon sollten die Besoldungen der Universitätslehrer erhöht werden; man erbot sich, ein großes Universitätsgebäude in der Ritterstraße, vom rothen Colleg bis zum Ritterplatz hin, aufzubauen. Es ward sogar das Gerücht verbreitet, die ganze Verleihung des Paulinums sei nur eine schematische, der Herzog habe nur den Adel, dem er das Kloster abgeschlagen, nicht durch directen Verkauf an die Stadt beleidigen wollen; darum habe er den Umweg einer Schenkung an die Universität gewählt. Zugedacht habe er es der Stadt wirklich. Moritz stand diesem Plane gewiß fern, auch Commerstadt, aber von den übrigen Räthen des Herzogs möchte ich in der That glauben, daß sie nicht abgeneigt gewesen seien. Aber „obduratis oculis et auribus“ ließ

Borner sich auf gar Nichts ein, trotzdem daß seine Collegen außer Camerarius, da die Gehaltserhöhung ihnen höchst plausibel erschien, auf das Lebhafteste in ihn drangen und ihm mit kleinen Bosheiten und Nadelstichen so arg zusetzten, daß Borner einmal in einem leidenschaftlich gereizten Briefe der Universität die Verwaltung des Paulinums vor die Füße warf. Da merkte man denn freilich, daß man ohne ihn nicht fertig werden könne, und die Bosheit verstummte auf eine Zeit lang.

Ein besonderer Schmerz war es für Borner, daß die Gewinnung des Paulinums ihm einen Freund kostete, der in dem früheren Stadium seiner Bemühungen für die Universität sein treuester Rathgeber gewesen war, Ludwig Fachs. Denn dieser war nicht bloß Ordinarius der Juristenfacultät und Mitglied des herzoglichen Geheimen Raths, sondern er war auch, was damals häufiger vorkam, zugleich einer der Bürgermeister der Stadt Leipzig. Von ihm ward ganz besonders der Plan eines Verkaufs des Paulinums betrieben, und da er sowohl auf Seiten der Stadt wie im Innern der Universität die Gegnerschaft gegen Borner's Pläne zu schüren im Stande war, so erwuchs aus diesem Gegensatze bald eine bittere Feindschaft der beiden Männer. Unerwartet bot sich freilich für Borner ein Ersatz als Freund und Berather in dem damaligen ersten Regierungsbeamten des Leipziger Kreises, dem Christoph von Carlowitz, der, selber mit einer seltenen gelehrten Bildung ausgerüstet, in jeder Weise Borner's Pläne unterstützte und, wo er es vermochte, den Nutzen der Universität zu fördern suchte.

Endlich, am 10. Mai 1544, erhielt Borner das endgültige Diplom über die Verleihung des Paulinums und die Errichtung des Convicts. Eine persönliche Audienz, als er zum dritten Mal Rector geworden war, im Januar 1544, aus der die spätere Sage eine winterliche Fußreise des Rectors nach Dresden gemacht hat, hatte den Ausschlag gegeben, jene Audienz, in der die viel citierten Worte gefallen waren: „Ich will mich dermaßen gegen die Universität verhalten, daß sie wohl spüren soll, daß sie mir lieb sei."

Jetzt war Leipzig aus ärmlicher Lage zur reichsten Universität Deutschlands geworden. Von nun an erblicken wir unsern Rector und Dictator als Baumeister des Paulinums und Oeconomus des Convictes. Ohne große Sorgen und ohne manchen Verdruß ging es auch hierbei nicht ab, zumal die Beschaffung der nöthigen Gelder mit erstaunlichen Schwierigkeiten verknüpft war, obwohl auch hier in den größten Verlegenheiten Commerstadt mit Rath und Hülfe getreulich bei der Hand war. Wir, die wir heute die palastartigen Gebäude in unserer Stadt und unserer Universität wie von selbst aus der Erde emporwachsen sehen, wir haben keine Ahnung mehr davon, was für Noth ein Rector damals davon hatte, nur einen Stall aufzubauen, geschweige so colossalen Umbau durchzuführen, wie der Ausbau eines so umfänglichen Gebäudecomplexes für die Zwecke der Universität war; denn das

Kloster, mehrere Jahre besitzerlos und lange Zeit das Ziel einer organisierten Dieberei, war der Universität in völlig unbewohnbarem Zustande übergeben. Auch der Haß, der Neid und die Unart blieben nicht still. So war es ein schwerer Kummer für Borner, als er, überglücklich über die Eröffnung der Convictstische, es eines Tages mit ansehen mußte, wie ein Schwarm junger Leute, unzufrieden mit den ihnen vorgesetzten Speisen, sich in langem Zuge durch die Straßen der Stadt bewegte und feierlich den Bürgern das corpus delicti präsentierte. Aber nachdem wir Borner durch schwierigere Aufgaben begleitet haben, wollen wir der leichteren, wenn auch immer noch schwierigen, nicht im Einzelnen weiter gedenken. Am 26. August 1543 hatte Borner, im guten Vertrauen auf das edle Ziel seiner Absichten, den Umbau des Paulinums begonnen, im Sommer 1545 war es so weit hergestellt, daß am 22. August Martin Luther auf einer Durchreise durch Leipzig in der Kirche predigen und durch seine Autorität den Widerspruch des Raths niederschlagen konnte. Am 18. Februar 1546, dem Todestage Luther's, durfte Borner den Bau im Ganzen als beendigt ansehen. Elf ganzer Tage bedurfte er dann, um der Universität Rechenschaft abzulegen. Der Umbau hatte 5765 Goldgulden, die Errichtung des Convicts 3031 Goldgulden gekostet. Ein Ehrengeschenk, das man ihm anbot, lehnte er ab. „So könnten die Wunden, die ihm seine Collegen geschlagen hätten, nicht geheilt werden. Er wünsche, daß seine Gegner ihr Unrecht einsähen, denen, die ihm wirklich Dank wüßten, sei auch er ohne das dankbar." Im Laufe des Juli sorgte er noch für die Aufstellung zweier Uhren und am 28. Juli schloß er seinen Bericht in den Acta rectorum. Fortan sollte nur noch die Aufstellung der Bibliothek ihn beschäftigen.

Denn während wir Borner's ganzes Interesse und seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen sehen durch die wichtigsten Angelegenheiten, hatte er und wieder er allein von Allen, auch Sinn für das scheinbar geringfügigere, ja sein organisatorisches Talent offenbart sich dem tiefer Blickenden vielleicht gerade hier am augenscheinlichsten. Schon in der ersten Sitzung, der er als Rector präsidierte, legte er den Plan einer Ordnung des Universitätsarchives vor, das er in der gräulichsten Verwirrung vorgefunden hatte, und er allein hat im Laufe eines Jahres dieselbe vollbracht. Noch heute wird ein Jeder, der unser Archiv benutzt, von Bewunderung hingerissen, wenn er den Umfang dieser wahrhaft riesenmäßigen Arbeit überblickt. Wie würde es Borner geschmerzt haben, wenn er heute sähe, wie schlecht man ihm nachgefolgt ist, wie die wichtigsten Acten und Briefe, Bücher, Urkunden und andere Documente zur Geschichte unserer Universität, die er mit besonderer Vorliebe gepflegt oder selbst erst angelegt hatte, verloren gegangen sind, und wie späterhin Verwirrung wieder eingerissen ist, wo er präcise Ordnung gestiftet hatte.

Noch bedeutsamer für uns sind seine Bemühungen für Gründung der Universitätsbibliothek, die sein Werk ist. Unermüdlich war er thätig,

die Bibliotheken der säcularisierten Klöster für die Universität zu gewinnen, er scheute keine Reisen, scheute selbst nicht den Schein, aufdringlich zu werden, um bei den Räthen des Herzogs seinen Wunsch durchzusetzen. So gelang es ihm, die Bibliotheken von neun Klöstern und damit einen Schatz von mehr als 4000 Handschriften und Büchern zusammenzubringen. An die Ordnung, Aufstellung und Catalogisierung dieser machte er sich, als der Umbau des Paulinums vollendet war, im Sommer 1546.

Aber es sollte ihm nicht beschieden sein, auch noch diese Arbeit zu vollenden. Ehe er mit ihr zum Abschlusse gelangt war, raffte ihn der Tod hinweg, noch im kräftigen Mannesalter, ein tragischer und doch schöner Tod; denn durch ihn sollte er die Liebe zu den neuen Erwerbungen, die seine Schöpfung waren, besiegeln. Als bei der Belagerung Leipzigs im Januar 1547 die Universität sich zerstreute, blieb Borner im Paulinum zurück und wich weder, als die Kugeln dasselbe in Brand schossen, noch später, als in den mit Flüchtlingen überfüllten Gebäuden eine Seuche ausbrach. Am 3. April 1547 warf die Krankheit auch ihn darnieder, und am 2. Mai Nachts 1 Uhr hauchte er sein Leben aus, bewundert von wenigen Edeldenkenden, und noch lange nach seinem Tode verfolgt von dem Hasse und der Verläumdung seiner kleinlichen Gegner.[1])

---

[1]) Im ersten Entwurf heißt es an Stelle der beiden letzten Sätze (Von: „Als bei" bis „Gegner"): „Als am 28. Juli 1546 Borner seinen Bericht über den Ausbau des Paulinums schloß, war bereits seit mehreren Wochen der Krieg entbrannt, dessen Folgen so bedeutungsvoll für Deutschland werden sollten. Lange blieb er den Albertinischen Gebieten fern, bis er plötzlich im December sich denselben um so hastiger näherte, und Leipzig sich unversehens dem Anprall der Ernestinischen Schaaren ausgesetzt sah. Die Universität stob auseinander, die Professoren giengen zum Theil, wie schon früher mehrmals in Pestzeiten, nach Meißen, zum Theil nach Thüringen und Oberdeutschland Aber Caspar Borner blieb zurück, er wollte, was er geschaffen, in der Gefahr nicht verlassen. Die Universität übertrug ihm die Sorge für die Collegia, viele der Magister ihre Privathabe. Die Belagerung begann, und der Hauptangriff der Feinde richtete sich eben auf den Stadttheil, den die Gebäude des Paulinums deckten, weil nur ihm gegenüber der Feind sich, ungehindert durch Niederungen, ausbreiten konnte. Mitten in diesen bedrohten Theil, in die Vordergebäude des Paulinums, verlegte nun Borner seine Wohnung. Die Kugeln schlugen massenhaft ein, selbst glühende Kugeln wurden bei Nachtzeit geworfen. Eins der Gebäude des Paulinums gieng in Flammen auf, Borner verließ seinen Platz nicht, er suchte zu retten, was zu retten war, nicht bloß vor dem äußeren Feinde, sondern mehr noch vor der Raub- und Zerstörungslust der Vertheidigungstruppen.

Freilich zog nun der Feind nach mehreren Wochen vergeblicher Belagerung unverrichteter Sache ab, aber wie sah es jetzt in den Gebäuden aus, denen Borner mehrere Jahre hindurch alle seine Sorgfalt und Liebe zugewandt hatte? Alles, was er geschaffen, schien wieder zerstört, schien in schlimmeren Zustand versetzt, als vor dem Beginne des Ausbaues, und nicht bloß durch Kugeln der Feinde, sondern mehr noch durch die Verwüstung der Freunde. Denn als beim Herannahen des Feindes die Vorstädte

Wenn ich vorher sagte, daß ohne Borner's Thätigkeit schwerlich heute ein Rector der Universität Leipzig einem Nachfolger sein Amt würde übertragen können, so habe ich damit nicht zu viel gesagt. Denn hätte unsere Universität noch einige Jahre in der Verachtung fortgekränkelt, wie es ohne Borner's unermüdliche Initiative geschehen wäre, so war es um das Bestehen unserer Universität gethan. Denn im Jahre 1547 fiel Wittenberg der Albertinischen Linie zu, und man braucht die Verhältnisse jener Zeit nur ein wenig zu kennen, um einzusehen, daß in jenem Falle Leipzig von Wittenberg würde aufgesogen worden sein, und daß man im Rathe des Fürsten schwerlich Neigung gehabt haben würde, das verächtlich gewordene Leipzig neben dem berühmten Wittenberg fortbestehen zu lassen. Dem hat Borner vorgebeugt und sich dadurch ein unvergängliches Verdienst nicht bloß um unsere Universität, sondern um unser ganzes Land Sachsen erworben.

Doch lassen Sie mich zum Schlusse gelangen. Ungern versage ich es mir, aus dem Persönlichen noch einmal ausführlich zurückzukehren zur Betrachtung des Allgemeinen. Denn mannigfach sind die Gesichtspuncte, die jener Umschwung unserer Universität auch noch für die heutige Zeit bietet; zumal ein wichtiger Punct, das Verhältniß der Universitätscorporation zur

abgebrannt waren, wurden die Bewohner derselben mit ihrem Viehstande in die Stadt aufgenommen, und besonders wurden ihnen die weiten Räumlichkeiten des Paulinums angewiesen. Hier auf den Höfen stand dicht geschaart das Vieh monatelang, so daß die Höfe unpassierbar waren, in den Stuben wurden die Menschen untergebracht, so gedrängt, daß in den größeren Sälen zwanzig und mehr Familien ihr Unterkommen fanden. Auch nach der Belagerung blieb diese Einquartierung noch lange Zeit, ja erst ein Jahr darauf, Ostern 1548, gelang es, das Collegium zu säubern. Man muß es aus Borner's Niederschriften herausgelesen haben, wie all seine Lebensfreude mit dem Ausbau des Paulinums verwachsen war, wie jede Einzelheit gewissermaßen Theil an seinem Herzen genommen hatte, um zu verstehen, wie ihm das Herz bluten mußte, als er nun dies Alles wieder zerstört sah und keine Aussicht erblickte, es je wieder ersetzt zu sehen, denn der Krieg stand damals für die Albertiner höchst mißlich. Keine Zeile hat der sonst so schreibfertige Mann uns über diese Zeit hinterlassen, das sicherste Zeichen, wie niedergedrückt er sich fühlte. Zudem brach nun in den unsauberen, mit Menschen überladenen Räumen ein ansteckendes Fieber aus. Hätte Borner auf sich selbst nur einige Rücksicht genommen, so würde er, schon geschwächt durch die überreizte Anstrengung der früheren Jahre und der letzten Zeit, jetzt das Paulinum verlassen haben. Aber er blieb unerschüttert auf seinem Posten. Da am Palmsonntage, den 3. April 1547, während des Gottesdienstes in der Thomaskirche, ergriff auch ihn die Krankheit, und am 2. Mai Nachts ein Uhr verschied er, ein Opfer treuester Pflichterfüllung. Am 4. Mai ward er in der Paulinerkirche feierlich beerdigt, iacet in Paulino id est in Monumento suo, sagte der damalige Rector, vier Magister trugen seinen Sarg. Ihm folgte die Bewunderung der Edelgesinnten, die ihm schon im Sommer des Jahres ein Monument in der Paulinerkirche widmete, aber auch der Haß und die Verläumdung der kleinen Seelen überdauerte seinen Tod und wußte es namentlich zu hintertreiben, daß eine würdige Darstellung seines Lebens und Wirkens auf die Nachwelt gelangte." — A. d. H.

Staatsregierung hatte nebenbei und fast unbemerkt während jener Vorgänge eine ganz neue Gestalt gewonnen. Jener republikanische Trotz, mit welchem noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Universität jede Einmischung der Regierung in ihre Statutengebung zurückgewiesen hatte, war völlig gebrochen, ja, wie alle organisatorischen Köpfe despotischen Characters zu sein pflegen, so vergab auch Borner in dieser Beziehung den Rechten der Corporation mehr als gebilligt werden kann. Die unbeschränkteste Disposition des Herzogs in allen Einzelheiten ward zugestanden, selbst die Wahlrechte der Universität suchte Borner zu beschneiden, und von einem Widerspruchsrechte der Corporation war fernerhin nicht mehr die Rede. Man kann dies bedauern, aber der Geschichtsschreiber wird so gerecht sein müssen zuzugestehen, daß von einzelnen Unzuträglichkeiten abgesehen, im Ganzen die Universität und die Facultäten nach Verlust jenes Rechtes nicht schlimmer gefahren sind als früher, daß die Wissenschaft vielmehr im Ganzen dabei gewonnen hat, und daß die allmählig üblich gewordene Form, wonach der Universität und den Facultäten in allen sie betreffenden Angelegenheiten das Recht des Vorschlags und der Begutachtung zufällt, wogegen die definitive Entscheidung in den Händen der Staatsregierung liegt, ausreichend erscheint, um das Gedeihen der Corporation wie der Wissenschaft zu sichern.[1])

1) Der nun folgende Schluß (von den Worten: „Ungern versage ich es mir auch" bis zum Ende) hat im ersten Entwurf einen andern Inhalt; er lautet dort:

„Ungerne versage ich es mir auch, auf die Aufgaben hinzudeuten, die bei der Neugestaltung unserer Universität der verjüngten Anstalt zugewiesen wurden, und die zum Theil auch heute noch nicht gelöst sind. Als mit Einführung der Reformation an unserer Universität der Faden durchschnitten waed, der unsere Universität mit Rom verknüpfte, da hatte diese die tiefere Bedeutung, daß die Wissenschaft, befreit von dem Drucke des Dogma's, fortan ihre eigenen Wege eingehen dürfe, für die sie kein anderes Gesetz anzuerkennen habe als die unerschütterte und unentwegte Consequenz des Gedankens, und der Facultät, die bis zum Jahee 1542 die Vorlesungen der philosophischen Facultät bestimmt und ihre Lehrer ausgewählt hatte, war damit auch auf unserer Universität wie auf allen protestantischen die Aufgabe gestellt, fortan sich in Einvernehmen zu setzen mit den übrigen Facultäten und eine gemeinsame Basis des Erkennens zu gewinnen. Denn nimmermehr wird der menschliche Geist darauf eingehen, daß es eine doppelte Auffassung der Dinge gebe, eine wissenschaftliche und eine theologische, die einander gegenseitig zu dulden und anzuerkennen hätten: auf dem Gebiete des Geistes giebt es keine Compromisse. Diese Aufgabe ist auch heute noch ungelöst. Zwar die weltliche Wissenschaft hat mit Kühnheit und Energie von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und sich kräftig entwickelt, aber die theologische Wissenschaft sieht sich noch heute durch dieselben Formeln gebunden, die bei der Reorganisation unserer Universität ihren Inhalt umgränzten. So klafft ein tiefer Spalt zwischen beiden Richtungen, und gerade in unserer Zeit wird derselbe lebhafter empfunden denn je. Abee es hieße den Ernst und die Würde des Gegenstandes verkennen, wollte ich glauben, ich könnte in andeutungsweiser Berührung desselben etwas Würdiges beitragen zur Lösung dieses Conflictes, der mir wichtiger und bedeutsamer erscheint als alle jene politischen Fragen, die unsere

Ungern versage ich mir auch, darauf einzugehen, in welcher Weise sich die Keime entwickelt haben, die in die verjüngte Anstalt gelegt waren. Das Bild, das hier zu zeichnen wäre, ist kein ganz erfreuliches. Der ideale Schwung, der Borner beseelte, schwand bald wieder. Der Lehrtypus bekam bald wieder eine große Aehnlichkeit mit der früheren Gestalt. Die Disputationen begannen wieder üppig zu wuchern, die humanistische Richtung ward von ihrer rein formalen Seite genommen, und es entwickelte sich jene rhetorische Classicität, die lange für Leipzig characteristisch gewesen ist und deren hohler Klang und erschreckende Inhaltslosigkeit uns heute anwidert. Auch der specifisch locale Character der Universität trat bald wieder hervor. Nur noch ganz selten und ausnahmsweise rief man Gelehrte von Auswärts. Erst seit einer noch nicht langen Reihe von Jahren ist an die Stelle jenes localen Systems wieder das System der Berufungen eingetreten, und wenn unsere Universität heute glänzend emporstrebt und zu einer Blüthe gelangt ist, wie sie unsere Annalen noch nicht gekannt haben, so wird ein späterer Geschichtsschreiber vielleicht den heutigen Aufschwung direct anzuknüpfen haben an den zur Zeit der geschilderten Reorganisation, und er wird als die Ursache desselben höchstwahrscheinlich die Wiederaufnahme der Ideen zu bezeichnen haben, die schon Caspar Borner leiteten.

Mit diesem freudigen Blicke auf unsere Gegenwart lassen Sie mich schließen und lassen Sie mich nur noch daran den Wunsch knüpfen, daß diese neue Blüthe unserer Universität dauernder und auch reicher in ihren Früchten sein möge als jene von mir geschilderte, die allzu phänomenartig an den Geist eines Mannes geknüpft war.

Schmidt, O. G., Lic. u. Superint., **Petrus Mosellanus**. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Sachsen. Leipzig, 1867. Fr. Fleischer. VIII, 88 S. 8.) 12 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1868, Nr. 12, Sp. 301—302.

Petrus Mosellanus gehört zu den minder bekannten Humanisten der Reformationszeit, weil ein früher Tod ihn vorzeitig abrief; bei längerem Leben würde er noch bedeutsamer hervorgetreten sein, denn wie mächtig seine Persönlichkeit seiner Umgebung imponierte, ergiebt sich neben vielen anderen Zeichen daraus, daß er, kaum zum Magister creiert, bereits zum Rector der Universität Leipzig erwählt ward, welche Würde er wiederholt bekleidete, und daß nach seinem frühen Tode der Rector Joh. Reusch die Berichterstattung

Zeit mit soviel Geräusch bewegen. Lassen Sie mich mit dem Wunsche schließen, daß es auch unserer Universität beschieden sein möge, zur Lösung jener Fragen, und sei es durch harten Kampf, Ersprießliches beizutragen." — A. d. H.

über sein Rectorat mit den Worten begann: rempublicam (d. i. die Universität) omnino desolatam inveni ... ob recentem Petri Mosellani viri undecunque doctissimi obitum. Von diesem Manne, über den öfter, aber auch viel Unrichtiges geschrieben ist, empfangen wir in vorliegendem Büchlein eine auf umfassenden Studien beruhende, klar und einfach, hie und da fast etwas nüchtern geschriebene, kritisch sorgfältige Biographie, der man es als Verdienst nachrühmen muß, daß man der knappen und anspruchslosen Darstellung die Schwierigkeiten nicht mehr anmerkt, mit denen der Verfasser bei der Feststellung und Ausarbeitung des Inhaltes zu ringen hatte. Die Anmerkungen geben, auch sie in musterhafter Kürze, das volle Material, aus welchem der Verfasser schöpfte.

Sollen wir einen Punct hervorheben, der uns nicht ganz befriedigt hat, so ist es das Verhältniß des Mosellanus zu der Universität. Hier ist der Verfasser in zu modernen Anschauungen befangen; er spricht von einem Lehramt der griechischen Sprache an der Universität (S. 30), von einer Professur der Beredsamkeit (S. 46), ja von einer Professur der hebräischen Sprache (S. 50), von einer Aula der Universität (S. 79) u. a. In der That aber standen die Vertreter des Humanismus und auch der Vertreter der hebräischen Sprache, wenn sie sich auch Professoren nennen mochten, außerhalb des Gremiums der Universität, ja sie suchten selber etwas in dieser isolierten Stellung, und dies darf man nicht außer Acht lassen, wenn man die Leipziger Schicksale eines Busch, Aesticampianus, Richard Croeus und die anfängliche Stellung des Mosellanus richtig verstehen will. Die Mitgliedschaft der Universität, der Antheil an Facultät und Pfründen, beruhte verfassungsmäßig auf dem Magisterium; diesem entzogen jene Neuerer sich, zum Theil gestützt auf hohe Begünstigung, in einer ostensiblen und die Mitglieder der Universität verletzenden Weise. Erst Mosellanus bog, auf dringendes Verlangen des Herzogs Georg, in das verfassungsmäßige (wenn auch etwas zopfige) Geleise ein. Ueber diesen Act geht der Verfasser zu schnell hinweg, er führt nicht einmal das Datum desselben an. Die Promotion fand statt am Dienstag den 3. Januar 1520, Promotor war Georgius Dottanius Meiningensis theol. prof. Ein eigenes Protocoll ward über dieselbe aufgenommen, da die Facultät allerlei Dispensationen vornehmen mußte, für die sich der Herzog verwandt hatte. Characteristisch aber ist, daß diese Aufnahme in gremium facultatis ihn innerhalb derselben doch zu keiner Bedeutung gelangen ließ; er ist nicht nur nicht Decan geworden, sondern auch weder Examinator noch Promotor, noch hat er ein anderes Vertrauensamt verwaltet, nicht einmal eine Ordinariatsvorlesung ist ihm überwiesen worden; vielleicht weil er es selber nicht wünschte. Die Erlangung des Magisteriums ward wohl hauptsächlich betrieben, weil der Herzog dem Mosellanus eine Stelle im Fürstencolleg zuwenden wollte; allerdings konnte er ihn nicht selber aufnehmen (wie

S. 64 gesagt wird), wohl aber so nachdrücklich empfehlen, daß seine Wahl unumgänglich war. Dieselbe müßte nach dem Briefe des Erasmus bereits 1520 erfolgt sein (freilich können die Worte des Erasmus gar wohl auch auf das Rectorat gehen, ja es ist dies dem Referenten das Wahrscheinlichere), die Bücher des Fürstencollegs nennen das Jahr 1521; zugleich ist hier noch eine Schwierigkeit: Mosellanus wird als Saxo aufgeführt, während er 1520 noch als Bavarus das Rectorat bekleidete und die Verordnung, die seine Heimath der sächsischen Nation überwies, bisher ins Jahr 1522 gesetzt wird. — Ungenau ist es, wenn S. 19 der 23. April 1515 als Tag der Immatriculation angegeben wird. Am 23. April ward der neue Rector gewählt, von da an liefen die Immatriculationen das ganze Semester hindurch; daß die Aufnahme des Mosellanus viel später erfolgte, geht nicht nur daraus hervor, daß eine lange Reihe Studierender vor ihm eingezeichnet ist, sondern wir können die Zeit noch genauer bestimmen, da der betr. Rector sehr sorgfältig die Immatriculationen nach Zeitabschnitten geordnet hat; die des Mosellan fällt zwischen Johannis und Michaelis, aber kurz vor letzteren Termin, also erst Ende Sommers 1515 kam er nach Leipzig. Er kam auch nicht als Unbemittelter, wie Verfasser meint, sondern er zahlte bei seiner Aufnahme den höchsten Satz, 10 Gl. — Um die Anerkennung, die seinem Helden von der Universität geschenkt ward (im Gegensatz, wie es scheint, zu seiner Geltung in der Facultät), zu characterisieren, hätte der Verfasser noch eines Umstandes Erwähnung thun können, daß nämlich Mosellanus sofort, nachdem er durch die neue Ordnung der Nationen in die sächsische übergetreten war, schon bei der ersten Wahl auch in dieser zum Rector erkoren ward, so daß er schneller wieder zu dieser Würde gelangte, als nach dem sonstigen Gange möglich gewesen wäre. — Die bestimmte Zeitangabe S. 17 will uns nicht recht schlüssig erscheinen, und gegen das Datum S. 10 haben wir Bedenken; eher möchten wir das Jahr 1516 als das annehmen, in welchem Crocus einen Ruf nach Böhmen erhielt; der betreffende Brief ist ohne Jahresangabe. — S. 8 macht der Verfasser den Andreas Delitsch zu einem Mitgliede der Juristen; indeß, so gern Referent dies Muster eines eingebildeten Zopfthums seinen juristischen Collegen überließe, der Respect vor der Wahrheit nöthigt doch, ihn für die philosophische Facultät zu reclamieren, der er, wenn auch Baccalaureus juris, anzugehören fortfuhr. Um nichts Bemerktes unerwähnt zu lassen, sei noch angegeben, daß S. 70 in der Anmerkung ein Druckfehler 684 (statt 648) sich findet, und daß S. 88, 5 das mit Recht beanstandete Datum wohl auf der so häufigen Verwechselung der Abkürzungen für quarto und quinto beruht.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jezo zuerst ans Licht gestellt. Mit Titelbild, Plan von Leipzig u. Karte der Umgegend. Leipzig, 1879. Breitkopf & Härtel. (XII, 130 S. 8.) geh. M. 3. geb. M. 4.

Literarisches Centralblatt 1879. Nr. 28, Sp. 894—895.

Obwohl erst in diesen Tagen erschienen, enthält das vorliegende Büchlein doch die älteste zusammenhängende Beschreibung der Stadt Leipzig. In den Jahren 1777/79 studierte in Leipzig der Sohn des bekannten Literators J. Fr. Jugler, Joh. Heinr. Jugler. Es war damals die Zeit, wo man anfing, die großen Städte zum Gegenstande ausführlicher Schilderungen zu machen. Paris war vorangegangen, im Jahre 1776 folgte Nicolai mit seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam. Etwas Aehnliches beschloß der schon frühzeitig schriftstellerisch angehauchte junge Mann für Leipzig zu leisten. Mit guter Beobachtungsgabe ausgerüstet, von eifrigem Sammelfleiße beseelt, mit frischem verständigem Urtheile begabt, trug er zusammen und schilderte, was ihm erwähnenswerth zu sein schien, besonders was Kunstwerke, namentlich aber Alles, was die Universität betraf. Hier sind nicht nur seine Urtheile über die Leipziger Professoren, sondern auch die Darstellung mancher academischen Acte und Vorgänge von Werth für die Geschichtsschreibung. Aber im Winter 1779 verließ er Leipzig wieder, ehe er seine Arbeit druckfertig gemacht hatte. Auch in der Ferne gab er seinen Plan zwar nicht auf, er suchte von allen Seiten zusammen, was er über Leipzig erfahren konnte, benutzte gelehrte Werke zur Ergänzung 2c. Aber im Jahre 1784 erschien eine umfängliche Beschreibung von Leipzig von J. G. Schulz, und offenbar dieser gegenüber trat er von seinem Plane, sein Werk herauszugeben, zurück; nur verwendete er einen Theil seines Wissens noch zu einer umfänglichen Recension des Schulzischen Buches in der Gothaer Zeitung 1785. Es wäre jedoch nicht zutreffend, wollte man urtheilen, sein Büchlein wäre neben dem Schulzischen werthlos. Allerdings bietet dieß mehr als den doppelten Umfang, Schulz hat nahezu den ganzen Adreßkalender ausgeschrieben: aber an wirklich Erwähnenswerthem steht er zurück. Dieß liegt darin, daß in dem uns vorliegenden Buche der Beschreibende ein Fremder war, der hervorhebt, was ihm beachtenswerth erscheint, nicht nach der Schablone Eins nach dem Andern ableiert und dabei oft das Characteristische übergeht, weil er meint, daß Alle es kennen. Einige der im Manuscript vorhandenen Lücken sind von dem ungenannt gebliebenen Herausgeber aus einem Buche ergänzt, das damals viel Lärm verursachte, „Leipzig nach der Moral beschrieben", das verboten ward und von dem nur ganz wenige Exemplare gerettet worden sind (es ist dasselbe Buch, in welchem Leipzig zum ersten Mal ein klein Paris genannt wird, erschienen 1768).

Hundert Jahre hatte das Manuscript vergessen gelegen, da ward es zufällig, gerade als sein Säcularjubiläum bevorstand, ans Licht gebracht. Die Verlagshandlung, der es angeboten ward, meinte wohl, ein so anschauliches Document aus Leipzigs Vergangenheit dürfe nicht undankbar im Staube gelassen werden: sie übernahm den Druck, und man wird hoffen dürfen, daß ihre Auffassung in der Leipziger Bürgerschaft ein Echo finden wird. Denn in erster Linie richtet sich das Büchlein an diese. Aber auch über sie hinaus wird man es mit Interesse lesen. Von allen ernstgemeinten Beschreibungen, die wir kennen, steht die vorliegende der Zeit Goethe's am nächsten; noch lebt z. B. der Besitzer des großen Kuchengartens, Händel, noch der Hofrath Böhme, in dessen Hause auch unser Studiosus eingeführt war. Ueber Studentenleben und -Sitten, über Professoren und Universitätsgewohnheiten erfährt man Manches, das uns sonst nicht berichtet wird ꝛc.

Die Verleger haben das Buch sehr sauber ausgestattet. Ein geschmackvolles Umschlagbild, von Weichardt entworfen, stellt oben die Universität in ihrer alten Gestalt und darunter das alte Grimmaische Thor dar, zu den Seiten Stadt- und Universitätswappen, unten die stattliche Fronte des Rathhauses. Das Titelbild ist die Copie eines Rosmäsler'schen Stiches von 1777 und führt uns die Promenade zwischen Thomaskirche und Barfußpförtchen vor, auf der wir die galante Welt jener Zeit (offenbar Alles Portraits) sich in höchst characteristischer Weise tummeln sehen; angehängt ist ein Stadtplan vom Jahre 1784 und eine Karte der Umgegend vom Jahre 1776, die noch dadurch interessant ist, daß sie von dem noch jetzt stehenden Original-Satze abgezogen ward, durch welchen Breitkopf seine Erfindung, Landkarten mit beweglichen Typen herzustellen, zu veranschaulichen beabsichtigte.

Theodor Körner's Relegation aus Leipzig.

Nach den Acten.[1]

Beilage zur Allg. Zeitung 1882, Nr. 249, S. 3659—3660 (I. bis S. 109 Ende) u. Nr. 250, S. 3674—3675 (II).

Karl Theodor Körner war zu der Universität, an der sein Großvater und Urgroßvater Professoren gewesen waren, schon früh in Beziehung getreten. Am 23. December 1801 trug der Rector Chr. Fr. Ludwig seinen Namen in die Liste der Depositi non jurati ein. Man sieht, es war auf ein Weihnachtsgeschenk für den kurz vorher zehn Jahre gewordenen Knaben abgesehen. Von wem es ihm beschеert ward, ob vom Vater oder etwa von seinem Pathen, dem Kramermeister Kunze in Leipzig, wissen wir nicht.

1) In Betracht kommen hauptsächlich: 1) Rep. G. A. III, Litt. A, 40. 2) Rep. G. A. IV, 227. 3) Rep. G. A. III, Litt. S. 69.

In den ersten Tagen des August 1810 bezog er dann, von der Bergacademie in Freiberg kommend, die Universität Leipzig; aber sein jugendlicher Leichtsinn — er war noch nicht voll 19 Jahre alt — ließ die Zeit bis zum 8. October verstreichen, ehe er sich formell in die Zahl der Studierenden aufnehmen ließ.

Als er Leipzig betrat, fand er das Studentenleben dort in einer schweren Krisis, die Leidenschaften hoch erregt. Es handelte sich um das Aufkommen der Landsmannschaften und unter ihrer Führung um die Ausbildung eines allgemeinen studentischen Comments. Wir müssen bei diesen Vorgängen einen Augenblick verweilen, um die Sachlage kennen zu lernen, in die Theodor Körner eintrat.

Landsmannschaftliche Verbindungen sind alt auf den deutschen Universitäten, sie ergaben sich naturgemäß aus der Eintheilung derselben in Nationen. Ueber ihr inneres Leben sind wir ausreichend unterrichtet, sie waren der Sitz des Pennalismus, der Schoristenplackerei, die daher auch wohl geradezu Nationalismus genannt ward. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber machten die sogenannten Orden ihnen eine bedenkliche Concurrenz. Diese Verbindungen entsprachen der Richtung der Zeit, welche die Orden der Illuminaten, Rosenkreuzer, Freimaurer hervorrief und pflegte. Besonders in den Vordergrund traten sie auf den beiden sächsischen Universitäten, in Leipzig und Wittenberg. Es waren namentlich die Orden Unitas, Constantia und Amicitia, deren Theilhaber die Unitisten, Concordisten und Amicisten genannt wurden. Sie wollten Verbrüderungen fürs ganze Leben sein, mit einem Anstrich von Mystik und geheimthuender Exclusivität; das studentische wie überhaupt das öffentliche Leben trat bei ihnen sehr zurück. Dennoch verschmähten sie nicht eine gute Klinge zu führen, und der Senior der Amicisten in Leipzig im Jahre 1807, mit Namen Götz, war z. B. einer der gefürchtetsten Schläger der Universität.

Gegen diese ganz in sich zurückgezogenen Orden machte sich nun seit dem Anfange unseres Jahrhunderts eine lebhafte Opposition geltend, die, der neuen Richtung der Zeit entsprechend, auf Ausbildung eines öffentlichen Lebens ausgieng, d. h. eines geordneten specifischen Studentenlebens. Dieß ward erstrebt unter der Form einer Erneuerung der alten landsmannschaftlichen Verbindungen. Der Hauptanstoß, wenigstens für die Universität Leipzig, ging von Halle aus, wo sich die Landsmannschaften nie ganz verloren hatten und wo in ihnen ein sehr flottes, ja übermüthiges, dem jugendlichen Selbstbewußtsein schmeichelndes Studententhum aufgeblüht war. Wir kennen ja so Manches von ihnen aus den Schilderungen ihres Auftretens in Bad Lauchstädt. Von Halle verbreiteten sie sich nach Leipzig, besonders seit der temporellen Aufhebung jener Universität nach der Schlacht bei Jena, die viele Hallenser Studenten nach Leipzig brachte; vom April bis Juni wurden unter etwa

200 Immatriculierten nahezu 60 Hallenser aufgenommen. In Wittenberg erhielten sich noch längere Zeit jene drei Orden, die in Leipzig bereits im Jahre 1810 spurlos verschwunden gewesen zu sein scheinen.

Statt ihrer traten hier die Landsmannschaften, anfangs auch „Kränzchen" genannt, auf, die ihrerseits Wittenberg fremd geblieben waren. Wir sind über ihr Aufkommen recht anschaulich orientiert durch eine im Jahre 1847 bei Gelegenheit des 40jährigen Stiftungsfestes des Leipziger Corps Lusatia abgefaßte Niederschrift eines ihrer ersten Senioren, des Pfarrers Stempel in Lübbenau; sie ist aufgenommen in eine „Chronik" des Corps, die zum 70jährigen Stiftungsfeste desselben 1877 für die Mitglieder gedruckt ward. Die Darstellung stammt noch aus frischer Erinnerung, und selbst in Einzelheiten finden sich, an der Hand der Acten geprüft, nur geringe Versehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch andere Verbindungen der geschichtlichen Forschung ein ähnlich werthvolles Material bieten möchten. Man darf derartige Mittheilungen wohl werthvolle nennen, da sich die Vorgänge in der Studentenwelt meist der Niederschrift entziehen, und sie doch, im gehörigen Zusammenhange betrachtet, nicht den uninteressantesten Theil der Universitätsgeschichte ausmachen.

Als am 7. September 1807 die Landsmannschaft der Lausitzer gestiftet ward, hatten sich bereits um Ostern desselben Jahres zwei gleiche Verbindungen gebildet, die der Meißner und die der Thüringer, doch nur die letzteren hatten einen festeren Bestand, die Meißner waren im Jahre 1810 schon wieder verschwunden. Dafür finden wir seit diesem Jahre die „Schlesier", auch „die schlesische Gesellschaft" genannt, aber als wirkliche Verbindung scheinen sie nicht constituiert gewesen zu sein; es ist in der Zeit, die uns beschäftigt, stets nur von den „beiden" Landsmannschaften die Rede, und darunter sind die Lausitzer und Thüringer zu verstehen. Jede Verbindung hatte ihren eigenen Werbebezirk, der natürlich wechselte, je nachdem eine Landsmannschaft eingieng oder sich eine neue constituierte. Nur Leipzig und Dresden waren frei. Im Jahre 1816 ward zuerst allgemeine Werbefreiheit proclamiert und damit das frühere Princip der Landsmannschaft, der Provincialismus, definitiv beseitigt; 1820 findet sich denn auch bereits der Name „Corps" an Stelle von „Landsmannschaft", und er hat bekanntlich im Laufe der Zeit völlig den Sieg davongetragen. Unter jenen beiden Verbindungen war die der Lausitzer weitaus die stärkste und einflußreichste. Ihr besonders wird das schnelle Erlöschen der sogenannten Orden zuzuschreiben sein.

Aber noch eine weitere Tendenz ward von ihnen verfolgt, die Gründung eines eigenen studentischen Comments, der bisher in Leipzig nur ganz unsicher vorhanden gewesen war. Sein eigentlicher Urheber war Korn, einer der aus Halle zugereisten Studenten, mit Zugrundelegung der in Halle geltenden Bestimmungen, die auf die Leipziger Verhältnisse zugeschnitten wurden. Die

Grundlage eines eigenen Studenten-Comments ist ja die Voraussetzung, daß das Studenten-Völkchen etwas ganz Besonderes sei, und je nachdem man mit dieser Auffassung sympathisiert oder ihr entgegen ist, wird man sich zustimmend oder ablehnend zu einem solchen Vorgehen verhalten: aber läugnen wird doch Niemand können, daß eine bestimmte Regelung der Auffassungen und des Benehmens in einer so vielköpfigen, aus so verschiedenen Elementen bestehenden und doch wieder in so gleichen Verhältnissen lebenden Schaar, wie es die Studentenschaft ist, willkommen, ja fast nothwendig erscheinen muß, und so ward denn auch jener Comment bei der Leipziger Studentenschaft im Ganzen leicht durchgesetzt. „Es läßt sich mit Worten nicht aussprechen", sagt Stempel a. a. O., S. 7, „wie viel dieses Unternehmen zur Verbesserung des Geistes und der ganzen Haltung auf der Universität beitrug; denn nun erwachte in jedem Studenten ein gewisses Rechtsgefühl, und er lernte sich von anderen Menschen unterscheiden. Jeder, der auch nicht in einer Verbindung war, erkundigte sich danach und machte gleichsam seinen Cursus darin." Die Universitätsbehörden aber waren der neuen Wendung des studentischen Lebens abgeneigt und standen ihr mißtrauisch, ja feindlich gegenüber.

Mit dieser propagandistischen Tendenz der Corps, die an sich eine demokratische war, war denn freilich auch ein Umstand verknüpft, der seine großen Unbequemlichkeiten im Gefolge hatte, die Tendenz, den Ton anzugeben, zu herrschen, was dann von Unbetheiligten und Gegnern natürlich leicht als „Unterdrückung", als „Tyrannei" empfunden ward, zumal da Alles, wie Stempel, S. 8, zugiebt, „mit einer von Halle her gewohnten Keckheit betrieben wurde, als ob wir im größten Rechte wären". Und die Formen dieser Herrschaft waren nicht immer die feinsten. Würden wir heute einige jener dominierenden Persönlichkeiten, wie sie aus Halle herübergekommen waren, z. B. Lämmerhirt u. A., wieder unter uns heraufcitieren können, unsere Studentenschaft würde wohl in ein gelindes Entsetzen gerathen über jene „Burschen" mit der Hetzpeitsche unter dem Rock und dem mächtigen Ziegenhainer in der Faust. Aber im Ganzen war, wie schon gesagt, die Studentenschaft einverstanden und begrüßte die neue Auffassung und Regelung des studentischen Lebens als eine wesentliche Hebung desselben. Lebhafte und poetisch angeregte Gemüther waren ihr besonders zugethan, und ohne Widerrede fügte man sich selbst Bestimmungen, wie der, daß nur die constituierten Verbindungen waffenfähig seien, bei jeder Mensur die Waffen und auch die Secundanten von ihnen für eine gewisse Entschädigung (8 Groschen pro usu armorum und 8 Groschen Schlaggeld) entnommen werden müßten. Um so ingrimmiger war eine kleine, aber mächtige Partei, die Coterie der adeligen Studenten.

Leipzig war von jeher gern von Adeligen und Reicheren besucht worden; die wohlhabende Handelsstadt bot eine Menge feinerer, wenn auch zuweilen nicht unbedenklicher Genüsse, die man in anderen Universitätsstädten vergebens

suchte. Aus allen Ländern deutscher Zunge waren daher besonders hier die Vornehmen, die Fürsten, Grafen und Barone mit ihren Hofmeistern zu Hause, und sie waren gewohnt, daß man ihnen bis in die Kreise der Professoren gewissen Einfluß gestattete, um so mehr, als unter ihnen auch die Söhne der regierenden Kreise des Landes sich befanden. Diese, die sich bisher in aristokratischer Zurückgezogenheit gesonnt hatten, fühlten nun plötzlich ihr Ansehen wesentlich erschüttert, sich nicht nur beiseite geschoben, sondern auch bedroht, indem man auch von ihnen verlangte, sich zu fügen. Genannt wurden sie, weil sie eine gemeinsame Fechtstunde hielten, „die adelige Fechtschule", „die adelige Fechtgesellschaft". Die Zahl ihrer Mitglieder dürfen wir zwischen 20 und 30 schwankend annehmen.

Uns kommt dieser Gegensatz heute befremdend vor. Wir sind gegenwärtig gewohnt, die Corps als die eigentlichen Vertreter der aristokratischen Kreise anzusehen, den Adel theils in ihnen, theils in Fühlung mit ihnen zu erblicken. Das aber ist erst eine spätere, wenn auch ziemlich bald eingetretene Entwicklung. Diese Frontveränderung trat erst ein, als in den Burschenschaften und deren Vorläufern ein neues demokratisches Princip sich geltend machte.

Anfangs verhielten sich die Senioren der Landsmannschaften jener adeligen Clique gegenüber mit kluger, politischer Berechnung. Korn, der Gründer des Leipziger Comments, hatte zwar, wie uns Stempel S. 7 erzählt, nicht übel Lust, sie mit Gewalt zu sprengen, um so die Adeligen zu nöthigen, „entweder ein obscures Leben zu führen, oder sich, wie in Halle, den Landsmannschaften anzuschließen". „Korn aber war auch klug und sah ein, daß das nicht zum Ziele führen würde, da Leipzig in vieler anderer Hinsicht Lebensgenüsse darbot, so daß der reichere Student nicht gerade auf die Landsmannschaften angewiesen war, um vergnügt zu leben; ja Korn mochte auch wohl erwogen haben, daß die Söhne gerade der Hochgestellten bei den höchsten Landescollegien Glieder dieser Coterie waren, und daß daher den Verbindungen gewisser Untergang daraus erwachsen würde, wenn man diese antasten wollte." Als nach Korn der wackere und jedem Uebermuth abholde Stempel, dem selbst die erbittertsten Feinde der Corps volles Lob ertheilen, das Seniorat übernahm, befolgte er dieselbe Politik, desgleichen nach seinem Abgange (gegen Ostern 1810) der Senior des Sommersemesters, Chr. W. Flemming[1]).

Anders aber ward das, als mit dem Wintersemester Wilh. Ferd. Lehmann das Seniorat übernahm, ein herrschsüchtiger und aggressiver Character.

1) So nennen ihn die Acten. Das Verzeichniß der Lausitzer nennt ihn nicht, dagegen einen Chr. Friedrich Flemming, den ich in unseren Acten nicht erwähnt gefunden habe. Dieser war ein Bruder von Chr. Wilhelm (immatriculiert im Sommer 1808) und bereits im Sommer 1804 immatriculiert, also kaum noch der „Lusatia" angehörig. Ich vermuthe, daß hier zwei Brüder mit einander verwechselt oder in unum contrahiert sind.

„Derselbe hatte", schreibt Stempel, der damals schon die Universität verlassen hatte, klagend, „mit Verläugnung der gemäßigten Grundsätze die Coterie der Adeligen und Reichen stürmend angegriffen. Daraus entstand wieder Einschreitung der Behörden und Relegationen in Menge, so daß die Lusatia sehr übel dabei fuhr". Diese Ereignisse sind es, die sich abzuspielen begannen, als Theodor Körner, nunmehr 19 Jahre alt, im October 1810 wieder auf die Universität zurückkehrte und nun auch formell in die Zahl der Studierenden aufgenommen ward. Sie sind es, die ihn in Mitleidenschaft zogen und so bestimmend geworden sind für die entscheidende Wendung seines Lebens.

Th. Körner wohnte in Leipzig auf dem Brühl im Dr. Gerlach'schen Hause — das Haus steht noch, gegenwärtig Brühl Nr. 17 — vier Treppen hoch, auf demselben Flur mit dem schon genannten Flemming, dem Senior der Lausitzer im Sommersemester 1810. Aber der Landsmannschaft seines Freundes trat er, der als Dresdener freie Wahl hatte, nicht bei, sondern den Thüringern, vielleicht bestimmt, wenn wir uns an des Vaters Worte halten, durch Beziehungen, die bereits in Freiberg angeknüpft waren. Gewiß geschah dieser Eintritt bereits im Sommersemester, also noch ehe er wirklich immatriculiert war, denn in der ersten Hälfte des Wintersemesters war er Senior seiner Verbindung.

Wenn Friedrich Förster in der Hempel'schen Ausgabe der Körner'schen Werke IV, 255 meint, Körner habe ursprünglich den Constantisten angehört und sei darauf erst zu den Thüringern gekommen, so wäre dieß an sich ja denkbar, obwohl ich 1810 keine Spur von jenem Orden mehr nachzuweisen im Stande bin; aber es erfüllt mit Mißtrauen, daß Förster in der Biographie (und ihm nach Jonas) den Dichter nur als Constantisten kennt, was selbstverständlich ganz verkehrt ist. Auch sonst erweist sich Förster's Erinnerung nicht sehr zuverlässig. So nimmt er an, daß Körner bereits zur Zeit des Universitätsjubiläums (December 1809) in Leipzig gewesen sei, wo er ihn damals besucht haben will[1]). Auch ist von einem Wandel in Körner's Beziehungen Nichts bekannt. Ich bezweifle also die Richtigkeit auch jener Angabe. Die Makaria, der Th. Körner angehörte, war eine harmlose Verbindung, die mit dem Studentenleben nichts zu schaffen hatte. Theodor führte eine gute Klinge, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er manche Mensur ausgefochten hat. Aber viel zu drastisch ist die Schilderung von Jonas, wenn er schreibt: „Bald war er in so viele Studentenhändel verwickelt, daß ein Duell das andere jagte. Als ein Muster eines fidelen Burschen war er stets von den Pedellen verfolgt und gesucht, so daß er kein festes Quartier

1) Falsch ist auch, daß Hosti Frontem, Amico Pectus Wahlspruch der Thüringer gewesen sei. Der Spruch dieser lautete Contemnit Tela Virtus.

mehr behalten konnte, öfter spät Abends in mancherlei Verhüllung zu Freund Kunze kam, nur um dort die Nacht sicher zuzubringen." Hievon wissen die Leipziger Acten nichts, die doch damals mit peinlicher Genauigkeit geführt sind. Offenbar ist hier generalisiert, was bei Körner's Flucht wirklich vorkam. Aber mit Feuereifer stand dieser zu seinem Corps. Die Antipathie desselben gegen die adelige Clique theilte er von vornherein, da ihm ja, wie er sagt, „vornehme Gesellschaft und Galakleider" von jeher zuwider gewesen waren.

Kaum hatte das Wintersemester seinen Anfang genommen, so begannen die Anzeichen der durch Lehmann's aggressive Politik hervorgerufenen Veränderung der Lage. Dieser hatte die Forderung gestellt, daß die Adeligen ihre Fechtstunde aufgeben sollten, was natürlich zurückgewiesen worden war. Ende October war Kirmeß in Lindenau. Hier, am Sonntag den 28. October, suchte Lehmann ein bürgerliches Mitglied der adeligen Fechtgesellschaft, Karl Sommer, zu sich herüberzuziehen, wobei er Drohungen gegen die Adeligen ausstieß, man werde fortan ununterbrochen mit ihnen Streit suchen, und er werde seine Klinge nicht eher ruhen lassen, als bis er sie dahin gebracht habe, wohin er sie haben wolle, daß keiner der Adeligen mehr wagen solle, seinen Kopf frei aufzuheben. An demselben Abend noch hielten diese eine Versammlung und beschlossen, wenn mit ihnen Streit gesucht würde, den Landsmannschaften die Satisfaction zu verweigern. Dies rief am folgenden Tag eine leidenschaftliche Scene auf dem Fechtboden hervor (die Fechtstunde der Landsmannschaften schloß sich an die der Adeligen an), die fast schon zu Thätlichkeiten führte; bei ihr war auch Körner als Chargierter der Thüringer zugegen. Nun klagten die Adeligen am 30. October dem Rector ihr Leid und riefen seinen Schutz an, freilich einstweilen nur erst privatim. Aber diese Handlungsweise neben der früheren Verweigerung der Satisfaction genügte, um den Zorn der Landsmannschaften hell auflodern zu lassen. Anfangs November wurden 18 Adelige in Verruf erklärt. Es ward zwar erzählt, daß sie diese Erklärung durch einen Commers mit Champagner beim Klange der Pauken und Trompeten gefeiert hätten, freilich aus Furcht bei geschlossenen Thüren; indessen ernsthaft stand die Sache doch für sie; selbst auswärts, z. B. in Wittenberg, erregte sie Aufsehen. So schreibt schon am 20. November ein Wittenberger Student einem der Leipziger Adeligen (Rep. G. A. IV., 227): „Mein liebes Brüderchen. Eigentlich darf ich wohl gar nicht an Dich schreiben? Dieß verbietet wohl der Leipziger Comment. . . . Die Adeligen sind wohl alle in Verschieß. Das thut mir sehr leid, wahrlich. . . ." Und nun begannen die thätlichen Reibungen. In den Collegien, auf der Straße und auf der Promenade, wie in den Kaffeehäusern, spielten sich die widerlichsten Scenen ab. Die Thüringer haben hier mehrmals zu vermitteln versucht, ganz besonders Körner, aber es war vergebens. Es ward vorgeschlagen, entweder sollten die Adeligen selber eine schlagende Verbindung stiften oder,

und Körner war der Ueberbringer eines solchen Vorschlages an v. Blücher, die Herren von Adel sollten sich aus dem Verruf herauspauken. Dieß ward verweigert; über den Grund gehen die Darstellungen etwas auseinander. Nach der einen scheiterte jenes Verlangen daran, daß die Landsmannschaften den Adeligen abgeschlagen hätten, ihre eigenen Waffen und ihre eigenen Secundanten mitzubringen, sie sollten beides von ihnen, den Landsmannschaften, entnehmen; nach der anderen Darstellung hätten sie es abgeschlagen auch ohne eine solche erschwerende Bedingung. Nunmehr sollen die Lausitzer den Adeligen gegen Ende December die Eröffnung des Knüppel-Comments direct und formell angesagt haben. Die Adeligen versahen sich mit Pistolen. Gegen Ende des Jahres und im Beginn des neuen fanden eine Reihe böser Nörgeleien und Schlägereien statt, auf dem Eise, auf dem Christmarkt, im Klassig'schen Kaffeehause vom 2. bis 5. Januar, besonders gegen Karl Sommer gerichtet, auf den als übergelaufenen Bürgerlichen sich der Haupthaß concentrierte. Noch einmal scheinen die Thüringer Ausgleichsversuche angestellt zu haben. Abermals vergebens. Da beschlossen die Adeligen, sich mit einer Denunciation an das Concilium zu wenden und führten dieß am 8. Januar 1811 aus. Der Mecklenburger v. Blücher der Aeltere verfaßte die Schrift eigenhändig und unterschrieb sie zuerst, ihm schlossen sich 20 andere Mitglieder an, 18 von Adel, so die Grafen Wallmoden-Gimborn, v. d. Schulenburg, v. Königsdorf, der Baron v. Thümmel, mehrere Herren v. Carlowitz, v. Nostiz und Jänkendorf, v. Schönberg, v. Trützschler u. s. w., auch drei Bürgerliche, darunter Karl Sommer.

Das Schreiben, voll malitiöser Bemerkungen und gehässigster Behauptungen, ist für uns doch ungemein interessant, da es eine klare und gut geschriebene, wenn natürlich auch einseitige, Darstellung des ganzen Verlaufs bietet, während sonst die Acten in Folge des seitens der Landsmannschaften consequent geübten Systems des Läugnens wenig Ausbeute zu geben pflegen. Aber gewiß war diese Denunciation, die alle Geheimnisse der Landsmannschaften, die Namen ihrer Senioren 2c. den Gerichten überlieferte, eine Handlungsweise, wie sie unter Studenten nicht vorkommen sollte. Wenn wir heute wohl ohne Ausnahme so urtheilen, so sehen wir, daß der damals eingeführte studentische Comment seine Früchte getragen hat und daher wohl nicht so werthlos gewesen ist. Als Feigheit aber werden wir jenen jungen Männern ihr Betragen nicht mehr auslegen wollen; denn Mangel an persönlichem Muth ist wohl das Letzte, was man den Söhnen unseres Adels wird vorwerfen dürfen, und es ist daher zu hart geurtheilt, wenn Körner's Vater jene Denuncianten geradezu „eine verächtliche Menschenclasse" genannt hat. Es war vielmehr einfach die souveräne Rücksichtslosigkeit der Aristokraten gegen das ihrer Ansicht nach sich unerlaubt breit machende Plebejerthum, was sie über jedes studentische Bedenken hinweghob.

Aber nunmehr war dem Faß der Boden ausgeschlagen. Die Landsmannschaften, und jetzt ebensowohl die Thüringer wie die Lausitzer, sahen in dem Benehmen der Adeligen nicht nur eine ganz gemeine Handlungsweise, sondern einen Act elendester Feigheit, und dem entsprechend verfuhr man gegen sie. Man gab ihrer Gemeinschaft jetzt ganz allgemein den auch früher schon gebrauchten Namen Sulphuria oder Schwefelbande, nannte die Einzelnen Sulphuristen, Saujungens, verschissene Jungens u. s. w. Wo einer von ihnen sich blicken ließ, in den Vorlesungen, in den Kaffeehäusern, begann man wohl mit der Phrase: „Riecht es hier nicht nach Schwefel?" „Ich muß fortgehen, es stinkt hier so nach Schwefel" und ähnlichen die Reibereien, die sich dann aus den Häusern auf die Straße hinabwälzten. Mit der Hetzpeitsche suchte man sich zunächst, wie man es nannte, in Avantage zu setzen, dann griff man zum Ziegenhainer; oft stürzten dann wohl die befreundeten Colonnen herbei und eine Holzerei im großen Maßstabe war im Gange. Eine Unzahl Acten-Fascikel über derartige Vorgänge ist in dieser Zeit beim Universitätsgericht aufgelaufen, und der damalige Actuarius Liebmann muß sich beim Protokollieren der endlosen Verhöre und Berichte die Finger krumm geschrieben haben. Bei einer derartigen Einzelschlägerei am 8. Februar war der Stock, mit welchem der Adelige bearbeitet wurde, am Tage des Gefechts aus Körner's Stube geholt und von diesem selber ausgeliefert worden; ob mit Kenntniß des Zwecks, steht dahin. Aber daß er je selber an einer solchen Schlägerei sich sollte betheiligt haben, dafür findet sich in den Acten auch nicht der entfernteste Anhalt. Seinem Haß gegen die Sulphuria gab er freilich noch am 16. April 1811 von Berlin aus durch den bekannten Stammbuchvers Ausdruck.

Allzu eilig betrieb man übrigens seitens des Concils die durch die Denunciation nöthig gewordene Untersuchung nicht, wofür später freilich auch ein Rüffel aus Dresden erfolgte, wo man auf die Verurtheilung der Landsmannschaften drängte. In Leipzig war man durch die Denunciation peinlich berührt, auch waren die 5 oder 6 namentlich denuncierten Studenten bei den Professoren meistens gut angeschrieben. Am 26. Januar erst hatte Körner sein erstes Verhör zu bestehen und am 30. erfolgte jene Maßregel, die für ihn so bedeutungsvoll geworden ist, es ward ihm, wie allen inculpierten Studierenden, der sogenannte weite Arrest, d. h. Stadtarrest, sub comminatione relegationis angekündigt. Dieß freilich irrte so wenig wie ein zweites Verhör am 13. Februar und ein drittes am 19. Februar unseren jungen Dichter in seinem Eifer. Es galt, den Adeligen nicht nur in Leipzig das Verweilen unmöglich zu machen, sondern auch an anderen Universitäten. Das Körner-Museum bewahrt einen von Körner's Hand geschriebenen Brief vom 1. Februar 1811 an die Landsmannschaften in Jena, mit den Cirkeln der Lausitzer und Thüringer untersiegelt und mit deren Wahlsprüchen unterzeichnet, in welchem die Namen der Mitglieder der Sulphuria aufgeführt (der des bürgerlichen

Karl Sommer doppelt unterstrichen), der Verruf dieser „Elenden“ ausgesprochen und die Anerkennung desselben auch in Jena verlangt wird. Gleiche oder ähnliche Schreiben gelangten auch nach Göttingen, Halle und Erlangen, und dieses letztere gab zu einer langen Untersuchung über Correspondenzen der Landsmannschaften mit den Verbindungen fremder Universitäten Veranlassung, die für Leipzig im Sande verlief, möglicherweise aber für die Orden in Wittenberg schwerere Folgen gehabt hat. Dem Schreiben nach Jena (und so auch wohl denen an die anderen Universitäten) war ein Gedicht Körners in Abschrift angehängt, voll Zorn und Verachtung gegen die Sulphuria, mit derbem, fast cynischem Humor geschrieben, welches noch das sprachgeschichtliche Interesse bietet, daß man aus ihm ersieht, wie damals sich die Redensart „Manschetten haben“ (wie die Tracht der Adeligen war) für „feige sein“ bildete. Ende Februar ward er mit Merbach, als dem Vertreter der Lausitzer, nach Wittenberg deputiert, wie wir außer den Acten auch aus den Briefen des Vaters sehen, natürlich um dort für den Leipziger Verruf Stimmung zu machen. Es gelang auch wohl; denn die Adeligen sahen sich veranlaßt, bald darauf ebenfalls eine Deputation von vier Mitgliedern zu entsenden, um zu versuchen, den ihnen ungünstigen Eindruck wieder abzuschwächen. Es konnte ihnen nicht schwer werden, von den drei dortigen Orden, die zu den Leipziger Landsmannschaften in Verruf standen, besonders auch von den Unitisten, zu denen der Adel sich hielt, befriedigende Erklärungen zu erlangen. Wie sehr man aber doch unter dem Banne des ausgesprochenen Verrufs auch dort stand, beweist der schon oben angeführte Brief aus Wittenberg. In Erlangen machte Graf v. Wallmoden große Anstrengungen, durch eine eigene Denkschrift, die vielleicht auch andershin versandt ward, eine den Adeligen günstigere Ansicht zu verbreiten, u. s. w. Körner war bei diesem Allem so lebhaft thätig, daß er selbst die Correspondenz mit den Seinigen vernachlässigte, und diese längere Zeit ernsthaft um ihn besorgt waren.

Unterdessen war die Untersuchung weiter gegangen, an den hohen Kirchenrath berichtet worden, und unterm 11. März erfolgte im Namen des Königs das Rescript, welches die vier Lausitzer Wilh. Ferd. Lehmann, Chr. W. Flemming, Joh. Fr. Merbach und Fr. Pauli, „als welche sich . . . der Theilnahme an einer landsmannschaftlichen Verbindung, sowie zum Theil der Aufforderung zu einem Duell höchst verdächtig gemacht haben“, zu sofortiger Entfernung durch das Consilium abeundi verurtheilte. Am 19. März ward ihnen dieses Urtheil publiciert; Lehmann meldete ein Begnadigungsgesuch an, Pauli scheint sich anderweit hingewandt zu haben, aber Merbach und Flemming, jener der Condeputierte, dieser der Hausgenosse Körner's, begaben sich nach Wittenberg und wurden am 21. Morgens mit feierlichem Comitat aus der Stadt geleitet, an dem sich ganz besonders auch Körner, wie wir aus seinem Gedicht „Meine Flucht“ wissen, betheiligte.

Körner war über das gegen seine Freunde ergangene Urtheil sehr aufgebracht. Nicht nur nennt er sie in jenem Gedichte „widerrechtlich vom Gericht verbannt", sondern er hat auch in Briefen an den Vater seiner Entrüstung Ausdruck gegeben, wie wir aus dessen Antwort ersehen können. Nicht ganz ohne Grund, denn jene Vier waren auf eine bloße Denunciation ohne ein weiter hinzutretendes Zeugniß verurtheilt worden. Mit ihm selber stand es eigentlich viel schlimmer; zur Bekräftigung dessen, was ihm Schuld gegeben war, hatte sich ein Zeuge gefunden, der Hofmeister eines der adeligen Herren, Fr. Silv. Kuhn, der am 6. Februar vernommen ward und auch bei seiner Confrontation mit Körner am 19. Februar bei seiner Aussage stehen blieb. Er war dabei gewesen, als Körner auf dem Zimmer des Herrn v. Blücher den Vermittelungsvorschlag gemacht hatte, es sollten Einige aus der adeligen Fechtgesellschaft austreten und die Sache mit ihnen, den Landsmannschaften, „ausmachen". Dieses „ausmachen" konnte nur als „schlagen" interpretiert werden. Es war daher mild ausgedrückt und nach den damaligen Auffassungen sehr mild geurtheilt, wenn das Dresdener Decisum vom 11. März, dasselbe, von dem schon oben die Rede war, ihn nur „wegen erheblichen Verdachts der Aufforderung zu einem Duell" mit achttägiger Carcerstrafe belegte. Der Vater hatte mit dem Referenten im Kirchenrathe sich vernommen, und es war dieß wohl nicht ganz ohne Einfluß auf den Ausfall der Sentenz gewesen. Er räth nun, der Sohn solle sich dieser Strafe unterwerfen. In der That, acht Tage waren leicht abgesessen, und an eine Milderung des Urtheils war ja nicht zu denken.[1]

Aber so einfach war die Sachlage für Körner nicht mehr, ein unglaublicher Leichtsinn hatte ihn in die schlimmste Verlegenheit gebracht.

Am 10. März hatte ihm der Vater das zu erwartende Urtheil angekündigt. Theodor mußte also täglich der Citation vors Concil gewärtig sein. Dennoch ließ er sich, im Vertrauen, wie der Vater schreibt, auf sein zeitheriges Glück, auf eine neue Mensur ein, wohl um die Mitte des Monats, obgleich dieselbe doch leicht bis nach Publication des Urtheils aufzuschieben gewesen wäre. Auch scheint man, wie aus des Vaters Brief vom 25. März hervorgeht, bei dem Duell sehr unvorsichtig zu Werke gegangen zu sein. Wie sein Gegner hieß, ist nicht bekannt geworden. Beide wurden verwundet, Körner nicht ganz unbedeutend an der Stirne. Er mußte das Bett hüten. Ueber diese und die nun folgenden Vorgänge hat er uns in einem längeren Gedicht unterrichtet, das in der Hempel'schen Ausgabe abgedruckt, aber

[1] Es möge hier bemerkt sein, daß von einer Unterschrift des consilium abeundi, die Förster erwähnt, nicht die Rede war. Diese Form der Warnung kannte man damals überhaupt noch nicht. Auch in contumaciam war die Carcerstrafe nicht auferlegt. Bei Förster geht Alles recht bunt durcheinander.

merkwürdigerweise in zwei Theile zerrissen ist. Die erste Hälfte steht in der Biographie I, S. 63 ff., die zweite IV, 260 ff.

Da kam das Urtheil aus Dresden. Am 18. verfügte sich der Pedell in Körner's Wohnung, um ihn zur Publication für den 19. zu citieren; er fand ihn im Bette mit verbundenem Kopf. Auf Befragen versicherte Körner, er habe sich bei einem Sturze von der Treppe beschädigt. Am 19. fand der Pedell ihn ebenso, und berichtete nunmehr, daß Körner zur Befehlspublication nicht erscheinen könne.

Obgleich ein verbundener Kopf bei einem Landsmannschafter wohl ausreichend war, um den Verdacht eines Duells zu erregen, so geschah doch von Seite des Concils Nichts. Aber am 21. Morgens lief beim Rector eine Denunciation ein „von einem vorgefallenen Duell, welches als der muthmaßliche Grund von Körner's Verwundung angegeben wurde", und damit war die Sache officiell anhängig gemacht. Nunmehr beauftragte der Rector den Universitätsphysicus Dr. Clarus und den Universitätschirurgen Gerlach, sich nach Körner's Gesundheitszustand umzusehen. Ersterer begab sich noch am 21. um 3 Uhr in Körner's Wohnung, fand ihn nicht zu Hause. Wir wissen, daß er bereits am Morgen sich entfernt hatte, um seine Freunde Merbach und Flemming feierlich eine Strecke Wegs gen Wittenberg zu geleiten. Durch Clarus' Erscheinen war auf einen Schlag klar, daß eine Untersuchung anhängig gemacht sei. Jenes Gedicht schildert, wie ein Freund ihm entgegensprengte und ihm anzeigte, daß „die Geschichte bekannt sei".

Körner schlich sich doch noch zurück in die Stadt, aber nicht in seine Wohnung; vielleicht zu seinem Pathen Kunze. Es war Donnerstag, am Abende Gewandhausconcert; dorthin pilgerte er verkleidet, um, von einem düsteren Winkel aus, „sein Ideal" noch einmal zu erblicken. Am folgenden Tage blieb er gleichfalls noch in der Stadt versteckt, wohl, um durch seine Freunde seine Sachen allmählich herbeischaffen zu lassen, was vom 21. an geschah; am 23. aber machte er sich davon, auf Berlin zu. Als am 22. der Pedell ihn abermals citieren wollte, fand er das Nest leer und berichtete dieß am 23. dem Concil.

Hiedurch hatte sich nun Körner eines nach den academischen Gesetzen sehr schweren Vergehens schuldig gemacht: er hatte den ihm am 30. Januar sub comminatione relegationis auferlegten Stadtarrest gebrochen. Wahrscheinlich mit leichtem Herzen; denn er hatte sich ja bereits einmal über ihn hinweggesetzt, als er Ende Februar als Deputierter nach Wittenberg gereist war. Ernster faßte der Vater, den sein Liebling dießmal wirklich betrübt hatte, die Sachlage. Als die Frage noch einfacher stand, am 10. März, hatte er ihm geschrieben: „Den Stadtarrest zu brechen und heimlich fortzugehen, hat sehr nachtheilige Folgen; auch wäre es für Dich ganz unanständig." Jetzt, wo die Angelegenheit schlimmer und complicierter geworden war, mußte er

zugeben, daß der Sohn kaum anders hätte handeln können. Und wir müssen hinzusetzen, er erkannte die Schwere des seinem Sohne drohenden Geschickes noch lange nicht ausreichend. Er meinte, sein Sohn sei der Gefahr ausgesetzt gewesen, vielleicht ein ganzes halbes Jahr ins Carcer gesperrt zu werden. Aber wenn, wie das gar nicht anders hätte ausfallen können, das Duell und die Verwundung nachgewiesen wurden, so drohte ihm leicht eine ungemein viel härtere Strafe. Am 31. Juli desselben Jahres ward bei Raschwitz ein kleines Reucontre zwischen Körner's Freunde Gauch, dem Subsenior der Thüringer, und einem Herrn v. Schickfuß ausgemacht. Es war eine Lappalie; Schickfuß, der sich der Untersuchung durch Entfernung entzog, hatte eine unbedeutende Verwundung am Oberarm erhalten. Wegen dieses Duells ward Gauch über 6 Monate in Untersuchungshaft gehalten und am 12. Februar durch Spruch der juristischen Facultät in Wittenberg zu achtjähriger Gefängnißstrafe, während des ersten Jahres bei Wasser und Brod, verurtheilt[1]), sein Secundant zu einem Jahre, das erste halbe Jahr bei Wasser und Brod. Beiden ward die bereits abgesessene Zeit nicht angerechnet. Auf eingelegte Appellation ward die Strafe Gauch's durch den Schöppenstuhl in Leipzig am 28. März auf vierjähriges Gefängniß herabgesetzt, das erste halbe Jahr hindurch bei Wasser und Brod. Die sämmtlichen aufgelaufenen Kosten hatte er außerdem zu tragen. Erst viel später ist dann durch besonderen königlichen Gnadenerlaß die Strafe auf ein Jahr herabgemildert worden.

Bei so grausamer Auffassung der studentischen Vergehen müssen wir es wohl als ein Glück betrachten, daß Körner's Instinct ihn der Gefahr entzog. Wer kennte vielleicht heute seinen Namen, wenn er am 21. März aufs Carcer geschleppt worden wäre.

Nun begann die gerichtliche Procedur. Am 26. März ward Th. Körner zum ersten Mal öffentlich citiert. Auf die Nachricht hievon wandte sich der Vater am 30. mit einer Bittschrift an das academische Concil. Hierin heißt es: „Nach dem, was ich über die Verhältnisse meines Sohnes in Leipzig mit Zuverlässigkeit weiß, aber allerdings durch actenmäßige Beweise nicht darthun kann, sind für ihn unübersehliche Nachtheile zu befürchten, wenn er sich jetzt in Leipzig wieder stellen sollte. Wäre ich so glücklich gewesen, während meiner Amtsführung als 28jähriger Diener Seiner Majestät meines allergnädigsten Königs einiges persönliche Vertrauen eingeflößt zu haben, so dürfte vielleicht meine bloße Versicherung einigen Glauben verdienen, daß ich nach dem, was mir von der Lage der Sache bekannt ist, selbst die schlimmsten Folgen von dem Ausbleiben meines Sohnes für ein kleineres Uebel ansehen müsse, als

1) Dieser Spruch beruhte auf dem Mandat vom 2. Juli 1712, dessen § 13 lautete: Duellum, absque homicidio consummatum, provocantem et provocatum carceri per octo annos mancipat, adhibita insuper carenae annalis castigatione.

dasjenige, was ihn im Falle seines Erscheinens bedroht. Unter solchen Umständen wagt es ein bekümmerter Vater, Ew. Magnif. Hochwürden und Wohlgeboren dasjenige ehrerbietigst vorzustellen, was bei einer nachsichtigeren Beurtheilung eines 19jährigen Jünglings, der in dem ersten halben Jahre seiner Universitätsstudien in eine Untersuchung verwickelt worden ist, einige Rücksicht zu verdienen scheint." Er giebt dann u. A. an, daß sein Sohn in der Meinung gestanden habe, der Stadtarrest sei durch die Publication des allerhöchsten Rescripts für aufgehoben zu achten gewesen. Schließlich bittet er eventuell um Bericht an den König. Der Vater hatte zugleich privatim an den Rector Wieland geschrieben, hatte aber, wie er etwas empfindlich bemerkt, von ihm eine Antwort nicht erhalten. Unterm 10. April berichtete der Rector an den Kirchenrath, freilich in einer nicht gerade wohlwollenden Weise. Am 18. April erfolgte denn auch bereits ein abschläglicher Bescheid; das Verfahren solle gegen Th. Körner fortgesetzt und, wenn er sich nicht stelle, zur angedrohten Relegation verschritten werden.

So gieng denn die Sache ihren Lauf weiter. Am 26. April ward Th. Körner zum zweiten Male, am 15. Mai zum dritten Male öffentlich durch Anschlag am schwarzen Brett citiert. Am 15. Juni berichtete der Rector an den Kirchenrath und am 19. ward von diesem die Relegation ausgesprochen. Jetzt war Haubold Rector, der offenbar dem jungen Mann wohlwollte. Nur so ist es uns zu erklären, daß man fast einen Monat verstreichen ließ, ehe man zur Publication des Erkenntnisses schritt. Am 17. Juni endlich ward das vom 5. Sonntag nach Trinitatis (d. i. der 14. Juli) datierte Relegationspatent, das Beck in zierlichem Latein abgefaßt hatte, angeschlagen und blieb bis zum 2. April 1812 angeheftet. Sodann ward, am 20. Juli, Anzeige erstattet an den Kirchenrath und die Relegationspatente abgefertigt an die Compactaten-Universitäten. Es waren dieß die folgenden, Rectoratsuniversitäten: Berlin, Duisburg, Frankfurt a. O. (mit Beistift ausgestrichen, weil damals gerade in der Aufhebung begriffen), Gießen, Halle, Heidelberg, Landshut, Würzburg; Prorectoratsuniversitäten: Erlangen, Göttingen, Jena, Königsberg und Marburg. Wittenberg bekam sein besonderes Communicat. Auch Stadtrath und Kreisamt wurden vor dem Uebelthäter gebührend gewarnt.

Noch ehe dieses Urtheil öffentlich angeschlagen worden war, ergieng gegen Körner noch ein zweites. Die Leser erinnern sich der Rolle, die sein Ziegenhainer am 8. Februar gespielt hatte. Hierauf erkannte die Juristenfacultät zu Wittenberg in einer am 16. Juli eingelaufenen Sentenz für Recht: „Wider Karl Theodor Körner ist noch zur Zeit und in Ermangelung näherer Anzeigen wegen eines geflissentlich geleisteten Vorschubes ... etwas weiter nicht vorzunehmen." Aber in die Kosten ward er auch hier verurtheilt; es ist aus den Acten nicht zu ersehen, ob und wie sie eingezogen worden sind.

In Berlin angekommen, hatte es Theodor Körner dießmal mit seiner Immatriculation eiliger gehabt als einst, da er in Leipzig eingerückt war. Am 23. März hatte er sich aus Leipzig entfernt und schon am 27. März ließ er sich in das Album der Universität Berlin eintragen. Aber „in Gemäßheit der getroffenen Uebereinkunft" sollte es dem „zur Anzeige Gebrachten" unmöglich sein, an einer der genannten Universitäten wieder immatriculiert zu werden oder weiter zu studieren. Das hatte der Vater, dem das Nähere über die Convention der Universitäten doch nicht bekannt war, wohl gefürchtet. Da er den dringenden Wunsch hatte, daß sein Sohn sich einem Fachstudium widmen möge, so hatte er schon am 31. März 1811, den Ausgang der Sache ahnend, an Schleiermacher geschrieben, der, selber wohl nicht besonders geschäftsbewandert, die Sache leicht nahm und in diesem Sinn antwortete, so daß Körner's Vater sich selbst darüber verwundert zeigte. Der Erfolg sprach denn auch gegen Schleiermacher. Am 14. August 1811 wurde Körner auf die aus Leipzig erfolgte Mittheilung der Relegation hin durch Beschluß des academischen Senates der Universität Berlin aus der Zahl der Berliner Studierenden excludiert[1]), und er würde polizeilich aus Berlin entfernt worden sein, wenn er nicht, in Folge gestörter Gesundheit, bereits früher die Stadt verlassen gehabt hätte. Weitere Orientierung ergab, daß bevor die Relegation zurückgenommen wäre, an eine Immatriculation höchstens in dem damals neugegründeten, also der Convention noch nicht beigetretenen Breslau zu denken sei. Einstweilen ging Körner Ende August nach Wien, wo er aber, vielleicht weil er nicht wußte, ob nicht auch Wien zu den Compactaten-Universitäten gehörte, sich gar nicht zur Immatriculation meldete. Schleiermacher rieth jetzt auch im Wintersemester noch nicht, sondern erst zu Ostern nach Berlin zu kommen und auch dann unimmatriculiert zu bleiben. Der Vater aber war entschlossen, ein Immediatgesuch um Begnadigung beim König einzureichen. Doch durfte man damit nicht zu früh kommen. Das Kalenderjahr mußte erst zu Ende sein, damit man von einer „Relegation im vorigen Jahre" sprechen könne. Daß Theodor ein Zeugniß von Lampadius in Freiberg hatte, war willkommen, die Beilegung einer gelehrten Arbeit hielt der Vater noch außerdem für wünschenswerth. Schon im October 1811 hatte er den Plan gefaßt, im Februar des folgenden Jahres mit seiner Bittschrift hervorzurücken.

Und diesen Termin hat er eingehalten. Während der Sohn sich in Wien glückselig in seinen Triumphen wiegte und wohl im Herzen bereits an Alles eher als an Wiederaufnahme der Universitätsstudien dachte, führte der Vater seine Absicht aus. Nachdem er sich auch noch von dem alten Werner in Freiberg ein Zeugniß hatte geben lassen, richtete er am 3. März 1812

1) Diese Mittheilungen, Körner's Immatriculation und Exclusion in Berlin betreffend, verdanke ich Herrn Canzleirath Laury in Berlin.

ein Begnadigungsgesuch an den König. Es ist eine schöne, von treuester väterlicher Gesinnung zeugende Eingabe, die wohl den Abdruck an dieser Stelle verdient. Sie lautet:

Allerdurchlauchtigster u. s. w. Der von Ew. 2c. 2c. im vorigen Jahre gefaßten allerhöchsten Entschließung, nach welcher die meinem Sohne Karl Theodor Körner wegen seines Nichterscheinens vor dem academischen Gericht zu Leipzig angedrohte Strafe vollzogen worden ist, habe ich in tiefster Ehrfurcht mich zu unterwerfen gehabt.

Allein nach Verfluß eines beinahe jährigen Zeitraums dürfte es mir als Vater erlaubt sein, Allerhöchst Dero Throne mich submissest in der Absicht zu nähern, um gegen die fernere Fortdauer dieser Strafe dasjenige ehrerbietigst vorzustellen, wodurch die landesväterliche Milde in dem gegenwärtigen Fall vielleicht zu einiger Nachsicht bewogen werden könnte.

Daß mein Sohn während seines zweijährigen Aufenthaltes auf der Bergacademie zu Freiberg seine Zeit gut angewendet hat und des Beifalls seiner Lehrer nicht unwürdig gewesen ist, dürfte aus den beigefügten Zeugnissen des Bergraths Werner und des Professors Lampadius sich ergeben. Als mein Sohn zu Michaelis 1810 seine academische Laufbahn in Leipzig begann, war auf dortiger Universität, wie Ew. 2c. 2c. von der Behörde angezeigt worden ist, ein großer Theil der Studenten in einen Streit der Parteien verwickelt, der einige Zeit nachher in die größte Erbitterung ausartete. Ein neunzehnjähriger Jüngling von lebhaftem Temperament, der mit einigen Mitgliedern der einen Partei bekannt geworden war, konnte in einem solchen Falle leicht zu einem Schritte verleitet werden, dessen Folgen er nicht überdachte.

Dieser Schritt bestand, wie mein Sohn versichert, darin, daß er sich zum Werkzeug brauchen ließ, um eine Aussöhnung mit der Gegenpartei einzuleiten. Er kann vielleicht in der Art, wie er dieses Vorhaben ausführte, gefehlt haben, und dieß würde den Umstand erklären, daß seine Aeußerungen von dem Hofmeister eines Mitgliedes der Gegenpartei, der wider ihn aussagte, für eine Ausforderung angesehen wurden.

Der achttägigen Carcerstrafe, welche meinem Sohne dieserhalb auferlegt wurde, war er im Begriffe sich zu unterwerfen, als er Nachricht erhielt, daß eine neue, ein Duell betreffende Anzeige wider ihn angebracht worden sei. Furcht vor einem langwierigen Gefängnisse während einer vielleicht weitläufigen Untersuchung bewog ihn, gegen sein gegebenes Handgelöbniß sich heimlich von Leipzig zu entfernen.

Was einen unerfahrenen Jüngling bei einer leidenschaftlichen Ansicht seiner Verhältnisse zu einem solchen Schritt leicht verleiten konnte, war besonders der Gedanke, daß diejenige Sache, wegen deren er das Handgelöbniß gegeben hatte, durch die Entscheidung Allerhöchst Dero Kirchenrathes abgethan sei, und daß er von einer submissesten Bitte um Verwandlung der ihm auferlegten Carcerstrafe in eine Geldstrafe einen günstigen Erfolg hoffen dürfe.

Nach meines Sohnes Entfernung von Leipzig war die Animosität der entgegengesetzten Parteien unter den Studenten zu einem so hohen Grade gestiegen, daß sie zu einem sehr auffallenden Exceß auf öffentlicher Straße Anlaß gab. In einem solchen Zeitpunkte hatte ich als Vater die schlimmsten Folgen zu befürchten, wenn mein Sohn sich in Leipzig wieder einstellte. Es kann sein, daß ich aus zu großer Besorgniß irrte und daß ich eine andere Maßregel hätte ergreifen sollen; aber es wäre äußerst traurig für mich, wenn für meinen Irrthum mein Sohn auf seine ganze Lebenszeit gestraft werden sollte. Er büßte schon dafür durch eine lange Unterbrechung seiner Studien, da er in den beiden letzten halben Jahren auf keiner Universität geduldet wurde, die wegen solcher Fälle Verbindlichkeiten gegen die Universität Leipzig übernommen hat.

Er ist relegirt von einer Universität, wo sein Großvater, Dr. Johann Gottfried Körner, und sein Aeltervater, Dr. Gottfried Olearius, die angesehensten theologischen Lehrämter bekleidet haben. Bei dem besten Willen, sich Kenntnisse zu erwerben und sich zu gemeinnütziger Thätigkeit vorzubereiten, sieht er sich überall gehindert und seine Aussichten für die Zukunft sind äußerst niederschlagend. Ihn und mich kann dabei nur die Hoffnung aufrichten, daß Ihro Königliche Majestät gegen die Vergehungen eines neunzehnjährigen Jünglings, bei dem die erduldete Strafe, wie ich mit Ueberzeugung versichern kann, gewiß zur Warnung und Besserung gereichen wird, Allerhöchst Dero landesväterliche Milde vorwalten zu lassen geneigt sein möchten. In diesem ehrerbietigsten Vertrauen wage ich, um meinen Sohn außerhalb Leipzig auf einer anderen mit dasiger Universität in Verbindung stehenden hohen Schule studiren lassen zu können, die submisseste Bitte:

daß Allerhöchst Dieselben die Relegation meines Sohnes wieder aufzuheben und dieserhalb die Universität zu Leipzig mit gemessenster Anweisung zu versehen huldreichst geruhen möchten.

Gegen dieses Gesuch glaube ich auch von Seiten der Universität zu Leipzig keine erheblichen Einwendungen fürchten zu müssen, und würde dessen Gewährung als eine besondere allerhöchste Gnade mit geziemender Dankbarkeit zu verehren haben.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

Dr. Christian Gottfried Körner.

Dresden, am 3. März 1812.

Beigeschlossen waren die beiden Zeugnisse von Werner und Lampadius.

Die Hinweisung auf den Exceß bald nach der Abreise seines Sohnes war sehr klug berechnet. Gemeint ist jene Massenschlägerei, die am 5. April 1811 auf offenem Markt an der Ecke der Petersstraße stattfand. Auf der einen Seite stand wieder die Partei der Adeligen, auf der anderen aber dießmal weder die Lausitzer, noch die Thüringer, sondern die „schlesische Partei". Diese Schlesier, meistens von Adel, hatten anfangs sich zu der adeligen Fechtgesellschaft gehalten, waren aber später, wie es in den Acten heißt, zu Körner, Flemming und deren Freunden übergetreten. Sie standen also auf Seite der Landsmannschaften, ohne doch selber als eine solche constituiert zu sein. Zum ersten male findet man hier innerhalb der letzteren Verbindungen ein bedeutendes adeliges Element. Der Vorgang, von dem wieder in erster Linie der unglückliche Karl Sommer betroffen worden war, erregte natürlich großes Aufsehen, zwei mächtige Actenbände sind darüber angewachsen, schließlich endigt die schwerfällige Untersuchung mit der Relegation einiger Bürgerlichen, verläuft aber übrigens im Sande.

Dießmal war Körner's Vater mit seinem Gnadengesuche glücklicher als im Jahre vorher. Bereits am 6. März erfolgte ein gnädiges Rescript, durch welches die Relegation wieder aufgehoben und dem Sohne das fernere Studium zu Leipzig und Wittenberg gestattet ward, „jedoch hat er solchenfalls die ihm durch unser Rescript vom 11. März des vorigen Jahres dictirte achttägige Carcerstrafe noch zu verbüßen, auch bei unausbleibend zu gewarten habender Relegation sich der Theilnahme an verbotenen geheimen Verbindungen zu ent-

halten, und überhaupt den akademischen Gesetzen sich gemäß zu bezeigen; zu diesem Behuf aber ist von Seiten der Universität auf ihn ein wachsames Auge zu führen, er auch dessen bei seiner Readmission zu Leipzig oder Wittenberg nachdrücklich zu bedeuten". Also in Leipzig und Wittenberg sollte er, so zu sagen, unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden.

Jetzt setzte sich die Maschinerie der Leipziger Universitätscanzlei wieder in Bewegung. Den Wittenbergern ward mittelst Communicats vom 20. März eingeschärft, daß sie Körner nicht immatriculieren dürften, bevor er ein Zeugniß aus Leipzig bringe, daß er seine Carcerstrafe rite abgebüßt habe. Das war in der Ordnung. Dagegen ist es mir sehr fraglich, ob man sich in den Gränzen des Rescripts hielt, wenn man auch sämmtliche Compactaten-Universitäten aufforderte, den Körner nur nach vorausgegangener Abbüßung seiner Carcerstrafe in Leipzig zu immatriculieren, und wenn man auch von ihnen verlangte, denselben unter polizeilicher Controle zu halten. Mit dem Vermerk, daß diese Schreiben abgegangen seien, am 26. März, und mit der „Resigierung" des Relegationspatents am 2. April 1812 schließen die Leipziger Acten über Theodor Körner.

Einen Gebrauch hat dieser von der ihm ertheilten Rehabilitation nicht gemacht, ich finde in dem Briefwechsel nicht einmal eine Erwähnung derselben [1]. Schon seit dem 25. August 1811 war er in Wien, und diese Stadt fesselte den jungen Dichter immer mehr, der in jener leichtlebigen Atmosphäre sich ganz in seinem Elemente fühlte. Seine dramatischen Productionen gewannen steigenden Beifall, am 8. September 1812 erklärte der Vater selber sich damit einverstanden, daß er seiner Neigung zur Poesie folge, und am 1. Januar 1813 ward Theodor zum k. k. Hoftheaterdichter ernannt. Damit war dem Universitätsstudium definitiv Valet gesagt, eine neue freudig begrüßte Laufbahn hatte sich eröffnet. Seine Verbannung von den deutschen Universitäten aber war es gewesen, die ihn in diese hineingetrieben hatte; ohne sie würde er vielleicht nicht unter den Lieblingsdichtern unseres Volkes genannt werden.

Ueber seine Studentenerlebnisse in Leipzig hat Körner selbst bald wenig günstig geurtheilt. Geblendet von dem Glanze des Wiener Lebens und von der Anerkennung, die ihm dort in den höchsten Kreisen zutheil ward, hatte er seine Abneigung gegen Galakleider und vornehme Gesellschaft schnell abgelegt und sah nun von oben herab auf das vergangene Jahr, wo er „ein roher, wilder Bursche" gewesen sei, und sich „in seichter Gesellschaft von Studenten herumgeschlagen" habe. Daß er sich seitdem reicher entwickelt hatte, war ja wahr, aber ganz objectiv war das Urtheil doch wohl nicht. Man mag verschiedener Ansicht sein, ob das Bundeslied für die Thuringia oder das

1) Denn die Worte in dem Briefe vom 7. März sind ja noch vor Kenntniß derselben geschrieben.

Blumengedicht für die Humboldt'schen Töchter Männern anmuthender erscheint, das aber darf man wohl behaupten, daß dem Freiheitshelden von 1813 — und als solcher gehört Theodor Körner unserer Geschichte und unseren Herzen an — daß dem der flotte Senior der Thuringia von 1811 näher steht als der Liebling der Wiener ästhetischen Zirkel von 1812.

Fides · Constantia · Robur.

Die drei Freunde von der Rasenbank

und das

Denunciationsprotocoll.

Ein Beitrag zu den „Idealen und Irrthümern".

Herrn Geheimen Kirchenrath Dr. Th. Carl Hase,

am 4. Juni 1873

mit freudigen Glückwünschen

überreicht von

einem

Freundschaftlich Zugethanen.[1]

Hochverehrter Freund!

In jener anmuthigen Schilderung Ihres Jugendlebens, mit der Sie uns kürzlich beschenkt haben, und durch die Sie nicht nur Ihre alten Freunde und Verehrer Ihrem Herzen noch näher geführt, sondern auch einen großen Kreis neuer und warmer Anhänger Sich geschaffen haben, hat doch kaum ein anderer Abschnitt meine Theilnahme lebhafter in Anspruch genommen, als die Darstellung Ihrer Thätigkeit im studentischen Leben, zumal innerhalb der burschenschaftlichen Bewegungen, zu denen Sie in Leipzig wie in Erlangen eine tonangebende Stellung einnahmen. Es war nicht bloß der alte Burschenschafter in mir, der diesen Schilderungen mit besonderer Freude folgte, es war in Wirklichkeit ein allgemeineres Interesse, das mich fesselte. Noch nie war mir jene Mannigfaltigkeit von Zielen und Bestrebungen, und die Art, wie sich dieselbe in den Köpfen der Einzelnen wiedergespiegelt hatte, zumal das Verhältniß der engeren Vereine zu den Burschenschaften, und wieder deren Stellung zu dem geheimen Bunde, so klar vor Augen getreten, wie in Ihrer ruhigen, überlegten, das Ideale wie das Thörichte gleich richtig ab-

1) Druck von W. Drugulin. Leipzig. Abgezogen in 50 Exemplaren. — A. d. H.

wägenden Darstellung, der ich schon nach dem ersten Eindrucke einen hohen Werth für die Zeitgeschichte glaubte zusprechen zu dürfen.

Das einmal erwachte Interesse reizte mich, tiefer in den Gegenstand einzugehen, und was ich an gedruckten und handschriftlichen Acten über jene Bewegungen mir zugänglich machen konnte, zu studieren. Dabei hatte ich wohl im Hintergrunde noch ein kleines Nebeninteresse, das, einmal die Zuverlässigkeit Ihres Gedächtnisses und Ihrer Darstellung einer Prüfung zu unterziehen, gewissermaßen Ihre „Ideale und Irrthümer" unter die Controle der Acten zu nehmen. Ich stehe nicht dafür, ob es nicht mit einem Gefühle der Genugthuung geschehen wäre, wenn ich, der unverbesserliche Freund des Actenstaubes und wohl daher auch Director Actorum meiner Facultät, aus dem Hinterhalte verborgener Actenstöße heraus allerlei kleine Irrthümer zu berichtigen gefunden hätte. Aber diese Freude ist mir nicht geworden. Einem so mannigfachen Kreuzfeuer aus den verschiedensten und geheimsten Schlupfwinkeln hervor ich Ihre Schilderung aussetzte, diese blieb unversehrt, ja nun erst ward mir die ungeschmälerte Freude, Ihrer sichern und exacten Darstellung meine volle Anerkennung, ich darf wohl sagen Bewunderung zollen zu können. All' mein Aufsachten und Aufpassen hat mir nur die Correctur eines Druckfehlers eingetragen.

Immer blieb das von Ihnen entworfene Bild der Mittelpunkt der mir bei meinen Actenstudien entgegentretenden Gestalten, und bald waren die Actenhefte mit Bleistiftcitaten aus Ihrem Buche, und Ihr Buch mit Citaten aus den Acten übersäet. Je näher die Acten an Ihr Buch hinanführten, um so mehr erregten sie meine Aufmerksamkeit. Namentlich aber waren es die seit Anfang 1824 angestellten Untersuchungen über den geheimen Bund, die mich beschäftigten.

Da nun ward mein Interesse ganz besonders durch ein Actenstück gefesselt. Es war das Protocoll eines Verhörs, das mit dem wegen des Geheimbundes in Untersuchung gezogenen Carl Friedrich Bercht im Köpeniker Schlosse bei Berlin im April 1824 angestellt worden war.

Es erregte zunächst meine Aufmerksamkeit, weil die Handlung in unserm Leipzig spielte, das sonst in jenen den Geheimbund betreffenden Verhörsprotocollen nur selten vorzukommen pflegt. Sodann interessierte mich die in ihm scharf und lebendig hervortretende Persönlichkeit Arnold Ruge's, ohne Frage wohl des bedeutendsten Vertreters jenes Bundes. Ferner fand ich gerade in diesem Protocolle schlagend bestätigt, wie doch der geheime Bund eben im Begriff war, an eigener Inhaltslosigkeit und Interesselosigkeit völlig einzuschlafen und in Auflösung überzugehen, als das böse Gewissen der Regierungen ihn zu unverdienter Bedeutung emporschraubte und die Mainzer Untersuchungscommission, um an ihm sich ihre Sporen zu verdienen, das thörichte Unternehmen einiger weniger, ziemlich kopfloser junger Leute zu

einem Martyrium stempelte, das dann, sehr gegen den Willen jener Commission, in der Geschichte der vaterländischen Ideen wirklich eine bedeutsame und fruchtbringende Rolle gespielt hat.

Aber weitaus höher war die Theilnahme, die jenes Protocoll in mir weckte durch die Beziehung, in die es sich zu Ihrem Buche stellte.

In besonders wohlthuender Weise zieht sich durch Ihre Biographie die Schilderung Ihres Verhältnisses zu den beiden Jugendfreunden Ferdinand Herbst und Robert Müller. Schon als Knaben auf dem Gymnasium befreundet und zu einem Bunde fürs Leben angeregt, dann auch auf der Universität nur auf Zeiten von einander getrennt, haben Sie drei treu zu einander gehalten, Sie in der Mitte stehend zwischen jenen beiden Gegensätzen, die ohne Ihre Vermittelung kaum in einen dauernden Freundschaftsbund gepaßt haben würden. Mit warmer Erregung schildern Sie die Vorkommnisse in Ihren freundschaftlichen Beziehungen und besonders Ihren letzten Besuch bei Robert Müller auf dem Leipziger Carcer.

Und gerade Sie drei Freunde bildeten einen Hauptinhalt jenes Actenstückes, und gerade auf jenes Carcer zu Robert Müller führt uns dasselbe, wo Sie, vielleicht nur wenige Tage später, den Freund zum letzten Male umarmten. Deutlich heben sich, selbst noch im steifen Actenstil, die Charactere der Freunde von einander ab, Robert Müller's wohlmeinende und ritterliche, aber leichtsinnige und ganz unkritische Natur, die auch Ruge so anschaulich geschildert hat, und die ihn die „Verschwörung" noch immer mit Pathos behandeln läßt, dagegen Herbst's verständigere, überlegtere Denkweise, der fühlt, wie der geheime Bund sich längst überlebt habe und der guten Sache, für die man eintreten wollte, nur zum Schaden gereichen könne, während Sie allein Urtheil und Muth genug besessen hatten, in demselben von Anfang an eine Thorheit zu erkennen.[1])

1) Oefter freilich würden wir wohl die drei Freunde auch in den Acten beisammen treffen, wenn die Leipziger Untersuchungsacten aus dem Jahre 1820/21 sich erhalten hätten; aber sie sind spurlos verschwunden. Nur einiges zwecks späterer Untersuchungen Herausgeschälte findet sich noch vor, und da spielen denn auch die drei Freunde oft ihre gemeinsame Rolle. So heißt es in einem Briefe von A. Fleischer an E. Förster vom 10. März 1820 aus Jena: „In Leipzig holzen sich die Burschenschafter wieder mit den Landsmannschaften. Die letzteren haben mit den ersteren darum die Verhandlungen aufgehoben, weil einige von ihnen zu den Burschenschaftern übergetreten sind!!! Müller wird männiglich das Ziegholz schwingen. Hase, wie er heute Ferdinanden berichtet, kommt Ostern hierher mit einem bekehrten Landsmannschafter und miethet in unserm Hause ein; ich freue mich auf den Kerl." Von einem Duelle Müller's (nicht dem bekannten) schreibt Herbst: „Du kannst denken, wie der ritterliche Junge triumphirt haben mag; an demselben Tage haben sich zwei von den Zuschauern, der Graf Carlowitz und der Baron von Friesen, zur Burschenschaft gemeldet." Von Herbst findet sich auch eine poetische Vision bei den Acten, in welcher Hermann's und Thusnelda's

Hierzu trat für mich noch ein anderes Moment.

Vergebens hatte ich mich in den Verhörsprotocollen bisher nach derjenigen Aussage umgesehen, durch welche Sie denunciert und in die Untersuchung verflochten worden seien. Daß Ihre bayrischen Freunde Sie, der eigentlich nie dem Bunde angehört hatte, jedenfalls längst wieder ausgetreten war, sollten angegeben haben, war bei der Milde, mit der die Untersuchungen in Bayern geführt wurden, kaum denkbar. Ich vermuthete längst, daß die Denunciation in Köpenik erfolgt sei, wo die herzlose Strenge der Untersuchung eine weit größere Angst in den Herzen der jungen Inquisiten erzeugt und in Folge dessen wahre Ergüsse auch unnöthigster Geständnisse hervorgepreßt hatte.

Dies sollte sich bestätigen. Offenbar war das in meinen Händen befindliche Protocoll dasselbe, auf welches hin Sie zur Untersuchung gezogen waren.

Geister ihm erscheinen und zu ihm sprechen; vergleiche Anhang II. In einem Briefe schreibt er von sich und unserm Jubilar, während ihrer Carcerhaft: „Die lebendige Ideen-Association der Altenburger hat uns schon nach Mainz versetzt. In Leipzig selbst sind wir das Stadtgespräch; die Schönen, mit denen ich nie in Berührung kam, nehmen innigen Antheil und manche Biedermänner, die noch so etwas von Reichsbürgersinn haben, schickten eine Flasche alten Rheinweins. Das erfreut das Herz.“ Unterm 23. August 1821, also wenige Tage vor dem verhängnißvollen Duell Müller's schreibt er von Jena aus (unser Jubilar war damals bereits in Erlangen): „doch noch mehr als dies ist noch zu berücksichtigen, daß ich Müllern gern wieder an mich ziehen möchte; die wackre Seele darf nicht länger in Leipzig bleiben .... das edle Wild muß gebändigt werden durch eine klare Verständigung über alle Lebensverhältnisse, und Luden, der herrlich wiedergeborene Luden, scheint mir der Mann zu sein, der auf ihn bedeutenden Einfluß gewinnen kann.“ Dann, nach dem Duelle, am 24. Novbr.: „... Da kommt einige Tage vor der Abreise unser unglücklicher Robert, auf der Flucht, hülflos, ohne Freund, nicht wissend, was er thun solle. Von seinem unglücklichen Duell nämlich hast du doch schon gehört, hast auch vielleicht die Steckbriefe gelesen. Ich durfte ihn in dieser Lage nicht verlassen .... Für Robert, denke ich, ist es gut, daß es so gekommen ist. Nur die Schule des Schicksals kann das edle Wild bändigen, und nur in dieser Schule wird er der herrliche Mensch werden, zu dem er gewiß die schönsten Anlagen hat.“ Herbst's und Hase's Namen kommen in den Acten noch lange und oft als Stifter des „Lesevereins“ vor. Ihrer wird stets mit einem gewissen Respecte gedacht; das Protocoll von Hase's Aussagen in Tübingen am 4. December 1823 ist in doppelter Abschrift bei den Acten, desgleichen das von ihm und Stanislaus Fischer geführte Protocoll des Dresdener Burschentags. Um so übler waren Rector und Magister auf Robert Müller zu sprechen. Noch in einem Berichte des Rectors vom 11. Mai 1824 heißt es im Concept „der berüchtigte Robert Müller“, woraus dann freilich mildernd „der bekannte“ gemacht ist. Aber als er am 4. November 1823 aus dem Gefängnisse entlassen werden sollte, hatten Rector, Magister und Doctoren derartige Manschetten vor ihm, daß sie einen feierlichen Schreibebrief an das Polizeiamt erließen mit der „nicht grundlosen“ Bitte „dafür besorgt zu sein, daß Müller je eher je lieber und womöglich noch heute die Stadt und deren Weichbild verlasse.“ Noch jetzt ist in der Leipziger Tradition „Flausch-Müller“ eine wohlbekannte und populäre Persönlichkeit.

Das ergiebt sich mir aus der Beachtung der Daten.

Am 9. und 10. April findet Bercht's Vernehmung statt. Vom 15. und 16. April sind die Abschriften datiert. Am 4. May (vielleicht ist dies das Datum der Ankunft des Briefes in Leipzig) sendet der Minister Freiherr von Schuckmann dieselben an den Königl. Sächs. Regierungsbevollmächtigten bei der Universität Leipzig, am 7. Mai überschickt dieser sie dem Rector der Universität, am 9. Mai beginnt hierauf die Untersuchung gegen Kühn und Kippe. Wenn wir nun wohl annehmen dürfen, daß gleichzeitig von Schuckmann wegen der Nennung Ihres Namens (denn Ihr Rücktritt vom Bunde machte Sie, wie Sie selber hervorheben, nach den bestehenden Gesetzen nicht straflos) auch eine Abschrift an die Königl. Würtembergische Regierung gesandt sein wird, wenn wir bedenken, daß in jenen noch eisenbahnlosen Zeiten ein Brief von Berlin bis Stuttgart mehrere Tage länger unterwegs sein mußte als ein solcher bis Leipzig, wenn wir ferner beachten, daß in Stuttgart noch ein besonderer Inquirent ernannt werden mußte, so werden wir immer noch eine directe Folge dieses selben Verhöres darin erblicken können, wenn nun am 17. Mai — heute vor 49 Jahren — auch an Sie die Aufforderung erging, sich zur Vernehmung zu stellen. So war es also dies Protocoll, welches Sie in die Untersuchung und später auf den Hohenasperg führte. Daß dann, nachdem nun speciell auf Sie inquiriert wurde, auch Ihre Erlanger Freunde, befragt, Manches über Sie ausgesagt haben mögen, wie Sie S. 236 vermuthen, ist wohl anzunehmen; daß dies aber erst in einem späteren Stadium geschehen ist, beweist der Gang der Untersuchung.

Also Gründe genug, um mir jenes Protocoll bedeutsam zu machen. Und was mir, doch nur in Folge der Lectüre Ihrer Biographie, interessant erschien, das durfte vielleicht auch Ihnen, der Sie ja jene geschrieben, der Sie sie gelebt hatten, nicht ganz ohne Interesse sein.

So kam mir der Gedanke, Ihnen einen Abdruck jenes Actenstückes an dem Tage zu überreichen, an welchem Alle, die Ihnen im Leben nahe getreten sind, sich bemühen werden, Ihnen, in dankbarem Rückblicke auf ein reiches und reichgesegnetes Schaffen, Beweise ihrer Verehrung und Liebe darzubringen. Und zu denen mich zu zählen, die Ihnen im Leben nahe getreten, hätte ich auch wohl früher schon einiges Recht gehabt; denn schon in die Jahre meiner Kindheit hinein hat Ihr Name und Ihr Wirken geleuchtet, klärend und erhebend, mir ein Gegenstand der innigsten Verehrung, und so bin ich Ihnen geistig nahe geblieben auch mein übriges Leben hindurch. In noch ganz anderer Weise aber darf ich jetzt auf jenes Recht einen Anspruch erheben, seit die liebsten Bande uns auch verwandtschaftlich einander nahegerückt haben.

So nehmen Sie denn diese Blätter freundlich auf! Erblicken Sie in ihnen zunächst und vor Allem nur den Wiederschein der warmen und dankbaren Theilnahme, die Ihre Selbstbiographie in mir erweckt hat und sicherlich

bei allen sinnigen Lesern in gleicher Weise erwecken wird! Hat dann auch noch der Inhalt dieser Blätter für Sie wirklich einiges Interesse, und bereitet Ihnen die Lectüre derselben eine Stunde angenehmer Rückerinnerung an bedeutsame Gestalten und Vorgänge Ihres Jugendlebens, dann werde ich mich völlig befriedigt fühlen und dann mich auch über die Geringfügigkeit dieser Gabe hinwegsetzen dürfen.

Füglich hätte ich mich auf die beiden Verhöre des 9. und 10. April beschränken können, da der Extract des zweiten Verhörs vom 10. April mit Ihnen und Ihren Freunden sich nicht mehr beschäftigt. Aber ein doppelter Grund bestimmte mich, auch diesem die Aufnahme nicht zu versagen.

Einmal ersehen wir aus Ilse's „meilenlangem" Buche S. 200, daß Kippe's Aufnahme die Reihe der in den geheimen Bund eingetretenen Mitglieder schließt. War sie somit der letzte Act in der Geschichte des Bundes, so erschien sie immerhin von einigem besonderen Interesse.

Wichtiger aber war mir doch der Umstand, daß ich Ihnen in Kippe einen Genossen Ihres eigenen Verhaltens dem Bunde gegenüber zuführen konnte. Wie Sie, hatte auch Kippe's klare und verständige Denkweise, die ihn zu einem der angesehensten Rechtskundigen meines engeren Vaterlandes Mecklenburg gemacht hat, und die ihm noch heute die Achtung und Verehrung aller derer, die ihn kennen, sichert, sofort die thörichten Ausschreitungen des geheimen Bundes erkannt und wie Sie trat auch er nur bedingungsweise ein und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt des Wiederaustrittes. So durchsichtig auch von Ihnen selbst Ihre Motive dargelegt sind, erwünscht, denke ich, ist es immer, eine Bestätigung ihrer Berechtigung durch einen so trefflichen Gewährsmann zu erhalten.

Von einem echten Leipziger Magister werden Sie nicht erwarten wollen, daß er einen Textesabdruck ohne Varianten und Anmerkungen liefere. Sie finden denn auch Beides getreulich gegeben, der Anmerkungen hoffentlich nicht zu viele; es nimmt doch auch wohl der Eine oder der Andere diese Blätter in die Hand, dem jene kleinen Notizen und Citate nicht unwillkommen sind, wenn sie auch für Sie meist unnöthig waren.

Doch damit genug des einleitenden Geplauders. Lassen wir nunmehr die Weltgeschichte selber auf dem höchsten Kothurn, dessen sie sich zu bedienen vermag, in Gestalt eines actenmäßigen, notariell beglaubigten Protocolles das Wort ergreifen.

In Verehrung und Treue

Leipzig
am 17. Mai 1873.

ganz der Ihrige
Fr. Z.

Verhandelt
Köpnik, den 9. April 1824.

Der Arrestat, Kand. der Theologie Carl Friedrich Bercht[1]), wurde aus dem Arreste vorgeführt, um[2]) über seine Theilnahme an dem zur Untersuchung vorliegenden geheimen Bunde vernommen zu werden.

Derselbe wurde wohl zur Wahrheit ermahnt, und nachdem er erklärt hatte, daß er wie über die geheimen burschenschaftlichen Verbindungen, so auch über den geheimen Bund seine ganze Wissenschaft vollständig darlegen wolle, ließ sich derselbe dahin vernehmen.

Im Februar 1823, als ich in Leipzig studirte, kamen der Stud. philol. Arnold Ruge und der Stud. philol.[3]) Reinhold Schmidt aus Jena nach Leipzig, wo sie sich drey Tage aufhielten; Ruge logirte bey mir und forderte mich auf, ihn zu dem Stud. theol. Robert Müller, welcher damals wegen des bereits mehr und näher erwähnten Duells[4]) auf dem Universitäts-Karzer

Die vorstehenden Verhandlungen sind entnommen aus:

Acta den engern Verein in der Leipziger Burschenschaft betr. Ergangen vor E. Löbl. Universität Leipzig Ao. 1824. Rep. G. A. IV, 173. Bl. 30a bis 53a. — Die Bezeichnung „engerer Verein" für den Geheimbund ist nicht richtig. Engere Vereine bestanden auch sonst bei den Burschenschaften, ohne mit dem Geheimbunde irgend etwas gemein zu haben. Vgl. auch obiges Protocoll an mehreren Stellen.

1) Aus der Mark. Er wurde am 25. März 1826 zu 14 Jahren Festungshaft verurtheilt. Auffallend ist, daß Ruge „Aus früherer Zeit" seiner mit keiner Silbe erwähnt. Carl Follenberg „Actenstücke über die unter dem Namen des Männer-Bundes und des Jünglings-Bundes bekannten demagogischen Umtriebe", Leipzig 1833, S. 184 nennt ihn einen der ersten Beförderer der Burschenschaft in Leipzig. Das geht auch aus den Leipziger Untersuchungsacten hervor; er erhielt das consilium abeundi. Um so weniger begreiflich ist die völlige Haltungslosigkeit bei seinen Geständnissen und Denunciationen, die sich in den hier nicht weiter mitgetheilten Verhören und in den zu den Acten gegebenen Niederschriften selbst auf die Gymnasien und eine Zahl achtungswerthester Lehrer an denselben erstrecken. 2) und Hs.

3) Ist philol. richtig? Ilse „Gesch. d. politischen Untersuchungen" S. XXVI nennt ihn Dr. juris.

4) Müller hatte den Candidaten der Rechte Carl Friedrich Lucius am 18. September 1821 in dem bekannten Pistolenduell in die Brust geschossen. Ein hinzutretendes Lungenleiden verursachte den Tod des Lucius am 5. Januar 1822, nachdem er noch am 22. December zu halbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden war. Müller wurde im Herbst desselben Jahres von den Schöppen zu Leipzig zu 12 Jahren Gefängniß, von der Juristenfacultät zu 2 Jahren verurtheilt, welche Strafe die Gnade des Königs im August 1823 zur Hälfte erließ. Am 4. November 1823 ward Müller entlassen. — Secundanten waren Heinrich Wilhelm von Watzdorf und Ernst Freiherr von Friesen, Unpartheiischer Herrmann Freiherr von Friesen. — Die Veranlassung und der Verlauf des Duells wurden in dem Urtheile der Leipziger Schöppen so dargestellt: „Der Studiosus Robert Müller .... hat, seinen Zugeständnissen fol. 114 sqq. Vol. I zu Folge, gegen den nunmehro verstorbenen Candidatus juris, Carl Friedrich

zu Leipzig saß, zu führen. Am zweyten Tage nach der Ankunft des Ruge ging ich mit demselben des Nachmittags nach dem Karzer, in welchem wir den Robert Müller fanden und wo wir bis zum Abend blieben.

Der Zutritt zu dem incarcerirten Robert Müller war zu jener Zeit in der Art gestattet, daß diejenigen, welche ihn besuchen wollten, sich bey dem Karzerwärter meldeten, welcher sie einließ und während ihres Besuchs die Karzerthür verschlossen hielt.

Ruge und ich fanden den Robert Müller allein und während unseres mehrstündigen Besuchs kam außer uns niemand auf das hinter uns verschlossene Karzer.

Robert Müller sprach bey diesem Besuche zunächst mit dem Ruge über burschenschaftliche Angelegenheiten, insbesondere über das Verhältniß der Burschenschaft zu den Landsmannschaften, in welcher Beziehung er nicht ein Verrufs- sondern ein Satisfactionsverhältniß für angemessen hielt[1]), damit die Landsmannschaften nicht außer aller Verbindung mit den Burschenschaften blieben, sondern die letzteren näher kennen und hiernach achten lernten, wodurch sie für die burschenschaftlichen Ansichten, wenn auch nicht auf der Universität, doch im spätern bürgerlichen Verhältniß eher gewonnen werden könnten.

Bei dieser Unterredung, bei welcher Müller für ein Satisfactions-Verhältniß mit den Landsmannschaften, Ruge dagegen für das bestehende Verrufsverhältniß sentirte, wurde derselbe[2]) sehr lebhaft und in dem Flusse der Rede kam er auf den geheimen Bund, zwar nicht ausdrücklich, doch mit nähern Andeutungen zu sprechen. Dies fiel dem Ruge auf, da er wußte, daß ich noch nicht zum geheimen Bunde gehöre, und er fragte mich dieserhalb, seit wann ich in den Bund aufgenommen sey. Ich glaubte, daß er

---

Lucius, von welchem er sich beleidigt geglaubt, und den er deshalb, wie wohl vergeblich, auf den Degen herausgefordert, als er mit selbigem in Leipzig vor dem Grimmaischen Thore zusammengetroffen und auf die Frage, ob ihm Lucius Satisfaction geben wolle? eine verneinende Antwort erhalten, die fol. 115b bemerkten Schimpfworte ausgestoßen, und, nachdem ihn hierauf Lucius auf Pistolen gefordert, den angebotenen Zweykampf angenommen, nebst Lucius'sen und drey andern Studiosis, wovon zwey die Stelle der Secundanten vertreten, am 18. September 1821 in das hinter Makranstädt gelegene sogenannte Krähenhölzchen sich begeben, und da die von den Secundanten gemachten Versuche, eine gütliche Vereinigung zu bewirken, fruchtlos gewesen, auf Lucius'sen, welcher den ersten Schuß gehabt, jedoch gefehlet, mit der bei sich geführten, mit einer Kugel geladenen Pistole geschossen, worauf der in die Seite verwundete Lucius sofort niedergesunken und nach einem leichten Verbande in einem der mitgebrachten Wagen nach Leipzig zurückgebracht worden." Vgl. F. Rep. G. A. III, 26. — Dieses Duells gedenkt auch Ruge „Aus früherer Zeit" 2, S. 293 fg., doch ohne Müller zu nennen.

1) Wie sehr diese Fragen damals die Gemüther in den studentischen Kreisen bewegten, vgl. „Ideale ꝛc." S. 79 fg. Ruge „Aus früherer Zeit" 2, S. 25 fg. S. 36 fg.

2) Müller, wie der Zusammenhang darthut.

bey dieser Frage den in Leipzig bestehenden engern Verein[1]) im Sinne habe, und entgegnete ihm, daß ich allerdings Mitglied dieses Vereins sey. Ruge entgegnete mir, wie nicht von diesem engern Vereine, sondern von einem andern Bunde die Rede sey, und während ich auf Ansuchen des Müller in dessen bey dem Karzer belegene Kammer ging, hatten Ruge und Robert Müller unter einander verabredet, daß sie mich sofort in den geheimen Bund aufnehmen wollten[2]). Als ich zu ihnen in das Karzer zurückkam, eröffnete mir Robert Müller mit der Anrede: „Ich weiß, daß Du in „Deinem Leben die Ideen der Einheit und Freyheit erstrebst, ich weiß auch, „daß dies bey Dir in einer männlichen Ueberzeugung begründet ist, ich brauche „deshalb nicht viele Worte zu machen, um Dich dazu vorzubereiten, was ich „Dir jetzt zu sagen gedenke. Sage mir vor allem, bist Du bereit, mit Leib „und Leben die Einheit und Freyheit des deutschen Volks zu erstreben, und „bist Du bereit, sie mit Gewalt und durch Revolution zu erstreben?", nachdem ich die letztere Frage bejahet hatte, Folgendes: „So wollen wir Dir „eröffnen, daß seit mehrerer Zeit viele deutsche Männer und Jünglinge einen „Bund geschlossen haben, der die Gewalt zum Ziele seines Strebens macht." Nach dieser Eröffnung, welche Robert Müller in der von mir wörtlich angegebenen Art machte, nahm Ruge das Wort und erklärte zuvörderst, daß bey der Gefahr, welche für den Fall der Entdeckung des Bundes zu befürchten stehe, es nothwendig sey, daß ich mich auf das heiligste verpflichtete, auf keine Weise von der Existenz des Bundes etwas zu verlautbaren, und ich dürfe keinen Anstand nehmen, nöthigenfalls bey einer Untersuchung auf das Ehrenwort und selbst eidlich zu behaupten, daß der Bund nicht existire; außerdem müsse ich mich verpflichten, ohne weiteres zu folgen, wenn der Ruf zum gewaltsamen Ausbruch an mich ergehen würde, widrigenfalls ich als Verräther betrachtet würde, wobey er hinzusetzte, daß auf jeden Verrath der Tod stehe. Hierauf gab ich in die Hand des Robert Müller als des älteren Bundesgliedes mein Ehrenwort darauf: daß ich den Bund durchaus geheim halten und daß ich dem Rufe zum Ausbruch pünctlich folgen wollte. — Eine eidliche Verpflichtung ist von mir nicht weiter geleistet, als daß ich gesagt habe: „ich schwöre bey meiner Ehre, daß ich das, was ich soeben versprochen habe, halten werde." So lautete die von mir gebrauchte Versicherung und ich weiß nicht, ob dieselbe als ein wirklicher Eid betrachtet werden kann. Ruge gebrauchte bey der Aufforderung zu der vorstehenden Verpflichtung den Ausdruck[3]), daß ich schwören müsse; allein ich habe mich

1) Von W. H. R. Hase und E. W. Schwarz gestiftet, s. unten.

2) Ruge erwähnt dieser Aufnahme so wenig wie der folgenden. Dagegen deutet auf sie hin Ilse, Gesch. d. p. U. S. 191, und Follenberg a. a. O. S. 184.

3) Ausruf Hs.

nicht anders als in der angegebenen Art verpflichtet, und namentlich den Namen Gottes nicht angerufen.

Nach meiner Verpflichtung erzählte mir Ruge im Allgemeinen Folgendes über den Bund: über die Entstehung des Bundes brauche ich nichts näheres zu wissen; der Bund selbst zerfalle in so viel Kreise als Deutschland nach der vormaligen Abtheilung des deutschen Reichs unter Maximilian gezählt habe; in jedem Kreise des Bundes stehe den Bundesgliedern ein Sprecher vor, welcher von Zeit zu Zeit (ich weiß nicht, ob auf bestimmte Zeiträume) gewählt werde, welcher die Kasse führe und die weitern Angelegenheiten des Bundes betreibe. Ich für meine Person gehöre sowohl während meines Aufenthaltes in Leipzig, als auch wenn ich späterhin in der Mark Brandenburg lebte, zum obersächsischen Kreise, in welchem Robert Wesselhöft[1]) Sprecher sey. Von Zeit zu Zeit (ohne zu sagen in welchen Zeitfristen) würden allgemeine Versammlungen des Bundes gehalten; er selbst, nehmlich Ruge, sey auf einer Bundesversammlung in Würzburg[2]) gewesen, wo unter den daselbst versammelten Bundesgliedern darüber getheilte Meinungen ausgesprochen wären, ob schon damals zum Ausbruch geschritten werden solle. Ruge bemerkte über diese Würzburger Versammlung insbesondere, wie ein Theil der Bundesglieder habe sogleich losbrechen wollen, während der andere Theil Aufschub des gewaltsamen Ausbruchs verlangt habe; von jenen Bundesgliedern, welche für den sofortigen Ausbruch gestimmt hätten, wäre der Plan ausgesprochen, daß sich die Bundesglieder an die bewaffneten Corps, welche von Darmstadt durch die Griechenvereine nach Griechenland geschickt würden, anschließen, mit diesen bis in die Schweiz ziehen, dort anhalten und den Truppencorps erklären sollten, daß man nicht nach Griechenland ziehen, sondern nach Deutschland zurückkehren wolle, wo man dasselbe zu erkämpfen habe, was[3]) die Griechen erstreben wollten[4]). In der Schweiz würde sich alsdann ein Corps (ohne zu sagen welches) anschließen, und dann wolle man mit vereinten Kräften in Deutschland einbrechen, um die bestehende Verfassung umzuwerfen.[5])

---

1) Gehörte zu den thätigsten und genanntesten Gründern des Geheimbundes. Vgl. Ilse a. a. O. passim, dgl. A. Ruge a. a. O. Er war zum Sprecher gewählt in Jena im August 1822. Vgl. Ilse S. 166. Auch in die Untersuchung über den Männerbund wurde er verwickelt. Vgl. Follenberg a. a. O. S. 1 fg. Verurtheilt ward er zu 15 Jahren Festungshaft.

2) Sie fand statt bald nach Pfingsten 1822. Vgl. Ideale &c. S. 163 fg. Ruge a. a. O. 2, S. 196 fg. Ilse a. a. O. S. 160 fg.

3) wo es Hs.

4) Dieser Plan tritt in den Verhören mehrfach hervor. Vgl. z. B. Follenberg a. a. O. S. 27. 58 fg. 98. 111 fg. u. ö. Ilse a. a. O. S. 151 fg. 156 u. ö.

5) Mit der Schweiz und namentlich den dort lebenden Deutschen wurden damals eifrig Verbindungen unterhalten und neu angeknüpft; doch scheint es bis zu einem

Bei dieser Erzählung dessen, was auf der Würzburger Versammlung zur Sprache gekommen und von einem Theile der Versammlung in Antrag gebracht sey, bemerkte Ruge, daß wegen der Verschiedenheit der Ansichten der Verbündeten damals der Bund beynahe zerfallen wäre, jedoch wirklich aufrecht erhalten sey, da diejenigen Bundesglieder, welche den sofortigen Ausbruch der Gewalt in vorstehender Art verlangt, endlich nachgegeben hätten.

Bey dieser Erzählung des Ruge über den von einigen Bundesgliedern gemachten Vorschlag zum sofortigen Ausbruch der Gewalt, äußerte ich zu ihm und Müller mein Bedenken, ob ein solcher gewaltsamer Ausbruch gelungen sein würde, worauf Müller erklärte: der Bund könne bedeutende Unterstützung von der Armee und namentlich von der Preußischen Armee erwarten,[1] ohne jedoch sich hierüber näher zu erklären.

Hierauf eröffnete Ruge mir weiter: bey dem Bunde bestehe eine gemeinschaftliche Kasse, die durch Beyträge und Abgaben von dem Vermögen und von den Einkünften der Bundesglieder gefüllt werde, und welche dazu bestimmt sey, mit der Zeit für den Bund ein Arsenal anzuschaffen, bedürftige und verfolgte Bundesglieder zu unterstützen und den Sprechern in den verschiedenen Kreisen die nöthigen Geldmittel zu ihren Reisen zu gewähren. Da ich kein Vermögen hätte, so brauchte ich hier für jetzt keine Beyträge zur Kasse zu zahlen; wenn ich aber späterhin ein Amt und dadurch ein Einkommen erlangen würde, müsse ich hiervon dem Sprecher Anzeige machen, und die von demselben verlangten Abgaben zahlen. Wie viel an Beyträgen bezahlt werden solle, sagte mir Ruge nicht, bemerkte jedoch: er glaube, daß für den Bund schon bedeutende Waffenvorräthe angeschafft seyen, ohne zu sagen, von wem, und ohne anzugeben, wo sich dieselben befänden.

Als Erkennungszeichen der Verbündeten machte Ruge mir die Frage bekannt: „Bist du auf dem Johannisberg gewesen?" Antwort: „ich bin im May da gewesen", worauf der Fragende entgegnete: „ich bin im Oktober da gewesen."[2] Außerdem legt der Fragende, um sich zu überzeugen, ob jemand zum Bunde gehört, die drey ersten Finger der rechten Hand auf eine bemerkliche Art hin, worauf der andere die drey letzten Finger der rechten Hand hinlegt.[3]

wirklichen Plane nicht gekommen zu sein. Auch würde in Ruge's Schilderung seiner Schweizerreise, a. a. O. S. 114 fg., wohl etwas davon zu Tage getreten sein, wenn diese Idee noch anderswo als in den Träumen der Jugend gespukt hätte.

1) Vgl. Ideale rc. S. 126.

2) Vgl. Ilse S. 162. Follenberg S. 111. 136. 146 u. ö.

3) Kommt wiederholt in den Verhören vor, oft in wunderlicher Ausdrucksweise; so in unsern Acten Bl. 105b in einem Verhör Lang's: man müsse 3 Finger von der einen Hand auf einen Tisch legen. Thäte alsdann der Andere das Gleiche mit den drei anderen Fingern derselben Hand, so könne man schon annehmen, daß er dem Bunde als Mitglied angehöre.

Als eine Festsetzung des Bundes machte mir Ruge noch bekannt, daß bey dem Bunde durchaus nichts Schriftliches vorhanden sein dürfe, und ich sollte vermeiden, über den Bund mit andern Verbündeten zu sprechen, wenn es nicht durchaus nothwendig sey.

Ich bemerke hier, daß überhaupt die Bundesglieder sehr selten über den Bund mit einander sprechen, um jede Entdeckung möglichst zu verhüten.

Ein besonderer Name des vorliegenden Bundes ist mir niemals bekannt geworden; Ruge bediente sich des Ausdrucks „Bund", „Bundesglieder", und nannte die Würzburger Versammlung eine „Bundesversammlung"; Müller dagegen bediente sich gewöhnlich des Ausdrucks: „Verschwörung." [1])

Hinsichtlich der Aufnahme in diesen Bund bemerkte Robert Müller, daß durchaus zwey Bundesglieder zu einer Aufnahme nöthig seyen [2]), von welchen der ältere das Wort führe und dem Recipienden [3]) das zu leistende Versprechen abnehme; bey dem Aufzunehmenden seyen die Ueberzeugung, daß Gewalt das einzige, mithin nothwendige und erlaubte Mittel sey, die Einheit und Freiheit für das deutsche Volk herbeyzuführen, und die Kraft nach dieser Ueberzeugung zu leben, Bedingungen.

Sonstige Statuten des Bundes und weitere Einrichtungen desselben sind mir nicht eröffnet worden. Da, wie angeführt, meine Aufnahme in den Bund von dem Ruge und Robert Müller ganz unvorbereitet vorgenommen wurde, so mögen bey meiner Reception weniger Punkte als sonst angegeben seyn.

Robert Müller bemerkte bei meiner Aufnahme, daß er von von der Lanken [4]) und von Clemen [5]) im Jahre 1821 im Gasthofe zum goldnen Horn in Leipzig aufgenommen sey.

Als Mitglieder des Bundes nannte mir Ruge bey meiner Aufnahme folgende:

a) von Jena Haase [6]), Schwarz [7]), Geßner [8]), Gebrüder Schmidt [9]) (Reinhold und der Doct. phil. und Privatdocent Schmidt),

1) Später hat sich auch Ruge dieses Ausdruckes bedient, vgl. a. a. O. 2, S. 54. 55 und als Ueberschrift von Capitel 11, S. 163.

2) Vgl. Follenberg a. a. O. S. 163.

4) Carl Friedrich von der Lanken, 1826 zu 12 Jahren verurtheilt; Protocoll seiner Aussagen bei Follenberg a. a. O. S. 106 fg. 3) Recipienten Hs.

5) Heinr. Christ. Albert Clemen, zu 8 Jahren verurtheilt; über ihn, ein besonders thätiges Mitglied des Geheimbundes, handelt eingehend und wiederholt Ruge a. a. O. Er bekehrte sich vollständig und in wenig charactervoller Weise.

6) Wilh. Herm. Rud. Haase, stud. jur. aus Mecklenburg.

7) Em. Wilh. Schwarz aus Rudolstadt, stud. theol., zu dreimonatlichem Arrest verurtheilt.

8) Heinrich Geßner aus Zürich, stud. med., 5jährige Festungsstrafe und demnächst Landesverweisung.

9) Reinh. Bernh. Schmid, Dr. jur. (so bei Ilse S. XXVI, s. oben Anm.) u. Joh. Heinr. Theodor Schmid, Dr. phil., 6 Jahre Festung.

b) von Halle (Grosser[1]), Springer[2]), Wislicenus[3]), Gabert[4]),

c) von Erlangen Herbst[5]),

d) von Tübingen Lebebur[6]) und Schütte[7]),

e) von Heidelberg Landsermann[8]),

f) von Berlin Demme[9]),

g) von Frankfurt a/M. von Sprewitz[10]), Hildebrand[11]), von Willer[12]) und Hodes[13]).

Nachdem Ruge mir diese Bundesglieder genannt hatte, fragte er mich und den Robert Müller, welche Individuen unter den Leipziger Studirenden sich wohl noch zur Aufnahme in den Bund eigneten.

Robert Müller schlug den Stud. phil. Albrecht Bartsch[14]) und den Stud. theol. Albert Kühn[15]) zur Aufnahme in den Bund vor; ich bemerkte hierauf, wie der Bartsch sich unbedenklich zur Aufnahme eigne, weil ich seine Gesinnung und seinen Character hinlänglich kannte, wie dagegen der Kühn zuvörderst noch näher zu prüfen seyn würde.

Hierauf erklärte Ruge, wie man am folgenden Tage den Bartsch mit zu Müllern bringen wolle, wobey er meinte, daß Bartsch so wie ich von Müller und ihm in den Bund aufgenommen werden solle.

---

1) Moritz Grosser, stud. jur., 15 Jahre Festung.

2) Carl August Springer, stud. jur., 15 Jahre Festung.

3) Gust. Adolf Wislicenus, stud. theol., 15 Jahre Festung.

4) Adam Ludw. Christ. Gabert (Habert bei Ilse S. XX), stud. theol., 15 Jahre Festung.

5) Ferdinand Herbst, stud. theol., aus Sachsen-Gotha, 4 Jahre Zuchthaus.

6) Hermann Theodorich Ringulph Ethelwolf Edmund Lebebur (Ladebur bei Ilse XX), 15 Jahre Festung.

7) Theod. Ferd. Schütte, 15 Jahre Festung (? vgl. Ilse S. XX).

8) Florenz Ludw. Wilh. Dietrich Landsermann, stud. phil., 15 Jahre Festung.

9) Herm. Oskar Demme, später Lehrer am Bunsen'schen Institute in Frankfurt a. M., 8 Jahre Festung.

10) Aus Mecklenburg, Lehrer der Mathematik am Bunsen'schen Institute in Frankfurt a. M., der eigentliche Gründer des Geheimbundes, auch verwickelt in die Untersuchungen über den Männerbund. Vgl. Ideale rc. S. 122 fg. Ilse a. a. O. S. 147 fg. Er ward zu 15 Jahren Festungshaft verurtheilt. Ausführlich handelt über ihn Follenberg a. a. O. S. 18 fg.

11) Christ. Reichardt Hildebrandt, Lehrer am Bunsen'schen Institute zu Frankfurt a. M., 19 Jahre Festungshaft.

12) Carl Joh. Otto Siegm. von Willer, Lehrer am Bunsen'schen Institute, 15 Jahre Festungshaft. — Protocoll seiner Aussagen bei Follenberg a. a. O. S. 142.

13) Martin Hodes aus Kurhessen, Lehrer am Bunsen'schen Institute, 6 Jahre Festung.

14) Albrecht Joh. August Bartsch ward in Leipzig mit dem consilium abeundi belegt.

15) Wurde zu 4jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Am folgenden Tage ging ich des Vormittags mit dem Ruge und dessen Begleiter, dem Stud. phil. Reinhold Schmidt, welcher schon damals Bundesglied war, zu dem Stud. Albrecht Bartsch nach dessen Wohnung auf dem Brühl, in der Absicht, denselben zur Aufnahme in den Bund vorzubereiten, und hiernächst zum Nachmittage auf das Karzer zu bestellen und ihn dort aufzunehmen.

Wir trafen den Bartsch zu Hause und bey ihm den Stud. philol. Eduard Schade. Letzterer wurde entfernt, und hiernächst begann ich eine Unterredung mit dem Bartsch über den Zweck des Bundes, um den Ruge zu überzeugen, daß der Bartsch in den Zweck des Bundes eingehe.

Da derselbe abgehalten war, am Nachmittage mit uns zu Müller auf das Karzer zu gehen, so machte mir Ruge bemerklich, daß ich den Bartsch sofort in den Bund aufnehmen möge, indem er sagte: „Fange an die Sache vorzutragen." Hiernächst eröffnete ich dem[1]) Bartsch alles dasjenige, was mir bey meiner Aufnahme in den Bund mitgetheilt war, und nachdem er die Fragen: „ob Einheit und Freiheit zu Begründung eines deutschen Volkslebens die nothwendigen Bedingungen seyen; ob er überzeugt sey, daß Gewalt das einzige Mittel sey, die Einheit und Freiheit dem deutschen Volke zu erwerben, und ob er in der Erstrebung dieser Gewalt und in der Ausübung derselben leben und sterben wolle," mir bejaht hatte, so redete ich ihn mit den Worten an: „So schwöre, daß Du dieses Versprechen, was Du mir hiermit giebst, unverbrüchlich halten willst," worauf Bartsch erklärte „Ich schwöre es", und mir einen Handschlag gab.

Wegen Ablaufs der Zeit mußte hiermit die Vernehmung abgebrochen werden.

v. g. u.
gez. K. F. Bercht.
a. u. s.
gez. Krause Falkenberg Sibeth
K. G. Nefer.
Pro vera copia
Köpnik am 16. April 1724.
gez. Krause.

Verhandelt
Köpnik den 10. April 1824.

Der Arrestat Cand. theol. Carl Friedrich Bercht wurde aus dem Gefängnisse vorgeführt und über seine Theilnahme an dem geheimen Bunde dahin weiter vernommen, nachdem er wohl zur Wahrheit ermahnt war.

1) den Hs.

Außer dem in meinem letzten Verhör genannten Stud. philol. Bartsch ist während der Anwesenheit des Ruge in Leipzig kein anderer in den geheimen Bund aufgenommen; Ruge blieb, wie ich bereits früher angeführt habe, nur 3 Tage in Leipzig und fuhr dann mit dem Stud. Schmidt nach Jena zurück; beide wurden von mir und dem Stud. jur. Albrecht Böhme (welcher nicht zum Bunde, wohl aber zum engern Vereine gehörte) bis Weißenfels begleitet.

Ich bemerke hier, daß Ruge bei seiner Anwesenheit in Leipzig mir sagte, daß er zu mir nach Leipzig gekommen sey, um mich in den geheimen Bund aufzunehmen, weil er gewußt habe, daß in Leipzig selbst außer dem Robert Müller kein anderes Bundesglied sey, und daß deßhalb meine Aufnahme in Leipzig, bei welcher nach den Statuten des Bundes wenigstens zwey Bundesglieder zugegen seyn mußten, nicht anders habe erfolgen können, als daß noch ein zweytes Bundesglied nach Leipzig gekommen sey.

Ruge versicherte mich, daß er außer meiner Aufnahme in den Bund keine andere Reisezwecke gehbt habe.

Schon vor meiner Aufnahme in den geheimen Bund, welche in der angegebenen Art durch Ruge und Robert Müller erfolgte, hatte ich über die Existenz des in Rede stehenden geheimen Bundes Vermuthungen, jedoch keine bestimmte Kenntniß; meine diessallsigen Vermuthungen gründeten sich damals auf keine bestimmte Wahrnehmungen, sondern auf den unter den Mitgliedern des engern Vereins in Leipzig herrschenden Glauben, daß sowie wir auf der Hochschule das Bedürfniß gefühlt hätten, uns zu gegenseitiger Ermuthigung und zum Troste für das freudige Erstreben der Einheit und Freiheit des deutschen Volkes zu einem engern Verein zu verbinden, so auch die gleichgesinnten Männer im bürgerlichen Leben eine Vereinigung geschlossen haben würden, von welcher wir bey dem Eintritt in das bürgerliche Leben Kenntniß erhalten würden.

Diese Vermuthung sprach sich in dem engern Verein zu Leipzig besonders bey der Gelegenheit aus, als in diesem Verein der Vorschlag gemacht wurde, daß dieser Verein sich auch auf das bürgerliche Leben erstrecken solle; welcher Vorschlag deshalb zurückgewiesen wurde, weil die Mehrzahl der Vereinsmitglieder die Ueberzeugung aussprach, daß im bürgerlichen Leben ein Bund bestehe, welcher sich uns zu seiner Zeit offenbaren würde und welcher sich nur den Studirenden geheim halte, um sich nicht der Gefahr der Entdeckung auszusetzen.

Diese Vermuthung, welche bey mir und bey anderen Mitgliedern des engern Vereins in Halle[1]) herrschte, fand ich bestätigt, als ich in der oben

1) Etwa Leipzig? Da die Köpniker Untersuchungscommission es, zumal im Anfang, ganz besonders mit Hallenser Studenten zu thun hatte, so wäre ein solches Versehen wohl erklärlich.

angegebenen Art durch Ruge von dem Bestehen des geheimen Bundes unterrichtet und aufgenommen war.

Einige Wochen später, als ich dem Bunde beytrat, wurde in Leipzig der Stud. theol. Albert Kühn aus Otterwisch bey Grimma in Sachsen in den geheimen Bund aufgenommen; letzterer wurde durch den Stud. philol. Bartsch zur Aufnahme vorbereitet, indem er ihn über den Zweck des Bundes belehrte und ihn für denselben gewann.

Hiernächst hat der Bartsch den Kühn zu Robert Müller auf das Karzer geführt, wo dieser Robert Müller und der Bartsch den Kühn förmlich in den geheimen Bund aufgenommen haben; ich war bey dieser Aufnahme nicht zugegen, weil ich zu jener Zeit wegen einer gegen die Burschenschaft eingeleiteten Untersuchung im Karzer saß, aus welchem ich nicht auf das Karzer des Robert Müller kommen konnte.

In dem Zeitraume von meiner Aufnahme in den Bund bis zum Monat Juny vorigen Jahres habe ich über den Bund nichts weiteres erfahren.

In dem soeben genannten Monate kam der Stud. jur. Moritz Grosser[1]) und der Stud. phil. Wislicenus[2]) von Halle nach Leipzig, um dort mit mehreren anderen Hallenser Studenten an einem Kommerze Theil zu nehmen.

Bey dieser Gelegenheit sprach ich mit dem Stud. Grosser, welcher mir bereits von Ruge als Bundesglied genannt war, und welcher von meiner Aufnahme in den Bund Kenntniß hatte, über den geheimen Bund; Grosser erzählte mir, daß er im November 1822 von den[3]) Jenenser Studenten Hase und Schwarz, welche zu jener Zeit über Halle nach Leipzig reisten und auf letzterer Universität den engern Verein gründeten[4]), in den Bund aufgenommen sei; daß er über das Wesen und Treiben des Bundes späterhin keine Nachricht erhalten habe und sich in seiner Wissenschaft über den[5]) Bund durchaus nicht befriedigt fühle.

Nachdem Grosser sich in vorstehender Art zu mir geäußert hatte, sprach ich ohne dessen Beyseyn auch mit dem Stud. Wislicenus, welcher mir durch Ruge als Bundesglied genannt war, und welcher auch von meiner Aufnahme Kenntniß hatte, über den Bund; auch dieser sagte mir, daß er über das Treiben der Bundesglieder wenig in Erfahrung gebracht habe, und daß es wünschenswerth sey, daß für das Jahr 1824 eine allgemeine Versammlung der Bundesglieder veranstaltet werde.

Dem letzteren Wunsche für eine im Jahre 1824 zu haltende allgemeine Zusammenkunft der Bundesglieder trat ich bey, und als ich späterhin im

1) Später zu 15 Jahren Festung verurtheilt.

2) Desgleichen zu 15 Jahren Festungshaft verurtheilt.

3) dem Hs.

4) In Verbindung mit Bercht, im December 1822. Vgl. unsere Acten Bl. 140.

5) dem Hs.

December 1823 in Halle war, sprach ich hierüber auch mit dem Stud. theol. Gabert, welcher mir sagte, daß er sich an den[1]) Sprecher unsers Kreises, den[2]) p. Robert Wesselhöft wenden, und diesen auffordern wolle, für das Jahr 1824 eine Versammlung der Bundesglieder zu berufen.

Ob Gabert dies wirklich gethan hat und ob man zur Veranstaltung einer Bundesversammlung für dieses Jahr irgend eine Einleitung gemacht habe, weiß ich nicht.

Im Monat July v. J. kam der Stud. theol. Schwarz (aus Rudolstadt gebürtig) von Jena. nach Leipzig, wo er sich von dem Kaiserlich Oesterreichischen Konsul Adam Müller Pässe zur Reise nach Wien, Tyrol und München ausstellen ließ; ich habe den Schwarz damals in Leipzig gesprochen, und obwohl ich wußte, daß er Bundesmitglied sey, so habe ich doch mit ihm über den geheimen Bund nicht sprechen können, weil ich ihn niemals allein, sondern immer in Gesellschaft des Stud. Peter, bey welchem er logirte, und welcher nicht zum Bunde gehörte, traf. Obwohl mir Schwarz über den Zweck seiner Reise nach Wien, Tyrol und München nichts gesagt hat, so fühle ich mich doch veranlaßt, die Vermuthung auszusprechen, daß Schwarz diese Reise in Bundes-Angelegenheiten gemacht hat, weil ohne besondern Zweck die zu den Burschenschaften gehörenden Studenten nicht nach Wien zu reisen pflegen; etwas Näheres vermag ich hierüber nicht anzugeben.

Zur Michaelis-Messe vorigen Jahres kam der Kandidat der Philologie Ferdinand Herbst von Erlangen über Jena nach Leipzig, um von dort nach seiner Heimath Meuselwitz im Altenburgischen zu reisen; Herbst logirte in Leipzig bey mir und blieb hier vier Tage.

Da Herbst mir schon durch Ruge als Bundesglied genannt war, und da auch jener in Jena gehört hatte, daß ich in den Bund aufgenommen sey, o sprachen wir mit einander über den geheimen Bund. Der Herbst sagte mir: daß er nach seiner Ueberzeugung das Bestehen des Bundes nicht billigen könne, weil die Existenz desselben die gute Sache nicht befördern, wohl aber für dieselbe nachtheilig werden könne; er habe dieserhalb alle Bundesglieder, mit welchen er sowohl während seines Aufenthaltes in Stuttgart im Sommer vorigen Jahres[3]), als auf seiner Reise, und besonders in Jena zusammengetroffen sey, dahin zu stimmen gesucht, daß sie für die Auflösung des geheimen Bundes sentirten.[4]) In diesem Sinne trete auch er dem Vorschlage zu einer Bundesversammlung für das Jahr 1824 bey, damit daselbst die Auflösung des Bundes vorgenommen werden könne.

1) von dem Hs.
2) dem Hs.
3) Vgl. Ideale &c. S. 194.
4) Vgl. Ideale &c. S. 228.

Herbst erklärte mir, daß er vorzüglich[1]) deshalb für die Auflösung des Bundes bemüht sey, weil es ihm mißfalle, und es für den Bund gefährlich sey, daß mehrere Personen, welche nicht selbst Bundesglieder wären, um die Existenz des Bundes wüßten. Als solche, welche um den Bund wüßten, ohne in denselben aufgenommen zu seyn, nannte Herbst mir nur den Privatdocenten Carl Hase in Tübingen[2]), welcher durch die Unvorsichtigkeit einiger Bundesmitglieder, welche ihn[3]) zum Beitritt für den geheimen Bund zu gewinnen sich vergeblich bemüht hätten, und welche ich nicht zu nennen weiß, von der Existenz des geheimen Bundes in Kenntniß gesetzt sey.[4])

Als Bundesglied nannte mir der Herbst den Cand. theol. Meyer[5]) in Erlangen; weitere Bundesglieder hat der Herbst mir nicht genannt.

Wenn ich nicht sehr irre, so erzählte dieser Herbst (oder möglicherweise auch ein anderes Mitglied, ich wüßte nicht welches) mir noch zu jener Zeit, daß in früherer Zeit einmal ein Offizier aus Erfurt, welcher auch zum Bunde gehört habe, nach Jena gekommen sey und die dasigen Bundesglieder aufgefordert habe, zum sofortigen Ausbruch zu schreiten; mehrere der Verbündeten in Jena hätten sich auch wirklich zum Ausbruch bereit erklärt und er, Herbst, habe große Mühe gehabt, sie von diesem Entschlusse zurückzuhalten; etwas Näheres theilte Herbst mir hierüber nicht mit, und insbesondere hat er mir den Namen jenes Officiers aus Erfurt nicht genannt.[6])

Dagegen hörte ich annoch von Herbst, daß unter den Bundesmitgliedern die Verabredung bestehe, daß für den Fall des Ausbruch die einzelnen Bundesmitglieder durch den Sprecher ihres Kreises von dem Sammelplatze und dem Tage des Ausbruchs in der Art benachrichtiget werden sollten, daß der Ort, von welchem ein diesfallsiger Brief datirt sey, den Sammelplatz, und das

1) Dies ist mindestens ungenau ausgedrückt. Der Hauptgrund ist ja im Voraufgehenden entwickelt, der hier vorgebrachte Grund kann, zumal in Betreff der allein genannten Persönlichkeit, gerade in Herbst's Munde nur als ein nebensächlicher hinzugetreten sein. Vgl. Ideale rc. S. 163 u. 238.

2) Vgl. Ideale rc. S. 122 fg. 163 fg.

3) ihm Hs.

4) In derselben Lage waren z. B. noch Dölle und Kerlen, vgl. Follenberg a. a. O. S. 142 u. 166; vgl. auch unsere Acten Bl. 103. Später auch Kippe s. unten.

5) Wohl Jacob Carl Friedrich Mayer, vgl. Ilse a. a. O. S. IV.

6) Gemeint ist offenbar Fehrentheil. Vgl. Ideale rc. S. 126 (wo fälschlich Fehrenthal gedruckt steht). Ilse a. a. O. öfter, Follenberg a. a. O. öfter. — F. wurde durch kriegsgerichtliches Erkenntniß cassirt und auf Lebenszeit zum Verluste seiner Freiheit verurtheilt: doch gelang es ihm 1833, sich seiner Haft in Magdeburg zu entledigen und nach Nordamerika zu entkommen.

Datum des Briefes den Tag bezeichne, an welchem sich die Verbündeten auf dem Sammelplatze einfinden sollten.

Wo diese Verabredung getroffen sey, hat Herbst mir nicht gesagt.

pp.
In fidem extracti
Scheibe
Geh. Kanzlei Inspector.

Extract aus der mit dem Kandidat der Theologie Carl Friedrich Becht abgehaltenen Verhandlung d. d. Köpnik d. 10. April 1824.

pp.

Im December vorigen Jahres ging ich von der Universität Leipzig ab, nachdem bereits früher, im November vorigen Jahres, der Student Robert Müller Leipzig verlassen hatte.[1]) Ehe ich von Leipzig abreiste, kamen Bartsch und Kühn mit mir darin überein, daß wir in Leipzig ein neues Bundesglied aufnehmen wollten, damit, wenn ich und auch Bartsch von Leipzig abreiseten, Kühn nicht als alleiniges Bundesglied zurückbleibe, sondern wenigstens zwey Bundesglieder in Leipzig blieben, durch welche dann in der Folge wieder andere in den Bund aufgenommen werden könnten.

Dieserhalb kamen Bartsch, Kühn und ich darin überein, daß wir den Stud. med.[2]) Gustav Kippe aus Dobberan in den Bund recipiren wollten, und ich erhielt den Auftrag, denselben zur Aufnahme in den Bund vorzubereiten.

Zu diesem Ende ging ich im[3]) Monat December zu Kippe in dessen Wohnung (in dem grünen Kamm auf dem Brühl), wo ich mich mit ihm allein längere Zeit über die Zwecke des Bundes unterhielt und ihn dann in die Wohnung des Stud. Bartsch (im großen Joachimsthale in der Haynstraße) führte, wo Bartsch und Kühn uns erwarteten.

Letzteren sagte ich, daß Kippe in unsere gemeinschaftliche Meynung über die Herbeyführung eines bessern Zustandes in Deutschland einstimme, und hierauf machten Bartsch und Kühn den Kippe mit dem Bestehen und der Organisation des geheimen Bundes bekannt.

Als hierbey der Kippe hörte, daß bey dem Bunde ein gemeinschaftliches Erkennungszeichen vorhanden sey und daß er sich verpflichten müsse, der ersten Aufforderung zum Aufbruch[4]) strenge Folge zu leisten, so wurde

1) Müller wurde am 4. Nov. 1823 entlassen und mußte binnen 24 Stunden die Stadt räumen.

2) Ist diese Angabe richtig? Später war Kippe Jurist.

3) in Hs.

4) Wohl Ausbruch.

er bedenklich [1]) und erklärte, wie er Anstand nehme, in den Bund unter diesen Umständen einzutreten, weil er sich seiner persönlichen Freyheit nicht begeben und sich bei der Existenz eines äußern Erkennungszeichens nicht muthwillig in Gefahr begeben möge. Kippe ließ sich über diese Bedenklichkeiten durch uns nicht beruhigen, sondern erklärte sich zum Beitritt in den Bund nur unter den Bedingungen bereit, daß er sich niemals des äußern Erkennungszeichens zu bedienen brauche, und daß er zu jeder Zeit, wenn seine Ueberzeugung nicht mehr mit dem Bunde übereinstimme, von demselben zurücktreten könne.

Hierauf haben wir dem Kippe diese Bedingungen bewilligt, und ich habe denselben mit denselben Förmlichkeiten, die ich oben bey der Aufnahme des Bartsch angegeben habe, in den geheimen Bund aufgenommen, wobey wir dem Kippe erklärten, daß, wenn der Sprecher unseres Kreises die ihm von uns bewilligten Bedingungen nicht gut heiße, er sogleich vom Bunde zurücktreten könne, wobey wir ihn auch für diesen Fall zur strengsten Geheimhaltung verpflichteten und ihm bekannt machten, daß auf Verrath der Tod stehe.

Zwey Tage nach diesem Vorgange bin ich von Leipzig abgereist, und ich weiß nicht, ob und was über die Aufnahme des Kippe an den Sprecher des Kreises gelangt und was von diesem bestimmt ist.

Ich habe hierüber nichts weiter erfahren.

v. g. u.
gez. K. F. Bercht.
a. u. s.
gez. Krause, Falkenberg, Sigeth
K. G. Reser.

In fidem copiae
Köpnik den 15. April 1824.
gez. Krause.
Für die Richtigkeit des Auszugs
Scheibe
Geh. Kanzlei Inspector.

1) Vgl. Bl. 63b unserer Acten, wo Kühn aussagt: Kippe sey bey seiner Aufnahme bedenklich gewesen und habe sich ausbedungen, nur so lange verbunden zu seyn, als es mit seiner Ueberzeugung übereinstimme.

Anhang I.

Der Brief, mit welchem obiges Protocoll zu den Acten gelangt ist, lautet (Bl. 29):

Präs. den 8. Mai 1824.

An Se. Magnificenz den Herrn
Rector D. Haase.

Von Sr. Excellenz dem Herrn Freyherrn von Schuckmann, Minister des Innern und der Polizey in Berlin, sind mir am 4. May laufenden Jahres vidimirte Abschriften von Protocollen zugekommen, welche verschiedentliche Aussagen über burschenschaftliche Verbindungen enthalten und die Fortsetzung der frühern zu Köpnik verhandelten Gegenstände sind.

Ich verfehle nicht, diese neuerlich erhaltenen Actenstücke Ew. Magnificenz ganz ergebenst mitzutheilen und füge die Bitte hinzu, solche nach gemachtem Gebrauche an mich wieder remittiren zu wollen.

Auch hat gedachter Herr Minister die heut eingegangenen Acten in Betreff der burschenschaftlichen Verbindung allhier, welche ihm von der hiesigen Universität communicirt worden, nach beyliegender Specification an mich zurückgesendet, und ich nehme keinen Anstand, solche an Ew. Magnificenz unter Erbittung eines Empfangsscheines beyfolgend abzugeben.[1])

Genehmigen Dieselben die Versicherung der vollkommensten Hochachtung.

Leipzig, den 7. May 1824.

Der Königl. Sächs. außerordentliche Bevollmächtigte
bey der Universität zu Leipzig.
gez. von Gerßdorf.

Anhang II.

Das oben erwähnte, an Ernst Förster aus dem Leipziger Carcer 1820/21 gerichtete Gedicht[2]) von Ferd. Herbst lautet (Hermann's und Thusnelda's „vereinte Geister“ sprechen):

Jüngling, träume so nicht, das Leben ist mehr als ein Traum nur:
Gehe hinaus in den Hain, blicke zur Eiche hinauf:
Höre beim heiligen Weh'n, was kündet der Vogel Thusnelda's,
Dessen Gesang Ihr nicht kennt, weil Ihr die Eichen verschmäht.
Hör' und bringe das Wort den jugendlich fröhlichen Kämpfern,
Welche mit Hermann's Geist schaffen ein neues Geschlecht:

1) Diese Acten sind gegenwärtig verschwunden.

2) Ob es gedruckt ist, vermag ich nicht zu sagen. Herbst's Buch „Aus dem Leben eines Priesters“ ist mir nicht zugänglich gewesen.

„Jüngling, ehre das Wort: der Güter höchstes ist Freiheit,
„Freiheit edelt den Sinn, bringet zum Kampfe den Muth.
„Das ist der Knechtschaft Fluch, das freie Gemüth zu entmenschen,
„Daß sie der Freiheit selbst würdig zu sein uns beraubt."

Nachdem er noch Körner's Geist gesehen, der auch in diesem Carcer gesessen, schließt er mit den Versen:

Ernst, auch deine Gestalt ist nah mir stets und erfreulich,
Haben wir beide doch schon kämpfend gerungen, und einst,
Wenn bei steigender Sonne die dichten Nebel sich heben,
Reichen zum heiligen Kampf wir uns die schaffende Hand.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dies Gedicht unter dem Eindrucke und dem Einflusse der poetischen Epistel entstanden ist, die unser Jubilar während jener Carcerhaft an Ferdinand richtete, und die er S. 89fg. seiner Biographie hat abdrucken lassen; man vergleiche namentlich S. 91. Ueber die Langsamkeit der Untersuchung beklagt sich Herbst in demselben Briefe: „die Leipziger Nemesis, die bei verschnittenen Flügeln schon längst zum langsam kriechenden Faulthier geworden ist, betreibt unsere Sache äußerst schläfrig, aber doch ernster als ich es dachte. Zwar wird die Burschenschaft gerettet werden, aber alle bisher genossene Oeffentlichkeit verlieren; ich und Hase werden auf jeden Fall geschickt." Unter dem 14. Februar 1821, nachdem am 9. die Carcerhaft aufgehoben worden war, schreibt Herbst an Förster: „Hase und Müller lassen dich grüßen; ersterer reist morgen nach Altenburg, um mit Hase (lies Hahn) Einiges zu bereden." Also fand die vergnügliche Tour, die in den Idealen S. 97 geschildert wird, wohl am 15. Februar statt.

Von Robert Müller enthalten die Acten außer einem Briefe an den Rector vom 14. September 1823, in welchem er um die Erlaubniß bittet, die mathematischen Privatstunden des Mag. Hohlfeld vom Carcer aus besuchen zu dürfen, was ihm mit Rücksicht auf seine vollblütige Natur gewährt ward, nur Abschrift eines Stammblattes von E. Förster, dessen Inschrift lautet: „Noch oft wird uns das Schicksal die Fesseln der Trennung auferlegen — aber das Band der Freundschaft, das Band eines gemeinsamen Strebens zur Beförderung des deutschen Volksthums, welches alle edeln Deutschen umschlingt, wird uns ewig verbinden!" In den Augen des Untersuchungsrichters von 1824 waren dies natürlich verbotene und strafbare Gedanken.

Rede am Sarge des Staatsministers a. D.

Johann Paul Freiherr von Falkenstein.

18. Januar 1882.

J. Petzholdt, Dr. Johann Paul Freiherr von Falkenstein. S. 110—113: Rede des Rectors der Landes-Universität Geh. Hofrath Professor Dr. Fr. Zarncke aus Leipzig.

Hochverehrte Trauerversammlung!

Schon gestern bei der feierlichen Einsegnung der theuren Leiche, die hier vor uns im Sarge ruht, ist es ausgesprochen worden, daß der Verewigte die Universität Leipzig sein Herzblatt genannt, daß er sie wie ein Lieblingskind gehegt und gepflegt habe. Sie sehen mich heute hier stehen, um diese Worte zu bestätigen und dem Heimgegangenen tiefbewegt einen letzten Dank nachzurufen.

In der That, so mannigfache Kreise des menschlichen Berufslebens auch einen Anspruch auf den Entschlafenen erheben mögen, die Universität Leipzig glaubte doch ihn in ganz besonderem Sinne den Ihren nennen zu dürfen.

Schon in seiner Jugendzeit gehörte er unserer Universität an; an ihr hatte er seine academische Bildung empfangen, an ihr zu den Füßen Gottfried Hermann's jene ideale Liebe zu dem classischen Alterthume und zu seinen Sprachen eingesogen, die sein Wesen adelte; an ihr die Grundlage zu jener feinen attischen Bildung erworben, die ihn mir oft hat erscheinen lassen als einen jener Italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts, welche in der Schule Plato's gereift waren und deren Namen wir heute noch mit Verehrung nennen. Er hat dann auch eine Zeit lang selbst unserer academischen Körperschaft als Lehrer angehört, freilich nur für kurze Dauer, denn bald beriefen ihn seine Talente zu höherer Laufbahn im Dienste seines Vaterlandes. Als er aber nach kurzer Trennung wieder zu uns zurückkehrte in der damals so bedeutungsvollen Stellung eines Regierungs-Bevollmächtigten, da hatte er gleich volle Gelegenheit, seine Liebe zu unserer Universität thatkräftig zu beweisen. Man muß jene Zeit kennen — es war die Mitte der dreißiger Jahre, ein neues politisches Leben war erwacht und es galt, die in alten Verhältnissen etwas eingerostete Universität überzuführen in die neuen Anschauungen und Verhältnisse — man muß die Acten kennen, die uns ein Bild seiner damaligen Wirksamkeit entrollen, um die Energie und Tüchtigkeit, die Klugheit und den Tact, vor allem auch die volle Liebenswürdigkeit, das Begütigende und Versöhnende seines Wesens ganz zu verstehen. Was er damals im Interesse unserer Universität durchgeführt hat, wird unvergessen bleiben. Die Ordnung der Verhältnisse der Universität zur städtischen Gemeinde war hauptsächlich sein Werk, und es gelang ihm, nach Jahrhunderte langem Hader freundschaftliche Beziehungen herzustellen, so freundschaftliche,

daß sie später selbst ernstere Krisen zu überstehen vermocht haben. Aber auch schon weiter griff damals sein Interesse für unsere Lehranstalt, und es zeigte sich dabei bereits jener freie, über Engherzigkeit erhabene Sinn, der ihn auch später so rühmlich geleitet hat. Die Geschichte darf und wird es ihm nicht vergessen, wie warm und theilnehmend er sich der vertriebenen Göttinger angenommen hat, und daß eine der größten Zierden unserer Universität ihr schon damals durch ihn gewonnen worden ist.

Es folgte dann abermals eine Zeit der Trennung. Da aber, am 1. Februar 1853, ist er nochmals zu uns zurückgekehrt, freilich nicht dem Orte nach, recht eigentlich aber seinem Geiste und seiner Thätigkeit nach, und von diesem Tage an datiert unsere Hochschule eine neue Aera. Mit dem ihn so ganz beseelenden Sinne für das Große und Ideale stellte er unserer Universität ihre hohen Aufgaben; mit der ihm eigenen frischen, man möchte sagen flotten Initiative machte er sich an die Ausführung, und mit dem ihn auszeichnenden Scharfblick und Tacte in Beurtheilung der Personen und ihrer Leistungsfähigkeit wußte er stets, direct oder indirect, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu bringen. Es ist bei der kurzen Spanne Zeit, die meinen Worten bemessen ist, nicht möglich auf das Einzelne einzugehen. Als der Verewigte die Verwaltung übernahm, stand dieselbe weit zurück im Kreise ihrer Schwesteranstalten: als er die Verwaltung niederlegte, war sie unbestritten die Rivalin, die einzige Rivalin der ersten Universität des deutschen Reiches. Und als er fürchtete, daß seine alternden Kräfte der hohen Aufgabe, wie er sie sich gesteckt hatte, nicht mehr in vollem Umfange gewachsen sein möchten, da war es nicht sein geringstes Verdienst um unsere Universität, daß er selbst noch den Mann zu bezeichnen gewußt hat, der seine Gedanken und Pläne nicht nur fortzusetzen, sondern noch um neue und weiter greifende zu vermehren verstand, und mehrfach hat er sich des Muthes und der Energie gefreut, mit der das von ihm Begonnene zu schönem Ziele hinausgeführt wurde.

Für dieses Alles dankt ihm unsere Universität, aber fast mehr noch als für das, was er für sie gethan, danken wir ihm für die Art und Weise, wie er es gethan hat. Es waren zwei Eigenschaften seines Wesens, die ihn uns unvergeßlich gemacht haben. Es war einmal jene ernste Achtung, jener tief in seiner Natur begründete Respect vor der Wissenschaft, den er stets bekundete. Jede Idee, die ihm im Namen der Wissenschaft entgegengebracht wurde, fand bei ihm eine gute Stätte, eine feine Ueberlegung, ein fast dankbares Entgegenkommen. Es war sodann jene warme Betheiligung seines Herzens an Allem, was er geschaffen hat, an Allem, was er sprach, an Allem, was er dachte, was er that. Nicht bloß kluge Ueberlegungen waren seine Pläne, es waren recht eigentlich innige Herzenswünsche, was er zu vollenden strebte. Und man ward miterwärmt, wenn man die Wärme fühlte,

mit der er seine Ideen verfolgte. Und wie die Sache, so wandte sich diese Wärme des Herzens auch den Personen zu. Viele, Viele sind durch ihn geworden, was sie geworden sind; Viele, Viele haben durch ihn empfinden gelernt, was der erwärmende Sonnenstrahl des Wohlwollens für ein Menschenleben zu bedeuten hat. In der Verbindung dieser beiden Eigenschaften lag für uns der Zauber seines Wesens, durch sie hat er unser Aller Herzen gewonnen, und voll Verehrung schauen wir empor zu dem Abbilde seiner Züge, das unsere academische Aula schmückt.

Jetzt ist er von uns geschieden. Jenes schöne Auge voll Geist und Leben, voll Güte und Wohlwollen, es soll nicht wieder über uns aufgehen, aber in uns Allen, die wir ihn gekannt, lebt sein Bild fort, in unseren Herzen und vor unseren Augen, erwärmend und erquickend.

Und deß zum Zeugniß, theurer Entschlafener, lege ich hier im Namen und im Auftrage der Universität Leipzig, die Du so sehr geliebt, diesen Lorbeerkranz auf Deinen Sarg. Es ist die letzte Gabe des Dankes, die wir Dir bieten können, aber sie sei ein Symbol des heiligen Gelöbnisses, daß Dein Name und Dein Ruhm unter uns lebendig bleiben sollen immerdar, und daß wir das, was Du für uns gethan hast und was Du an uns gethan hast, an dem Ganzen, wie an den Einzelnen, daß wir das nie und nimmer vergessen wollen, nie und nimmer!

Bericht über die Rectoratsjahre 1869/71.

Reden, gehalten in der Aula der Universität Leipzig beim Rectoralswechsel am 31. October 1871. Leipzig. Druck von Alexander Edelmann, Universitäts-Buchdrucker. S. 3—19.

Hochverehrte Anwesende!

Nach altem Brauch hat sich an dem heutigen Tage wieder ein festlicher Kreis in diesen Räumen gesammelt, um der feierlichen Einführung des neuerwählten Rectors dieser Universität in sein Amt beizuwohnen. Bevor ich zu dieser verschreite, verlangt es aber die Sitte des Tages, daß ich einen kurzen Rechenschaftsbericht ablege über die Erlebnisse unserer Universität innerhalb des diesmal zweijährigen Zeitraumes, während dessen das nachsichtsvolle Vertrauen meiner Collegen die Leitung der Geschäfte an unserer Hochschule in meine Hände gelegt gehabt hat.

Ein solcher Rechenschaftsbericht ist nicht eben geeignet, einen bedeutsamen Eindruck hervorzubringen. Es sind wenige und höchst einfache, wiederkehrende Momente, deren Statistik er in fast nur äußerlicher Weise zu geben vermag, recht im Gegensatze zu dem rein innerlichen Wirken der Anstalt, über die er berichtet. Am wenigsten darf er sich anmaßen wollen, eine Geschichte unserer Universität in dem betreffenden Zeitraume zu sein. Denn die Geschichte der

Gegenwart einer Universität vermag erst die Zukunft zu schreiben. Erst wenn zu übersehen ist, wie die Geistesfunken, die jetzt ausgestreut worden sind, gezündet haben und zu hell leuchtender Flamme angewachsen sind, erst wenn sich übersehen läßt, wie die Samenkörner des Gedankens, die in der Gegenwart ausgesäet wurden, aufgegangen sind und Früchte getragen haben, erst dann läßt sich von der Geschichte der Gegenwart einer Universität sprechen.

Wenn daher der an dieser Stelle Rechenschaft Ablegende alle Veranlassung hat, bescheiden die Nachsicht seiner Hörer in Anspruch zu nehmen, in wie viel höherem Grade muß dies der Fall sein, wenn sein einfacher Bericht unter den Eindruck so gewaltiger und gemüthserschütternder Ereignisse gestellt wird, wie die waren, deren Zeuge die Jahre meines Rectorates gewesen sind.

Nach jahrhundertelang wiederholten Kränkungen unserer nationalen Ehre durch unsern westlichen Nachbar, nach zahllosen nie ganz verharschten Wunden, die uns der Uebermüthige geschlagen, pochend auf die unselige Zersplitterung unseres Vaterlandes, ist es endlich, nach neuer Kränkung, dem geeinten Deutschland gelungen, in einem Kampfe und in Siegen sonder Gleichen Rechenschaft und Entgelt zu fordern, ja selbst alte und noch immer blutende Wunden, auf deren Heilung wir schon verzichtet hatten, wieder zu schließen. Von Neuem hat es sich gezeigt, daß, wenn auch in der kurzen Spanne Zeit, die dem Leben des Einzelnen gewährt ist, die Idee der Gerechtigkeit oft nicht zum Ausdruck gelangt, das Leben der Völker lange genug dauert, um für Unrecht und Ueberhebung die Buße zu sichern; daß die Worte des Dichters nicht eine poetische Täuschung sind, wenn er ausruft: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Aber Größeres noch als die endliche Zurückweisung nationaler Schmach hat uns das verflossene Jahr gebracht. Der sehnsüchtige Wunsch eines halben Jahrtausends, von dessen Erfüllung seit mehr als 600 Jahren die Sage geträumt hatte, der seit länger als 50 Jahren mit der Gluth der Leidenschaft immer mächtiger hervorgebrochen war, der Wunsch nach Wiedervereinigung der zerstückelten Glieder unseres Vaterlandes zu einem mächtigen Reiche, er hat sich wunderbar plötzlich erfüllt, eine stolze und glorreiche Zukunft verheißend.

Dankbar und demüthig erkennen wir Lebenden das Glück, daß der Lenker unserer Geschicke gerade unsere Generation gewürdigt hat, so Großes zu erleben; dankbar und demüthig wollen wir uns des Erreichten würdig beweisen, durch Abweisung jeder Ueberhebung und vor Allem dadurch, daß wir für immer der Wiederkehr jenes engherzigen Haders entsagen, der seit den Zeiten der Römerkämpfe so oft die schönsten Erfolge des deutschen Geistes und der deutschen Waffe in Frage gestellt hat.

Aber nicht als Folie bloß stehen jene mächtigen Geschicke unseres Gesammtvaterlands neben den einfachen Erlebnissen unserer Universität, nein tief

hineingegriffen haben sie diesmal in diese selbst. Wenn die deutschen Universitäten und unter ihnen auch die unsrige die Ehre in Anspruch nehmen dürfen, daß besonders sie den Geist der Einheit in unserer Nation gepflegt und so das vorbereitet haben, was im letzten Jahre gereift ist, so ist ihnen auch die Ehre zu Theil geworden, selber mitzuwirken an der blutigen Arbeit der Einigung. Zum ersten Male ist in diesem Kriege auch die academische Jugend unserer Universität berufen worden, die Waffen für das Vaterland zu führen. Mehr als 400 sind hinausgezogen aus unserer Mitte, und wie ruhmvoll sie ihr Leben Preis gegeben haben im Kampfe für die höchsten Güter des Vaterlandes, das beweist die schmerzlich lange Liste der Gefallenen, die wir betrauern, das beweist der reiche Schmuck des eisernen Kreuzes, der nicht wenige unserer heimgekehrten Commilitonen ziert. Wir selber, die wir zurückbleiben mußten, fühlen uns gehoben durch das, was sie vollbracht, und wir haben es ihnen ausgesprochen, daß wir nicht bloß stolz seien auf sie, sondern auch stolz auf uns durch sie. — Doch nicht bloß unsere Jugend ist hinausgezogen in den Kampf, auch von den Lehrern unserer Hochschule manche, Professoren und Docenten, vor Allen Mediciner, um an ihrem Theile beizutragen zur Linderung der Schrecknisse des Krieges. Und die Zurückbleibenden haben die Hände nicht in den Schooß gelegt. Da galt es aller Orten zu helfen, zu unterstützen, zu fördern, für die Angehörigen der Ausgerückten zu sorgen, die Verwundeten zu pflegen, den Kriegern im Felde geistige und leibliche Erquickung zuzuführen, den Hinterbliebenen der Gefallenen Trost und Unterstützung zu gewähren. Es war ein Zusammenwirken aller Kräfte in wahrhaft berauschendem Aufschwunge. Und vor Allem drängt es mich hier der Wirksamkeit der Männer ausdrücklich zu gedenken, deren Amt es ist, in der Kirche unserer Hochschule die sich sammelnde Gemeinde zu erbauen. Nie werden wir den trefflichen Männern, unsern Universitätspredigern, vergessen, wie sehr sie es verstanden haben, von heiliger Stätte herab die wechselnden Empfindungen des Tages, der bangen Sorge, des thränenreichen Schmerzes, des aufzuckenden Jubels zu klären und zurückzuführen auf jene tiefe Sammlung des Gemüthes, die in den schwankenden Leidenschaften der einzig sichere Hort und Ankergrund ist. Die überfüllten Räume unserer Kirche werden ihnen ein Beweis gewesen sein, welchen Wiederhall ihre Worte in unsern Herzen gefunden haben.

Ein blutig und grausam Treiben ist der Krieg, und wer möchte zu widersprechen wagen, wenn man ihn ein dem Menschen nicht zur Ehre gereichendes Uebel nennt. Und doch, eine Eigenschaft besitzt er, die fast mit ihm versöhnen könnte: er entwickelt, wenn er im Dienste einer Idee geführt wird, sittliche Tugenden, die kein anderer Factor so groß und in so weitem Umfange hervorzurufen im Stande ist. Während sonst, unser Leben zu erhalten, es zu verschönen und behaglich zu gestalten, das Ziel unseres Strebens

und unserer Thätigkeit zu sein pflegt, stellt jener Krieg plötzlich an uns die Forderung, dies Leben selbst dahin zu geben und es dahin zu geben freudig und ohne mit der Wimper zu zucken. Das muß eine gewaltige und den Einzelnen hoch erhebende Macht sein, die so dem Triebe unserer Natur zu entsagen lehrt. Und in den Seelen von Tausenden und Hunderttausenden erzeugt der Krieg diese Kraft. So schreitet er, der grausame Vernichter, sittlich kräftigend durch die Reihen der behaglich Dahinlebenden, so stählt er und hebt er das Leben ganzer Nationen.

Diese erhebende Kraft eines gerechten Krieges hat sich auch an unserer Nation bewährt. Ihre Energie ist gewachsen, ihre Forderungen an sich selbst sind gesteigert, ihre Ziele sind höher gesteckt. Und auch unsere Universität wird jenes Einflusses nicht untheilhaftig bleiben. Unsere jungen Freunde sind anders, sind ernster heimgekehrt, als wir sie hinaussandten. Auch ihre Energie ist gewachsen, und über ihren Kreis hinaus wird ihre Stimmung von Wirkung sein. Wie unser deutsches Universitätsleben eine mächtige Aenderung erfuhr durch die verhältnißmäßig doch nur Wenigen, die als Kämpfer aus den Freiheitskriegen heimgekehrt und wieder in sie eingetreten waren, so dürfen wir jetzt Aehnliches und Größeres erwarten, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß jene schon an anderer Stelle von mir gerühmte energischere und idealere Auffassung des Berufs, die seit einer Reihe von Jahren an unseren Universitäten Platz zu greifen begonnen hat, nunmehr eine gesicherte Zukunft haben wird.

Wenn wir uns so von dem Kriege eine Vertiefung unseres Universitätslebens glauben versprechen zu dürfen, so ist andererseits die Besorgniß, daß er dem ferneren Aufblühen unserer Universität hindernd in den Weg treten könne, nicht in Erfüllung gegangen. Die Zahl unserer Studierenden ist trotz der kriegerischen Zeitläufte in stetem Zunehmen begriffen geblieben und ist es noch zur Zeit, ja ist es mehr als je. — Es ist nicht ohne Interesse, das allmählige Wachsthum unserer Universität zu verfolgen. In den Jahren 1840 bis 1861, um nicht weiter zurückzugreifen, zeigt sich ziemlich derselbe jährliche Zufluß. Die Immatriculationen der einzelnen Rectoratsjahre schwanken etwas über und unter die Mittelzahl, welche für jene 21 Jahre 357 beträgt. Die Minimalzahl ist im Jahre 1845: 291, die Maximalzahl im Jahre 1849: 392. Mit dem Jahre 1862 beginnt eine energische Wendung zur Steigerung hervorzutreten, die Ziffer 400 wird überschritten, im Jahre 1865 die Ziffer 500. Aber mächtiger wird der Aufschwung erst, als die particularistischen Schranken zu fallen beginnen, die früher Deutsche von Deutschen trennten. Gleich im Jahre 1867 schreitet die Zunahme der Immatriculationen um zwei Hunderte vorwärts und überschreitet die 700, das zweitfolgende Jahr die 800. Und als gälte es, jene verläumderische Insinuation zu widerlegen, diese Frequenz unserer Hochschule beruhe darauf, daß sie ein Schlupfwinkel

geworden sei für welfische Unzufriedenheit, überschreitet der Zuzug im Jahre 1870 die Ziffer 900, und im zweiten Jahre meines Rectorats, fast lawinenartig anschwellend, wieder mit Ueberspringung zweier Hunderte, die Zahl 1130, so daß man fast Grund hat, besorgt zu fragen, ob wir nicht manchen Lehrmitteln gegenüber bereits im Beginne einer Ueberfluthung stehen. — Den Ziffern des Zuganges entspricht in fast parallelem Verhältniß die Präsenzzahl der rite Immatriculierten. Bis zum Jahre 1861 schwankt sie zwischen 750 und 900, letztere Zahl nicht erreichend. 1862 wird die 900 überschritten, im Jahre 1865 die 1000 erreicht, im Sommersemester 1868 springt die Ziffer plötzlich auf 1309, im Jahre 1869 auf 1485, dann auf 1515, 1665, 1762, 1803, und gestern hat genaueste Zählung den Präsenzstand der rite Immatriculierten auf 2095 festgestellt, eine Zahl, die nach bisherigen Erfahrungen in unserm Personalverzeichniß, Anfang December, noch um etwas überschritten werden wird, da noch zahlreiche Immatriculationen in Aussicht stehen. Von den Immatriculationen der letzten 14 Tage, die etwa 600 betragen, kommen 191 auf die juristische Facultät, 90 auf die theologische, darunter 19 Theologen und Philologen, 89 auf die medicinische, circa 230 auf die sog. philosophische, davon 94 Philologen, oder nach Abzug der erwähnten 19 Theologen und Philologen, 75.

Dieser äußere Aufschwung unserer Hochschule ist wohl erklärlich und wohlverdient. Er hält nur gleichen Schritt mit dem inneren Aufschwunge derselben, mit der Vermehrung ihrer Lehrkräfte und Bildungsmittel. Eine Reihe von Berufungen hat unsere Universität mit Männern ersten Ranges in ihrer Wissenschaft bereichert, weniger die juristische und medicinische Facultät, die eben erst bedeutende Männer von auswärts an sich gezogen hatten, als die theologische und namentlich die philosophische. Die theologische Facultät gewann Dr. Gustav Adolf Ludwig Baur, früher Professor der Theologie in Gießen, dann Prediger in Hamburg. Seiner Leitung ward auch das Seminar für practische Theologie und das Prediger-Collegium zu St. Pauli übergeben; als Universitätsprediger ist er bald unser Aller Herzen nahe getreten. Besonders zahlreich sind die neuen Erwerbungen der philosophischen Facultät, die zum Theil unserer Hochschule die Vertretung ganz neuer Disciplinen oder doch neuer Richtungen innerhalb derselben zuführten. Aus Kiel kam zu uns Dr. Ferdinand Zirkel als Professor der Mineralogie und Geognosie und als Director des mineralogischen Museums; aus Carlsruhe Dr. Gustav Wiedemann als Professor der Chemie und Director des physicalisch-chemischen Laboratoriums, besonders für die physicalische Richtung der Chemie; aus Gießen gewannen wir Dr. Ludwig Lange als Professor der classischen Philologie und Mitdirector des philologischen Seminars; aus Augsburg ward zu uns berufen Dr. Ferdinand Peschel als Professor der Geographie und damit diese wichtige und umfangreiche Wissenschaft in den

Kreis der Ordinariate unserer Universität aufgenommen. Gleicherweise wurden neue Zweige der Wissenschaft dem Lehrkörper unserer philosophischen Facultät zugeführt durch die Berufung einer Anzahl außerordentlicher Professoren, des Dr. Georg Ebers aus Jena für das Gebiet der Aegyptologie, des Dr. Aug. Leskien, ebenfalls aus Jena, für das Gebiet der slavischen Sprachen, und des Dr. Stohmann aus Halle als Docent für technisch-chemische Zweige der Landwirthschaft und als Leiter der chemisch-physiologischen Versuchsstation. Noch in den allerjüngsten Tagen ist eine Berufung innerhalb der medicinischen Facultät erfolgt, die des a. o. Professors Dr. G. Schwalbe als histologischen Assistenten des physiologischen Instituts.

Auch durch Habilitation wurden unserer Universität eine Reihe frischer jugendlicher Kräfte zugeführt: in der theologischen Facultät habilitierte sich Dr. Emil Schürer, in der medicinischen die Doctoren Johann Jacob Müller und Livius Fürst, auch hier in der philosophischen Facultät die weitaus größere Anzahl: Dr. Ernst Carstanjen für Chemie, Dr. Hugo Schuchardt für romanische Sprachen, Dr. Rudolf Engelmann für Mathematik und Astronomie, die Doctoren Adolph Philippi, Franz Rühl und Rudolf Hirzel für alte Geschichte, Philologie und Alterthümer, Dr. Heinrich Nitsche für Zoologie. Als einen besonders erfreulichen Beweis für die Anziehungskraft, die unsere Universität auf Männer ausübt, die ihr Leben der wissenschaftlichen Forschung und Lehre gewidmet haben, durften wir es ansehen, daß der langjährige und hochverdiente Professor der Philosophie an der Universität Dorpat, der kaiserlich russische Wirkliche Staatsrath Dr. Ludwig Strümpell nicht Anstand nahm, sich unter den Privatdocenten der philosophischen Facultät zu habilitiren. Es entsprach nur der Achtung, die sein Name erweckt, wenn ihn das Königliche Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts alsbald auf den Wunsch der philosophischen Facultät zum ordentlichen Honorarprofessor ernannte.

Noch weiter wurden auf eine besonders erfreuliche Weise die Lehrkräfte unserer Universität vermehrt, indem ein Mitglied, das an dreißig Jahre eine Hauptzierde unserer Hochschule gewesen, seit einiger Zeit aber von der academischen Thätigkeit zurückgetreten war, Herr Geh. Hofr. Wilhelm Eduard Albrecht, sich bestimmen ließ, noch einmal das Katheder zu besteigen, um eine in der juristischen Facultät plötzlich eingetretene Lücke auszufüllen. Mit inniger Freude haben wir den theuren Collegen wieder in unserem Kreise begrüßt.

Auch die innerhalb unseres Corpus academicum vorgekommenen Beförderungen dürfen wir wohl unter den Gesichtspunct der Erweiterung und Bereicherung unserer Lehrkräfte stellen; denn jede Beförderung, indem sie den Beförderten höher und freier stellt, hebt auch seinen Wirkungskreis. Ernannt wurden zu ordentlichen Professoren der Director des landwirthschaftlichen

Instituts Dr. Adolf Blomeyer und der zweite Universitätsprediger Dr. Rudolf Hugo Hofmann, und zu außerordentlichen Professoren in der theologischen Facultät Dr. Emil Kautzsch, in der philosophischen die Privatdocenten Dr. Hermann Credner und Dr. Ernst Windisch.

Auch die durch den Tod des Dr. Böttger erledigte Stelle des Universitätssecretärs ward wieder besetzt, indem ein bewährter Beamter unseres Universitätsgerichts, der Dr. jur. Friedrich Gotthelf Moritz Meltzer, zum Universitätssecretär ernannt wurde.

Der Erweiterung unserer Lehrkräfte entspricht auch die Erweiterung unserer Lehrinstitute und Auditorien.

Zunächst erwähne ich, daß die Vermehrung der Studentenzahl die Erbauung eines neuen Auditoriengebäudes, seit wenigen Jahren des zweiten, nothwendig gemacht hat. Wir haben ihm den Namen Bornerianum ertheilt, in dankbarer Erinnerung an Caspar Borner, dessen Energie allein es verdankt wird, daß zur Zeit der Reformation der Universität das Paulinerkloster übergeben ward, und der an der Stelle, wo nun das neue Gebäude sich erhebt, den ersten Ausbau der Klostergebäude für die Zwecke der Universität ausführte. Wir dürfen sagen, daß das Gebäude gerade zur rechten Zeit fertig geworden ist, denn die ersten Tage des neuen Semesters haben seine größten Hörsäle gefüllt. Sodann habe ich zu rühmen, daß endlich der Fonds für Vermehrung der Universitätsbibliothek so weit aufgebessert ist, daß es fortan möglich sein wird, den berechtigten Anforderungen leidlich zu genügen. Auch ward ein geräumiges Lesezimmer hergestellt, und damit die Verwerthbarkeit dieser für die Studierenden so eminent wichtigen Anstalt gesteigert. Wir dürfen hoffen, daß es der umsichtigen und thätigen Leitung derselben gelingen werde, noch weitere Erleichterungen für die Studierenden herbeizuführen. — Neu eröffnet ward das pathologisch-anatomische Institut, und das pathologisch-chemische; die Poliklinik ward in bessere Räume und mehr in die Mitte der Stadt und der Universität verlegt. Das landwirthschaftliche Institut ward wesentlich erweitert durch die Anlegung einer chemisch-physiologischen Versuchsstation. Ganz besonders aber gewann die medicinische Facultät durch die Eröffnung des neuen städtischen Krankenhauses, dessen musterhafte Einrichtung unserer Stadtgemeinde zum höchsten Ruhme gereicht und das von weit und breit Kenner und Freunde der Heilkunde herbeizieht.

Und noch Weiteres steht bevor: Schon erhebt sich nahezu vollendet, ein unübertroffenes Muster seiner Art, ein stattliches Auditoriengebäude, das ein Mitglied unserer medicinischen Facultät aus eigenen Mitteln erbaut hat, um es für populäre physiologische Vorträge zu verwenden; die seit lange beabsichtigte, leider zu lange verzögerte Erbauung eines eigenen physicalischen Institutes, der Neubau eines mineralogischen

Museums, ein großartig entworfener Neubau der Anatomie und eines zoologischen Museums, die Gründung einer großen psychiatrischen Klinik, das Alles soll nun in nächster Frist in Angriff genommen und möglichst schnell zu Ende geführt werden, so daß wir sagen dürfen, daß unsere Universität noch nicht auf dem Höhepunct ihrer Blüthe angekommen ist. Besonders mache ich noch auf eine Richtung aufmerksam, die sich bei uns Geltung zu verschaffen beginnt und die gewiß eine große Zukunft hat, ich meine die Vermehrung und Hebung der Uebungsmittel. Das philologische Seminar ist wesentlich erweitert, und selbst in einer Facultät, die bisher ein Seminar, wenigstens bei uns, nicht kannte, in der juristischen, ist jüngst ein solches gegründet worden, und Weiteres scheint hier, wie in der philosophischen Facultät, bevorzustehen.

Wenn wir so mit Stolz und Freude auf unsere Hochschule blicken, so wollen wir auch nicht vergessen, den Blick des Dankes auf den Mann zu richten, dem ein Hauptverdienst gebührt an dem Aufschwunge, den unsere Universität genommen. Der Freiherr Joh. Paul von Falkenstein übernahm die Leitung des Cultusministeriums zu einer Zeit, als unsere Universität bei dem Minimum ihrer Präsenzzahl angelangt war. Die Gründe für diesen Verfall lehrt die Geschichte jener Jahre. Sofort aber die ersten Schritte und Maßnahmen des in sein Amt Eintretenden verriethen, daß fortan ein neuer Geist die Anstalt leiten sollte, verriethen sofort den humanen, wohlwollenden Sinn, der seine Verwaltung auch später stets ausgezeichnet hat, und jene innige Liebe und Verehrung für die Wissenschaft und ihre Ausbreitung, die ihn befähigte, so Großes für unsere Hochschule zu leisten. Von Jahr zu Jahr mehrten sich jetzt die Lehrkräfte und die Lehrmittel unserer Universität, und von Semester zu Semester entsprach diesem Wachsthum die steigende Frequenz der Studierenden, die aus allen Gauen Deutschlands und aus weiter Ferne herbeieilten, so daß, als der von uns Allen verehrte Mann vor wenigen Wochen aus seinem schweren und verantwortungsvollen Amte schied, er die Universität fast um das Dreifache vermehrt seinem Nachfolger übergab. Die Universität konnte es sich nicht versagen, die Gefühle des Dankes und der Verehrung, die sie für den Scheidenden empfand, demselben in einer Adresse auszusprechen, die eine Deputation der Universität am 10. August d. J. in Frohburg überreichte. Die Adresse, wie die schönen Worte, welche der Angeredete erwiderte, sind in unsere Universitätsschriften aufgenommen worden. Zugleich beschloß der academische Senat, daß eine Marmorbüste des Gefeierten in dieser Aula aufgestellt werden solle.

Wenn wir mit ernsten Sorgen einen so wohlwollenden und verdienten Leiter unserer Anstalt aus seiner Stellung scheiden sahen, so sollten diese Sorgen doch bald gehoben werden, indem das Vertrauen unseres Königs zum Nachfolger desselben einen Mann aus unserer eigenen Mitte berief, unseren

langjährigen und hochgeschätzten Collegen, Dr. Carl Friedrich von Gerber. So schmerzlich es uns berührte, den berühmten Rechtslehrer unserer Hochschule entzogen zu sehen, so haben wir ihn doch mit Freuden in seiner neuen wichtigen Stellung begrüßt, und unser volles Vertrauen wie die schönsten Hoffnungen für unsere Universität und für unser Land sind ihm gefolgt. Unvergessen werden uns namentlich die goldenen Worte bleiben, in denen er bei seinem Abschiede die Grundsätze zusammenfaßte, nach welchen er die Verhältnisse der Universität zu verwalten gedenke: „Schaffet jederzeit den ausgezeichnetsten Mann, befreit seine Wirksamkeit von allen Hemmnissen, und regiert im Uebrigen so wenig als möglich."

Mit dieser Erwähnung des Abganges des Herrn von Gerber bin ich bereits auf dem Blatte meines Rechenschaftsberichtes angelangt, auf welchem die Verluste verzeichnet stehen, die unsere Hochschule betroffen haben. — Durch Berufung nach auswärts wurden unserer Universität drei Mitglieder entzogen. Dr. Heinr. Ferd. Mühlau folgte einem ehrenvollen Antrage als Professor der Theologie an die Universität Dorpat. So ungern wir den ebenso tüchtigen wie liebenswürdigen jungen Gelehrten aus unserer Mitte scheiden sahen, so gereicht es uns doch zur Befriedigung, eine so vorzügliche Kraft nunmehr an einem Orte wirksam zu wissen, wo es gilt, dem deutschen Elemente Achtung zu sichern, es zu stärken und zu befestigen. — Nur ganz kurze Zeit war an unserer Universität als Docent wirksam Dr. Carl Graebe, dessen Berufung als ordentlicher Professor der Chemie nach Königsberg ausreichend bekundet, einen wie tüchtigen Vertreter seines Faches wir an ihm besessen hatten. — Der Privatdocent und Director des städtischen Museums, Dr. Hermann Riegel, folgte zu Ostern d. J. einem Rufe nach Braunschweig als Director des herzoglichen Museums und Professor der Kunstgeschichte an dem Polytechnicum. Seit seinem Weggange ist das Gebiet der neueren Kunstgeschichte an unserer Hochschule unvertreten, doch ist von mehr als einer Seite gegründete Aussicht vorhanden, es bald in einer der Bedeutung unserer Universität würdigen Weise wieder besetzt zu sehen.

Durch Versetzung in den Ruhestand schied von uns ein um unsere Universität wie um unser Land hochverdientes langjähriges Mitglied, der Geh. Bergrath Dr. Carl Friedrich Naumann. Wir hoffen, daß auch in der Ferne seine Liebe zu unserer Hochschule nicht erkalten werde, wie wir des trefflichen Mannes nicht vergessen werden, der, ein Muster gründlicher Wissenschaftlichkeit und liebenswürdigster Bescheidenheit, die Herzen Aller gewann, die ihm näher traten. — Der designirte ordentliche Honorar-Professor Dr. Friedrich Brauell gab im Frühlinge dieses Jahres seine Stellung an unserer Hochschule wieder auf.

Schmerzlicher sind die Einbußen, die uns der Tod zugefügt hat. Während die theologische und die juristische Facultät das Glück haben, keinen

der Ihrigen zu vermissen, betrauert die medicinische und die philosophische Facultät um so härtere Verluste. Zwei Anatomen starben dahin, welche die Gegenwart zu ihren besten zählte, Eduard Friedrich Weber, am 18. Mai d. J., und wenige Wochen darauf, am 12. Aug. d. J., Franz Schweigger-Seidel. Der eine, Eduard Weber, seit einer langen Reihe von Jahren eines der thätigsten und anregendsten Mitglieder unserer Universität, hat seinen Namen für immer in die Geschichte der Wissenschaft eingetragen. Seine Mechanik der Gehwerkzeuge, die Theorie der Muskelbewegung und die Entdeckung der Hemmungsnerven sichern ihm unverwelklichen Ruhm. Der andere, Franz Schweigger-Seidel, ward uns in der Blüthe seiner Jahre entrissen, nach kaum sechsjährigem Wirken an dieser Universität, voll von Entwürfen. Welche Kraft und welche Hoffnung mit ihm begraben wurden, bezeugen seine Untersuchungen über den Bau der Niere, des Herzens, der Hornhaut und der Lymphbahnen. — Während diese beiden Männer aus der Mitte rüstigster Wirksamkeit abgerufen wurden, verlor die Facultät noch zwei Mitglieder, von denen das eine, bereits an der Grenze der menschlichen Lebensdauer angelangt, schon länger der academischen Wirksamkeit entsagt, das andere so eben erst die Schwelle des academischen Berufes überschritten hatte. Am 2. December 1869 starb, 71 Jahre alt, der a. o. Professor Dr. Ernst Heinrich Kneschke, einst hochgeschätzt als Augenarzt, später mehr encyclopädischer und literarischer Thätigkeit zugewandt, und am 8. August 1870 starb nach kaum dreitägigem Unwohlsein der Privatdocent der Medicin und Assistent am pathologisch-anatomischen Institut, Dr. Ottomar Bayer, der durch seine Arbeiten über das Epithel der Lungenalveolen und über das Zustandekommen des ersten Herztones schöne Hoffnungen erregt hatte, werth Allen, die ihn kannten, durch seine Gewissenhaftigkeit und unermüdliche Pflichttreue und durch die Schlichtheit seines offenen und wohlwollenden Charakters.

Es ist eine eigene Fügung des Geschicks, daß ich, auf die Verluste der philosophischen Facultät übergehend, neben einander den Tod zweier Männer zu berichten habe, die, derselben Wissenschaft angehörend, von Jugend auf innigst befreundet und ununterbrochen gemeinsam an unserer Hochschule thätig, längere Zeit die hauptsächlichsten Vertreter ihres Faches, der classischen Philologie, an unserer Universität als Lehrer wie als Directoren des philologischen Seminars waren, Anton Westermann und Reinhold Klotz. Der erstere, der bereits seit einigen Jahren in den Ruhestand getreten war, starb am 24. November 1869, der letztere, noch in voller Wirksamkeit, am 10. August 1870. Westermann hat sich durch seine Geschichte der attischen Beredtsamkeit große Verdienste um die griechische Literaturgeschichte erworben, hat durch zahlreiche Abhandlungen über Gegenstände der griechischen Alterthümer manchen dunkeln Punct dieser Wissenschaft in klareres Licht gestellt, und durch seine Ausgaben ausgewählter Reden des Demosthenes nicht bloß das

Verständniß des großen Redners überhaupt gefördert, sondern auch dasselbe der studierenden Jugend bedeutend näher gebracht. Er war als Lehrer wie als Gelehrter ein Muster sorgfältigster Gewissenhaftigkeit. Reinhold Klotz hat während vier voller Decennien nicht nur seinem Lehrerberufe mit Eifer und Treue obgelegen, indem er namentlich für formale Bildung im Gebiete des Lateinischen zu wirken bestrebt war, sondern er ist auch daneben nie müde geworden, seiner Wissenschaft durch literarische Thätigkeit, namentlich durch Ausgaben lateinischer Schriftsteller, in mehrfacher Hinsicht zu dienen.

Aus den Reihen der Studierenden unserer Universität wurde durch Krankheit eine im Verhältniß zu der Frequenz unserer Hochschule nur geringe Anzahl uns entrissen, im Laufe der zwei Jahre nur dreizehn. Um so größer ist die Zahl derer, die im Kriege den Tod für's Vaterland gestorben sind. Von etwas über 400 Commilitonen, die in die Reihen unseres Heeres eintraten, sind 55 nicht heimgekehrt, einige 40 haben den Heldentod auf dem Schlachtfelde gefunden, die übrigen sind durch Krankheit oder Unglücksfälle hingerafft. Zu ihnen treten noch 8, die kurz vor Ausbruch des Krieges unsere Hochschule verlassen hatten, im Ganzen also 63. Es ist das eine schmerzlich hohe Ziffer, nahezu 15 Procent, und diese hohe Ziffer wird um so bedeutungsvoller, wenn wir die Verluste zum Vergleich herbeiziehen, die unsere deutschen Schwesteruniversitäten erlitten haben. So sind von etwa 650 Studierenden der Berliner Hochschule nur 28 gefallen, was kaum ein Drittel unseres Verlustes ergiebt. Die furchtbaren Stunden von St. Privat und der blutige Tag von Brie sur Marne sind es besonders gewesen, die so grausam in den Reihen der Unsrigen gewüthet haben. Unsere dankbare Erinnerung ist den so früh Dahingesunkenen gesichert. Am 24. Juni, wo die Stadt Leipzig das Andenken ihrer heimgegangenen Lieben feiert und unsere Gottesäcker in einen Blumengarten verwandelt, haben auch wir das Andenken unserer heimgegangenen Commilitonen feierlich begangen; und wir haben dafür gesorgt, daß, während ihre sterbliche Hülle draußen in fremder Erde ruht, ihr Gedächtniß fortleben soll in diesem Saale. Ein Denkmal mit den Namen und den Lebensdaten der Gefallenen soll sich, nicht, wie anfänglich beabsichtigt, in der Kirche, sondern hier, mitten in dieser Aula, dort wo bei unseren Festen die Schaar der Commilitonen sich drängt, erheben, ein mächtiger Sockel von Granit, gekrönt von einer Germania, die auf das Grab der gefallenen jungen Helden einen Kranz niederlegt. So werden sie, die als Commilitonen unserer Universität in ein frühes Grab gesunken sind, für alle Zeiten fortleben mitten unter Commilitonen, sie allein ewig jung im Wechsel und Altern der Generationen unserer Hochschule.

Noch habe ich auch des Todes eines treuen Dieners unserer Universität zu gedenken. Am 2. Juli d. J. starb der Pedell Carl Heinrich Domsch. Wenn ich überhaupt das besonnene und tactvolle Benehmen unserer Univer-

sitätspedelle zu rühmen habe, deren Dienst dem oft übersprudelnden Muthwillen der Jugend gegenüber kein leichter ist, so hat an diesem Lobe auch der Verstorbene, zumal in den letzten Jahren, seinen vollen Antheil.

Werfe ich noch einen Blick zurück auf die Ereignisse speciell unseres Universitätslebens im Laufe der letzten zwei Jahre, so finde ich noch Erfreuliches zu berichten. Abgesehen von der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages Gellert's, die wir in diesen Räumen mit einer Erinnerungsrede begiengen, hatten wir auch das Glück, drei unserer Collegen fünfzigjährige Jubelfeste begehen zu sehen. Am 17. Febr. 1870 feierte der Geh. Med.-Rath Dr. Radius sein fünfzigjähriges philosophisches Doctorjubiläum, am 8. Jan. 1871 der Geh. Hofrath Dr. Hänel sein Jubiläum als außerordentlicher Professor, und an eben demselben Tage Ernst Heinrich Weber sein Jubelfest als ordentlicher Professor unserer Hochschule. Dies seltene Fest veranlaßte den academischen Senat zu dem Beschlusse, um das Andenken des gefeierten Lehrers und Gelehrten an unserer Universität dauernd lebendig zu erhalten, eine Marmorbüste desselben in dieser Aula aufzustellen, die, bereits vollendet, bald den ihr bestimmten Platz einnehmen wird. Alle drei Jubelgreise weilen noch heute in unserer Mitte, in rüstiger Kraft des Geistes und des Körpers und thätig für die Zwecke unserer Hochschule, und wir Alle wiederholen ihnen heute den Wunsch, den wir ihnen an ihrem Ehrentage aussprachen, daß sie dieses Glücks lange theilhaftig bleiben mögen. — Auch eine Anstalt, die zu der Universität in enger Beziehung steht, feierte das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Gründung, die Augenheilanstalt, am 1. Juni 1870, ein mahnendes Zeugniß, was aus kleinen Anfängen durch treues Ausharren und uneigennützige Menschenliebe zu werden vermag.

Und noch eines bedeutsamen Tages muß ich gedenken, obwohl an ihm der Universität nur die Ehre der Antheilnahme zufiel. Am 5. August 1870, mitteninne zwischen zwei gewaltigen Siegestagen, den Tagen von Weißenburg und Wörth, vollzog sich in unserer Stadt mit imposanter Einfachheit die Eröffnung des höchsten deutschen Gerichtshofes, sie selber kaum ein geringerer Sieg, eine große Errungenschaft und der Keim zu weiteren von noch nicht zu übersehender Tragweite. Die Blicke und die Segenswünsche der gesammten Nation ruhen auf dem hohen Gerichtshofe, der fortan der vorzüglichste Gradmesser sein wird, wie weit unser Vaterland in dem noch nicht abgeschlossenen Werke seiner Einigung gediehen ist.

Und mit diesem Blicke auf unser großes Vaterland und seine Zukunft lassen Sie mich meinen Bericht schließen.

Zur Geschichte anderer Universitäten.

Rößler, Dr. E. F., **die Gründung der Universität Göttingen.** Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen, herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen. Göttingen, 1855. Vandenhoeck u. Ruprecht. (XXIV, 1 Bl., 54 S., 1 Bl., 503 S. gr. 8.) geh. 3 Thlr. 20 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1855. Nr. 31. Sp. 491—492.

Für die Geschichte unserer Universitäten ist seit einiger Zeit ein ganz besonderes Interesse rege. Und mit Recht, denn unsere Culturgeschichte hat, wie schon im 16. Jahrhundert der Verf. des Heldenbuches aussprach, keine epochemachendere Umwandlung aufzuweisen, als die, „da die Wissenschaften aus den Klöstern kamen auf die Universitäten". Und wie das Auftreten der Universitäten überhaupt für die geistige Entwickelung im Ganzen, so ist jede einzelne dieser Anstalten für einen besonderen Kreis von characteristischer Bedeutung geworden. Die Entstehung, die Geschichte, den Character jeder dieser Universitäten, die meist in individuellen Einzelheiten erst recht zur Erscheinung kommen, und deren wesentlichste Gesichtspunkte von der Forschung noch lange nicht scharf und umsichtig genug in's Auge gefaßt sind, zu entwickeln, den Zusammenhang mit der Ausbildung der Wissenschaften und ihren verschiedenen Schulen darzulegen: das ist ein noch weit hinausgerücktes Ziel unserer Geschichtsschreibung, zu dessen Erreichung bisher nur erst die Anläufe genommen sind.

Die meisten für die Geschichte einer Universität maßgebenden Momente pflegen bereits bei ihrer Entstehung sich geltend zu machen, und daher muß eine gründliche Erforschung dieser eins der Hauptaugenmerke des Geschichtsschreibers sein. Wie aber sind da meist unsere Quellen beschaffen? Phrasenreiche und über denselben Leisten gearbeitete Bestätigungsbullen der Päpste oder Kaiser, Statutenbücher, dürre Notizen: das ist gewöhnlich Alles, was wir haben. Was diesen officiellen Actenstücken voranging, welcher Art die Einflüsse waren, deren Resultat die Gründung einer Universität ward, das ist in den mehrsten Fällen unseren Blicken gänzlich entzogen, und keine Forschung vermag diesen Verlust zu ersetzen.

Daher ist es ein besonders dankenswerthes Unternehmen des Hrn. Dr. Rößler, daß er alle nur irgend erreichbaren Entwürfe, Briefe, Berichte u. s. w.,

die sich auf die Gründung einer unserer bedeutendsten neueren Universitäten, Göttingen, beziehen, zusammengebracht und, was irgend von Werth war, durch treuen Abdruck der Vergessenheit und dem Untergange entzogen hat; daß es gerade noch die rechte Zeit war, zeigt sich deutlich genug, denn manches unschätzbare Material erwies sich bereits als zerstört.

Wir müssen uns das Vergnügen versagen, auf das Einzelne einzugehen. Wem die deutschen Universitäten am Herzen liegen, der wird mit freudigem Wohlgefallen die hier abgedruckten Briefe und Actenstücke lesen, die, voll köstlicher Winke und goldener Worte, wohl geeignet sind, auch dem Blödesten die Bedeutung und den Werth einer Universität lebendig vor Augen zu führen. Manches erscheint wie gesprochen mit Rücksicht auf gegenwärtige Verhältnisse. In den Vordergrund tritt die bedeutende, ebenso edele wie intelligente Persönlichkeit des Freiherrn Gerlach Adolf von Münchhausen, des eigentlichen Schöpfers der Anstalt, der seine hochsinnigen Pläne nicht bloß im Allgemeinen verfolgte, sondern, besorgt und umsichtig bis in die kleinsten Details, keine Schwierigkeiten, keine Hindernisse scheute, um seinen Lieblingswunsch in's Werk zu richten. Nächst ihm beansprucht das meiste Interesse der würdige Abt Mosheim, dann Haller; um sie gruppiert sich eine lange Reihe von höheren Beamten und Gelehrten. So liefert dies Werk sogar für die deutsche Gelehrtengeschichte, namentlich für die verschiedenen Schulen, Spaltungen und Klicken jener Zeit einen beachtenswerthen Beitrag.

Eine kurze, klar und gründlich geschriebene, Einleitung orientiert sehr gut über die Lage der Verhältnisse, der politischen wie gelehrten, vor und bei der Gründung der Universität, und ein vollständiges Namenregister ist besonders willkommen. Die Vorrede verbreitet sich allgemeiner über die Quellen zu einer vollständigen Geschichte der Universität.

Der Herausgeber hat aus Liebe zu der Universität, an der er lehrt, seinen eigentlichen Fachstudien einen nicht geringen Theil seiner Zeit entzogen, um das vorliegende Werk in's Leben zu rufen. Es wird ihm die Anerkennung und der Dank für sein Unternehmen nicht fehlen.

Krabbe, Dr. O., Consist.-Rath, Prof. ꝛc. zu Rostock, **die Universität Rostock** im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. 2 Thle. (in 1 Bde.) Rostock, 1854. (XIV, 1 Bl., 304 S., 1 Bl., S. 305—764. gr. 8.) geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1855, Nr. 42, Sp. 668—670.

In der älteren Geschichte unserer Universitäten beansprucht die Rostock's ein ganz besonderes Interesse, nicht bloß, weil sie zu den wenigen gehört, in denen wir den wichtigen Uebergang aus der katholischen in die protestantische Zeit verfolgen können, sondern namentlich aus zwei Gründen. Einmal war der gelehrte Einfluß der Rostocker Universität nicht beschränkt auf Deutschland, er erstreckte sich vielmehr auf alle an das baltische Meer grenzende Länder,

ja ein Schriftsteller noch des 16. Jahrhunderts nennt sie geradezu eine Universität für die Anwohner der Ostsee; selbst für ganz Dänemark und Scandinavien war sie bis über das 15. Jahrhundert hinaus von großer Bedeutung. Eine zweite Veranlassung, der Geschichte der Universität ein eigenthümliches Gepräge zu verleihen, giebt der Umstand ab, daß dieselbe es nicht einfach mit Einer politischen Macht zu thun hatte, sondern außer zu den Herzögen auch zu der Stadt Rostock, die sich eines hohen Grades von Selbstständigkeit erfreute, in Verhältniß stand, ja, über diese hinaus zu den fünf sogenannten wendischen Städten (schon bei der Gründung? vgl. S. 45 Anm. ** der Schrift von Krabbe). Hierzu darf man noch das Interesse fügen, das Rostock's Universität für die ältere Zeit, als auf lange Zeit äußerster vorgeschobener Posten der deutschen Bildung, für die Culturgeschichte unseres Vaterlandes in Anspruch nimmt. Gründe genug, schon lange das Bedürfniß nach einer gründlichen Darstellung aller jener Verhältnisse lebhaft empfinden zu lassen.

Hr. Professor O. Krabbe hat es übernommen, demselben zu entsprechen, und wer die umfassende, über den theologischen Gesichtskreis weit hinausschauende Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bildung des Verf.'s kannte, der konnte von vornherein einer gediegenen Arbeit sich versichert halten. In der That ist die vorliegende Geschichte der Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert wohl die beste ältere Universitätsgeschichte überhaupt, die wir bisher besitzen. Und zwar deßhalb, weil der Verfasser mit gleicher Umsicht die allgemeinen theologischen und philosophischen, ferner die politischen, kirchlichen wie weltlichen, Zeitfragen und Partheigruppierungen im Auge behält, wie in die kleinsten localen Details mit gründlichen Quellenstudium sich eingelebt hat.

Der Verfasser theilt seinen Stoff in drei Perioden: 1) Von der Stiftung der Universität Rostock bis zur Reformation. 2) Von der Reformation bis zur Umgestaltung der Akademie durch die formula concordiae 1563. 3) Entwickelung der Universität von da bis zur Visitation 1599. So schließt die Geschichte gerade mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ab. Der Verfasser beschränkte sich auf diese Zeit, weil, wie er in der Vorrede sagt: „die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts durch die ganze Eigenthümlichkeit des Ganges, den die Entwickelung des Universitätslebens nehmen mußte und genommen hat, ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet — obwohl die hohe Bedeutung auch der folgenden Perioden, namentlich des 17. Jahrhunderts in theologischer Beziehung, von mir auf das Lebhafteste erkannt ward". Wir billigen diese Beschränkung und halten sie für nachahmungswerth, weil, was der Verfasser über die Zusammengehörigkeit des 15. und 16. Jahrhunderts, sowie über ihre Verschiedenheit von der folgenden Zeit sagt, unzweifelhaft richtig ist, und jene Begränzung des Gebietes den Blick zusammenhält und das Studium gründlicher und erquicklicher macht.

Es kann nicht unsere Absicht sein, dem Verfasser in's Einzelne zu folgen, jede abweichende Ansicht unsererseits geltend zu machen und die Darstellung mit den Quellen zu vergleichen. Ersteres verbietet der uns zugemessene Raum, letzteres schon die Unmöglichkeit, alle Quellen selbstständiger Prüfung zu unterziehen. Wo wir dies zu thun Gelegenheit gehabt haben, haben wir uns jedesmal über die Umsicht und Gelehrsamkeit des Verfassers zu freuen gehabt.

Daß auch einzelne Irrthümer mit untergelaufen sind, zuweilen die Darstellung der Verhältnisse nicht scharf und präcis genug ist, kann bei einem Gegenstande, der bisher so wenig gründlich behandelt ist, nicht auffallen. Wir wollen diese Gelegenheit zur Berichtigung zweier Kleinigkeiten benutzen.

Seite 90 theilt der Verfasser den vielfach verbreiteten, für die Auffassung unseres älteren Universitätslebens nicht unwichtigen, Irrthum, in Prag und Leipzig (wir wollen von Paris und Heidelberg absehen) sei die Artisten-Facultät als die erste angesehen worden. Dies war nicht der Fall, vielmehr nahm sie auch hier die vierte Stelle im Range ein; aber, als Vertreterin der allgemeinen Bildung, ward sie hier auch corporativ angesehen als die nothwendige Vorstufe zu den drei höheren Facultäten, deren Mitglieder alle durch sie mindestens hindurchgegangen sein mußten; so ward sie aufgefaßt als das fundamentum, die pia nutrix der gesammten Universität; und da hiernach das philosophische Magisterium eine nothwendige Bedingung für jedes Mitglied der gesammten Universität war, und dies unter den Auspicien des philosophischen Decans erlangt ward, so war die Stellung dieses allerdings für die ganze Universität von viel wesentlicherer Bedeutung, als die Stellung der drei anderen Decane, die mehr privater Natur war. So stand der Decan der philosophischen Facultät in mancher Beziehung neben dem Rector, und hatte Rechte, wo von den anderen Decanen nicht die Rede war; aber wo die Rangordnung der Facultäten in Betracht kam, rangierte auch er als vierter.

Seite 105 wundert sich Krabbe mit Recht, daß in der Verordnung über Entlassung von Professoren, nach vorausgegangener halbjähriger Kündigung, die Clausel hinzugefügt ist: daß man nur Denjenigen, der noch nicht volle sechs Jahre sein Gehalt genossen habe, nicht anders entlassen solle, als in der [sonstigen] gesetzlichen Form. Gewiß wäre das unnatürlich gewesen, denn je länger Jemand in seiner Stellung war, um so mehr Anspruch mußte er gewinnen, nicht plötzlich (ohne Anführung des Grundes) entlassen werden zu können. Das sagt aber auch in der That die Clausel aus, die Krabbe in der Anmerkung mittheilt, nur darf vor So verne alze kein Punctum stehen, und vor so schal mag man ein stärkeres Interpunctionszeichen setzen, als das Comma, obgleich letzteres genügt. So verne alze nicht heißt: ausgenommen wenn, und der ganze Satz lautet: man darf den Stipendiaten halbjährig entlassen, sofern nicht etwa die Magister (bei den augenblicklich im Amt stehenden aber erst von nun an zu zählen [also konnte man in den nächsten

6 Jahren noch mit leichter Mühe purificieren]) ununterbrochen den Gehalt 6 Jahre lang bezogen haben; alsdann soll man einen nicht absetzen anders **als nach** der Form des Gesetzes, welches u. s. w.

Zum Schlusse wollen wir dem Verfasser noch die Erfüllung des von ihm selber S. VIII geäußerten Wunsches dringend an's Herz legen, „daß es in Zukunft möglich werden möchte, die Matrikel der Universität, welche mit ihrer Stiftung anhebt, wenigstens den ersten Jahrhunderten nach zum Abdruck zu bringen, da sie für die Literargeschichte der Ostseeländer ein wahrer Schatz ist, welcher die vielfachsten und reichsten Anknüpfungspunkte für historische Forschungen darbieten würde. Von dem Album der philosophischen Facultät gilt dasselbe, wenn auch nicht in demselben Maße".

Bianco, Franz Jos. v., Justizrath, **die alte Universität Köln** und die spätern Gelehrtenschulen dieser Stadt, nach archivalischen und andern zuverlässigen Quellen. 1. Th. 1. Abth.: Die alte Universität Köln. Köln, 1855. Heberle. (XVI, 984 S. u. 405 S. Anlagen mit 3 lith. Taff. gr. 8.) cart. 3 Thlr.

Literarisches Centralblatt 1856, Nr. 24, Sp. 376—378.

Von demselben Verfasser haben wir bereits im Jahre 1833 einen „Versuch einer Geschichte der ehemaligen Universität und der Gymnasien der Stadt Köln" erhalten; das Buch aber hatte, wie schon die Vorrede aussprach, eigentlich einen ganz anderen Zweck, als den, eine Geschichte der Universität zu liefern, es sollte nämlich hauptsächlich dem Bedürfnisse begegnen, „die Hauptbestimmungen der von dem Verwaltungsrathe des Schul- und Stiftungsfonds administrierten Studien-Stiftungen zur Publicität zu bringen und auf diese Weise die Wohlthaten der frommen Stifter den oft schwer zu ermittelnden Berechtigten näher zu führen, mithin zur größeren Gemeinnützigkeit der Stiftungen selbst durch Verbreitung der wesentlichen, urkundlichen Bestimmungen derselben beitragen". Damit ward nur nebenbei eine geschichtliche Uebersicht verbunden, die namentlich die älteren Zeiten der Universität mit der größten Kürze und Flüchtigkeit behandelte, woran außer der mangelnden Muße auch die Spärlichkeit der Quellen nach des Verfassers Angabe die Schuld tragen sollte.

Bei dem jetzt vorliegenden Buche hat derselbe dagegen das Hauptgewicht auf die Geschichte gelegt, ja der gegenwärtige erste Theil handelt von den Stiftungen eigentlich noch gar nicht. Auch die Quellen müssen seitdem reichlicher geworden sein; leider stellt sie der Verfasser nirgends zusammen und characterisiert sie nur sehr einzeln und beiläufig, so daß wir über diesen wichtigen Punkt lange nicht genügend orientiert werden. An Umfang hat das Buch außerordentlich zugenommen; 1833 betrug das Ganze nur 771 Seiten, jetzt die erste Hälfte allein 984 und 405 Seiten.

Der Verfasser hat augenscheinlich mit großem Fleiße das Material zusammengebracht, welches bereits ziemlich zerstreut zu sein scheint, auch hat er

es recht gut durchgearbeitet. Freilich von höherer Geschichtschreibung, von einem, weitere Gesichtspunkte ins Auge fassenden, Blicke finden wir nur wenig; auch ist die Incunabelzeit der Universität noch immer stiefmütterlich behandelt: aber die große Lücke, daß von einer der bedeutendsten deutschen Universitäten bisher gar keine Geschichte vorhanden war, ist doch ausgefüllt, mit urkundlicher Treue und so, daß man für weitere Untersuchungen in den meisten Fällen mindestens das Material hinreichend zur Hand hat.

Köln (1388) ist die erste Universität, die das Institut der Nationen gar nicht gekannt zu haben scheint, in Heidelberg (1386) hatte man es zwei Jahre vorher noch einzuführen beabsichtigt, war aber davon zurückgekommen, späterhin bei der Gründung von Erfurt (1392), von Rostock (1419) u. a. sah man von vorherein davon ab; nur ausnahmsweise sind einige spätere, wie Ingolstadt, darauf zurückgekommen; die wichtigste Ausnahme bildet Leipzig, auf der, wie auf keiner anderen Universität, die Nationalverfassung die Grundlage des politischen Organismus ward und blieb. Ob nun in Köln gar nicht der Versuch zur Herstellung von Nationen gemacht ward, oder ob man ihn nur wieder aufgab, darüber scheinen wir nicht unterrichtet zu sein; bei der genauen Anlehnung an Paris sollte man eigentlich das Erstere für das Wahrscheinlichere halten.

Die Universität gliederte sich also nur in Facultäten; ob diese in dem Verhältniß zu einander standen, daß die Mitglieder der drei höheren durch die Artistenfacultät mußten hindurchgegangen und in ihr promoviert sein, darüber stellt der Verfasser keine Untersuchung an; fast aber scheint es, daß dies der Fall gewesen sei; in Heidelberg freilich, wie auch um dieselbe Zeit in Wien, machten sich die Facultäten völlig frei von einander.

Ein dritter Punkt, dessen Erörterung wir ebenfalls vermissen, ist der, ob nicht anfangs der Versuch gemacht sei, die Rectoribilität, wie das in Paris und anfangs auch in Wien und Heidelberg der Fall war, auf die Artistenfacultät zu beschränken. 1833 gab der Verfasser S. 12 an, Theodor de Kerkering sei „der erste Rector der Facultät der Künste" gewesen, und darauf hin hat denn Referent bisher jene Annahme wirklich gehegt; nun freilich erscheint plötzlich S. 87 Hertlenus de Marka als erster Rector der Universität und daneben vier Decane. Die Statuten beweisen für die ersten Jahre Nichts, da sie erst vom Schlusse des Jahres 1392 datieren.

Da sich Köln eine Tochteranstalt von Paris nannte, auch wirklich meist von Parisern gestiftet ward, so war auf die Modificationen der Pariser Einrichtungen genauer zu achten, als das hier geschehen ist. Waren die Einrichtungen wirklich von Anfang an so, wie sie in den Statuten von 1392 erscheinen, so nahm man zweifelsohne die in Heidelberg gemachten Erfahrungen sich zu Herzen, und das wäre von Interesse.

Manches ist unnöthig ausführlich behandelt, so die Lebensgeschichte des

Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Duns Scotus, die mit der Universität noch gar nichts zu schaffen haben; denn wenn der Verfasser meint, daß die Kölner Schulen schon vor 1388 ein studium generale gebildet hätten (S. 11), etwa wie Bologna und Paris ein studium ex consuetudine, so verräth er sehr geringe Einsicht in die Verhältnisse. Unnöthig ist auch die ausführliche deutsche Uebersetzung der im Anfange im Original mitgetheilten Statuten.

Genau genommen zerfällt das Buch in 3 Abtheilungen.

1) Die Geschichte der Universität bis ans Ende des 18. Jahrhunderts (S. 3—610), behandelt nach einer Einleitung, deren unnöthige Ausführlichkeit schon gerügt ist, die Gründung und Verfassung der Universität, die Dotation mit Stiftspräbenden, die Entstehung und Einrichtung der Bursen der philosophischen Facultät, die mit der Zeit zu ziemlich selbständigen Gymnasien wurden, die Theilnahme der Universität an den Concilien, die Universität im Zeitalter der Reformation, die Reformversuche der Universität, den Verfall der Universität; überall ist die Erzählung gestützt auf reiches urkundliches Material, welches theilweise — gewiß mit Recht — in voller Ausführlichkeit in den Text aufgenommen ist.

2) In drei Abschnitten (S. 611—984) werden aufgezählt die Gelehrten des 14. bis incl. 18. Jahrhunderts, welche durch Geburt, Bildung oder Wirksamkeit Köln angehören, in alphabetischer Reihenfolge mit ausführlichen Biographien, dann die Rectoren der Universität von der Gründung bis zur Aufhebung, endlich die personae illustres universitati Coloniensi immatriculatae. Als Nachtrag sind gegeben: ausführliche Nachrichten über die Niederlassung und das Wirken der Gesellschaft Jesu in Köln (seit 1556). Der Verfasser ist für diese letztere sehr eingenommen: „die Entstehung der Societät Jesu muß die christliche Welt als eine besondere Gnade Gottes betrachten". Demgemäß beurtheilt er auch das Verhalten der Universität zur Zeit der Reformation. Doch ist seine Darstellung treu genug (wie gleicherweise Kink's, im Standpunkte ihm verwandte, Geschichte der Wiener Universität), um es trotzdem durchscheinen zu lassen, daß in der That der Verfall der Universität beginnt mit ihrem kleinlichen negativen Verhalten gegen die großen Ideen der Reformation.

3) Anlagen (S. 1—405). Diese bringen eine große Anzahl höchst werthvoller Urkunden und Actenstücke, von denen einige für die Geschichte der Studien und des mittelalterlichen Universitätslebens überhaupt von außerordentlichem Interesse sind. Je mehr Material die letzten Jahre uns für die ältere Universitätsgeschichte gebracht haben, um so dringender liegt uns der Wunsch nahe, daß dies noch immer vermehrt werden möge, vor Allem jetzt von Seiten der oberdeutschen Universitäten, Heidelberg, Basel, Tübingen. Aber auch Erfurt, Rostock und Greifswald dürfen nicht lange

mehr ihre Schätze der Wissenschaft verschließen. Erst wenn aus den Acten auch dieser Universitäten, aus den Annalen, den Conclusen, den Formelbüchern u. s. w. reichliche Mittheilungen gemacht sind, wird es möglich sein, das vielgestaltige deutsche academische Leben im Mittelalter zu überschauen, dessen Eigenthümlichkeit uns noch lange nicht so vertraut ist, wie sie es zur richtigen Beurtheilung so mancher Erscheinungen, selbst noch der Reformationszeit, eigentlich sein sollte. Ein Werk über den philosophischen Cursus des Mittelalters wäre eine schöne lohnende Aufgabe; sie wird mit überraschender Vollständigkeit zu lösen sein, sobald jener Wunsch erfüllt ist.

Beigegeben sind 3 Kupfertafeln; die eine enthält das Siegel der altkölnischen Facultät der Künste, aus dem es jedoch nicht möglich ist, ein Bild des Originals zu gewinnen, die zweite stellt das vormalige Jesuiten-Gymnasium dar, die dritte endlich das große Universitätssiegel, das kleinere „Rücksiegel" und das Siegel der juristischen Facultät. Die Benennung des zweiten Siegels als „Rücksiegel" möchte Referent beanstanden, wie er auch die Umschrift desselben für nicht richtig gelesen hält. Schon 1833 lieferte der Verfasser von ihm eine Abbildung. Da lautete die Umschrift S. noris. vnivsi ‖ tat. studij colon, jetzt heißt sie, ohne daß über die Abweichung ein Wort verloren wird: s. curie. vniver ‖ sit: studij colon. — Abgesehen von der verschiedenen Abkürzung für universitatis, wo uns die jetzige Lesung richtig scheint, so halten wir curie nicht für erträglich. Falls das ie gesichert ist, wird zu lesen sein rectorie (denn rectoria sagte man in Köln statt rectoratus), sonst rectoris, was aber minder wahrscheinlich ist; rector wird oft abgekürzt rtor, was auf Siegeln leicht wie nor erscheint. Auf diesen Lesefehler des Verfassers fußend, möchte Referent demselben noch ein paar andere zutrauen. Sollte es z. B. in den S. 239 f. angeführten Verhandlungen über die Realisten und Nominalisten statt Guidanus et Marsilius nicht heißen müssen Buridanus et Marsilius?

Die Correctur läßt viel zu wünschen übrig, aber die Ausstattung, Papier wie Typen und Druckeinrichtung, ist sehr ansprechend.

Kampschulte, Dr. F. W., Privatdoc. d. Gesch. an d. Univ. Bonn, **die Universität Erfurt** in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation. Aus den Quellen dargestellt. 1. Thl.: Der Humanismus. Trier, 1858. Lintz. (X, 259 S. gr. 8.) geh. 25 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1857, Nr. 48, Sp. 757—758.

Bekannt ist das rege und aufgeweckte geistige Leben, welches im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in Erfurt eine rüstige Schaar jüngerer und älterer Humanisten führte. Camerarius entwirft uns noch in seinem Alter bei mehreren Gelegenheiten mit warmem Interesse ein Bild jenes Kreises, in welchem Mutianus, Eobanus Hessus und Crotus Rubianus hervorragten, zu welchem auch Hutten sich rechnete, und aus dem die Epistolae obscurorum

virorum hervorgingen. In dem vorliegenden Buche wird nicht nur eine ausführlichere Schilderung dieses Humanistenkreises beabsichtigt, sondern auch versucht, die Anfänge dieser Richtung in Erfurt so weit wie möglich zurück zu verfolgen, und von dem Aufenthalte des Petrus Luder und Jacob Publicus Rufus aus Florenz (jener 1460, dieser 1466 in Erfurt) an bis zu dem Mutianischen Kreise eine continuierliche Reihe herzustellen.

Zwei Eigenschaften müssen hier sofort rühmend bemerkt werden: das tüchtige Quellenstudium des Verfassers und sein, von nicht geringem Darstellungstalent unterstütztes, Bestreben, das Bild der allmähligen Entwickelung in anregender Weise vor dem Leser aufzurollen. Nicht bloß die gedruckten Quellen finden wir benutzt, sondern auch eine Menge ungedruckten Materials, Briefwechsel, Universitätsacten u. a. m.; der Verfasser hat selbst mehrere Reisen unternommen, um sicher zu sein, daß nichts Wesentliches an noch vorhandenem Materiale ihm entgangen sei. Eine wichtige Fundgrube war auch hier die Bibliothek Eduard Böcking's. So wird dies Buch stets ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte der Reformation bleiben.

Ob aber der Titel nicht anders hätte lauten sollen, ob es nicht besser gewesen wäre, schon in ihm sich auf jenen Humanistenkreis zu beschränken, darüber ließe sich füglich streiten. In der That beschränkt sich die humanistische Richtung auf den Mutianischen Kreis, die Universität als solche wird durch ihn kaum mehr berührt, als die Göttinger im vorigen Jahrhundert durch den Hainbund. Was aus dem 15. Jahrhundert erzählt wird, findet fast Alles ebenso auch anderwärts, z. B. in Leipzig, Belege, was seit 1520 vorgieng, nicht weniger; auch in Leipzig war 1520 Petrus Mosellanus Rector und bereits 1523 zum zweitenmale. Dem jetzt gewählten Titel völlig zu entsprechen, scheinen die Universitätsquellen gar nicht zu gestatten. Nach ihm hätten wir nämlich besonders erwartet, wie weit und in welcher Weise der Humanismus in die Facultätsvorlesungen Eingang fand. Hier war zu unterscheiden zwischen den von der Facultät vertheilten lectiones volventes, also den eigentlich officiellen Vorlesungen, ferner den außer diesen erlaubten, die freilich den Kreis derselben kaum überschritten haben werden, endlich den Baccalaureatsvorlesungen während der Hundstage (ist S. 35, Anm. 2 nicht philosophiae zu lesen statt philologiae?); hier war von jeher und überall Jedem zu lesen erlaubt, was er wollte und vermochte. Nach des Verfassers eigener Darstellung wird die Universität als solche, ihr Lehrcursus, ihre Organisation, erst 1519 vom Humanismus wesentlich beeinflußt, und nur die letzten Seiten des vorliegenden Buches handeln davon. Bis dahin hielt sich der Humanistenkreis sogar in Opposition zur Universität, wie wir hinreichend schon aus seiner Geringschätzung der academischen Grade ersehen. Auf diese, auf die Cooptation durch Graduierungen, war aber die Verfassung der mittelalterlichen Universitätscorporation recht eigentlich gegründet.

Sodann vermissen wir in der Darstellung sehr häufig eine dem Räsonnement zu Grunde liegende ausreichende Thatsache; wir hätten oft gern gesehen, daß der Verfasser weniger allgemein gesprochen, mindestens auf die thatsächlichen Belege in den Anmerkungen verwiesen hätte. Da werden wir aber nicht selten ganz rathlos gelassen, oder doch sehr unbestimmt abgefertigt. Es ist dies um so bedenklicher, einmal, da der Verfasser augenscheinlich mit Vorliebe eine ununterbrochen fortschreitende und mächtigen Einfluß übende Entwickelung darstellen möchte, also bei Abwägung der Zeugnisse schwerlich ganz unbefangen war, sodann, weil er auch hie und da vor Mißverständnissen nicht sicher ist. So erfahren wir nur nebenbei an ein paar Stellen, daß er die Ausdrücke via antiquorum und via modernorum auf den Gegensatz zwischen Scholastik und Humanismus bezieht, während sie doch beide jenem Gebiete angehören und nur den Unterschied zwischen Realismus und Nominalismus bezeichnen.

Endlich überschätzt der Verfasser auch wohl die Priorität Erfurts in der Pflege des Humanismus; die rheinischen Universitäten, namentlich Basel und Heidelberg, waren doch darin Erfurt um mindestens 20—30 Jahre voraus. Erst mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts kann hier von aufgewecktem humanistischen Treiben die Rede sein. Man erinnere sich nur der 1494 von Joh. Schramm gehaltenen Scherzrede, die Referent neuerdings herausgegeben hat.

Auch die, jetzt ebenfalls vom Referenten neu herausgegebene, im Jahre 1515 in Erfurt gehaltene scherzhafte Rede de generibus ebriosorum scheint dem Verfasser unbekannt geblieben sein; sie würde für die litteraria sodalitas Erphurdiana noch mehrere, sonst nicht genannte, Mitglieder nachgewiesen haben, und sicherlich wäre es dem Verfasser gelungen, zu ermitteln, wem sie beizulegen sei. Für das Leben und Treiben in jenem Kreise ist sie gewiß so characteristisch wie irgend möglich.

Wir sehen mit Interesse dem zweiten Theile entgegen, welcher, wie dieser den Humanismus, so die Reformation zum Gegenstande haben wird.

Schreiber, Dr. Heinrich, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. 1. Thl.: Von der Stiftung der Universität bis zur Reformation. Freiburg im Br., 1857. Wangler. (VIII, 266 S. 8.) geh. 28 Sgr.
A. u. d. T.:
Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau. 2. Liefg.

Literarisches Centralblatt 1857, Nr. 50, Sp. 789—790.

Der Verfasser der vorliegenden Universitätsgeschichte, die nur einen Theil seiner Geschichte der Stadt Freiburg ausmacht, ist durch gediegene historische Leistungen seit lange wohl bekannt, und die hier in Rede stehende Arbeit bewährt die Gründlichkeit und Methode seiner Quellenstudien von Neuem.

Die Universität Freiburg hat eine hohe selbstständige Bedeutung im Mittelalter allerdings nicht gehabt. Abgesehen davon, daß sie fast niemals völlig unabhängig von Wien war, raubte ihr auch die Nähe der günstiger gelegenen und günstiger ausgestatteten Universitäten Basel und Heidelberg, später auch die von Tübingen, vielfach die Fähigkeit und die Mittel einer aufblühenden Entwickelung. Aber zwei Punkte geben ihrer Geschichte auch allgemeinere Bedeutung: viele tüchtige Männer aus den oberrheinischen Gelehrtenkreisen haben hier einen Theil ihres Lebens zugebracht, und die Statuten enthalten namentlich in Betreff des geselligen Lebens Manches, was das sonst Bekannte willkommen ergänzt.

Der Verfasser ist sehr sorgfältig verfahren. Das Gefühl, inmitten der Quellen zu stehen, verläßt den Leser nicht; die Personalnotizen sind sehr dankenswerth; ein nüchternes, quellen- und zeitkundiges Urtheil hindert die Inficierung des historischen Materiales durch hineingetragene Auffassungen. Nur hätten wir aus den Quellen gern mehr im Originale mitgetheilt gesehen, und namentlich vermissen wir schmerzlich eine Uebersicht über die Quellen, welche speciell der Universität zugehören, mit einer Angabe ihres Characters, ihrer Vollständigkeit u. s. w. Hoffentlich werden wir bald dahin gediehen sein, daß dieser, dem sonstigen Stande unserer historischen Forschung nur entsprechenden, Forderung sich auch die Universitätsgeschichte nicht mehr entzieht.

Wir hoffen, der Verfasser wird diesem ersten Bande, der nur bis zum Eintritte der Reformation führt, bald den zweiten nachfolgen lassen. Es ist dies schon des vollen Verständnisses des vorliegenden Theiles wegen nöthig, da hier ohne eigentlichen Abschluß abgebrochen wird, denn der Eintritt der Reformation macht in der Geschichte der Universitäten, und so auch Freiburgs, bei Weitem weniger Epoche, als der Zeitpunkt der definitiven Consolidierung derselben kurz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts. Bis dahin wird denn hoffentlich der zweite Theil uns führen.

Köpke, R., die Gründung der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personalbestand. Berlin, 1860. Dümmler. (VIII, 300 S. 4.) 2 Thlr. 20. Sgr.

Literarisches Centralblatt 1860, Nr. 47, Sp. 740—741.

Das vorliegende Werk, welches die Vorgeschichte, die Gründung und die beiden ersten Triennien der Berliner Universität umfaßt, ist eine würdige Gabe zu dem 50jährigen Jubelfeste, welches jene im vorigen Monate begangen hat. Der Verfasser hat in erschöpfender Weise aus den Quellen gearbeitet, indem ihm nicht nur die Archive zu unbeschränkter Benutzung geöffnet wurden, sondern auch Private ihm viele und wichtige Mittheilungen

zukommen ließen. Ueberdies besaß er als genauer und feiner Kenner unserer neueren Literatur in ganz besonderem Grade Kenntniß von den geistigen Richtungen und Kämpfen, die vor, während und nach der Gründung die gelehrten und gebildeten Kreise der deutschen Nation bewegten.

Dem Geheimen Cabinetsrath Beyme gebührt das Verdienst, zuerst und ungedrängt durch andere Verhältnisse den Plan ins Auge gefaßt und verfolgt zu haben, in Berlin eine Universität zu gründen, bereits in den Jahren 1799 und 1800. Im Jahre 1802 ließ er von dem Philosophen J. J. Engel einen vorläufigen Entwurf ausarbeiten[1]). Dann ruhete die Frage einige Jahre. Erst der Verlust zweier preußischer Universitäten (Halle und Erlangen) im Frieden von Tilsit drängte sie wieder in den Vordergrund. Die Halleschen Professoren baten nach Schließung dieser Universität, sie nach Berlin hinüberzunehmen, und jetzt nahm Beyme den alten Plan wieder auf, der nunmehr eine Zeit lang mit großer Hast betrieben ward. Schmalz, Wolf und Fichte waren es hauptsächlich, die er zu Rathe zog; von ihnen liegen ausführliche Gutachten und Entwürfe vor. Als Beyme sich zurückzog und Stein ins Ministerium trat, der dem Plane nicht eben günstig war, erkaltete der Eifer abermals. Aber seit dem Februar 1809, wo Wilhelm v. Humboldt die Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts übernahm, ward der Plan von Neuem aufgenommen und rüstig seiner Vollendung entgegengeführt, dessen sich nunmehr bereits die Presse bemächtigt hatte. Mit gleicher Unermüdlichkeit wie der Freiherr v. Münchhausen bei der Gründung der Universität Göttingen, aber mit noch umfassenderem Geiste und idealerem Sinne, widmete sich W. v. Humboldt der großen Aufgabe, die er nunmehr weit hochherziger auffaßte, als dies bis dahin geschehen war, wo man noch nicht gewagt hatte, neue und bedeutende Anforderungen an den Staat zu stellen (man gedachte in der Hauptsache sich auf die von Halle her noch disponiblen Fonds zu beschränken). Ihn bewegte hauptsächlich der Gedanke, „einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen des preußischen Staats zu

1) Hr. Prof. Köpke vermuthet, daß Engel zwei Gutachten ausgearbeitet habe, eines schon in früherer Zeit, das zweite 1802; das erstere sei verloren gegangen. Diese Ansicht können wir nicht theilen. Beyme spricht stets nur von Einem Gutachten, und über die Zeit der Abfassung geht aus seinen Worten nichts Bestimmtes hervor. Das „Kennzeichen" aber (Köpke meint doch wohl die Worte „Wird niemals gedruckt"), das Nolte bei Erwähnung der Denkschrift Engel's angiebt, kann wohl von vornherein nicht auf dem Exemplare gesucht werden, das sich in den Berliner Ministerialacten findet. Das konnte er doch unmöglich „bei einem Freunde des Verstorbenen" einsehen. Die erwähnte „eigenhändige Urschrift" wird vielmehr das Concept der Denkschrift sein, dessen Abschrift (gleichviel ob eigenhändige oder von einem Anderen gefertigte) Engel dem Geheimen Cabinetsrathe einhändigte. Es ist also der Brief und die Denkschrift Engel's vom 13. März 1802 wirklich die älteste Urkunde der Berliner Universität.

erregen, und in einem Zeitpunkte, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht ward, der deutschen Wissenschaft eine damals kaum gehoffte Freistatt zu eröffnen" (Worte aus dem Antrage Humboldt's an den König vom 24. Juli 1809). Hierbei unterstützte ihn in löblichster Weise der damalige Finanzminister v. Altenstein. Es sind wohl seltene Worte im Munde eines Finanzmannes, die Altenstein am 2. Juli 1809 an Humboldt richtete: „Auch würde die Bestimmung des Fonds nicht so sehr zu beschränken, sondern sogleich der Antrag auf 120000 Thaler wenigstens zu richten sein. Es bleibt immer verhältnißmäßig selbst zu den Kräften des Staats in ruhigen Zeiten sehr wenig". Humboldt beantragte dann 150000 Thlr. und sie wurden wenige Tage darauf bewilligt. Manche Schwierigkeiten waren zwar auch jetzt noch zu überwinden, manche Berathungen zu pflegen, bei denen nunmehr Schleiermacher und Savigny in den Vordergrund traten, aber die Gründung der Universität war gesichert, es handelte sich wesentlich nur noch um Fragen der Organisation und um die zu berufenden Persönlichkeiten. Am 22. September 1810 überreichte die Section dem Könige den Schlußbericht; Mittwoch, den 10. October, 4 Uhr Nachmittags, nahm der vom König ernannte erste Rector, Schmalz, die Professoren durch Handschlag in Pflicht, am 15. October eröffnete Hufeland seine Vorlesungen, am 21. Fichte, am 29. die Mehrheit; die noch übrigen in der ersten Hälfte des November. An welchem Tage die ersten Immatriculationen vorgenommen wurden, darüber haben wir keine Angabe gefunden.

Nicht lange nach Eröffnung der Universität ward das academische Leben durch die Freiheitskriege aufgestört; die Hörsäle leerten sich, im Sommer 1813 wurden nur 28, im darauf folgenden Winter nur 29 immatriculiert („frequentissimarum scholarum fausta infrequentia"). Dies verhinderte auch, die Organisation der Universität schneller zum Abschlusse zu bringen. Erst Ostern 1817 erhielten die Facultäten ihre Siegel, und am 26. April erfolgte die feierliche Uebergabe der Statuten.

Bis hierher hat der Verfasser seine Darstellung geführt, die mit eingehender Sorgfalt alles irgend Bemerkenswerthe ausführlich zu erörtern sucht. Nur der Stil ist hie und da nicht frei von Manier und von gesuchten und erkünstelten Beziehungen, so z. B., wenn gesagt wird, Fichte sei fürs Vaterland gestorben, weil er einem Nervenfieber erlag, das er wahrscheinlich durch Ansteckung von seiner Frau bekommen hatte, die ihrerseits wieder in den Lazarethen bei der Pflege der Verwundeten angesteckt worden war.

Im Anhange sind 50 Urkunden, Briefe, Gutachten, Denkschriften, Cabinetsordres u. s. w. aus den Jahren 1802—1816 abgedruckt. Gewiß wird Niemand etwas von dem hier Mitgetheilten entbehren wollen. Schließlich folgen statistische Tabellen, aus denen wir nicht unterlassen können, auf die geringe

Zahl der Promotionen in der philosophischen Facultät rühmend aufmerksam zu machen. Die Berliner Facultät hat nicht mehr als durchschnittlich jährlich 11 Doctoren rite promoviert. Da möchte man auch sagen in frequentissima schola fausta infrequentia!

Die Ausstattung ist sauber, aber das Format halten wir für verfehlt.

Vischer, Prof. Dr. W., **Geschichte der Universität Basel** von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Im Auftrage der academischen Regenz zur Feier des vierhundertjährigen Jubiläums verfaßt. Basel, 1860. H. Georg. (XII, 328 S. gr. 8.) 2 Thlr.

Literarisches Centralblatt 1861, Nr. 17, Sp. 271—272.

Die ältere Geschichte der Universität Basel beansprucht in mehrfacher Beziehung ein höheres Interesse als die mancher, wenn auch weit größeren, ihrer Schwestern. Einmal ward in der Stiftungsurkunde Basels als Vorbild Bologna genannt, während alle übrigen deutschen Universitäten nach dem Muster von Paris gestiftet sind; der Unterschied in der Verfassung der italienischen und der französisch-deutschen Universitäten ist aber ein diametraler, auf jenen regierten die Studierenden, auf diesen die Lehrer. Wie war also die Verfassung Basels? Ferner war Basel in den 70er und 80er Jahren des 15. Jahrhunderts der Schauplatz höchst characteristischer Vorgänge innerhalb der philosophischen Facultät durch die vollständige Trennung der Partei der Normalisten und Realisten. Endlich bildete Basel den Hauptausgangspunkt der humanistischen Studien für Deutschland. Es ward daher doppelt schmerzlich empfunden, daß wir gerade von Basel eine zuverlässige Universitätsgeschichte der älteren Zeit noch immer entbehren mußten; über den zuletzt genannten Punkt waren wir noch am leidlichsten unterrichtet, über den ersten aber so gut wie gar nicht, und über den zweiten nur in irreleitender Weise.

Das im vorigen Jahre gefeierte Universitätsjubiläum hat nunmehr endlich diese Lücke ausgefüllt, und zwar, wie wir mit großer Genugthung aussprechen können, in völlig zweckentsprechender Weise. Wir müssen dieses Lob um so schärfer betonen, je bescheidener der Verfasser sich in der Vorrede ausspricht. Die Arbeit ist aus einem gründlichen, methodisch angelegten Quellenstudium erwachsen und für das behandelte Gebiet sicher erschöpfend; der Verfasser verwechselt ferner nicht Universitätsgeschichte und Gelehrtengeschichte, er hat Sinn und Verständniß für die Geschichte der Verfassung der Universität; seine Darstellung endlich ist so geschickt gruppiert und so fließend, daß man mit regem Interesse derselben von Anfang bis Ende folgt. Sehr interessant ist namentlich die Schilderung der Verfassungskämpfe, die eben aus dem Hin- und Herschwanken zwischen den Einrichtungen der italienischen und der französisch-deutschen Universitäten hervorgiengen, die in der Geschichte der

deutschen Universitäten (einzelne Vorgänge in Prag im 14. Jahrhundert abgerechnet) völlig ohne Gleichen dastehen. Allmählig näherte sich Basel den deutschen Einrichtungen immer mehr, aber noch bis unmittelbar vor der Reformation konnte ein Studierender zum Rector gewählt werden.

Der Anhang enthält 15 werthvolle Beilagen, die wir freilich gern noch vermehrt gesehen hätten. Möchte uns die Freude zu Theil werden, recht bald ein Urkundenbuch oder doch mindestens eine Sammlung der älteren Statuten der Universität und der Facultäten erscheinen zu sehen.

Die Wittemberger Universitäts- u. Facultäts-Statuten vom Jahre 1508, zur Feier des Jubiläums d. Univ. Wittenberg-Halle hrsg. i. Auftr. d. . . . Thüringisch-Sächsischen Vereins ꝛc. (von Prof. E. Dümmler in Halle und Prof. Th. Muther in Rostock). Halle 1867. Buchh. d. Waisenh. (1 Bl., XXVIII, 50 S. 4.) 20 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1867, Nr. 31, Sp. 861—862.

Es ist sehr dankenswerth, daß die oben genannte Gelegenheit benutzt worden ist, um wichtiges urkundliches Material zur ältesten Geschichte der schon von ihrer Gründung an für die Entwicklung der deutschen Universitäten so bedeutungsvollen Universität Wittemberg allgemein zugänglich zu machen. Jede solcher Veröffentlichungen vertieft unsere Kenntniß von der früheren Gestalt unserer Bildungsanstalten, doppelt, wenn sie so umsichtig unternommen und zugleich so geschickt ausgebeutet wird, wie dies in der vorliegenden Schrift geschehen ist. In der Einleitung orientiert Th. Muther, dem wir schon manche tüchtige Studie zur Geschichte der Deutschen Hochschulen verdanken, über die Bedeutung der Gründung Wittemberg's, welche zunächst auf alleinige Autorisation des Kaisers hin erfolgte und so als ein deutliches Symptom gelten darf, daß die Alleinherrschaft der Kirche auf geistigem Gebiete auch officiell schon gebrochen war; auch bekunden die Wittemberger Statuten bereits in wesentlichen Punkten die Grundsätze einer neuen Zeit. Diese Statuten wurden der Universität erst einige Jahre nach ihrer Gründung (1502), im Jahre 1508, vom Churfürsten gegeben. Vorher hatte nur die Artistenfacultät einige Satzungen für sich entworfen (deren Abdruck für das nächste Heft des Thür.-Sächs. Vereins in Aussicht gestellt wird); denn daß die Behauptung, auch die Universität habe bereits 1502 Statuten erhalten, falsch ist, beweist hinlänglich schon der Eingang der Statuten von 1508. Für den Concipienten dieser hält Muther, und wir müssen ihm durchaus beitreten, den berühmten Juristen Chr. Scheurl. Der Ausgabe voran geht dann eine Schilderung der Ueberlieferung durch Dümmler: im Original sind leider und unbegreiflicher Weise die Statuten weder der Universität noch der vier Facultäten erhalten, die Herausgabe war daher recht eigentlich eine Arbeit philologischer Kritik. Fast überall müssen wir uns mit den getroffenen Berichtigungen ein-

verstanden erklären, deren einige selbst einem Philologen der alten Schule alle Ehre gemacht haben würden, z. B. S. 32, 4. Nur S. 8, 1 ist nicht tantum zu streichen, sondern dafür tunc zu lesen, vergl. S. 31; S. 8, 2 ist Nichts in Unordnung, nisi quod bezeichnet „außer daß, nur daß," und der Sinn ist: die Zahlung für die Promotion beträgt so und soviel, nur daß die Doctoren noch außerdem für Barette und Handschuhe 2c. zu sorgen haben; S. 9, 1 dürfte dentur auch aus dem folgenden inferantur ergänzt werden können; sollten S. 19, 1 nicht Text und Variante ihren Platz zu tauschen haben? nicht auch S. 29, 1?; das vel S. 29, 3 darf ein Nichtjurist, wie Referent, wohl nicht antasten, aber S. 31, 1 hat sich der Herausgeber verzählt, es ist sedecim zu lesen ($3^1/_3 + 2 \times 6^2/_3 = 16^2/_3$), was auch dem überlieferten totidem noch näher kommt, neben welchem novem nur Glossem ist; S. 34, 3 war tamen zu tilgen nicht nöthig, ebenso wenig S. 32, 2 quater; und da wir nun einmal so unartig geworden sind, die Feder in die rothe Tinte zu tauchen (die ungeschickteste Manier zu recensieren, wir wissen es), warum S. 18, 1 zedulam in cedulam geändert und S. 35 nicht; warum muß S. 2, 2 der biedere Wulfgang seinen niederdeutschen Namen mit einem hochdeutschen vertauschen, während doch S. 19 Petrus Lumbardus sich seines ihm nimmermehr zukommenden u ungestört erfreuen darf?

Thaulow, Prof. Dr., unsere Landes-Universität Kiel. Erstes Sendschreiben. Kiel, 1872. Universitätsbuchhandlung. (13 S. 8.) 15 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1872, Nr. 28, Sp. 748.

Im Jahre 1862 bildeten sich in Schleswig-Holstein auf Anregung des Professor Thaulow zahlreiche Localcomité's, um das nöthige Geld zu einem Neubau des Universitätsgebäudes durch freiwillige Spenden aufzubringen. Die Thätigkeit dieser Vereine hatte guten Erfolg, eine Summe von 100000 Thalern ward gesammelt. Die dann eintretenden politischen Ereignisse verschoben den Bau, der nun auf Befehl des Kaisers in weit umfassenderer Weise, als anfänglich beabsichtigt war, ausgeführt werden wird. Das vorliegende Sendschreiben, das sich als ein erstes bezeichnet, hat zunächst den Zweck, die Localcomité's von dieser erfreulichen Wendung der Angelegenheit in Kenntniß zu setzen, sodann sie zu einer regen Betheiligung bei dem nach Vollendung des Baues bevorstehenden Einweihungsfeste aufzufordern. Ob hierzu ein eigenes Sendschreiben (und es sollen noch zwei folgen), ob eine schon jetzt ausgegebene besondere Aufforderung nöthig waren? Wir müssen gestehen, die Betonung der provinciellen Selbständigkeit, die Behauptung, daß gerade die Universität der Ausdruck dieser sein solle, der excentrische Satz, daß das Zauberwort „Einheit" ein Höllenwort werden könne, haben uns sehr die Befürchtung nahe gelegt, daß eine particulare Tendenz sich durch

dies Sendschreiben hindurchziehe, und daß mit jener, schon jetzt durch eine besondere „Organisation" vorzubereitenden Feier eine particularistische Demonstration beabsichtigt werde. Es soll uns freuen, wenn wir uns in dieser, zwischen den Zeilen herausgelesenen Besorgniß täuschen, denn kein Institut erscheint uns weniger für die Betonung particularer Selbständigkeit geschaffen zu sein, als eine Universität, die der Natur der an ihr gepflegten höheren Geistesbildung wie der Erfahrung nach unfehlbar zu Grunde gehen muß, sobald ein provincieller Luftzug sich in ihr geltend zu machen beginnt. Aber wir wurden bei der Lectüre dieses ersten Sendschreibens unwillkürlich an jenes wunderliche Glückwunschschreiben erinnert, das die Universität Kiel an ihre jüngste Schwester, die Universität Straßburg, richtete, und das so gerechtes Aufsehen erregte, da in demselben beinahe mehr von Kiel, und zwar in einem fast larmoyanten Tone, als von Straßburg die Rede war, so daß, handelte es sich um ein altes Denkmal, man hätte versucht sein können anzunehmen, es seien zwei gar nicht zusammengehörige Fragmente im Lauf der Ueberlieferung durch irgend einen Leimsieder zusammengekleistert und dann durch Ueberarbeitung zum Scheine einer Einheit gebracht. Wir meinen, für eine deutsche Universität giebt es kein anderes Heil, als durch den vollsten und lebhaftesten Kräfteaustausch mit den deutschen Schwesteruniversitäten jeden Rest und jeden Schein provincieller Besonderheit geflissentlich abzustreifen, und traurig wäre die Kiel zugedachte Rolle, wenn unsere obige Besorgniß nicht ungerechtfertigt sein sollte.

Zeißberg, Dr. H., **das älteste Matrikel-Buch der Universität Krakau.** Beschreibung und Auszüge. Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. Innsbruck, 1872. Wagner. (4 Bll., 108 S. 8.) *M* 3.40.

Literarisches Centralblatt 1872, Nr. 40, Sp. 1091—1092.

Die Universität Krakau, gegründet im Jahre 1364, ward im Jahre 1400 erneut, und von da an besitzt sie ihre Matrikel, ihre Statuten, die Promotionsverzeichnisse der philosophischen Facultät u. A. Letztere beide sind bereits herausgegeben, aus ersterer, die die Verzeichnisse der Immatriculation enthält, erfolgt in vorliegendem Schriftchen ein Auszug; höchst willkommen, denn in den Matrikeln unserer Universitäten ruht ein noch fast ganz ungehobener Schatz für die Bildungsgeschichte und die Gelehrtenbiographie, und es ist wahrhaft zu bedauern, daß Förstemann's muthiges Vorbild so wenig Nachahmung gefunden hat. Welch' eine Fülle ausgiebigster Resultate würden sich feststellen lassen, wenn die Matrikeln aller Universitäten, sei es auch einstweilen nur bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, gedruckt vorlägen! Bis das geschehen ist (und wer von uns wird es erleben?) wollen wir, in Ermangelung des Ganzen, doppelt dankbar sein, wenn uns mit so viel Umsicht und

Zuverlässigkeit wenigstens ein Theil des Gewünschten geboten wird, wie es in vorliegendem Schriftchen geschieht. Voran steht eine Beschreibung der Handschrift (die bis zum Jahre 1508 geht) mit der Liste der Beförderer und Wohlthäter der Universität, der Doctoren und Magister. Wenn S. 17 die Inscriptionsgebühren „Collegiengeld" genannt werden, so ist das wohl ein, uns freilich unbekannter, Austriacismus, da wir sonst unter dieser Benennung die Honorare für die Vorlesungen verstehen. Ebenda ist ohne Zweifel richtig vermuthet, daß das totum der Inscriptionsgebühren 8 Gr. betrug (in Leipzig waren es 10), da bereits bei Entrichtung von 9 Gr. dabei steht de sua liberalitate 9 gr. dedit. Wenn es aber S. 18 heißt, zuweilen werde „gezahlt" propter deum, so ist das mißverstanden; nicht gezahlt, sondern erlassen ward propter deum; gewiß werden daneben ganz geringfügige Beiträge notiert sein. S. 19 folgt eine Tabelle mit den Ziffern der semestralen Immatriculationen, die eine höchst interessante Scala nachweist (Max. 375 im Sommersemester 1500, Min. 8 im Wintersemester 1496/97); wohl geeignet, auch hier die landläufigen Uebertreibungen von der Frequenz der Universitäten im Mittelalter auf das rechte Maß zurückzuführen, wie es in Betreff Prags und Leipzigs längst geschehen ist. S. 22 folgt ein Verzeichniß der Rectoren, S. 36 f. zunächst ein Verzeichniß der geschichtlich beachtenswerthen Scholaren, das nur ein Mann herstellen konnte, der in der Geschichte jener Gegenden so bewandert ist wie der Herausgeber. An dies schließt sich ein Verzeichniß der deutschen (doch auch der romanischen, schottischen, skandinavischen) Scholaren, nach ihren Heimathsgegenden gesondert, darunter, um nur die berühmtesten zu erwähnen, Conrad Celtes (1489; ist Johannes de Zommersfelth 1491 der bekannte Joh. Aestieampianus?), Thomas Murner 1499 u. A. In einem letzten Capitel sind diejenigen zusammengestellt, deren Heimathsort unnachweisbar oder mehrdeutig ist, wie de Francfordia u. A., denn leider zerfielen die Studierenden Krakau's nicht in Nationen, was die Feststellung vielfach erleichtert haben würde. Uebrigens haben wir hier nicht immer den Grund des Zweifels eingesehen, wie bei S. 102 de Elvang, wo doch wohl, zumal da hier die Angabe der Diöcese fehlt, nur die bekannte Stadt zu verstehen ist, ferner S. 104 de Torrnia dioc. Lobaniensis, worunter doch nur Thorn in der Culmer (Löbauer) Diöcese gemeint sein kann; auch würde uns S. 105 Auerbach dioc. Bamboriensis nicht zweifelhaft erschienen sein; doch ist es immerhin besser, in solchen Fragen ein wenig zu peinlich als das Gegentheil zu sein.

Prantl, Dr. Carl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. Zur Festfeier ihres 400jährigen Bestehens im Auftrage des academischen Senates verfaßt. 2 Bände. München, 1872. Kaiser. (VIII, 758; VIII, 579 S. gr. 8.) 6 Thlr. 20 Sgr.

Literarisches Centralblatt 1872, Nr. 41, Sp. 1112—1114.

Im April 1868 beauftragte der academische Senat der Universität München den Prof. C. Prantl, zu der für das Jahr 1872 bevorstehenden Jubelfeier der Universität, die 1472 in Ingolstadt inauguriert worden war, eine umfassende Geschichte derselben auszuarbeiten. Mit Recht lenkte sich der Blick des academischen Senats auf den gelehrten und hochverdienten Verfasser der Geschichte der Logik; denn da in dem ersten Jahrhundert unserer Universitäten der academische Cursus fast ganz und gar auf dem Studium der Philosophie beruhte, so mußte gerade mit den Studien Prantl's dieser Gegenstand sich nahe berühren, und überdies konnte man von der charactervollen Auffassung und der unermüdlichen Arbeitskraft des Genannten sich die Ueberwindung auch größerer, hier allerdings drohender Schwierigkeiten versprechen. Diese Erwartung und dies Vertrauen sind glänzend gerechtfertigt worden. Trotz selbst unerwarteter Schwierigkeiten und trotz des ungewohnt reichlichen Materials, das durchzuarbeiten war, hat der Verfasser seine Aufgabe rechtzeitig gelöst, und als sich von nah und fern die Gäste zum Jubiläum sammelten, lag auch in zwei stattlichen Bänden die Geschichte der Universität fertig da, gewissermaßen eine Antwort auf die Frage, ob man auch zu jubilieren ein Recht habe.

Der erste, stärkere Band umfaßt die eigentliche Geschichte, der zweite die Urkunden und sonstigen Belege, ohne doch mit der Prätention aufzutreten, ein vollständiger Urkundenband zu sein. Vor Allem haben wir die Sorgfalt der archivalischen Studien, die Uebersichtlichkeit der streng eingehaltenen Disposition und die Gleichmäßigkeit der Behandlung zu rühmen. Der Verfasser hat sich mit großer Kunst zum Herrn seines Stoffs gemacht, nirgends begegnet man Längen, nirgends einer Bevorzugung gewisser Partien, überall einer klaren, einfachen, die Ereignisse und Personen mit sicherer Hand zeichnenden Darstellung. Dabei verläßt uns nirgends das Gefühl, daß der Verfasser ein volles Verständniß für die verschiedenen Zeiten besitzt, in die er seine Universitätsgeschichte einzureihen hat. Sehr dankenswerth ist es auch, daß er alles Biobibliographische im zweiten Bande in einen besonderen Abschnitte behandelt hat, sodaß er in der fortlaufenden Darstellung durch Rücksicht auf dies Moment nirgends gehemmt ward. Jeder Abschnitt beginnt mit einer Erörterung der allgemeinen Verhältnisse, behandelt dann die Frequenz der

Universität, ihre Stellung zu den anderen Behörden und Corporationen, darauf die Facultäten, die Institute, endlich die Studenten.

Der Verfasser theilt die Geschichte seiner Universität in drei Zeiträume. Der erste reicht von der Gründung der Universität bis zum Eintritte der Jesuiten 1550. Mit feiner Kenntniß werden die großen Bewegungen des 15. Jahrhunderts dargelegt, die scholastischen Klopffechtereien, der Humanismus, der nach einer fast tausendjährigen geistigen Nacht der Welt die Morgenröthe eines neuen Tages brachte. Obwohl noch an das hergebrachte Muster sich anschließend, verräth die Gründung Ingolstadts doch in Manchem bereits die Wirkung einer modernen Zeit. Die Reformation begründet keinen Hauptabschnitt; die Verhältnisse in Ingolstadt blieben ziemlich dieselben, nur wurden alle Kräfte in Anspruch genommen, dem Gifte der neuen Lehre entgegenzutreten und sie fern zu halten. Das gelang denn auch, freilich nur mit Zuhülfenahme von Feuer und Schwert; denn auch die rein „geschäftsmäßige" Darstellung unseres Buches beweist von Neuem, daß die Reformation eine allgemein deutsche That war, von der nur durch künstliche Mittel ein Theil Süddeutschlands ausgeschlossen worden ist.

Der zweite Zeitraum geht vom Eintritte der Jesuiten bis zur Aufhebung dieses Ordens (1550—1773). Der Kampf der Universität gegen den Orden, der mit der Zeit doch die theologische und philosophische Facultät und den canonischen Lehrstuhl der juristischen unter sich brachte, füllt hier das Hauptinteresse aus. Obwohl die Einführung der Jesuiten gewiß nur die richtige Consequenz des bedauerlichen Verhaltens war, das die Universität zur Zeit der Reformation beobachtet hatte, so folgt man doch fortan mit Achtung dem zum Theil höchst ehrenwerthen Auftreten der Universität und Einzelner in ihr. Der Verfasser spricht sich über die schädliche Einwirkung des Ordens offen aus. „Trotzdem, sagt er, war das Eingreifen des Jesuitenordens an sich schon ein unermeßliches Unglück für die Universität; denn hier handelte es sich nicht mehr, wie in der vorhergehenden Periode, um die Nachtheile eines einseitigen Confessionalismus, sondern um die Wirkungen eines gemeingefährlichen Instituts, welches jedem Einzelnen seiner Mitglieder bewußt oder unbewußt in höherem oder geringerem Grade ein Element des Bösen einimpfte." Diese Partie ist wohl die spannendste des Buches und auch für die heutigen Tage voll lehrreicher Parallelen.

Der dritte Zeitraum umfaßt das jüngste Jahrhundert der Universität. Nicht gleich war mit der Entfernung der Jesuiten der Eintritt einer besseren Zeit verknüpft, erst die neue Einrichtung der Universität vom 25. Nov. 1799, eine der ersten durchgreifenden Regierungshandlungen des neuen Regenten Max Joseph und seines Ministers Montgelas, schuf einen radicalen Umschwung, der bald durch die Verlegung der Universität nach Landshut sich noch deut-

licher documentierte. Von hier an wird die Darstellung in unserem Buche mehr und mehr farblos, was man in einer officiellen Schrift durchaus gerechtfertigt finden wird. Niemand wird dessenungeachtet das Buch aus der Hand legen ohne auch für die hohe und reife Auffassung des Verfassers mit Hochachtung erfüllt zu sein.

Einen unbedeutenden kleinen Zusatz wolle man dem Referenten gestatten, weil er für die deutschen Universitäts- und Gelehrtenverhältnisse zur Zeit der Gründung Ingolstadts characteristisch ist. Den Bedeutendsten unter den Mitgliedern der philosophischen Facultät bei Gründung der Universität nennt Prantl den Joh. Tolhoph aus Kemnat. Dieser nun spielte um dieselbe Zeit auch in Leipzig eine Rolle. Hier ward er im Sommer 1466 Baccalaureus, im Winter 1468/69 Magister, 1471 Collegiat des großen Collegium; aber noch in demselben Jahre heißt es von ihm discessit. Aus Prantl's Buche erfahren wir jetzt, daß er nach Ingolstadt gegangen ist, wo er an der Eröffnung der Universität Theil nahm und als Collegiat des collegium ducale erscheint. Aber er blieb nicht lange, im Sommer 1474 war er wieder in Leipzig, und zwar — Rector der Universität. Und wieder finden wir ihn im Sommer 1475 in Ingolstadt als Decan der dortigen philosophischen Facultät und als lebhaften und officiellen Vorkämpfer der via antiqua; 1492 war er in Regensburg. Man sieht, er hatte etwas von dem unruhigen Geiste seines Freundes Celtes, und sein Briefwechsel mit diesem, der in Wien liegt, dürfte wohl von Interesse sein.

Budinsky, Prof. Dr. Alex., **die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter.** Ein Beitrag zur Geschichte der hohen Schule. Berlin, 1876. W. Hertz. (XII, 234 S. 8.) M. 7.—

Literarisches Centralblatt 1877. Nr. 19, Sp. 620—621.

Der Titel deutet ein doppeltes Thema an, eine Geschichte der Universität Paris im Mittelalter und eine besondere Darstellung des Fremdenbesuches an derselben. Es wäre wohl besser gewesen, wenn der Verfasser den Titel nur auf den letzten Gegenstand gerichtet hätte, denn was im ersten Abschnitte über Paris und seine Universität im Mittelalter gesagt wird, ist nur eine ziemlich flüchtige und in keiner Hinsicht einige Selbständigkeit beanspruchen könnende Skizze, die man höchstens als allgemein orientierende Einleitung für das Folgende gelten lassen darf. Mit Behandlung des zweiten Gegenstandes hat aber der Verf. einen glücklichen Griff gethan. Die hohe Schule in Paris galt im Mittelalter als die höchste Repräsentantin der Gelehrsamkeit, ein fast mythischer Nimbus knüpfte sich an sie, und wer dort gewesen war, hatte fürs

Leben an diesem Nimbus Antheil. So ist es sehr interessant, die Namen derer, die aus fremden Nationen nach Paris gegangen waren, festzustellen und zusammenzustellen, namentlich, wenn sie später auch durch ihre Leistungen eine hervorragende Rolle gespielt haben. Für uns Deutsche wäre es von ganz besonderem Interesse, die Namen aller derer zu wissen, die, namentlich in der älteren Zeit des Mittelalters, in Paris studiert haben. Leider reichen die urkundlichen Quellen der Universität nicht so weit hinauf (die Register für die deutsch-englische Nation beginnen erst mit dem Jahre 1333). Der Verf. giebt darum nur eine Auswahl, beschränkt sich aber dafür auch nicht auf die Deutschen, sondern zieht sämmtliche Fremde in Betracht. Nachdem er über das Leben der Fremden an der Universität recht instructiv gehandelt, auch ihre Collegien ausführlich besprochen hat, folgt ein alphabetisches Verzeichniß der hervorragenderen fremden Lehrer und Schüler mit bio-bibliographischen Ausführungen in 7 Capiteln, von denen das zweite die Deutschen enthält. Man wird es nicht ohne großes Interesse durchblättern und nur bedauern, daß der Verf. nicht zur Ergänzung desselben eine kurze chronologische Uebersicht hinzugefügt hat; erst durch diese würde das culturhistorische Interesse dieser Zusammenstellung hell hervortreten. So hatten z. B. im 12. Jahrhundert von deutschen Kirchenfürsten nachweislich in Paris studiert: acht Erzbischöfe (drei von Magdeburg, zwei von Mainz, zwei von Salzburg, einer von Köln), sechs Bischöfe, fünf Aebte u. s. w. Unter den im 12. Jahrhundert in Paris Studierenden, die sich später hervorthaten, befanden sich Angehörige mehrerer deutschen Fürstengeschlechter (Oesterreich, Kärnthen, Thüringen, Pfalz und neun aus gräflichem Geschlechte) und von Einigen wissen wir, daß sie am französischen Hofe gerne gesehen waren. Man sieht, wie vorbereitet das Einströmen französischen Einflusses in deutsches Wesen gegen Ende des 12. Jahrhunderts war. Uebrigens muß man dem Verfasser zugestehen, daß er mit großem Fleiße gearbeitet hat. Er hat nicht bloß die, leider nur spärlichen, urkundlichen Quellen der Pariser Universität (jetzt auf der Universitätsbibliothek daselbst) durchgearbeitet, sondern ganz besonders auch alle geschichtlichen, namentlich biographischen Quellen des Mittelalters und die Werke der Neuzeit über jene. Er lehnt nur die vollständige und erschöpfende Ausnutzung der monographischen Literatur ab, und man wird so billig sein müssen, ihm hier, wo es sich um einen ersten Wurf handelt, dies nicht zum Vorwurfe zu machen. Dagegen hätte er hier und da doch noch einen Schritt weitergehen können. Wenn z. B. S. 150 das bekannte Factum erwähnt wird, daß Ludwig II. von Thüringen um das Jahr 1163 seine beiden Söhne nach Paris sandte, so war dies wohl wichtig genug, um die Namen dieser beiden Söhne und ihr ferneres Auftreten zu constatieren, denn ungern vermißt man nun in diesem Buche die Notiz, daß der berühmte Gönner der Dichter, in dessen Auftrage nicht bloß so manche französische Epen, sondern

auch gelehrte Werke in das Deutsche übertragen wurden, Hermann von Thüringen, in Paris studiert hatte. Es wäre zu wünschen, daß der Verf. seine Studien in der angefangenen Richtung fortsetzte, um bei einer etwa nöthig werdenden zweiten Auflage uns ein allen Ansprüchen genügendes Werk bieten zu können.

Zur Gelehrtengeschichte

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Die Meusebach'sche Bibliothek.

Deutsche Zeitung 1850, Nr. 40, zweite Beilage. Serapeum, hrsg. von R. Naumann, XI (1850), S. 89—96 u. 109—112 (aus der Deutschen Zeitung abgedruckt).

I.

Wiederholt ist seit mehreren Jahrzehnten das für deutsche Literatur sich interessierende Publikum aufmerksam gemacht worden auf die in seiner Mitte sich bildende Bibliothek des Freiherrn von Meusebach. Die ausgezeichnetsten Gelehrten unseres Vaterlandes haben mit Lob auf dieselbe hingewiesen, einige auch, und zuweilen in fast geheimnißvollen Ausdrücken den entscheidenden Einfluß angedeutet, den jene Sammlung und die Persönlichkeit ihres Besitzers auf sie ausgeübt hatten, und so ist man auch in weiteren Kreisen schon seit Jahren daran gewöhnt, die Meusebach'sche Bibliothek als eine der wichtigsten Fundgruben deutscher Literaturschätze zu betrachten. Dennoch möchte die Zahl Derer nur gering sein, welche, mit der wahren Eigenthümlichkeit derselben näher vertraut, den richtigen Maßstab zur Beurtheilung ihres Inhaltes anzulegen im Stande wären. Der Verfasser dieser Zeilen, dem die Bibliothek genau bekannt ist, hofft daher durch eine Schilderung derselben den Freunden deutscher Literatur einen Dienst zu erweisen, und indem er sie mit diesem wahrhaft nationalen Schatz vertrauter macht, wünscht er dazu beizutragen, daß dem Vaterlande die werthvolle Sammlung unter allen Umständen und für die Dauer gesichert werde.

Die Jugend des Sammlers der Bibliothek, des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach (geb. 1781, gest. 1847) fiel noch in jene Zeit, wo die Literatur das wesentlichste Interesse des deutschen Geistes ausmachte. Er selber nahm nicht nur durch einige sinnige, von tiefem Gefühl und feiner Beobachtung zeugende Schriften in Prosa und Versen selbsthervorbringend an jener Bewegung Theil, sondern er behielt auch durch sein ganzes Leben ein vorzügliches Interesse für alle Erzeugnisse der Literatur, sowohl der gleichzeitigen wie der der frühern Jahrhunderte. Dem Ernste seines Characters entsprechend blieb diese Theilnahme nicht bei einer dilettierenden Beurtheilung stehen, sondern schon frühe bildete sich das Streben bestimmter aus, die Werke der Dichter tiefer zu motivieren durch wesentliche Beziehung derselben

auf den Mittelpunkt der dichterischen Persönlichkeit. Dieser durch alle Schlinggänge ihrer Individualität und der sie umgebenden Verhältnisse zu folgen, und bis zum Lebensnerv ihres Characters einzudringen, das setzte er sich als Ziel, zu dessen Erreichung er mit liebevoller Beachtung und mit sinnig poetischer Feinheit des Urtheils auch das Einzelnste, das anscheinend Geringfügigste in seinem Werthe zu schätzen, und ihm eine Bedeutung zu verleihen wußte. So entwickelte sich jene endlich zur Vollkommenheit gesteigerte Fertigkeit, die oft seine Umgebung in Erstaunen setzte, alles Einzelne in dem Leben und den Werken einer dichterischen Persönlichkeit aus ihrem eigenen eigentlichsten Wesen heraus zu motivieren, und sie so dem Zuhörer in wenigen Zügen wie lebendig in unmittelbarste Nähe zu rücken.

Es war vorzugsweise Ein Mann, an den ihn von früh auf die Verwandtschaft seines eigenen Characters fesselte, der heiterste und zugleich ernsteste Schriftsteller des ausgehenden 16. Jahrhunderts, Johann Fischart. Diesen unter uns wieder erstehen zu lassen, zu ihm uns ein volles Verständniß wie zu einem Gegenwärtigen zu eröffnen, war von Jugend auf ein Lieblingsgedanke Meusebach's. Es bedarf, um Fischart zu verstehen, des umfassendsten und tiefeingehendsten Studiums der Literatur und Sitte des 15. und 16. Jahrh., deren, man möchte sagen, sämmtliche Lebensäußerungen Fischart wie in einem Kaleidoscop zu den buntesten Figuren zusammenwürfelt. Zugleich gebietet das geschichtliche Verständniß jenes Mannes einen tiefen Blick auch in's 17. Jahrh. zu thun; denn Fischart bildet gerade in eigenthümlicher Weise den Uebergang zwischen beiden Literaturperioden. Meusebach, jeder Halbheit feind, griff die vorhabende Arbeit sogleich im umfassendsten Maße an; er bildete zum Zweck seiner Fischartstudien den ersten Stamm der Bibliothek.

Es konnte aber nicht fehlen, daß bald die einzelnen Richtungen des geistigen Lebens, wie sie in der Literatur geschichtlich hervorgetreten waren, sowie einzelne besonders ausgezeichnete Persönlichkeiten auch selbstständig das Interesse Meusebach's zu beschäftigen anfingen, und so der Mittelpunkt der Sammlung ein anderer wurde, wenn auch noch fortwährend das Interesse für Fischart der rothe Faden blieb, der sich durch das Ganze hindurchzog. Derartige nun selbstständig auftretende Literaturzweige waren hauptsächlich das weltliche Volkslied, das Kirchenlied und Martin Luther, von dem Meusebach ebenfalls beabsichtigte, uns würdige Monographien und Ausgaben zu bieten.

So reifte nach und nach der Plan, die Bibliothek zu einer möglichst vollständigen Sammlung der Literatur vom Ende des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu erweitern, und mit jener Meusebach eigenen Energie, jener liebevollen Theilnahme für's Individuelle, jener umfassenden Berücksichtigung auch der Nebenpartieen wurde dieser Plan erfaßt und zur Ausführung gebracht. Kann man aus dem Umstande, daß die Vorarbeiten zum Verständniß eines Schriftstellers der Anlaß zur Sammlung einer so bedeutenden

Bibliothek wurden, einen sichern Schluß ziehen auf den Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Sammlers, so mag man jetzt zurückschließen auf die Vollständigkeit der Sammlung, wenn man erfährt, daß der Besitzer zuletzt den Plan hegen konnte, wesentlich mit den Mitteln seiner eigenen Bibliothek eine neue, den Anforderungen unserer Zeit entsprechende Ausgabe der Panzer'schen Annalen und des Koch'schen Compendiums zu veranstalten.

Von allen diesen Entwürfen des Verstorbenen ist keiner ganz zur Ausführung gelangt. Aber zu ihnen allen sind die Vorarbeiten theils in dem sauber geschriebenen Nachlasse erhalten, theils durch die ganze Bibliothek verstreut, meist in unscheinbaren Randbemerkungen bestehend, oder auf kleinen Zettelchen notiert. Sie würden verloren sein für die Wissenschaft und ihrer Auferstehung vergebens harren, wenn es nicht gelingen sollte, die Bibliothek ungetrennt zusammenzuhalten.

Wir sind auf die Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der Bibliothek um deswillen genauer eingegangen, weil wir aus ihr einen Hauptvorzug derselben am klarsten darthun zu können glauben. Dieser besteht nämlich darin, daß die Bibliothek nicht das Werk eines sammelnden Liebhabers ist, sondern daß sie mit wissenschaftlichem Sinne zu wissenschaftlichem Zwecke, aus dem Bedürfniß, Zeugniß zu haben von dem geistigen und sittlichen Leben der deutschen Nation, sich entwickelt hat, man möchte sagen, sich von innen nach außen auferbaut hat. Zu einem tiefern Verständniß einer Zeit wird man nie sicherer gelangen, als wenn man dieselbe mit Beziehung auf bestimmte Individualitäten betrachtet, und sie in diesen gleichsam erst recht lebendig werden läßt. Daß nun Meusebach dies gerade that, und zwar mit der aufopferndsten, liebevollsten Hingebung that, dafür belohnte ihn der Genius der Geschichte, indem er ihm seine verborgensten Geheimnisse vertraute. Es wird von Niemanden bestritten werden können, daß Meusebach einer der tiefsten Kenner der deutschen Sitte und Literatur in den drei letzten Jahrhunderten war, daß er in dem Leben dieser Jahrhunderte mit dem feinsten Aufspürungstalente Richtungen und feine Nüancierungen gefunden, verfolgt, und ihnen eine Geschichte gegeben hat, die außer ihm vielleicht Niemanden sich offenbart haben. Daher darf man sagen, daß die Bibliothek außer ihrem Werthe als Aggregat schätzbarer Werke noch einen höheren eigentlicheren Werth als Sammlung hat, nämlich den, gleichsam eine Verkörperung des großartigsten Studiums der deutschen Literatur zu sein.

Des großartigsten, sagen wir, und mit Recht; denn so verdient die Arbeit eines Mannes genannt zu werden, von dem man nachweisen kann, daß er mehr als 20,000 Bände nicht bloß durchgelesen, sondern auf's mühsamste, oft mehrmals zu verschiedenen Zwecken, Seite für Seite durch ausgezogen hat, ungerechnet die mehr als 2000 Cataloge, aus denen ebenfalls die saubersten Excerpte gefertigt sind. Und mit welcher, man möchte sagen,

Zähigkeit, mit wie hartnäckigem Festhalten er die so erworbenen Kenntnisse zur Ergänzung seiner Bibliothek verfolgte, darüber läuft auch in weiteren Kreisen noch manche muntere Anecdote um. Wir wollen eine Aufzählung und Characteristik der einzelnen Theile der Bibliothek folgen lassen, wobei wir uns leider auf Einzelnheiten nicht einlassen können, und daher nur im Allgemeinen die Bemerkung voraussenden, daß kaum eine einzige der folgenden Abtheilungen sein möchte, in der nicht eine Anzahl von Werken sich fände, die dem gelehrten Publicum, auch bei eigens darüber angestellten Forschungen bisher völlig unbekannt geblieben sind.

Die Bibliothek zählt im Ganzen etwa 25,000 verschiedene Werke, oder wenn man nach Bänden rechnen will, deren etwa 36—38,000, wobei dann freilich die sogenannten Sammelbände Luther's, der Theologen u. s. w., nicht aber die der fliegenden Blätter und die geschichtlichen Miscellenbände, als auseinandergelöst angenommen sind. Das Aeußere dieser Bücher ist im Allgemeinen vorzüglich; nur etwa die Hälfte der kleineren theologischen Literatur ist schlecht erhalten; dahingegen möchten wenige auch unserer größten Bibliotheken so viele, so sauber erhaltene Werke des 15. bis 18. Jahrhunderts — fast alle im Originalband — aufzuweisen haben. Namentlich gilt diese Bemerkung von den geschichtlichen, theologischen und juristischen Folianten des 15. und 16. Jahrhunderts, von einem großen Theile des Luther, von dem ganzen 18. Jahrhundert, dessen Aeußeres, so wie das des Apparats fast durchgängig elegant genannt werden muß.

II.

Die Sammlung zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren eine die eigentlich s. g. Literatur im engeren Sinne, die andere die Ergänzung und Folie derselben, die zur Sitten- und Sprachgeschichte gehörenden Werke enthält. Zu diesen gehört als Anhang der gelehrte Apparat.

Wir gehen in der Aufzählung rückwärts, und wenden uns demnach zuerst zum literarischen Apparat. Hier begegnet uns zuerst die schöne Reihe der alten Meßcataloge, die, bereits von 1568 beginnend, fast ohne Unterbrechung, mit Ausnahme der überhaupt anscheinend verschollenen späteren Frankfurter Cataloge, sich bis auf die neueste Zeit erstreckt; uns begegnet ferner die schöne Sammlung der Cataloge der verschiedenen, bedeutenderen Privatbibliotheken, die gewiß auch jeder größeren Bibliothek zu einer Zierde gereichen würde, ferner mehr als tausend Auctions- und Antiquariatscataloge, die in ihrer hiesigen Vollständigkeit als wichtige Quelle für eine Geschichte der Bibliotheken ihren besonderen Werth erhalten. Ein großer Theil dieser Cataloge ist mit Papier durchschossen und mit Preisverzeichnissen versehen.

An sie reihen sich die biographischen und bibliographischen Hülfsmittel, bei denen die besonnenste Auswahl getroffen ist, so daß sie für alle Arbeiten auf dem Felde der deutschen Literatur, selbst für die genauesten Quellenstudien im Wesentlichen als genügend und vollständig angesehen werden dürfen. Außerdem rechnen wir noch zum Apparat die literarischen Zeitschriften und die Literaturgeschichten. Man möchte diese Partie vollständiger wünschen. Ihre geringere Vertretung hat hauptsächlich ihren Grund in der eben nicht großen Achtung, die Meusebach vor den gelehrten literarischen Arbeiten seiner Zeitgenossen über die Literatur der letzten 3 Jahrhunderte hatte, an denen er denn auch selber öffentlich gar keinen Theil nahm. Er hatte vielmehr seine Freude daran, in der Stille „für die Nachwelt ein treuer und verständiger Depositär zu sein", nicht aber in eiligem Fluge „den Schnelllauf zur Druckerpresse mitzumachen".

Wir reihen an den Apparat die zur Geschichte der Sprache gehörenden Werke, und wir glauben nicht, daß selbst die größten Bibliotheken eine reichere Sammlung von alten Lexicis enthalten werden, von denen hier allein einige sechszig aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind. Auch die Grammatiken, Poetiken und die zur Geschichte der Sprachgesellschaften gehörenden Schriften sind in genügender Anzahl vorhanden. Es folgen die Werke zur deutschen Sittengeschichte: 1) Die alten Geschichts- und geographischen Werke, die Cosmographien und Chroniken, namentlich des 15. und 16. Jahrhunderts, die für den Literarhistoriker von der größten Wichtigkeit sind, weil sie den geistigen Horizont umschreiben, der die Kenntnisse und das Urtheil des gebildeten Mannes im 16. Jahrhundert begrenzte. Ferner heben wir hervor die gleichzeitigen Darstellungen geschichtlicher Begebenheiten, die Neuenzeitungen u. s. w., die in der Meusebach'schen Bibliothek mit dem Jahre 1508 anhebend, fast alle wichtigeren Ereignisse umfänglich begleiten, hauptsächlich vollständig jedoch werden seit dem Ende des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Wesentlich in dies letztere Jahrhundert gehört die hier befindliche geschichtliche Unterhaltungsliteratur. 2) Die alten Stadt- und Landrechte, die sog. Reformationen, Reichstagsabschiede u. s. w. namentlich des 15. und 16. Jahrhunderts, die eine Elite der seltensten Schätze enthalten. An sie schließen sich die späteren Juristen an, die, jedoch ohne im Entferntesten auf Vollständigkeit nach irgend einer Seite hin Anspruch zu machen, bis auf die neuesten Zeiten fortgehen. 3) Die mathematischen, astronomischen, medicinischen und naturwissenschaftlichen Werke, Paracelsus und Thurneisser und die große Menge theils seltener Practiken. An dies für die Literatur des 16. Jahrhunderts, namentlich die protestantische so außerordentlich wichtige Gebiet, dem noch lange nicht die gehörige Berücksichtigung gewidmet ist, schließen wir als Anhang die mythologischen Werke und die zu bedeutendem Umfang erweiterte Sammlung der Teufel. Die letzteren beiden Partien bilden wesentlich den Hintergrund zur

Faustsage, auf die Meusebach aus einem ganz anderen Ideenkreise gekommen sein würde, als die meisten der bisherigen Bearbeiter. 4) Eine Abtheilung, Philosophisches, Didactisches und Moralisches enthaltend, und eine andere, Künste, Fertigkeiten und Spiele betreffend, von denen namentlich die letztere manches Schöne enthält, schließen den zur Geschichte der deutschen Sitte gehörenden Theil der Bibliothek.

Ehe wir nun auf die eigentliche Literatur selber übergehen, wollen wir noch kurz die folgenden Partien vorwegnehmen: 1) Die altdeutsche Literatur, die eben nicht viel Wesentliches enthält, obgleich auch hier einzelne sehr seltene und kostbare alte Ausgaben sich finden. 2) Die lateinische Poesie des 15. bis 17. Jahrhunderts, die nur in einzelnen Partien annähernd auf Vollständigkeit Anspruch machen will. 3) Die alten Classiker, eine durch gute Auswahl der Ausgaben, und namentlich vorzüglich elegante Ausstattung sich empfehlende Sammlung, an die wir hier sogleich die ausländische Literatur und die Uebersetzungen anreihen können. Einen selbstständigen Schwerpunkt beansprucht auch diese Sammlung nicht.

Wir gehen jetzt zur Literatur selbst über und unterscheiden hier zwischen dem eigentlichen Stamm der Literatur und den besonderen, geschichtlich hervorgetretenen und zu gewissen Zeiten mit besonderer Vorliebe cultivierten Gattungen.

I. Allgemeine Literatur. Hier treten uns zuerst im 15. und 16. Jahrhundert entgegen Seb. Brant, Murner, H. Sachs, Rollenhagen, Kp. Scheit &c. in vorzüglicher Auswahl von Ausgaben; weniger gilt dies vom Reineke und einigen andern. Besonders groß ist im 15. Jahrhundert die Anzahl der durch die Tagesfragen hervorgerufenen Literatur, der Pasquille, Dialoge &c., die so recht eigentlich geeignet sind, uns mitten in das vielbewegte Leben namentlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu versetzen.

Die Sammlung aus dem 17. Jahrhundert möchte wohl auf jeder Bibliothek ihres gleichen vergebens suchen. Nicht nur erscheinen eine Menge von Schriftstellern, die sonst fast gar nicht genannt werden, sondern auch die Vollständigkeit der Werke der bekannten Dichter, und der Reichthum der Ausgabenreihen ist hier zu erstaunenswerther Höhe gebracht; dazu ist die äußere Erhaltung der Bücher fast durchgehends vortrefflich.

Was vom 17. Jahrhundert, das gilt in noch fast höherem Grade vom 18., dessen Reichthum beinahe einer absoluten Vollständigkeit verglichen werden kann. Mit dem Jahre 1797, wo Schiller und Goethe sich tabula rasa schufen auf dem Gebiet der deutschen Literatur, schließt die Sammlung eigentlich; was von da ab an Schriftstellern auftritt ist nur in untergeordnetem Maße der Beachtung gewürdigt. Es versteht sich jedoch von selbst, daß die früher angefangenen Ausgabenreihen ununterbrochen fortgesetzt werden. Die

Goethe speciell betreffende Sammlung ist an einigen Stellen lückenhaft, gewährt dagegen an anderen einen um so überraschenderen Reichthum.

Wie aus dem 18. Jahrhundert Goethe, so ist nun aus dem 16. Jahrhundert der erste Stammhalter unserer Bibliothek herausgehoben, Joh. Fischart. Es ist der gelehrten Welt bekannt, mit welchem Fleiße und mit welchem Erfolge Meusebach sich dem Studium dieses Mannes gewidmet hat. Den Meisten gilt noch jetzt als Orakel, was Meusebach einmal in einer Recension, mehr versteckend als offenbarend, verrathen hat.

Wenden wir uns jetzt zu einzelnen Gattungen der Literatur. Hier finden wir:

I. Die Sammlung zur Volks- und weltlichen Liederpoesie. Diese Sammlung, welche der Besitzer Zeit seines Lebens mit der innigsten Liebe pflegte, ist hauptsächlich werthvoll wegen der außerordentlich großen Menge fliegender Blätter, die theilweise noch dem 15. Jahrh., meistens aber noch der ersten Hälfte und der Mitte des 16. Jahrh. angehören, und daher in den meisten Fällen als Quellen mehr Werth haben als die meisten von Uhland benutzten, wenn es auch übrigens der großen Umsicht dieses Forschers gelungen ist, eine so vollständige Sammlung von Volksliedern zu veranstalten, daß derselben wohl kaum noch eine bedeutende Bereicherung an Liedern aus dem Schatze der Meusebach'schen Bibliothek zufließen wird. Um so werthvoller und interessanter sind dagegen die einzelnen aus diesen neuen Quellen sich ergebenden Resultate. Wenn wir die fliegenden Blätter besonders hervorheben, so geschieht dies keineswegs weil der musikalische Theil etwa minder bedeutend wäre. Auch dieser bildet einen vorzüglichen Theil der Sammlung. Aber einen ganz besonderen Werth haben in dieser Abtheilung die von dem Besitzer selbst auf's sorgsamste abgeschriebenen Liederbücher, die Lied für Lied mit den schätzbarsten Resultaten seines langen Studiums glossiert sind. An diese Volkslieder mögen wir gleich die Sammlung solcher bildlichen Darstellungen reihen, die durch bestimmte Zeitereignisse veranlaßt, meist in Folioformat, mit Gedichten erläutert, die Welt durchflogen. Sie sind hauptsächlich aus der Zeit des 16., aus dem ganzen 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts.

II. Die geistliche Liederpoesie — eine höchst schätzbare Sammlung, namentlich wegen der vielen fliegenden Blätter, dann wegen der Enchiridien, von denen ein großer Theil nur aus Riederers Beschreibung bekannt und auch von Wackernagel nicht gesehen ist, ferner wegen der schönen Ausgabenreihe des Valentin Bapst'schen Gesangbuchs, die die bisherige Kenntniß der Literatoren um mehrere Ausgaben bereichert, sowie wegen der ganz vollständigen Sammlung des Gesangbuchs der Böhmischen Brüder u. s. w. Einen besonderen Theil machen die katholischen Gesangbücher aus. Endlich ist noch bei dieser Abtheilung der geistlichen Lieder die überaus große Vollständigkeit des Apparats hervorzuheben.

3) Die Dramen, eine kostbare und namentlich für's 16. Jahrhundert vorzügliche Sammlung. 4) Die Satyren und Scherzschriften. Diese Abtheilungen enthalten eine Menge kleiner, unbeachteter Werkchen, die in der Zusammenstellung, die sie hier durch den Sammler erhalten haben, erst ihre Wichtigkeit offenbaren, und so zu einem wesentlichen Theile der deutschen Literatur- und Sittengeschichte erhoben sind. 5) Die Anecdotensammlungen, namentlich für's 16. Jahrhundert wichtig, und hier ausnehmend vollständig vertreten. 6) Die Volksbücher, theilweise noch dem 15. Jahrhundert, meistentheils aber dem 16. Jahrhundert, angehörig; an sie schließen sich die Romane an. Für letztere wird man schon von vornherein eine wirkliche Vollständigkeit nicht verlangen können. Einzelne Partien sind jedoch auch hier sehr reich vertreten. 7) Die Sprüchwörtersammlungen. Die Reichhaltigkeit dieser Abtheilung wird sicher auch von unseren größten Bibliotheken selbst nicht annähernd erreicht werden.

Wir schließen die allgemeine Rundschau mit der kostbaren Sammlung: 8) der theologischen Werke. Dieselben zerfallen in 3 Abtheilungen.

a. Werke vor der Reformation. Hierunter die II. III. IV., die VII. VIII. IX. und XIV. hochdeutsche und die erste niederdeutsche Bibel. Außerdem noch 110 Folianten, größtentheils noch dem 15. Jahrhundert angehörig, und eine große Menge kleinerer, zum Theil bisher ganz unbekannter Schriften aus den Zeiten vor der Reformation, meist noch aus dem 15. Jahrhundert. b. Die meistentheils polemische theologische Literatur während und nach der Reformationszeit. In einzelnen Partien ist auch hier überraschender Reichthum, im Allgemeinen jedoch hat diese Sammlung keinen eigenen Schwerpunkt; auch sind theilweise die Exemplare nicht besonders erhalten. Die Zahl dieser Schriften beträgt etwa 3000. c. Die humoristische Theologie, Joh. Geiler und Abraham a St. Clara nebst ihren Nachfolgern enthaltend. Beide Männer sind sehr reich, Geiler fast ganz vollständig vertreten, und es werden bei beiden sowie bei ihren Nachfolgern die bisher gekannten Werke um mehrere, sogar sehr wichtige vermehrt. Die Exemplare sind meist vorzüglich erhalten. Für sich herausgehoben ist aus der Theologie: d. Martin Luther, dessen Sammlung — sie enthält gegen 3500 Nummern, von denen mehr als 3200 zu Lebzeiten Luther's erschienene Schriften — wohl jeder Rivalität spottet. Zuletzt müssen wir noch der Sammlung der Handschriften erwähnen, die, etwa 120 Exemplare stark, meistentheils dem 15. Jahrhunderte angehört, und ihre bestimmte Beziehung zur Bibliothek hat. Anders ist es mit der Sammlung einiger theilweise werthvoller Handschriftenfragmente, die zur Bibliothek in keiner weiteren Beziehung stehen.

Wir hoffen sowohl durch unsere einleitenden Worte wie durch die eben geschlossene Aufzählung der Ansicht, die man wohl hin und wieder ausgesprochen hört, vorgebeugt zu haben, als sei die Meusebach'sche Bibliothek

hauptsächlich eine Sammlung s. g. Raritäten. Man kann vielmehr die Bibliothek recht schlagend dadurch characterisieren, daß die vielen in ihr vorhandenen Seltenheiten nicht als solche Werth für die Sammlung haben, sondern nur in so fern sie zu dem oben bezeichneten geistigen Mittelpunkte in eine Beziehung treten.

Wir erwähnten des ausgedehnten Studiums des Besitzers, und des Fleißes, dieses für's Beste seiner Bibliothek auszubeuten. Wir wollen jetzt versuchen, die einzelnen Ergebnisse zusammenzustellen, in denen sich dasselbe in der Bibliothek dargestellt hat.

I. Es ist in einem gewiß seltenen Umfange gelungen, in den häufigsten Fällen der princeps der Ausgabenreihe theilhaft zu werden, und zwar in vielen Fällen des 17. und 18. Jahrhunderts den Literatoren noch völlig unbekannte Ausgaben als principes aufzuweisen. Daß auch einzelne Fälle sind, wo die erste Ausgabe in der Bibliothek fehlt, versteht sich von selbst; sicher werden aber wenige sogar unserer größten Bibliotheken sich auch nur annähernd so vieler und so wichtiger principes in der deutschen Literatur rühmen können, als die Meusebach'sche Sammlung besitzt. II. Die Vollständigkeit der Ausgabenreihen ist oft überraschend, in nicht wenigen Fällen unbedingt erreicht. Wo sie aber nicht erreicht werden konnte, da ist gemeiniglich die Auswahl der einzelnen Exemplare mit ganz besonderer Rücksicht und Kenntniß getroffen. Hier offenbart sich das umfassende Studium des Sammlers am glänzendsten, indem er gewöhnlich gerade die characteristischen Ausgaben der verschiedenen Gruppen einer Reihe zu erwerben wußte. III. Ein ganz vorzüglicher Werth liegt endlich in der Menge der kleinen, minder beachteten Schriften, die man das Füllsel der Literatur nennen möchte. Entweder bei den einzelnen Dichtern, die oft gar nicht gekannten, gewöhnlich aber gar nicht weiter berücksichtigten kleinern Stücke, Gelegenheitsgedichte u. s. w. oder jene Mittelstufe von Schriften, die die Vermittlung der höhern Literatur mit der practischen Tagesliteratur abgeben. Diese sind namentlich im 16. Jahrhundert zahlreich und wohl nirgends so vollständig gesammelt wie in der Meusebach'schen Bibliothek.

Wir glauben durch die bisherige Darstellung klar gemacht zu haben, daß die Meusebach'sche Bibliothek ein in sich zusammenhängendes Ganze, ein von wissenschaftlichem Geiste beseelter kunstvoll gegliederter Organismus ist, daß ein wesentlicher Werth derselben abgestreift werden würde, wenn man dieselbe wie ein Aggregat in ihre Bestandtheile auflösen wollte. Es ist unleugbar, daß die schönen Schätze vaterländischer Literatur, die in Zwickau, Wolfenbüttel, Göttingen, Berlin, Dresden, München und noch an vielen andern Orten sich in so reichem Maße finden, in manchen Partien den Reichthum der Meusebach'schen Sammlung, wo nicht übertreffen, so doch erreichen werden; aber sicher wird in Deutschland keine einzige Bibliothek gefunden werden, die

so wie die Meusebach'sche Sammlung alle wesentlichen Bedingungen für ein gedeihliches Forschen auf dem Gebiet der deutschen Literatur in sich vereinigte. Den sichersten Beweis liefern uns die erscheinenden gelehrten Arbeiten, die meistentheils entweder über die Dürftigkeit der Quellen klagen, oder, ohne es zu wissen, an derselben laborieren. Ueberall ist das Schiff der Untersuchung auf den Strand gerathen. In den Hallen der Meusebach'schen Bibliothek hingegen wird man nie von dem Gefühle verlassen, sich bei der Untersuchung auf hoher See zu befinden. Es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß für jeden speciell in die Geschichte der deutschen Literatur einschlagenden Namen eine Monographie bis zur Durchsichtigkeit in der Meusebach'schen Bibliothek würde ausgearbeitet werden können, und man auswärtige Sammlungen nur als Complemente zu benutzen brauchte. Auch ist mir keine derartige Monographie bekannt, die nicht durch alleinige freie Benutzung der Meusebach'schen Bibliothek von vorne herein zu einer höheren Vollkommenheit prädestiniert worden wäre. Und was jetzt nicht existiert, das wird auch wohl ohne die hiesige Sammlung nicht mehr erlangt werden. Die Zeit ist vorüber, wo sich eine Bibliothek für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts zusammenbringen ließ. Jene Ergänzung aber aus der Meusebach'schen Bibliothek selber vorzunehmen, dies schöne Gebäude einzureißen, und aus seinen Trümmern nach dem ihm abgesehenen Risse ein neues zu bauen, das wäre, wenn es überhaupt gelingen könnte, mindestens hart und undankbar gegen die Manen eines Mannes, der während fast 50 Jahren mit aufopferndster Sorgsamkeit Sandkorn auf Sandkorn zu häufen nicht müde ward, und der mit Selbstverleugnung nur das ernste Ziel der Wissenschaft im Auge hatte.

Man hat vielfach mit der Gründung von Universitäten staatliche Zwecke verbunden, und sich sicher nie getäuscht gesehen. Sollte man nicht aus gleichen Gründen ähnliche Zwecke auch mit großen Bibliotheken verbinden können, diesen Pflanzschulen fast aller bedeutenden Männer? Das Eine darf sicher behauptet werden, daß, wenn die M.'sche Bibliothek ungetheilt dem Vaterlande erhalten bleibt, alle gelehrten Bestrebungen für deutsche Literatur und Sittengeschichte sich wesentlich an sie anknüpfen werden, daß durch sie der Maßstab für derartige Bestrebungen ein weit strengerer und höherer werden wird, und daß aus dem Schoße dieser Bibliothek die erste wahrhaft genügende deutsche Literaturgeschichte hervorgehen wird.

1) **Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach** mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen herausg. von Dr. Camillus Wendeler. Halle a/S., 1879. Niemeyer. (2 Bll., 334 S. 8.) M. 8.

2) **Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob u. Wilhelm Grimm.** Nebst einleitenden Bemerkungen rc. herausg. von Dr. Camillus Wendeler. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Heilbronn, 1880. Henninger. (CXXIV, 426 S. gr. 8.) M. 11,50.

Literarisches Centralblatt 1880, Nr. 37, Sp. 1235—1238.

Der Mann, von dem die beiden vorliegenden Bücher handeln, wird der Mehrzahl unserer Leser unbekannt sein, und doch gehört der Freiherr Karl Hartwig Gregor von Meusebach (1781—1847) zu den um die deutsche Wissenschaft verdientesten Männern. Denn er hat zur Herstellung einer streng wissenschaftlichen Geschichte der deutschen Literatur vom 16.—18. Jahrhundert den Grund gelegt, indem er in einem Zeitraum von mehr als 40 Jahren eine Bibliothek für diese Periode schuf, die eine auf gewissen Gebieten nahezu absolute Vollständigkeit erlangte, vor Allem aber lehrte, welche bibliographische Vorarbeiten erst zu erledigen seien, ehe man irgendwo ein literarhistorisches Urtheil auszusprechen wagen dürfe. Sie befindet sich seit 1850 auf der Berliner Königl. Bibliothek und bewährt sich als der nothwendige Ausgangspunkt für alle Specialuntersuchungen auf diesem Gebiete. Dabei war Meusebach zugleich der gelehrteste Kenner jener Literatur; kaum eins unter den vielen tausenden von Büchern findet sich, das er nicht durchgearbeitet, aus dem er nicht literarhistorische und grammatische, namentlich lexikalische Excerpte angefertigt hätte. So zählt er, obwohl seinem Berufe nach Jurist und darin zu den höchsten Stellen emporgestiegen, mit zu den Gründern unserer germanistischen Wissenschaft, ja bis zu einem gewissen Grade gab er einen Mittelpunkt für die persönlichen Beziehungen derselben ab: mit ihm correspondierten und in seinem gastfreien Hause verkehrten Lachmann, die Brüder Grimm, Hoffmann von Fallersleben, Zeune, Maßmann, W. Wackernagel, Haupt. Ueber sie hinaus lehnte sein Gemüth sich an die Romantiker: Bettina, das Kind, war eine Freundin des Hauses. Meusebach selbst gab viel auf Träume, die er, wie er versicherte, sich zu ziehen im Stande sei, und die er in einem eigenen Buche sorgfältig niederschrieb; und dazu war er auch Dichter; es sind mehrere seiner Jugendpoesien gedruckt worden, eine Mischung von Romantik und fein ausputzender Reflexion. Denn zu den träumerischen Neigungen, zu der Gefühlsweichheit, die noch wie ein Nachklang der Thränenseligkeit des vorigen Jahrhunderts erschien, gesellte sich bei ihm ein scharfer Verstand, eine Neigung zu Scherz und Witz, namentlich zu neckendem Spiel mit der Sprache; er hatte etwas von Jean Paul, aber er war kerniger, gesunder als dieser. Leider ward sein edles, hochbegabtes, oft geradezu fascinierendes Wesen getrübt durch eine nicht selten bis zur Haltungslosigkeit sich steigernde Heftigkeit

und später durch einen Zug von Mißtrauen, der sich bei Schwerhörigen so leicht einstellt. Obwohl er seine Umgebung, und im Grunde auch jene Männer, zu beherrschen gewöhnt war (wie denn auch alle jene kleinen Rücken der germanistischen Incunabelzeit, jene geheimnißvollen Andeutungen von dem Nachbar über'm Zaun, von dem Seidenfaden u. ä. sich auf ihn zurückführen), so scheint doch, als er seine eigenen größeren Pläne immer und immer wieder hinausschob, ein Ansatz zu dem Verdacht sich bei ihm eingenistet zu haben, ob er wohl auch noch ganz als vollzählig angesehen werde. Das Zerwürfniß mit Lachmann beruhte auf dieser mißtrauischen Verstimmung.

Es war die Gefahr vorhanden, daß dieser seltene, hochbeanlagte Mann, in seiner Erscheinung oft ein psychologisches Problem, ganz der Vergessenheit anheimfallen oder nur als mythische Gestalt fortleben werde, und um so dankbarer ist es anzuerkennen, daß Herr Dr. C. Wendeler durch Herausgabe der vorliegenden beiden Bücher dies verhindert und hoffentlich Weiteres angebahnt hat. Wir wollen im Nachstehenden über beide kurz berichten.

Die Studien, aus denen Meusebach's Bibliothek allmählig erwuchs, concentrierten sich für das 16. Jahrh. besonders auf drei Hauptmittelpunkte, auf Luther, auf die alten Volkslieder und auf Fischart. Vor Allem war es die geistige Eigenthümlichkeit des Letzteren, der er sich congenial fühlte, und das proteusartige Auftreten des überall mit seinem Namen Versteck spielenden, was Meusebach reizte. Er begann eine Jagd nach seinen Schriften, zu der die Neigung dann auch in weiteren Kreisen erwachte, so daß Decennien hindurch das Aufspüren von Fischartianis zu den nobeln Passionen der Germanisten gehörte. Von allen der Glücklichste, der „Jägermeister", war Meusebach, nicht durch Zufall, sondern weil er am consequentesten, am gelehrtesten und mit der sichersten Methode zu Werke ging. Seine nachgelassenen Notizen, die auf voller Durcharbeitung oft der entlegensten Literatur des 16.—19. Jahrh. beruhen, sind noch heute das Umfassendste und Zuverlässigste, was jene Fischart-Jagden zu Tage gefördert haben, und Niemand, der über Fischart arbeiten will, kann sie auch heute noch entbehren. Darum hat der Herausgeber in dem ersten der oben genannten Bücher, in den „Fischartstudien", einen Einblick in diese Bemühungen gegeben, einmal in einem Abdrucke des Briefwechsels Meusebach's mit Ebert in Wolfenbüttel, sodann in einer Zusammenstellung der Notizen nach den einzelnen Werken, an die sich noch einige weitere Erörterungen anschließen. Ueberall ist der Herausgeber bemüht gewesen, wo die Forschung seitdem zu bestätigenden oder zu abweichenden Resultaten geführt hat, dies in eckigen Klammern anzugeben; wir müssen seiner Sorgfalt und seiner Umsicht volles Lob ertheilen. Und wenn es auch nur Vorstudien zu weiteren Studien sind, was wir hier empfangen, so ist es doch immer von Interesse, in die Arbeitsstätte eines bedeutenden Mannes einen Blick zu thun: für junge Literarhistoriker kann es nicht leicht eine belehrendere Lectüre geben

als die dieser Fischartstudien. — Vorangesandt hat der Herausgeber eine Einleitung, die von Meusebach's Person, seinen Studien, seinen Poesien und Recensionen, seinen Beziehungen zu anderen Gelehrten handelt. Seine ganze Neigung gewann schließlich M. Haupt, dessen anschmiegendes Wesen und witzige Laune dem Vereinsamenden wohl thaten, dessen reiche Kenntnisse ihm imponierten. In ihm hoffte er den Fortsetzer seiner Arbeiten und seinen Biographen gefunden zu haben, eine Hoffnung, die freilich von Haupt nicht eingelöst worden ist. Aber auch zu Haupt ist seine Zuneigung nicht bedingungslos; ernst und scherzend rügt er dessen Abhängigkeit von den Urtheilen Anderer, zumal seine sklavische Abhängigkeit von Lachmann, seinem „Abtgot"; ernst tadelt er Haupt's schnöde Recension über Ziemann's Wörterbuch, durch die sich der damals noch junge Mann in den Kreis der Eigentlichen so zu sagen eindisputieren wollte.' Auch manches andere Interessante kommt schon hier zur Erörterung, das Verhältniß zu Lachmann z. B. wird erst hier verständlich.

Aber weit reicher ist in dieser Beziehung die Einleitung zu dem zweitgenannten Buche, das mit dem eben besprochenen einen unentwirrbaren Rattenkönig bildet, und von dem es uns daher sehr wundert, auf seinem Titel einem anderen Verlegernamen zu begegnen. Diese recht störende Formlosigkeit ist aber nicht Schuld des Herausgebers. Er war eben mit seinen „Fischart-Studien" ziemlich zu Ende gelangt, zu deren gründlicher Erledigung er von den Angehörigen Meusebach's vergebens eine Unterstützung erbeten hatte, als die Kgl. Bibliothek in Berlin von diesen Letzteren ein umfassendes handschriftliches Material aus dem Meusebach'schen Nachlasse erwarb, das nun freilich alles bisher Bekannte an Reichthum weit überbot. Der Director der Bibliothek, Herr Geh. Rath Lepsius, gestattete sofort die Benutzung, und so entstand das zweite der oben genannten Bücher, die Herausgabe des „Briefwechsels Meusebach's mit Jac. und Wilh. Grimm". Denn mit Recht erkannte der Herausgeber in den Briefen der Gebrüder Grimm den Hauptschatz jenes Nachlasses, und als ihm von Seiten der Grimm'schen Erben auch die zugehörigen Meusebach'schen Briefe zum Abdruck gewährt wurden, beschloß er die Herausgabe. Er hat daran Recht gethan, denn wir haben lange nicht so etwas Erquickliches gelesen, wie diesen durchaus liebenswürdigen und durchaus anmuthigen Briefwechsel, den wir wohl einen nationalen Schatz nennen möchten. Es erhebt das Gemüth, die Männer, die wir als die Gründer unserer Wissenschaft verehren, hier so rein menschlich mit einander verkehren, alle die kleinen Freuden und Leiden des Lebens mit einander theilen zu sehen, in einfachster, oft nahezu kindlicher Weise, ohne Gethue, ohne Spur von Gespreiztheit. Von den Briefen der Brüder Grimm sind uns ja schon manche bekannt, aber die Sachlage bringt es mit sich, daß keine der bekannten sich an inniger, wohlthuender Wärme mit den hier zum Druck gebrachten messen

können. Das heitere, scherzhafte Moment bringt besonders Meusebach hinein, von den nicht endenden, und doch nie langweilenden Anspielungen auf den bei seinem ersten Besuche versäumten Kalbsbraten, die schon der erste Brief bringt, bis zu den allerliebsten Schilderungen seines Einsiedlerlebens in dem Meusebach-Schuppen bei Baumgartenbrück. Aber auch die Grimm's, und besonders Wilhelm, gehen auf den Ton ein, und so erquickt und erheitert der Briefwechsel von Anfang bis Ende, und es wird uns nicht schwer, die 124 Briefe ohne Unterbrechung hinabzulesen. Der Herausgeber hat auch hier mit Sorgfalt seines Amtes gewaltet, die 126 Seiten enggedruckter Anmerkungen zu den Briefen beweisen es. Manches auch wissenschaftlich Interessante kommt zum Vorschein, z. B. daß Lachmann es war, der zuerst den Berliner Isengrimus für das Original erklärte, das dann erweitert worden sei, u. v. A. Störend ist, daß die Briefe nicht mit Ueberschriften versehen sind. Man muß oft Seiten lang weiterblättern, um zu erfahren, von wem ein Brief herrührt, und es ist doch nothwendig, daß man bei der Lectüre eines Briefes sofort mit dem richtigen Bilde des Schreibenden einsetze. Ein Anhang handelt von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Daß diese Lachmann (der in Betreff seiner germanistischen Vorlesungen merkwürdig empfindlich war) nicht ganz bequem war, liest man von Neuem zwischen den Zeilen; Bettina dagegen hat sich die erdenklichste Mühe gegeben und sie verdient es jedenfalls, hier in den Vordergrund gestellt zu werden; ob sie wirklich das entscheidende Moment gewesen ist, läßt sich nach den vorliegenden Acten nicht sicher sagen; vergessen darf man nicht, daß auch Savigny und selbst der Kronprinz sich schon aus eigenem Antriebe dafür interessierten, und läugnen darf man nicht, daß, was hier von B.'s Elaboraten zum Abdruck kommt, wohl kaum geeignet war, irgend einen Einfluß zu üben.

Aus dem neu zugänglich gewordenen Material ergab sich nun auch eine bedeutende Bereicherung unserer Kenntniß von den persönlichen Beziehungen Meusebach's, die in der Einleitung dieses zweiten Buches verwerthet worden ist. Nach einander werden uns vorgeführt, zum Theil ganz neu, zum Theil weiter ausgreifend, die Beziehungen Meusebach's zu J. G. Jacobi, Görres, Laßberg, Zeune, Kraukling, Ebert, Hoffmann v. Fallersleben, Halling, W. Wackernagel, Förstemann, Haupt und Lachmann, meist sehr interessante Einblicke gewährend. Den verdrießlichen Umstand, daß die Einleitungen der beiden Bücher nicht eine Einheit bilden, hat der Verfasser zu mildern gesucht durch häufige Citate. Aber störend bleibt er, und der Wunsch nach einer einheitlichen Schilderung des interessanten Mannes wird beim Lesen immer von Neuem rege. Möchte sich dafür der Berufene finden. und möge er bei der Familie der nöthigen Unterstützung sich erfreuen.

Bei beiden Büchern ist zu bedauern, daß keine Register beigegeben sind. Auch sonst bleiben wir nicht ohne Desiderien. Einen Tadel zumal wollen

wir nicht zurückhalten. Wir meinen die in germanistischen Kreisen gegenwärtig grassierende Neigung zu Abkürzungen. Geht es so fort, so müssen wir in 10 Jahren ein Compendienlexikon haben, um die germanistischen Abhandlungen noch lesen zu können. Wer in aller Welt, der nicht Er. Schmidt's in der That recht wackeren Aufsatz über Fischart bereits kennt, kann in einem Zusammenhange, wo von Biographischem gar nicht die Rede ist, errathen, daß unter E. S. in der A. D. B. VII, 39 f. die „Allgemeine deutsche Biographie" verstanden werden soll. Und ähnlich noch öfter.

Das erste Buch ist dem Dr. Jul. Schrader gewidmet, dem so viele germanistische Benutzer der Berliner Bibliothek zu Dank verpflichtet worden sind.

Sehr erwünscht würde ein Wiederabdruck der Meusebach'schen Recensionen sein, und da die hauptsächlichste darunter Bettina's Briefwechsel mit Goethe betrifft, der eben jetzt gesteigertes Interesse in Anspruch nimmt, so wäre das Unternehmen buchhändlerisch wohl zu wagen.

Rede zum Gedächtniß von Jacob Grimm
und zur
Eröffnung der germanistischen Section.[1]

Verhandlungen der zweiundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Meißen vom 30. September bis 2. October 1863. Leipzig. B. G Teubner 1864. S. 62—66.

Eine so junge Versammlung, wie die unsere, meine Herren, soll ihren Blick vornehmlich der Zukunft zuwenden; denn dort liegen ihre Ziele. Aber heute müssen Sie mir gestatten, Ihr Auge für eine kurze Zeit auf die Ver-

1) Die Ueberschrift nach dem Inhaltsverzeichniß in den Verhandlungen rc. S. III. — Ein Auszug aus dieser Rede (S. 193, Z. 3 v. u. bis S. 196, Z. 4 des obigen Abdrucks) mit ein paar ganz unwesentlichen Abweichungen steht in den „Wissenschaften im 19. Jahrhundert", 9. Jahrg. 1. Heft, (Sondershausen [1864]), S. 62—64, dazu die Anmerkung: „Nach stenographischer Niederschrift und mit Genehmigung des Herrn Verfassers mitgetheilt". Denen, die mich im Suchen nach einem Exemplare dieses fast verschollenen Heftes freundlichst unterstützten, bin ich zu aufrichtigem Dank verbunden, so den Herren Geh. Regierungsrath Prof. Dr. H. Grimm in Berlin, Museumsdirector Dr. Kötschau in Coburg, Gymnasial-Oberlehrer Dr. R. Steig in Berlin, Verlagsbuchhändler Bock in Rudolstadt, Bibliothekar der Cornell-Universität Harris in Ithaka N.-Y. und namentlich k. k. Bezirkscommissär Eugen Ritter von Mor-Sunnegg in Deutsch-Landsberg in Steiermark, ferner den Bibliotheksdirectionen für freundliche Auskunft. Die endliche Einsicht in das Heft verdanke ich der Güte der Direction der Königlichen Oeffentlichen Bibliothek zu Dresden; nach einer mir früher gewordenen irrthümlichen Mittheilung hatte ich es als dort nicht vorhanden ansehen müssen. — A. d. H.

gangenheit zurückzulenken. Denn indem ich Sie in diesen Räumen unserer Section willkommen heiße, drängt sich mir mit doppelter Lebhaftigkeit das schmerzliche Bewußtsein auf, daß der Mann aus unserer Mitte geschieden ist, ohne den es schwerlich heute eine germanistische Section der deutschen Philologenversammlung geben würde. Sie Alle wissen, wen ich meine: den Gründer der deutschen Sprachwissenschaft, den Gründer der historischen Grammatik, Jacob Grimm. Seine feste Absicht war es, hier unter uns zu erscheinen; zu den letzten Zeilen, die er in diesem Leben geschrieben, gehören die Worte, in denen er mir, schon vom Krankenlager aus, die Unmöglichkeit seines Kommens bedauernd mittheilte. Wenige Tage darauf, am 20. September, ward er abgerufen zu einer höhern Versammlung, im bald vollendeten 79. Lebensjahre, nach kurzer Krankheit, doch hartem Todeskampfe.

Ich brauche vor Ihnen Jacob Grimm's Lob nicht zu verkünden. Wenigen Sterblichen ist es vergönnt gewesen, schon bei ihren Lebzeiten die Verehrung und die Liebe ihrer Nation in dem Grade zu besitzen, wie Jacob Grimm sich ihrer seit langen Jahren erfreut hat. Sie alle wissen, wie er im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts in die bis dahin mit beschränkter und engherziger Auffassung, mit ungenügender Gelehrsamkeit und zum Theil mit dilettantischer Spielerei betriebene deutsche Sprach- und Alterthumsforschung überraschend großartige neue Gesichtspuncte und eine streng wissenschaftliche Methode einführte, deren Einfluß sich schnell über das ganze Gebiet der Sprachwissenschaft und Philologie, der Geschichte und selbst der Rechtskunde erstreckte. Sie wissen, wie seitdem eine unser Staunen und unsere Bewunderung herausfordernde Reihe epochemachender Werke gefolgt ist, von denen fast ein jedes der Grundstock einer neuen Wissenschaft geworden ist. Ich brauche Ihnen diese nicht ausführlich zu charakterisieren. Sie kennen die Grammatik, jenes aus vier Bänden bestehende und doch noch nicht vollendete Werk, welches zum ersten Male die Sprache als ein naturhistorisches Object der Betrachtung erfaßte und so die Grundlage der historischen Grammatik, ja in gewisser Beziehung die Grundlage der gesammten modernen Sprachwissenschaft ward; Sie kennen die Deutsche Mythologie, diese völlig neue Schöpfung, die Rechtsalterthümer und die Weisthümer, die selbst auf diesem scheinbar so ganz entgegengesetzt gearteten Gebiete die Poesie des deutschen Gemüthes aufzuspüren lehrten; Sie kennen die classische Arbeit über den Reinhart Fuchs, die das Wesen der Thiersage erschloß und uns ahnungsvoll hineinschauen ließ in die Zeiten des vertraulicheren Verkehrs unserer Voreltern mit den Thieren des Waldes; Sie kennen die Geschichte der Deutschen Sprache, die, so manches Bedenkliche auch dies Werk seines beginnenden Alters enthält, doch der erste kühne Griff bleibt, der Sprache die fernst liegenden Geheimnisse der Culturgeschichte abzulauschen; Sie kennen die Arbeiten, die Jacob im Verein mit seinem Bruder Wilhelm

geliefert hat und durch die das Brüderpaar dem Herzen des deutschen Volkes so besonders nahe getreten ist, die Kinder- und Hausmärchen, die den Namen Grimm einflechten in die ersten Freuden des erwachenden Gemüthes, die Deutschen Sagen, die altdeutschen Wälder und endlich das deutsche Wörterbuch, über welchem beide Brüder abberufen sind, — Jacob Grimm vom Tode ereilt mitten im Artikel Frucht; Sie kennen auch jene lange Reihe kleinerer, namentlich academischer Abhandlungen, die, zurückgreifend bis auf die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, über das ganze Gebiet unserer Sprache und Literatur sich verbreiten bis auf die neuesten Zeiten in jener schönen Rede beim Schillerfeste. In diesen Werken ist kaum eine Seite unseres deutschen Volksthums unberührt geblieben. Vielleicht nie wieder wird unserer Nation ein Mann geschenkt werden, der eine so sehr dem innersten Wesen ihrer Begabung congeniale Natur besitzen wird. Dieser Instinct des Genius, der nur das ihm Gemäße zu ergreifen brauchte, dieser congeniale Blick war es, den er, man möchte sagen, wie eine Leuchte hinabsenkte in die dunkelsten Schachte unserer Vergangenheit und Gebiete erhellte, die der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne allein stets unenthüllt geblieben wären. Ein Mann aus einem Gusse war Jacob Grimm. Wir wissen es nicht, sollen wir mehr den erstaunlichen Fleiß und die Gelehrsamkeit, oder mehr die Kühnheit oder Feinheit seiner Combinationen, oder mehr jenen Zauber poesievoller Anschauung bewundern, der jedes seiner Worte beseelt. Wegen dieser Vereinigung so seltener Eigenschaften werden seine Werke nie veralten, auch wenn und wo einmal die Wissenschaft anfangen sollte abzuweichen von den Wegen, die er geebnet; sie werden ein Bestandtheil der classischen Literatur unserer Nation bleiben, und ihrem Verfasser ist sein Platz gesichert, nicht nur in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit, sondern auch in der Geschichte des deutschen Volksthums und selbst in der unserer Poesie.

Ein gütiges Geschick hat Jacob Grimm ein gesundes und frohes Greisenalter verliehen. Während Generationen seiner Mitforscher wechselten, blieb er mit der Frische eines Jünglings an der Spitze seiner, unserer Schaar, jeder neuen Frage, jedem neuen Problem und jeder neuen Wendung bei dessen Lösung mit offenem Sinne zugänglich. Sein helles, strahlendes Auge ruhte mit Freude und Theilnahme auf jedem, der neu hinzutrat in unsern Kreis, und wo er fördern konnte, da scheute er nicht Zeit und Mühe, um zu helfen mit Rath und That.

Jetzt ist es geschlossen, dieses schöne Auge, und der belebende Zauber seiner Theilnahme wird fortan unsern Arbeiten fehlen. Es ist mir, und wird gewiß Vielen so sein, als wären wir führerlos geworden, als müßten wir nun erst lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, als begönne in diesen Tagen eine neue Epoche unseres wissenschaftlichen Lebens.

Und so lassen Sie uns nun mit einem dankenden Blicke der Verehrung Abschied nehmen von dem großen Heimgegangenen, und lassen Sie uns jetzt unsere Blicke mit doppeltem Ernste und mit doppeltem Eifer dieser Zukunft unserer Wissenschaft zuwenden, die mehr als je nun uns anvertraut ist.

Unsere Wissenschaft und die Theilnahme für sie ruht nicht auf dem festen Grunde einer Jahrhunderte langen Anerkennung und Gewöhnung, wie ihre ältere Schwester und Lehrerin, die classische Philologie. Erst seit kurzem hat sie gewagt, mit dem Anspruche auf Gleichberechtigung schüchtern hervorzutreten und noch jetzt ist man mancher Orten über ihren Inhalt und ihre Tragweite gar übel unterrichtet. Hier gilt es nicht, überkommenen Besitz zu schützen, sondern erobernd vorwärts zu dringen, und in dem Feldzugsplane, nach dem wir dies thun müssen, können diese unsere Versammlungen eine gar wichtige Rolle spielen. Nicht als ob die wissenschaftlichen Resultate, die wir hier erzielen, hochwichtige sein müßten. Wer wollte eine solche Forderung stellen? Wie könnte aus einer improvisierten Debatte, die ohne Hülfsmittel aus dem Stegereife unternommen wird, in schwierigen Fragen ein abschließendes Resultat erzielt werden? Wenn wir hier debattieren über wissenschaftliche Probleme, so geschieht das, weil wir eine Freude daran haben, weil nichts unser Interesse angenehmer beschäftigt als eine Unterhaltung über Fragen unserer Wissenschaft. Aber der Hauptzweck unserer Zusammenkünfte liegt sicherlich darin, daß wir uns kennen und begreifen lernen als gemeinsame Arbeiter an einem großen Zwecke und daß wir diese Einsicht nicht nur theoretisch empfinden, sondern uns in Fleisch und Blut, in Betragen und Gewöhnung übergehen lassen. Jene Zeiten sind vorüber, wo noch der Philologe sich als eine einsame, egoistische Größe hinter seine Bücherrepositorien zurückzog, sich hier verschanzte und, seine Festung mit Geschützen nach allen Richtungen spickend, es seine Freude sein ließ, aus der massenhaft aufgespeicherten Munition dem, welcher seinem Umkreise zu nahen wagte, ein paar wohlgezielte Schüsse in die Seite zu feuern. Die Naturforscher haben uns seit langer Zeit gelehrt, daß in gegenseitiger Mittheilung und Förderung der Lebensathem des wissenschaftlichen Fortschrittes liegt, und auch wir fangen immer mehr an, es zu fühlen, daß jene absichtliche und vornehm thuende Zurückhaltung nur der Deckmantel der eigenen Schwäche ist.

Und wie uns selber unser Zweck und die Gemeinsamkeit unserer Arbeit klarer werden wird durch unsere Zusammenkünfte, so werden wir auch die Außenstehenden durch diese mehr als durch manches Andere von unserer Existenz, die man hie und da wohl noch gerne bezweifeln möchte, überzeugen, von dem Inhalte, der Macht und der Tragweite unserer Studien. Daß diese, obwohl sie gerade unser eigenstes Volksthum zum Gegenstande haben, doch eben unserm Volke verhältnißmäßig noch sehr fern stehen, das kann leider Niemand läugnen. Wie dem abzuhelfen sei, das in Ueberlegung zu

ziehen, werden gerade unsere Zusammenkünfte wieder die beste Gelegenheit geben.

Und noch nach einer Seite hin möchte ich, daß unsere Versammlungen anregend und fruchtbar wirkten. Es ist seit Jahren in der Publication altdeutscher Denkmäler eine unverkennbare Laßheit eingetreten. Wie vieles wichtige ist noch unherausgegeben, und wer nicht in der Nähe einer handschriftlichen Bibliothek arbeitet, der geräth allaugenblicklich auf den Strand. Wie ganz anders verfuhr man in dieser Beziehung beim Wiedererwachen der classischen Studien! Nach einem halben Jahrhundert war kaum noch ein nennenswerther Schriftsteller unediert. Es ist wahr, diese Hast der Publication hat hauptsächlich jene Ueberschwemmung mit Vulgatatexten verschuldet, die erst die neuere Zeit, und nicht ohne große Noth, wieder zu entfernen sich bemüht. Aber warum sollten wir nicht den Fehler vermeiden können, ohne die Nachahmung des Lobenswerthen zu unterlassen? Diese Mahnung sei zumal an die Süddeutschen unter uns gerichtet, in deren Bibliotheken die reichsten Schätze vorhanden sind. Möchten in dieser Richtung unsere Versammlungen unablässig aufmunternd wirken, und manch fruchtbares Samenkorn ausstreuen für die Zukunft.

So heiße ich Sie denn herzlich willkommen und mit besonderer Freude begrüße ich unter Ihnen die Vertreter der romanischen Sprachen und Literaturen, die Sie in dieser Versammlung zum ersten Male auf Grund unserer Statuten als Mitglieder unter uns erschienen sind. Nur in Gemeinsamkeit mit Ihnen vermag die germanische Philologie ihre Ziele zu erreichen, nur mit Ihnen zusammen repräsentieren wir eine wissenschaftliche Disciplin, die ihren Schwerpunct in sich selber findet; denn wer vermöchte die Sprachen und Literaturen der romanischen und germanischen Völker getrennt und ohne Rücksicht auf einander zu behandeln? Mit Ihnen zusammen müssen wir zunächst auch bedacht sein auf einen academischen Cursus für die neueren Sprachen und Literaturen, der einen ausreichenden Inhalt für ein selbstständiges Studium gewährt. Erst wenn dies geschehen ist, erst wenn wir an jeder Universität unseres Vaterlandes neben einer ordentlichen Professur für germanische Philologie auch eine solche für die romanischen Sprachen finden, erst wenn diesen beiden zur Seite ein wohlausgestattetes Seminar für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen stehen wird, erst dann wird für unsere Wissenschaft eine feste Grundlage gewonnen sein, von der aus dem Dilettantismus und der bloßen Routine mit Consequenz und mit Erfolg entgegengetreten werden kann, und von der aus es möglich sein wird, die großen Bildungselemente, welche unsere Wissenschaft bietet, in gedeihlicher und zukunftverheißender Weise zu entfalten und nutzbar zu machen.

Ich habe hieran noch eine Mittheilung zu knüpfen, die, obwohl sie ganz speciell für die germanistische Section bestimmt ist, doch ihres allgemeinen

Interesses wegen auch von dem versammelten Plenum gern wird entgegengenommen werden.

Es war im vorigen Jahr in Augsburg beschlossen worden, daß die Vertreter der romanistischen Studien als Mitglieder der germanistischen Section sollten angesehen werden. Mir als dem für dies Jahr erwählten Vorsitzenden fiel die Aufgabe zu, die Romanisten auf diesen Beschluß besonders aufmerksam zu machen. Indem ich daher an die hervorragendsten Vertreter jener Studien besondere Einladungsschreiben erließ, glaubte ich auch den Namen des Fürsten nicht übergehen zu dürfen, der auf dem Gebiete der italienischen Literatur selbst Hand angelegt und die Wissenschaft mit einem Werke gründlicher Gelehrsamkeit bereichert hat, wobei ich wohl fühlte, daß meine Mittheilung nicht den Charakter einer Einladung, sondern nur den einer ehrfurchtsvollen Anzeige tragen dürfe. Se. Majestät hat diese meine Anzeige nicht nur huldreichst entgegenzunehmen, sondern auch mich mit einer eigenhändigen Antwort zu beehren geruht, die ich Ihnen vorzulesen nicht unterlassen darf. Das allerhöchste Handschreiben Seiner Majestät lautet:

Mein Herr Professor!

Es konnte mir nur erfreulich und schmeichelhaft sein, daß Sie bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Philologen einer Arbeit meiner früheren Muße mit Anerkenntniß gedacht haben. So wenig ich mich auch für befähigt halten würde, in dem Kreise so ausgezeichneter Männer etwas zur Förderung der Sache beitragen zu können, so wenig würde ich doch mich Ihrer freundlichen Einladung entzogen haben, wenn meine jetzigen Verhältnisse mir solche gestatteten. Ich bitte diese meine Antwort der Section, deren Vorstand Sie sind, mitzutheilen und derselben zu versichern, daß ich ihren Arbeiten, wenn auch abwesend, mit Interesse folgen werde.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Pillnitz, den 16. Sept. 1863. Ihr ergebenster

Johann.

Meine Herren! Nicht nur der Inhalt dieses Briefes ist ein so wahrhaft liebenswürdiger, auch die ungewöhnliche Form einer eigenhändigen Antwort (selbst die Adresse ist von der Hand Sr. Majestät) zeugt so ausdrücklich von der Absicht unserer Section eine ganz besondere Auszeichnung zu Theil werden zu lassen, daß ich gewiß in Ihrer Aller Sinn handle, wenn ich unseren tiefgefühltesten Dank hiermit öffentlich ausspreche und den Wunsch hinzufüge, mit dem wir nun endlich in die Tagesordnung eintreten wollen, daß unsere Verhandlungen so ausfallen mögen, daß sie mit Recht das Interesse des Fürsten, der sich uns so wohlwollend bewiesen hat, und damit aller derer verdienen, die für unsere Studien ein warmes Interesse hegen.

Jacob Grimm.

Die Grenzboten, 22. Jahrgang (1863), November, S. 281—300.[1])

Scharfsinn und treuer Fleiß sind die Factoren, die den normalen und stetigen Fortschritt der Wissenschaft bedingen. Mit ihnen gerüstet sehen wir Tausende von Gelehrten in ununterbrochener Emsigkeit geschäftig, die einzelnen Probleme, eins nach dem anderen, zu erledigen. Wie verschieden der Grad und die Art ihrer Begabung und ihrer Leistungen sein mag, für sie alle giebt es ein gemeinsames Maß, und ebenso ist der Charakter des so geschaffenen Fortschrittes im Ganzen ein ähnlicher. Aber von Zeit zu Zeit — sparsam im Laufe von Jahrhunderten — sendet ein gütiger Genius einen bevorzugten Geist herab, der sich diesem Maßstabe entzieht, in dem jene beiden Cardinaleigenschaften des Gelehrten erst als Momente zweiten Ranges erscheinen, der mit dem Instincte und der Productivität des Genies ganzen Wissenschaften neue Grundlagen schafft, neue Perspectiven eröffnet, ja ganze wissenschaftliche Disciplinen für den Blick des Fernerstehenden scheinbar neu hervorzaubert. Zu diesen Männern, die für alle Zeiten als Eckpfeiler eingefügt stehen in der Geschichte der geistigen Entwicklung, gehörte Jacob Grimm, ja auch unter diesen Bevorzugten wird er stets einen hervorragenden Platz einnehmen. Denn Wenigen von ihnen wird vergönnt gewesen sein, das neue Gebiet, das sie geschaffen, selber, wie er gethan, fast bis zur Vollendung auszubauen und selber bis ins hohe Greisenalter hinein mit der Rüstigkeit eines Jünglings die Herrschaft über dasselbe in Händen zu behalten. Wenigen ferner wird vergönnt gewesen sein, mit ihrer Wissenschaft dem Herzen des Volkes, dem sie angehörten, so nahe zu treten, wie Jacob Grimm es mit der seinen that, und schon bei ihren Lebzeiten die Verehrung und die Liebe ihrer Nation in dem Grade zu gewinnen, wie Grimm sich ihrer eine lange Reihe von Jahren hindurch erfreut hat.

Jacob Grimm ward am 4. Januar 1785 in Hanau geboren. Als er ungefähr sechs Jahre war, ward sein Vater als Justizamtmann nach Steinau an der Straße versetzt und an diese „wiesenreiche, mit schönen Bergen umkränzte" Gegend knüpften sich bei ihm die lebhaftesten Erinnerungen seiner Kindheit. Früh äußerten sich seine ungewöhnlichen Anlagen. „Die Mutter erzählte wenigstens gerne", berichtet Wilhelm Grimm, er habe schon lesen

1) Den Nachweis dieses Aufsatzes verdanke ich Herrn Bibliothekar G. W. Harris, der mir bei Gelegenheit meiner Nachforschungen (vgl. oben S. 193, Anm. 1) die Güte hatte das Exemplar des betr. Grenzbotenheftes aus der jetzt dort befindlichen Bibliothek Fr. Zarncke's zu senden; in diesem Exemplare findet sich Z.'s Name als der des Verfassers eigenhändig eingetragen. Uebrigens hätte mich auch eine erst bei der Drucklegung von mir beachtete Anmerkung in dem folgenden Aufsatze (unten S. 228), wenn auch etwas verspätet, darauf hinführen müssen. — A. d. H.

können, bevor andere Kinder anfangen zu lernen, und eine ganze Gesellschaft so sehr in Verwunderung gesetzt, daß alle sich hätten überzeugen wollen, ob er wirklich aus einem Buche ablese". Als er elf Jahre alt war, starb der Vater und hinterließ die Mutter mit sechs Kindern, von denen Jacob das zweitälteste war. Eine Schwester der Mutter, die erste Kammerfrau bei der Landgräfin von Hessen war, nahm sich der Erziehung der Kinder an und ließ Jacob sammt seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Wilhelm im Jahre 1798 nach Kassel kommen, um das dortige Lyceum zu besuchen, wo Jacob nach Unterquarta gesetzt ward. Mit ungeduldiger Lernbegierde holte er nach, was seiner Vorbildung mangelte, und, fast stets in jeder Classe der Erste, konnte er schon im Jahre 1802, 17 Jahre alt, die Schule verlassen, um die Universität zu beziehen. Eine tiefe Kränkung, die ihm widerfuhr, indem einem reichen adeligen Schulcameraden um seines Adels willen ein Stipendium verliehen ward, das nach Recht und Verdienst nur unserm Jacob zukam, hat er nie vergessen. Er begab sich nach Marburg und widmete sich der Rechtswissenschaft, dem Studium seines Vaters, auf Wunsch seiner Mutter und weil es zunächst ein Amt in Aussicht zu stellen schien. Höchst interessant und bezeichnend für seine spätere wissenschaftliche Richtung und seine Methode ist sein Ausspruch, daß eigene Neigung ihn zumeist der Botanik zugewandt haben würde. Vor allen übrigen Lehrern zog ihn Savigny an. Die schriftlichen Arbeiten, die dieser von seinen Schülern zur Interpretation schwieriger Gesetzesstellen anfertigen ließ, brachten ihm Jacob Grimm näher, dem gleich die erste Arbeit vorzüglich gelang; es begann sich zwischen ihnen ein näheres Verhältniß zu knüpfen, das bis an ihr Ende gedauert hat. Savigny's reiche Bibliothek gewährte vielfache Anregung und Belehrung, auch über den Kreis der juristischen Litteratur hinaus. Im Jahre 1804 ging Savigny nach Paris, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, und 1805 berief er Jacob Grimm sich nach zur Unterstützung seiner literarischen Arbeiten, denen sich dieser denn auch fast ein ganzes Jahr hindurch mit großem Eifer widmete, was Savigny später rühmend anerkannt hat. Zurückgekehrt, glückte es ihm im Januar 1806 als Kriegssecretär angestellt zu werden. In steifer Uniform mit Puder und Zopf, den Degen an der Seite, mußte er dem Dienste genügen, und nur sparsame Muße blieb für freiere Studien. Als die Franzosen das Land occupierten, nahm er seine Entlassung, suchte vergebens eine andere Stellung, z. B. an der öffentlichen Bibliothek in Cassel, und hatte den Schmerz, seine Mutter am 27. Mai 1808 sterben zu sehen, ohne daß ihr der Trost wurde, eins ihrer sechs Kinder versorgt zu wissen.

In die Zeit des Kriegssecretariates fallen die ersten Spuren seiner Beschäftigung mit dem deutschen Alterthume.

Zur Wiedererweckung der altdeutschen Poesie war zuerst angeregt worden durch J. J. Bodmer; dieser hatte den größten Theil der pariser Liederhandschrift, die zweite Hälfte des Nibelungenliedes, die Fabeln des Bonerius u. A.

theils herausgegeben, theils bearbeitet. Es hatte auch seinen Bemühungen an Nachfolgern nicht gefehlt: Gottsched, Lessing, Casparson, Michaeler, Myller, Eschenburg, F. Adelung, Gräter u. A. waren nicht ohne Fleiß auf diesem Gebiete thätig gewesen. Aber es waren gelehrte Spielereien geblieben, ein warmes Interesse war nicht erregt, ein tieferes Verständniß nicht erzielt worden. Nach dieser Richtung ist der Einfluß der romantischen Schule nicht hoch genug anzuschlagen. Ohne bedeutendes productives Talent besaßen die Romantiker ein um so empfänglicheres receptives. Die Gabe der Anempfindung, der Assimilirung des poetischen Gehaltes auch im disparatesten Stoff und in der disparatesten Form ward jetzt cultiviert und so der Grund zu einer neuen Wissenschaft, der Literaturgeschichte, gelegt. Unter den einschlagenden Schriften war epochemachend Ludwig Tieck's Vorrede zu seiner Bearbeitung der Bodmerischen Minnelieder, die 1803 erschien und die in den Partien, welche die seelische Bedeutung der Form und des Reims bei den mittelhochdeutschen Dichtern behandeln, noch heute als vorzüglich gelten kann. Jacob Grimm hatte dies Buch kennen gelernt, noch im Jahre 1831 war ihm der hinreißende Eindruck gegenwärtig, den die Vorrede auf ihn gemacht hatte. Zum ersten Male hatte er sich aus Savigny's Bibliothek Bodmer's Minnesinger im Orignale geben lassen. Das einmal erwachte Interesse wird in seinem lebhaften Geiste fortgewirkt haben, aber für den Augenblick hatte es ihn noch nicht gefangen genommen, Grimm war beim Studium der Rechtswissenschaft geblieben. Und das dürfen wir wohl als ein Glück bezeichnen.

Je mehr bei einer Sache unser Herz betheiligt ist, um so schwerer wird es, zu einer einfachen, zweckmäßigen Form der Darstellung zu gelangen. Das gilt wie im Leben auch in der Wissenschaft. In Betreff des Studiums der altdeutschen Poesie stand man damals an der Schwelle einer erst zu gründenden Wissenschaft, für die eine Methode, eine Form der Behandlung noch nicht vorlag. Alle diejenigen, die, ungeschult, nur jugendlichen Eifer, nur ein volles, warmes Herz zu ihr hinzubrachten, haben, selbst bei bedeutender Begabung, es nicht vermocht, ihre Gesetze und Regeln zu entwerfen, sie sind Dilettanten geblieben, die Görres, Büsching, von der Hagen u. A., und noch heute spüren wir die Nachwirkungen dieser so natürlichen Erscheinung. Anders stand es mit Jacob Grimm. Dieser hatte, wie wir gesehen, sich auf fremdem Gebiete unter trefflicher Leitung in streng wissenschaftlicher Methode geschult, und er hatte deren Handhabung durch eigene Theilnahme an den Arbeiten seines Lehrers eingeübt. So gestählt trat er, bereits 21 Jahre alt, an das Studium der deutschen Sprache und Litteratur.

Es reizt, den ersten Aeußerungen eines bedeutenden Mannes nachzugehen, die Spuren der späteren Größe in den unscheinbaren Anfängen aufzusuchen.

Die Erstlingsfrüchte seiner Arbeiten finden wir in zwei Zeitschriften niedergelegt, die wir die Organe jener beiden Kreise nennen können,

welche wir oben an der Wiege der jungen Wissenschaft stehen sahen. Der „Neue Litterariche Anzeiger" sammelte um sich unter B. Docen's so wichtigthuender wie geheimnißkrämerischer Leitung die gelehrten Notizenkrämer, Achim von Arnims „Zeitung für Einsiedler" (dann als „Trosteinsamkeit" herausgegeben) diente der mehr in der Tiefe suchenden, freilich oft noch recht unklaren und embryonenhaften Richtung der romantischen Schule. Daß Jacob Grimm an beiden sich betheiligte, war schon bezeichnend für seine universellere Stellung; seine Aufsätze zeigen überdies, daß er in jedem Kreise mit ganz anderer Ausrüstung und Vorbereitung, mit ganz anderen Ansprüchen an sich und seine Wissenschaft auftrat als die übrigen Theilnehmer. Nächst kleinen Notizen, z. B. den Berichtigungen zu F. Adelung's Nachrichten von altdeutschen Handschriften, betraf die erste Abhandlung „des Herrn Kriegs-Secretärs Grimm" im Anzeiger „das Nibelungenlied" (N. L. A. 1807. Nr. 15 u. 16). Zum ersten Male ward hier die Forderung streng philologischer Behandlung auch deutscher Texte laut und zugleich der Beweis schon aufgewandten philologischen Studiums geliefert. Denn Jacob Grimm war der Erste, der entdeckte, daß die Myller'sche Ausgabe des Nibelungenliedes arglos aus zwei ganz verschiedenen Recensionen zusammengedruckt sei; er vermochte auch schon Andeutungen aus dem Gebiete der höheren Kritik zu geben, indem er, auf Beobachtungen über Sprache, Stil und Darstellung gestützt, die Unmöglichkeit behauptete, daß das Nibelungenlied und die „Klage" von Konrad v. Würzburg herrühen könnten, dem man damals aus Mißverständniß der Schlußworte der „Klage" jene beiden Gedichte beilegte. Auch die nordischen Quellen waren bereits herbeigezogen; kurz es war hier zum ersten Male eine wirkliche Untersuchung geliefert. Der zweite Aufsatz handelte über „den Meister- und Minnegesang" (ebenda Nr. 23 und Nr. 53). Auch hier verrieth sich der scharfe und geübte Blick. Die unklare Ansicht von der naiven Form der mittelhochdeutschen Lyrik ward bekämpft, vielmehr auf die Künstlichkeit derselben und auf deren Gemeinsamkeit im sogenannten Minne- und Meistergesange hingewiesen. Docen's und später auch v. d. Hagen's Widersprüche, so wenig scharf gefaßt und bedeutend sie waren, zwangen doch Jacob Grimm, seine Beweisführung auszudehnen, und so entstand daraus ein eigenes Buch „Ueber den altdeutschen Meistergesang" (Göttingen 1811), in welchem zuerst die Dreitheiligkeit im Bau der mittelhochdeutschen Strophe nachgewiesen ward, eine für die Kenntniß der altdeutschen Poesie und selbst ihres Verhältnisses zur provençalischen und französischen sehr wichtige Entdeckung. Eine kleine Notiz „Von der Uebereinstimmung der alten Sagen" (ebenda Nr. 36) eröffnet bereits eine weite Perspective in das Gebiet der vergleichenden Sagenkunde und zeugt schon von einem ausgedehnten Studium der verschiedenartigsten mittelalterlichen Quellen. Seine „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" veröffentlichte Grimm

dagegen in der Zeitung für Einsiedler (1808 Nr. 19 und 20). Sie enthalten in vorzüglicher Darstellung die sinnig poetischen Grundgedanken, die seitdem seine wie seines Bruders Wilhelm Thätigkeit auf diesem Gebiete beherrscht haben. Wie sehr der Ausgangspunkt derselben noch in romantischer Verhüllung befangen war, verrathen sie dabei unverkennbar; wir können uns zum Beweise auf die Anführung der Worte beschränken „Nichts ist verkehrter als die Anmaßung, epische Gedichte dichten oder gar erdichten zu wollen, als welche sich nur selbst zu dichten vermögen".

Unterdeß hatten sich Grimm's äußere Verhältnisse wesentlich gebessert. Noch im Jahre 1808 erhielt er auf Johannes von Müller's Empfehlung die Aufsicht über die schon vom Kurfürsten angelegte, jetzt königliche Privatbibliothek auf Wilhelmshöhe, die ihm eine ausreichende Besoldung und vollständige Muße gewährte. Der König Jerome wollte ihm persönlich wohl und ernannte ihn aus eigenem Antriebe bald darauf auch zum Staatsrathsauditeur, was sein Einkommen noch verbesserte, ohne seine Muße wesentlich zu schmälern. Jetzt wandte er alle seine Zeit auf seine Lieblingsstudien, die nun bereits vollständig dem deutschen Alterthume zugewandt waren. Er befand sich darin in Uebereinstimmung mit einer allgemeineren Richtung jener Zeit. Denn unter dem Drucke der Fremdherrschaft besann man sich zuerst wieder auf das Vorhandensein einer deutschen Nationalität, fühlte, daß es eine Solidarität der geistigen Gesammtinteressen derselben gab, und flüchtete sich mit seinen Gedanken in die frühere Geschichte der Nation, wo dieselben noch ohne Kummer weilen konnten. Obwohl Grimm persönlich unter der französischen Herrschaft nicht zu leiden hatte, fühlte er den Druck derselben, namentlich des französischen Rechtes und der französischen Sitte, darum nicht minder lebhaft, und sein Bruder Wilhelm hat uns mit beredten Worten den Zusammenhang ihrer Studien mit jener Stimmung der Zeit geschildert.

In den Jahren 1809 und 1810 war Jacob Grimm literarisch wenig thätig, seine Zeit gehörte der Vertiefung seiner Studien, der Vorbereitung größerer Arbeiten. Dann folgten mehrere Jahre einer lebhaften gemeinsamen Thätigkeit mit seinem Bruder Wilhelm. Wir erinnern uns, sie waren mit einander zu ihrer Taute nach Kassel gegangen. Als Jacob 1802 die Universität bezog, mußte der um ein Jahr jüngere und überdies kränkelnde Wilhelm in Kassel zurückbleiben. „Die Trennung von ihm", erzählt Jacob, „mit dem ich stets in einer Stube gewohnt und in einem Bette geschlafen hatte, ging mir sehr nahe." Sie waren dann im Jahre 1804 eine kurze Zeit in Marburg wieder vereinigt, und wiederum in der Zeit von 1810, wo Wilhelm, nun vollständig genesen, sich nach Kassel begab, bis 1814, wo Jacob, nach dem Zusammenbrechen des westphälischen Königreiches als Legationssecretär bei der hessischen Gesandschaft ins Hauptquartier der Verbündeten und zum zweiten Male nach Paris gesandt ward, wohin er im Auftrage der

preußischen Regierung im Jahre darauf noch ein drittes Mal kommen sollte. Von Paris gieng er, ebenfalls als Gesandtschaftssecretär, nach Wien (October 1814 bis Juni 1815) zu den Verhandlungen des dortigen Congresses, dann aber entsagte er der diplomatischen Laufbahn und fand eine Anstellung an der öffentlichen Bibliothek zu Kassel, an der sein Bruder Wilhelm bereits 1814 ein Amt erhalten hatte. Seit dieser Zeit (1816) sind die beiden Brüder nicht wieder getrennt worden, wenn wir von den vorübergehenden Folgen der Göttinger Katastrophe absehen. Die Jahre 1810—1816 waren die ihrer so erfolgreichen gemeinsamen Arbeit, die uns jetzt beschäftigen soll.

Eine Frucht dieser ihrer gemeinsamen Thätigkeit sind zunächst die „Kinder- und Hausmärchen" (Berlin 1812). Die Bedeutung dieses ebenso liebenswürdigen wie wichtigen Werkes ist eine doppelte. Einmal machte es zuerst darauf aufmerksam, welch ein Schatz des lieblichsten Erzählungsstoffes noch im Volksmunde vorhanden sei, und gab Fingerzeige zu seiner wissenschaftlichen Verwerthung. Eine nicht endende Reihe von Märchensammlungen bei uns wie bei anderen Völkern ist diesem Muster gefolgt, und noch immer scheint der Faden nicht abzureißen. Fast ebenso bedeutend, wenn nicht noch bedeutender, ist ihre Wichtigkeit für die Literatur im weiteren Sinne und für die Geschmacksbildung gewesen. Wenn man behaupten darf, daß die Richtung der Brüder auf das Volksthümliche der Sagen- und Märchenwelt recht eigentlich ihren Keim in den Gedanken- und Empfindungskreisen der Romantiker hatte, so muß man sagen, daß ihre Ausführung, der tactvoll getroffene einfache, volksmäßige Ton so durchaus classisch ist, daß kaum ein zweites Werk in solchem Grade ein wirksames Correctiv gegen die Ueberschwenglichkeiten der Romantik geworden ist, als die Grimm'schen Märchen. Mit Recht sind sie dem deutschen Volke ein Haus- und Familienbuch geworden, und mit Recht haben sie gegenwärtig ihren Weg selbst in die Schulen gefunden. Später überließ Jacob dies Gebiet ganz seinem Bruder, von dem allein die späteren Ausgaben, namentlich auch die Anmerkungen, ausgegangen zu sein scheinen.

Noch in demselben Jahre erschienen (Kassel 1812) „die beiden ältesten deutschen Gedichte, das Lied von Hildebrand und das Wessobrunner Gebet". Ja so beträchtlich war bereits der gemeinschaftliche Vorrath altdeutscher Poesien und gelehrter Untersuchungen angewachsen, daß die Brüder daran denken konnten, nachdem Büsching's und v. d. Hagen's „Museum", an dem sich Jacob betheiligt hatte, eingegangen war, ein eigenes Organ, und zwar für sich allein, zu schaffen. Sie gewannen so den Vortheil, ihre Kräfte gemeinsam beisammen zu halten und sich schärfer abzusondern von den andern, minder geschulten und minder geschickten Mitarbeitern auf diesem Gebiete. Diese Zeitschrift waren die „Altdeutschen Wälder", die in monatlichen Heften erscheinen sollten, doch nicht ganz regelmäßig ausgegeben wurden. Es sind drei Bände, jeder zu sechs Heften herausgekommen, der erste 1813 in Kassel,

die beiden übrigen 1815 und 1816 in Frankfurt[1]). Der größere Theil der Beiträge ist von Jacob. Es ist eine reiche Auswahl der verschiedensten (bereits auch grammatischer) Untersuchungen, Quellenabdrücke, kleineren und größeren Mittheilungen, meist so durchdacht, daß sie noch heute benutzbar sind. Jacob's Abwesenheit, namentlich die mußeraubende im Jahre 1814, rief eine Stockung der Arbeiten hervor. Aber 1815 erschien die Ausgabe und Commentierung des „armen Heinrich", und in demselben Jahre „die Lieder der alten Edda", denen sich 1816 die „deutschen Sagen" anschlossen. Späterhin sind nur noch die „Irischen Elfenmärchen" (Leipzig 1826) gemeinsam gearbeitet, im Uebrigen giengen seit 1816 die beiden Brüder ihre eigenen Wege, und erst der Abend ihres Lebens führte sie wieder zusammen zu dem großen Werke des deutschen Wörterbuches, über welchem sie Beide der Tod ereilte. Wo wir in dieser gemeinsamen Thätigkeit im Stande sind, das jedem Besondere zu trennen (wie z. B. in den altdeutschen Wäldern), da erkennen wir in Jacob den regeren, lebhafteren, anregenderen, doch auch hastigeren und kühnen Combinationen schnell zugänglichen Geist, bei Wilhelm finden wir scrupulösere Sorgfalt, größere Feinheit im Ausfeilen des Einzelnsten und größere Enthaltsamkeit von Conjecturen. Es fand zwischen den Brüdern eine Ergänzung der Charactereigenthümlichkeiten statt, die allein ihr fruchtbares Zusammenarbeiten und ihr ununterbrochenes ungetrübtes Zusammenleben erklärt.

Das deutsche Volk hat diese gemeinsame Thätigkeit der beiden Brüder stets mit besonderer Pietät betrachtet. Bei dem Eintritt in eine Wissenschaft und dem Bekanntwerden mit einem Stoffe, der dem Herzen an sich schon so nahe steht, erfreut es doppelt, einem edlen, rührenden Verhältnisse zu begegnen, das schon allein geeignet wäre, unsere ganze Theilnahme und Liebe in Anspruch zu nehmen. Dieser Eindruck einer freudigen Verehrung wirkt auf uns um so lebendiger, je frischer und empfänglicher das Gemüth in den Jahren ist, wo ihm jene Namen zuerst entgegentreten; durch die Märchen geschieht dies in der für Eindrücke zugänglichsten Zeit der Jugend. So sind „die Brüder Grimm" ein populärer Name geworden, um ihre Bilder beginnt bereits ein bald scherzender, bald ernster Sagenkreis sich zu sammeln.

Während der Periode ihrer gemeinschaftlichen Arbeiten hatte Jacob Grimm doch auch Zeit gefunden, noch eigenen Forschungen nachzugehen. Ihn hatte die Richtung auf die volksmäßigen Sagen und Märchen weiter geführt auf tiefere Ergründung des in vielen so unverkennbaren mythischen Hintergrundes.

1) Hier ein Wort in eigener Sache. Dem Schreiber dieser Zeilen fehlt zu seinem Bedauern das dritte Heft des dritten Bandes, und er jagt ihm seit Jahren vergebens nach. Sollte ein Leser dieser Blätter dasselbe besitzen, ohne viel darauf zu geben (es sind viele Hefte einzeln zerstreut) und mit der Noth eines vergeblich suchenden Bücherfreundes einiges Erbarmen verspüren, so wird er wissen, was für eine Bitte an ihn der Schreiber dieses still im Herzen hegt.

So erschien 1815 die Abhandlung über die „Irmenstraße und Irmensäule“. Zugleich hatte er seinen Blick nicht auf die volksthümliche Poesie unserer Nation und deren nächster Verwandten beschränkt; auch die Volkspoesie fremder Idiome erregte sein Interesse, und die in Wien 1815 erschienene spanische Sammlung „Silva de romances viejos“ legt beredtes Zeugniß ab von dem Ernste der hierauf gewendeten Studien. Um dieselbe Zeit hatte auch bereits die serbische Volkspoesie seine Theilnahme auf sich gezogen, und mit welchem Eifer er sich ihr widmete, geht daraus hervor, daß er nicht nur späterhin selber serbische Lieder ins Deutsche übertrug (sie stehen in Goethe's Kunst und Alterthum 1824 und 1825) sondern sogar nebenbei die serbische Grammatik des Wuk Stephanowitsch verdeutschte (Leipzig und Berlin 1824) und sie mit einer eingehenden, 54 Seiten langen, höchst einsichtsvollen Vorrede versah. Das Buch ist in Einer Beziehung auch als Curiosum von Interesse: nicht viele Deutsche werden wissen, daß unser Jacob Grimm eins seiner Werke „dem Durchlauchtigsten Fürsten in Serbien, Herrn Milosch Obrenowitsch“ gewidmet hat.

Kleinere Aufsätze Jacobs aus jener Zeit der gemeinsamen Thätigkeit stehen in v. d. Hagen's und Büsching's Museum 1811 („über Karl und Elegast“; „Hornkind und Maid Rimenild“), in Savigny's und Eichhorn's Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 1815 („Von der Poesie im Rechte“) und 1816 („Literatur der altnordischen Gesetze“). Auch an kritischen Journalen betheiligte er sich in jener Zeit lebhaft, besonders an den heidelbergischen Jahrbüchern 1811 („Ueber v. d. Hagen's und Büsching's Museum“, „über Graeter's Helga-Quida“), 1812 („Hoffstätter's altdeutsche Gedichte“, „v. d. Hagen's und Büsching's literarischer Grundriß der deutschen Poesie“) und 1816 („Benecke's Ausgabe des Bonerius“[1]); ferner in der Halleschen Allgemeinen Litteraturzeitung 1812 (über Rask's[2]) altnordische Sprachlehre); dann lieferte er mehrere Recensionen in die Leipziger Literaturzeitung von 1812 und 1813. Auf einige dieser Aufsätze werden wir noch zurückzudeuten haben, im Allgemeinen haben sie natürlich keinen großen präsenten Werth mehr. Ihr

1) Der Schluß der Recension ist geeignet, in Verwunderung zu setzen, wenn man sich späterer Dicta Jacob Grimm's erinnert: „Druck und Papier sind ausgezeichnet; doch erklärt sich Recensent (mit unserer Zeit überhaupt) gegen den Gebrauch der lateinischen Buchstaben, die ja entwan ebensosehr aus anderen entsprungen sind als die deutschen gewissermaßen aus den lateinischen.“

2) Auch der Schluß dieser Recension mag hier eine Stelle finden, er ist gerade heut zu Tage geeignet, uns zu denken zu geben: „Darin sind die Dänen untadelhaft, daß sie dem offenen Eindringen deutscher Wörter und Phrasen Einhalt thun . . . aber . . . . . . es hat jedem Deutschen schmerzhaft sein müssen, zumal jetzt, aus einer neulich erschienenen öffentlichen Verordnung der dänischen Regierung zu ersehen, daß in den ihr untergebenen deutschredenden Ländern die deutsche Sprache nach und nach gedrückt und wohl unterdrückt werden soll!“ Gedruckt im Jahre 1812.

Interesse für uns beruht hauptsächlich darauf, daß wir in ihnen die ungemein vielseitigen und gründlichen Studien verfolgen können, denen Grimm ununterbrochen oblag, und daß wir einer Reihe von Gedanken und Anregungen begegnen, die seitdem eben durch Grimm Allgemeingut unserer Wissenschaft und Grundlagen für den Fortbau in derselben geworden sind. — An dieser Stelle sei noch der Bemühungen gedacht, denen Grimm sich zu unterziehen hatte, als er 1815 nach der zweiten Einnahme von Paris von der preußischen Regierung abgesandt war, die in verschiedenen Gegenden Preußens geraubten Handschriften in Paris zu ermitteln und zurückzuverlangen. Er entledigte sich des schwierigen Auftrages mit vielem Geschick, so daß der Fürst von Hardenberg ihm in einem besondern Schreiben einen Dank aussprach. Leider und zu seinem großen Bedauern gelang es Grimm nicht, auch die große sogenannte Manessische Liederhandschrift unserm Vaterlande zurückzugewinnen.

Ueberblicken wir was Grimm bisher allein und in Gemeinschaft mit seinem Bruder geleistet hatte, so müssen wir zugeben, daß es genügend war, um mit Ehren die Leistungen eines Gelehrtenlebens auszumachen. Für Jacob Grimm aber sind alle diese Arbeiten nur Vorspiele gewesen zu größeren Thaten des Geistes. Ja, so bedeutend sind die nun folgenden Fundamentalwerke ausgefallen, daß wir die gesammte vorausliegende Thätigkeit ganz naiv als etwas Antediluvianisches zu vergessen und ihm gar nicht weiter anzurechnen pflegen.

Mit dem Jahre 1816 tritt abermals eine Pause in Grimm's literarischer Thätigkeit ein. Alle seine Kräfte werden jetzt concentriert auf ein Hauptwerk, die deutsche Grammatik, deren Vorarbeiten bereits hier und da in den altdeutschen Wäldern, besonders aber in der Recension über Rask's Grammatik zum Vorschein gekommen waren. Kurz vor ihrem Erscheinen hatte er noch einen Strauß mit Jean Paul auszufechten, den er 1819 im zweiten Bande des Hermes wegen seiner barocken Ideen in Betreff der Doppelwörter zur Rede stellte. Er hatte bei dieser Gelegenheit bereits den epochemachenden Satz ausgesprochen: „Seine Regel kann nicht zutreffen, weil er die Sprache wie etwas von heute betrachtet, folglich den Ursprung und Fortgang ihrer mannigfaltigen Aeußerungen zu verstehen nicht im Stande ist. Er sieht bunte Verwirrung und Unzusammenhang da, wo gerade, wenn man sich gewöhnt hat, das nie still Gestandene und nie still Stehende ins Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tiefsinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt werden wird." Noch in demselben Jahre erschien der erste Theil der „deutschen Grammatik", die Flexionslehre umfassend, der drei Jahre darauf in zweiter Auflage herauskam, vermehrt um ein ganz neues Capitel, die Lautlehre; 1826 folgte der zweite Band, der die Lehre von der Wortbildung enthielt, 1831 der dritte, von der Fortsetzung der Wortbildungslehre und dem Genus handelnd, 1837 der vierte, die Syntax des

einfachen Satzes. Auch damit war das Werk noch nicht vollendet und die Syntax des zusammengesetzten Satzes ist unbearbeitet geblieben. 1840 kam ein Abschnitt des ersten Bandes, die Vocale enthaltend, in dritter Auflage heraus.

Das Staunen, mit welchem das Werk bei seinem Erscheinen die Zeitgenossen erfüllte, vermag uns wohl nichts lebendiger vor die Augen zu führen als die Art und Weise, mit der sich Jean Paul in dem erwähnten Streite scherzend ausspricht (Ueber die deutschen Doppelwörter, Stuttgart 1820, fünftes Postscript): „Mit Herrn Bibliothekar Grimm sollte mir ein seltenes Glück begegnen. Ich war nämlich so glücklich, daß ich seine deutsche Grammatik erst in diesem Monate kennen lernte, also viel später als seinen Angriff meiner 12 kanonischen Apostelbriefe, der schon im zweiten Bande des Hermes auf 1819 steht. Himmel! wäre aber die Sache umgewandt gewesen, und ich hätte den Verfasser der Grammatik nur eine Woche früher gelesen als den Verfasser des Angriffs: eine Leidenswoche hätte ich ausgestanden und es wäre zu viel gewesen!"

Und die Grammatik war auch wohl darnach angethan, ein solches Staunen zu rechtfertigen. Zuerst welche Bewältigung eines massenhaften Stoffes! Alle deutschen Sprachzweige, Gothisch, Hochdeutsch, Niederdeutsch, Niederländisch, Angelsächsisch, Nordisch, Schwedisch und Dänisch waren umfaßt und fast alle von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, und mit einer fast erschöpfenden Erörterung aller zugänglichen Quellen, derer viele Mancher, der sich nicht ungelehrt däuchte, vielleicht noch nicht einmal dem Namen nach kennen gelernt hatte. Wo hatte man so viel Gelehrsamkeit und so viel Studium auf dem Gebiete des Deutschen schon nebeneinander gefunden? Sodann die wunderbare Durchsichtigkeit der Anordnung und die hinreißende Behandlung des völlig beherrschten Stoffes. Es hatte Grimm mit genialem Blicke die Form gefunden, zu gleicher Zeit eine darstellende, paradigmatisch belehrende, eine historische und eine vergleichende Grammatik zu schreiben, ja über das Gebiet der behandelten Sprache wiesen seine Fingerzeige auf die urverwandten hin. Eine großartige, ergreifende Perspective eröffnete sich. Aber in diesen Eigenschaften ist das eigentlich Epochemachende der Grimm'schen Grammatik noch nicht ausgesprochen. Dies liegt vielmehr darin, daß die Sprache in ganz anderer Weise als bisher aufgefaßt, daß die Stellung des gelehrten Forschers zu ihr in ganz anderer Weise bemessen ward als bisher. Die Sprache erschien nun als ein lebender, sich nach mehr oder weniger bestimmten Gesetzen fortentwickelnder Organismus, die lebende Sprache nicht mehr als ein den erklärenden Schwerpunkt in sich selbst findendes Ganze, sondern als das zufällige, augenblicklich letzte Ende der bisherigen Entwicklung; und der Gelehrte ward dieser Sprachentwicklung gegenübergestellt wie der beobachtende Naturforscher, der, recht eigentlich mit dem Blicke des Botanikers, die zahllosen Erscheinungen

auf dem Gebiete der Sprache zu sammeln, zu ordnen, zu erklären, in Zusammenhang zu bringen habe. So war die bis dahin blühende gelehrte Schulmeisterei mit einem Schlage abgethan, aber dafür auch die Grammatik aus der Lage einer bloßen Hilfsdisciplin erhoben zu einer selbstständigen Wissenschaft. Zunächst fiel natürlich der Hauptaccent auf die sinnlichste Seite der Sprache, ihre äußere, lautliche, formelle Erscheinung, und hier erschloß sich nun ein ganz neues Gebiet der Forschung, die Lautlehre. An 600 Seiten der zweiten Auflage nahm diese bereits 1822 ein, und 1840 war aus den Vocalen allein ein eigener Band von gleichem Umfange geworden. Dabei ruhte ein Zauber poetischer, seelenvoller Auffassung über der ganzen, den colossalen Stoff in seltener Weise beherrschenden Darstellung. In Grimm's Geiste gewannen die Laute der Sprache, gewannen die einzelnen lautlichen Erscheinungen der Sprachgeschichte ein eigenes Leben, eine scheinbar seelische Selbstbestimmungskraft. Wo eine solche am lebendigsten hervorzutreten schien, da verweilte Grimm am liebsten und mit dem ganzen Reichthum seiner Phantasie und seines Scharfsinnes, so namentlich bei der Lehre vom Ablaut. Ueberhaupt fiel das Hauptgewicht seines Interesses auf die Laut- und Formenlehre. Hier wird ihm das für die gesammte Sprachforschung epochemachende Gesetz der sogenannten Lautverschiebung verdankt, ein Verdienst, das ihm ungeschmälert bleiben muß, wenn auch Rask einige Erscheinungen dieses Gesetzes bereits früher beachtet hatte; ferner die durchgreifenden und auf so einfache Gründe zurückgeführten Gesetze des Umlautes und der Brechung. Die Syntax muthete Grimm weniger an, und wenn der letzte Band derselben nicht erschienen ist, so hat dieser innere Grund dabei gewiß den Ausschlag gegeben. Einzelne Partien hat er in academischen Abhandlungen bearbeitet, so namentlich einige Fälle der Attraction. Auch die Lautlehre ist noch in einigen besonderen Abhandlungen gefördert worden, so in der über die Entstehung der Diphthonge u. A.

Natürlich steht die Wissenschaft schon jetzt nicht mehr überall in Uebereinstimmung mit den einzelnen Resultaten Jacob Grimm's. In der Lautlehre wird jetzt Manches anders gefaßt, und das Gesetz der Lautverschiebung ist in einzelnen Erscheinungen schärfer erkannt; jene poetische Auffassung, als lebe in den Lauten ein seelisches Princip, hat Jacob Grimm mehrfach zu einer isolierenden Betrachtung der deutschen Sprachgeschichte und zu einer dynamischen Erklärung mancher Laut- und Formveränderungen verleitet, die sich nicht aufrecht erhalten läßt; so ist z. B. die Vorgeschichte des Ablautes und die Darstellung seiner Verzweigung und seines Einflusses allmählich eine andere geworden als wie Grimm sie darzustellen liebte. Aber wer wollte trotz alledem behaupten, daß auch nur der erste Theil der Grammatik von 1822 heute antiquiert sei? ja nicht einmal die Ausgabe von 1819 ist es; denn sie enthält eine Einleitung, die noch nicht wieder ersetzt ist. Wenn aber

auch einmal alle Resultate revidiert und anders und schärfer gefaßt sein sollten, so wird der weltgeschichtliche Character der Grammatik dadurch in nichts verkümmert werden, denn durch sie ward, weit über das deutsche Gebiet hinausgreifend, der Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, zu der historischen Grammatik und zu der Sprachwissenschaft als selbständiger Disciplin. Diese hat seitdem weitere Dimensionen angenommen, W. von Humboldt's und Bopp's Verdienste haben sie reich ausgestattet, aber nicht nur die historischen Grammatiken von Diez, Miklosich und Zeuß für die Gebiete der romanischen, slavischen und celtischen Sprachen können und wollen sich dem Geständniß nicht entziehen, in Grimm's Fußstapfen getreten zu sein, nein alle Jünger der neueren Sprachwissenschaft überhaupt, selbst diejenigen, welche so weite Gebiete beherrschen, wie z. B. gegenwärtig Schleicher, können nicht umhin und werden nie umhin können, Jacob Grimm als einen der Hauptgründer und eine der Hauptsäulen ihrer Wissenschaft zu bezeichnen.

Von nun an können uns die kleineren Arbeiten Jacob Grimms nicht mehr beschäftigen. Wir bemerken daher nur im Allgemeinen, daß er seit 1819 eine Reihe Recensionen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (bis über die Göttinger Katastrophe hinaus) und in den Wiener Jahrbüchern (hervorzuheben sind die über Graff's Präpositionen, Berthold's Predigten und Castiglione's Ulfilas) hat erscheinen lassen. Weniges von ihm steht in Haupt und Hoffmann's Altdeutschen Blättern (1834—1840), dagegen lieferte er reiche Beisteuern zu der seit 1840 von Haupt herausgegebenen Zeitschrift für deutsches Alterthum und zu Franz Pfeiffer's Germania seit 1855. Die Abhandlungen und namentlich auch die Berichte der Berliner Academie der Wissenschaften enthalten Viel und Vorzügliches, Kleinigkeiten finden sich noch manche zerstreut und an Orten, wo man sie nicht vermuthet, z. B. in Strube's und Hornthal's Wünschelruthe (Göttingen 1818). Es wäre wünschenswerth, daß diese zerstreuten Aufsätze, von denen keiner ganz ohne Interesse ist, einmal gesammelt oder doch wenigstens bibliographisch zusammengestellt würden.

Wir schreiten vorwärts in der Besprechung der großen Fundamentalwerke Jacob Grimm's.

Die erste Hälfte der zwanziger Jahre ward mit grammatischen Arbeiten, der Herausgabe des ersten Bandes der Grammatik in zweiter Auflage und des zweiten Bandes ausgefüllt. Dann aber wandte sich Grimm, „um sich zu erholen", anderen Studien zu, zu denen der erste Anstoß vielleicht in seiner früheren Beschäftigung mit der Jurisprudenz gesucht werden darf, wie denn auch die ersten Spuren derselben in den Aufsätzen in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft ans Licht traten. Aber auch nur der erste Anstoß. Denn wenn auch die Abhandlung über die Literatur der altnordischen Gesetze keinen abweichenden Standpunkt verrieth, so bewies doch bereits der Aufsatz über die Poesie im Recht, daß Grimm von einem ganz andern Interesse als

dem rein juristischen aus auf die Behandlung seines Gegenstandes geführt ward. Für ihn war nicht das Recht als solches, sondern die Form desselben die Hauptsache. Der sinnliche, symbolische Charakter in den rechtlichen Bestimmungen, den Formeln, in den tausend und aber tausend Formalitäten, an denen namentlich das altdeutsche Recht so reich ist, die sinnlich-poetische Ausdrucksweise, die mehrfach direct sich der Form der Poesie bedient, sie war es, auf was es ihm ankam. So wurden die alterthümlichen Bestimmungen des Rechts ihm ein redendes Zeugniß jenes früheren, sinnlicher empfindenden Zeitalters, wo die Poesie noch alle Sphären der höheren geistigen Thätigkeit durchdrang, wo die Vorstellungen noch nicht abstract geworden waren, sondern noch in lebendiger Anschaulichkeit gedacht wurden. Was Grimm schon in Jahren in dieser Richtung gesammelt hatte, das beabsichtigte er nun in einem eigenen Werke niederzulegen. So entstanden „die Rechtsalterthümer“, die zuerst in Göttingen 1828 und dann ebenda 1854 in zweiter Auflage herauskamen. Er wollte zunächst „Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte, so viel er ihrer habhaft werden konnte, vollständig und getreu sammeln“. Und das hat er mit jenem umsichtigen Blick und jenem riesigen Fleiße gethan, den wir in allen seinen Werken anstaunen. Ein ganz neuer Einblick ward hier geboten auf eine bisher unbeachtet gebliebene Seite des geistigen und Culturlebens. Es war mehr fast als in der Grammatik die Wissenschaft wieder um ein neues Gebiet bereichert. Und obwohl Grimm in diesem Werke eigentlich ein ihm schon fremd gewordenes Terrain betrat, so behielt er doch auf demselben die Zügel dermaßen in der Hand, daß noch 1854 ein genauer Wiederabdruck genügen konnte und mußte, zu seinem eigenen großen Leidwesen, da er unermüdlich fortgesammelt und fortgedacht hatte und sich, im Drange anderer Arbeiten, nur ungern dazu verstand, den reichen Schatz berichtigten und gemehrten Materiales ungenützt zu lassen. Eine Art Ergänzung zu den Rechtsalterthümern ist die Ausgabe der „Weisthümer“, die jenen so ganz besonders als Quelle gedient hatten. Es sind dies bekanntlich Rechtsnachweisungen und Belehrungen, besonders von Gemeinden und Genossenschaften veranlaßte Erklärungen über bestehende locale Rechtsgewohnheiten. Sie erschienen in drei Bänden von 1840—1842, und noch in diesem Jahre ist ein vierter hinzugetreten. Auch auf diesem Felde ist kein Jurist im Stande gewesen, mit Grimm zu wetteifern. Leider ist die Nutzbarkeit und damit die Benutzung des Werkes sehr beeinträchtigt durch das Fehlen eines Registers, und so dürfte es nur wenige Rechtskundige geben, die es zu gebrauchen verstehen. Auch in kleineren Abhandlungen hat Grimm noch manchen Beitrag zu den hier in Frage kommenden Gegenständen geliefert, z. B. durch den Aufsatz „über die Grenzalterthümer“.

Bald nach dem Erscheinen der Rechtsalterthümer, während der dritte Band der Grammatik im Drucke war, folgten die Brüder Grimm einem Rufe

an die Universität Göttingen. Nur ungern vertauschten sie die Heimath mit der fremden Stadt und die Ruhe und Muße des bibliothekarischen Stilllebens mit der anstrengenden Thätigkeit des academischen Lehramtes. In diese Zeit fällt noch die Herausgabe der „althochdeutschen Hymnen" durch Jacob.

Sein nächstes umfassendes Werk war das Buch über „Reinhard Fuchs", Berlin 1834, das er wohl selber für eine seiner besten Arbeiten zu erklären pflegte; und allerdings muß man sagen, daß sein feiner poetischer Sinn, sein in die Tiefen der Erscheinungen eindringender Spürgeist, seine scharfsinnige Combinationsgabe und die Kunst gefangennehmender Darstellung kaum in einem zweiten Werke so glänzend vereinigt sind wie in diesem. Grimm fand bekanntlich den Hintergrund zu den Erzählungen von Reinhard in einer uralten im Volke lebendig fortgedichteten Thiersage, die dem noch vertraulicheren Zusammenleben der Menschen mit den Thieren des Waldes ihren Ursprung verdankte und noch heute Spuren des Geistes und Lebens jener Urzeiten athmet. Zu den in jenem Werke herausgegebenen Gedichten des Glichesäre fand Grimm später die schon früher scharfsinnig vermuthete ältere Vorlage, und er gab diese heraus in dem „Sendschreiben an Karl Lachmann", Leipzig 1840, mit welchem er diesen zu seinem Geburtstage überraschte.

Von noch durchgreifenderer Bedeutung war die „Deutsche Mythologie", die im Jahre darauf (1835) erschien. Hatte er in der Grammatik und den Rechtsalterthümern neue wissenschaftliche Disciplinen und neue Methoden der Behandlung geschaffen, so galt es hier die Gründung einer vollkommen neuen Wissenschaft. Die Existenz einer deutschen Mythologie, die Möglichkeit ihrer Reconstruierung hatte man bis dahin, uns heute geradezu unbegreiflich, offen geläugnet: „was von besondern Göttern unangetastet blieb, pflegte man, um ihrer nur bald los zu werden, als gallische oder slavische zu betrachten, wie Landstreicher auf Schub weiter geschickt werden; mag der Nachbar zusehen, was er mit dem Gesindel anfange". Die Mythologie ist vielleicht das Hauptwerk Jacob Grimm's. Zu keiner Arbeit war seine natürliche Anlage so geschaffen. Während auf dem Gebiete der Grammatik und der Rechtsalterthümer sein poetischer Tastsinn doch immer nur nebenbei zur Geltung kommen konnte und zuweilen selbst Gefahr lief, sich dahin zu verirren, wo er eigentlich nicht hingehörte, so hatte er es in der Mythologie durchaus mit der freien Schöpfung des poetischen Geistes zu thun. Denn in den Gestalten der Religion und der Mythologie schafft sich der Mensch seinen Gott oder seine Götter nach seinem Bilde, schafft sich seinen Götterhimmel und seine Göttergeschichte nach seinen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen. Hier kann nur das Talent poetischer Nachempfindung und Anempfindung zu Resultaten gelangen, und somit war hier Grimm recht eigentlich auf seinem Gebiete. So darf es uns denn nach dem bisher Erörterten nicht Wunder nehmen, wenn die deutsche Mythologie fertig wie die Minerva aus Zeus Haupte hervorsprang und alle Zweifel

einfach durch ihre Existenz niederschlug. Das Werk ist 1844 in zweiter Auflage erschienen, wesentlich umgearbeitet und vermehrt, leider ohne den Anhang der ersten Auflage, die daher noch immer nicht entbehrt werden kann; die Ausgabe von 1854 ist nur ein genauer Wiederabdruck der zweiten, da die Arbeit am Wörterbuche eine neue Bearbeitung unmöglich machte.

Ungemein fruchbar ist die Anregung Grimm's gerade auf diesem Gebiete geworden, weil in keinem andern seiner Werke der Zauber der Poesie Gegenstand wie Forschung so ganz durchdringt; aber auch am unübertroffensten ist Jacob Grimm gerade auf diesem geblieben, wo nur eine feine Grenze geniale Forschung von methodeloser Phantasterei trennt. Leider hat die letztere sich hier seitdem nicht wenig breit gemacht.

So stand Jacob Grimm, nachdem den drei ersten Bänden seiner Grammatik im Jahre 1837 noch der vierte gefolgt war, auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Verdienste, als er im Herbste desselben Jahres aus der Stille seines gelehrten Wirkens auf die Bühne des öffentlichen Lebens gerissen und genöthigt ward, auch von dem Adel und der Selbständigkeit seines Characters Zeugniß abzulegen. „Allgemein bekannt ist (mit diesen Worten folgen wir der Vorrede zum deutschen Wörterbuche), daß im Frühjahr 1837 König Ernst August von Hannover die durch seinen Vorgänger gegebene, im Lande zu Recht beständige und beschworene Verfassung eigenmächtig umstürzte, und daß mit wenigen Anderen, die ihren Eid nicht wollten fahren lassen (denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen?) ich und mein Bruder unserer Aemter entsetzt wurden.“ Jacob ward überdies mit Dahlmann und Gervinus des Landes verwiesen (am 11. December). Er mußte sich von seinem Bruder und dessen Familie trennen und lebte mehre Jahre in stiller Zurückgezogenheit zu Kassel. Es ist kaum glaublich und zeigt, daß wir doch gegenwärtig in der politischen Moral nicht unwesentliche Fortschritte gemacht haben und in einer gesunderen Zeit leben, daß Jacob Grimm in einer Frage von so einfacher Sachlage, gegenüber einem brutalen und schamlosen Despotismus, sich zu einer Rechtfertigungsschrift genöthigt sah: „Es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gesunden Menschenverstand absprechen, selbst höhnende, die im Voraus entschlossen sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen.“ Diese Schrift „Jacob Grimm über seine Entlassung“, Basel 1838, gewährt einen offenen Blick in den Gang der Ereignisse, in seine Motive und seine Handlungsweise, sie ist ein schönes Denkmal seines Muthes und seiner Ehrenhaftigkeit und ein verdientes Denkmal der Schande für manchen Andern. Der Absolutismus in Deutschland hat schwerlich durch ein anderes Ereigniß einen tieferen Stoß erhalten als durch dieses. Für die Wissenschaft erwuchs aus der unfreiwilligen Muße der beiden Brüder eine große und bedeutsame Frucht, der Plan zu dem großen deutschen Wörterbuche, dessen erste Anregung

von den Herren S. Hirzel und K. Reimer ausgieng, in deren Verlage später dieses Werk erschien. Einstweilen wurden nur die Vorbereitungen angeordnet, dagegen wurden während der Zeit des Kasseler Aufenthaltes die „lateinischen Gedichte des zehnten und elften Jahrhunderts" (darunter der Waltharius und der Ruodlieb) mit Schmeller gemeinsam (1838), und das angelsächsische Werk von Andreas und Elene (1840) durch Jacob allein herausgegeben.

Im Jahre 1841 wurden beide Brüder als Mitglieder der kgl. preußischen Academie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Den Bemühungen Bettina's und des Präsidenten v. Meusebach wird diese günstige Wendung ihres Geschickes wohl hauptsächlich verdankt. Aus einer fast gedrückten Lage waren nun beide Brüder plötzlich in die ehrenvollste Stellung erhoben, die einem deutschen Gelehrten gewährt werden kann, sie hatten volle Muße zur Verfolgung ihrer Studien und lebten, aller Sorgen überhoben, in den angenehmsten Verhältnissen. Seit ihrer Uebersiedelung nach Berlin folgten einander eine lange Reihe vorzüglicher academischer Abhandlungen, auf welche die Academie allen Grund hat stolz zu sein. Nur selten und auf kurze Zeit ward diese Thätigkeit unterbrochen durch die dringenden Anforderungen, welche die Herausgabe der größern Arbeiten an Jacob stellte. Besonders umfänglich sind die Abhandlungen über die „Gedichte des Mittelalters auf Kaiser Friedrich Barbarossa" und „über den Ursprung der Sprache". Minder bedeutend war, wie auch bereits in Göttingen, seine Wirksamkeit an der Universität. Für das Catheder besaß Jacob zu viel Unruhe des Geistes, zu wenig pädagogische Methode. In dieser Beziehung übertraf ihn Lachman weitaus, und daher die merkwürdige Erscheinung, daß, obwohl Jacob Grimm unbestritten als der Schöpfer der germanistischen Studien angesehen wird, doch unter den gegenwärtigen Trägern dieser Wissenschaft sich kaum ein Einziger befindet, der sich einen persönlichen Schüler Grimm's nennen könnte, während weitaus die Mehrzahl aus dankbaren Schülern Lachmann's besteht.

Nachdem Jacob Grimm in den Jahren 1846 in Frankfurt und 47 in Lübeck den Versammlungen der Germanisten präsidiert hatte, denen damals, wo es in Deutschland noch kein öffentliches politisches Leben gab, eine höhere Bedeutung zukam als gegenwärtig den gelehrten Wanderversammlungen, ward er im Jahre 1848 nach Frankfurt ins Parlament gewählt, auch in Gotha tagte er mit 1849. Zu einem politischen Auftreten war er indeß nicht geschaffen. Schon sein Organ eignete ihn nicht zum Redner; dabei war sein Wesen zu eigenthümlich individuell, seiner Erfahrung lag die politische und sociale Welt mit ihren Bedingungen und Forderungen zu ferne, als daß er eine hervorragende Rolle hätte spielen können. Dennoch ist er mehrfach aufgetreten, hat selbst eigene Anträge gestellt und vertheidigt, die von der lautersten Vaterlandsliebe und dem edelsten Streben für Recht und Freiheit zeugten.

Trotz der politischen Aufregungen und Zerstreuungen des Jahres 1848 vollendete er in eben diesem Jahre noch eines seiner Hauptwerke, die „Geschichte der deutschen Sprache“, deren Dedication an Gervinus in Frankfurt geschrieben ist. Sie erschien in zwei Bänden, eine zweite, unveränderte Auflage folgte 1853 in einem Bande. Dies Werk ist nicht, wie der Name zunächst vermuthen ließe, eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache bis auf unsere Zeit, sondern es ist mehr eine Vorgeschichte der deutschen Sprache, eine zusammenfassende Erörterung der allgemeinen Grundlagen und Gesetze unserer Sprache, ihrer Stellung zu den urverwandten und ihrer eigenen Spaltung in verschiedene Sprachzweige und Dialecte. Dieses Werk liefert in manchen Punkten den Beweis, daß Jacob Grimm seiner Freude und Lust an kühnen Combinationen, die ihm meist so glänzend gelungen waren, im Alter anfing die Zügel schießen zu lassen; die Identificierung der Gothen mit den Geten, auf die es ihm in diesem Buche hauptsächlich ankam, ist von der Wissenschaft fast einstimmig zurückgewiesen, und auch noch sonst findet sich im Einzelnen des Bedenklichen nicht wenig, auch von Neuem jene Neigung zu einer isolierenden Richtung in der Entwicklung und Begründung der deutschen Spracherscheinungen, trotz der ununterbrochenen Rücksichtnahme auf die urverwandten Sprachen. Aber bei alledem ist es ein erstaunliches Werk, und nicht sein geringster Werth beruht darin, daß es zuerst lehrte, der Sprache Aufschlüsse abzugewinnen über die fernstliegenden Geheimnisse der Culturgeschichte. In dieser Hinsicht darf es wohl wiederum als epochemachend bezeichnet werden. — Im Jahre 1850 erschien noch die umfängliche Vorrede zu Merkel's Lex Salica, die die malbergische Glosse zum Gegenstande hatte und ihren deutschen Ursprung in umfassender und scharfsinniger Weise zu erhärten suchte. Mit Recht durfte diese Vorrede „ein selbständiges Werk“ genannt werden.

Von nun an gehörte Grimm's ganze Thätigkeit den Vorbereitungen zum „Deutschen Wörterbuche“, das er mit seinem Bruder gemeinsam auszuführen übernommen hatte. Nicht schöner und paßlicher konnten sie ihre Forschungen krönen, als indem sie selbst Hand anlegten an ein Werk, das sie in weiteren Kreisen verbreiten sollte. Mit seltener Frische und seltener Energie haben sie dies gethan. Seit dem Jahre 1852 erschien das große Werk, von einer ungewöhnlichen Theilnahme des deutschen Volkes getragen. Die Literatur keiner Nation hatte bis dahin etwas Aehnliches aufzuweisen, heute können wir bereits den gewichtigen Einfluß auf die auswärtigen Völker nachweisen, den es geübt hat. Selbst die Franzosen haben es nachzuahmen versucht, mit dem ihnen eigenen Geschick, und das große Wörterbuch der niederländischen Sprache, das jetzt vorbereitet wird, ist ganz nach dem Muster des Grimm'schen angelegt. Daß das Werk hier und da kleine Mängel verräth, Schwächen des Alters und Ungeübtheit im Erkennen praktischer Bedürfnisse, schadet dem Verdienste und der Bedeutung im Ganzen nicht. Wir unterlassen es, uns des Weiteren

über dasselbe zu verbreiten, da es ja in Jedermanns Händen ist. Vollendet ward der erste Band 1854, der zweite 1860, der dritte 1862. Darüber hinaus ist nur ein Heft erschienen, wenige Bogen liegen noch außerdem gedruckt fertig; inmitten des Artikels „Frucht" ward Jacob Grimm durch den Tod abgerufen. Bekanntlich ist der Buchstabe D von Wilhelm Grimm gearbeitet, alles Uebrige von Jacob sammt den Vorreden, und Jedermann wird, wenn er die starken, enggedruckten Bände überblickt, mit Staunen erfüllt werden über die rüstige Kraft des Greises, der in verhältnißmäßig kurzer Zeit solche Massen zu verarbeiten im Stande war; denn schon die zur Herstellung erforderte mechanische Arbeit des Schreibens scheint die Kräfte eines Jünglings zu übersteigen. Und dabei ruhete Jacob Grimm während der Zeit keineswegs ganz von anderen Arbeiten aus, die Academieschriften enthalten eine Reihe werthvoller Abhandlungen gerade aus den letzten Jahren.

Freilich, mit noch manchen weitergehenden Entwürfen trug sich Jacob Grimm's reicher Geist, deren Ausführung durch die Arbeit am Wörterbuche verhindert worden ist. Daß es ihm unmöglich war, von dem ersten Bande der Grammatik eine neue Bearbeitung zu liefern, und daß er einen wörtlichen Wiederabdruck (1851) zulassen mußte, gereichte ihm zu oft ausgesprochenem Bedauern. Nicht anders stand es mit den Rechtsalterthümern und der Mythologie; den letzten Band der „Syntax" zu liefern war ernstlich seine Absicht. Außerdem beschäftigte ihn seit langen Jahren der Entwurf einer „Geschichte der deutschen Sitte". Nach Vollendung des ersten Bandes des Wörterbuches führte ihn sein rastloser Forschungstrieb auf ein neues Gebiet, auf die „Geschichte des Epos". Ein umfassendes Werk sollte diesem Gegenstande gewidmet werden und auch wichtige Specialfragen, wie die Ossianfrage und die Nibelungenfrage sollten in ihm ihre Behandlung finden. Leider sind diese beiden Werke ungeschrieben geblieben und auch nicht einmal Andeutungen über Gang und Ziel der Untersuchungen sollen sich in seinem Nachlasse vorgefunden haben, wie denn Grimm, durch ein außerordentliches Gedächtniß unterstützt, stets erst für den Druck niederzuschreiben pflegte. Der Verlust ist groß; denn schwerlich findet sich so bald wieder ein Gelehrter, der für die Behandlung jener Fragen so großartige und weitumfassende Gesichtspunkte, einen so feinen Spürsinn und ein so immenses Wissen hinzu bringen wird, wie Jacob Grimm dies gethan haben würde. Ungedruckt geblieben ist auch eine im Jahre 1824 geschriebene, historisch-grammatische Abhandlung „über die deutschen Adjectiva", die von der königl. deutschen Gesellschaft in Königsberg gekrönt worden war. Anfangs wollte sie Grimm erweitern mit Benutzung der inzwischen erschienenen neuen altdeutschen Quellen. Später wird er die Resultate in den folgenden Bänden seiner Grammatik und in der Geschichte der deutschen Sprache veröffentlicht haben, so daß er von dem Drucke ganz absah.

Wer zuerst hinantritt an die Massenhaftigkeit des Materials, das in

Grimm's Werken zusammengetragen und aufgespeichert ist, oft mit fast lexikalischer Vollständigkeit, dem möchte es auf den ersten Blick scheinen, als überwuchere dies die geistige Arbeit. Und doch wäre kein Urtheil ungerechter. Gerade die geistige Verarbeitung ist es, die den gewaltigen Reiz ausübt, welchen das Studium aller Werke Grimm's gewährt, gerade die Eigenschaft derselben, daß wir in ihnen, auch fast erdrückt von der Last des gelehrten Materials, doch keinen Augenblick das Gefühl verlieren, daß es, vollständig beherrscht, nur als Baustein im Gedankengange des Autors verwendet wird. Keine Erscheinung, auf welchem Gebiete immer, auch die äußerlichste nicht, der nicht Grimm ein Motiv, eine seelische Natur abzugewinnen wüßte, oder für die er nicht wenigstens einen schlagenden Ausdruck, ein poetisches Bild zur Hand hätte. So reißen seine Arbeiten hin, und die vielen dicken Bände seiner Werke sind eine Fundgrube der reinsten Erquickung.

Grimm's Prosa gehört ohne Frage zu dem Besten, was in deutscher Sprache geschrieben ist. Kurz, gedankenvoll und dabei nie abstract, überall eine lebhafte Empfindung und einen frischen sinnlichen Ausdruck derselben gewährend, weiß sie auch dem Einfachsten den Stempel seines großen Geistes aufzudrücken. Wir weisen hin auf die Vorreden zu den verschiedenen Bänden der Grammatik, zu den Rechtsalterthümern, zu der Mythologie, namentlich in der zweiten Auflage derselben, und auf die Schrift über seine Entlassung. Ganz besonders aber möchten wir die Erinnerung an eine kleine Gelegenheitsschrift, die fast vergessen zu sein scheint, auffrischen, wir meinen die Schilderung „italienischer und skandinavischer Eindrücke". Sie vor Allem verdiente in einer Sammlung seiner kleinern Schriften aufgenommen zu werden.

Jacob Grimm war nie verheirathet. Es liegt Ernst in dem scherzenden Worte, er habe sich nicht die Zeit dazu gelassen. Seine ganze Liebe, sein ganzes Dichten und Trachten ging auf in dem Eifer, in der rastlosen Thätigkeit für seine Wissenschaft, der alle seine Gedanken in jedem Momente zugewandt waren, und der gegenüber keine persönliche Neigung aufkommen konnte. Die Pflege und den gemüthlichen Halt, den die Familie gewährt, fand er in reichem Maße in dem liebenswürdigen Hause seines Bruders, das ihn wie einen zweiten Vater verehrte.

Am 16. December 1859 starb Wilhelm. Das vereinsamte den älteren überlebenden Bruder, der seinem Schmerze in einfachen, rührenden Worten Ausdruck gab; aber in rüstiger Thätigkeit arbeitete er fort. Ungehemmt erschienen die Hefte des Wörterbuches, ward der Druck gefördert. Im Anfange September d. J. erkrankte er an einer Gallen- und Leberaffection, doch ward dieselbe gehoben. Er ward wieder munter, dictierte eine Reihe Briefe, die noch ganz die alte geistige Frische und Lebendigkeit athmeten. Wenige Tage darnach aber traf ihn ein Schlaganfall. Am 20. September verschlimmerte sich sein Zustand, er rang fast den ganzen Tag über mit dem Tode. Es war

ein Sonntag, und feierlich hallten die Glocken hinein in sein Sterbezimmer. Am Abende wiederholte sich der Schlaganfall in kurzer Pause zweimal, und um 10 Uhr schied sein edler Geist von dieser Welt. Die allgemeinste Theilnahme folgte ihm und ehrte sein Begräbniß. Unter den vielen Zeichen liebender Verehrung rührte am meisten ein Todtenkranz, der den Sarg schmückte, mit der gestickten Inschrift auf weißem Bande: „Dem Freunde der Jugend dankbare Kinder". Nach dem ausdrücklichen Wunsche des Heimgegangenen soll kein Denkmal, sondern ein einfacher Leichenstein die Stätte kennzeichnen.

Eine so reiche und in vielgestalteter Thätigkeit entwickelte Begabung, wie die Jacob Grimm's, in wenigen Worten characterisierend zusammenzufassen, ist kaum möglich. Sollten wir dennoch versuchen dürfen, einen einheitlichen Mittelpunkt aufzudecken, der, als das eigentlich befruchtende und gestaltende Element, aller seiner Thätigkeit immanent zu sein schiene, so möchten wir wiederholen, was wir schon an anderer Stelle ausgesprochen haben: Vielleicht nie wieder wird unserer Nation ein Mann geschenkt werden, der eine dem innersten Wesen ihrer Begabung so congeniale Natur besitzen wird. Dieser Instinct des Genies, der nur das ihm Gemäße zu ergreifen brauchte, dieser geniale Blick war es, den er, man möchte sagen wie eine Leuchte hinabsenkte in die dunkelsten Schachte der deutschen Vergangenheit und des deutschen Wesens, und mit dem er Gebiete erhellte, die der größten Gelehrsamkeit und dem größten Scharfsinn allein stets unenthüllt geblieben wären.

Waitz, G., zum Gedächtniß an Jacob Grimm. Gelesen in der königl. Gesellschaft d. Wissensch. den 5. December 1863. Göttingen, 1863. Dieterich. (33 S. gr. 4.) 10 Sgr.
Literarisches Centralblatt 1864, Nr. 15, Sp. 343.

Es ist sehr willkommen, daß zu den manchen Nachrufen, die dem genialen Gründer der neuern deutschen Sprachwissenschaft von vielen seiner Fachgenossen gewidmet sind, in dem vorliegenden Schriftchen auch das ehrende Zeugniß eines Geschichtsforschers hinzutritt; manche Eigenthümlichkeit in Grimm's wissenschaftlicher Art und Weise findet dadurch eine hellere Beleuchtung und schärfere Charakteristik, als die Sprachforscher ihr zu gewähren vermochten. Wir machen beispielsweise auf die Urtheile über die Rechtsalterthümer aufmerksam, ferner auf die treffende Bemerkung, daß, während meistens die Beschäftigung mit dem Alterthume unseres Volkes in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts zu einer unklaren, phantastischen Vorliebe für jene alten Institutionen zu verleiten pflegte, Jacob Grimm sich dagegen einen klaren Blick bewahrte für die Bedürfnisse der Gegenwart. Ein höchst interessantes Denkmal und ein neuer Beweis für die unverwüstliche Jugendkraft und Frische der Gesinnung Jacob Grimm's ist der S. 23 mitgetheilte Brief aus dem Jahre 1858, dessen Inhalt er im Jahre 1864 schwerlich würde zurückgenommen haben.

Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Fr. Dav. Graeter aus den Jahren 1810—13. Herausg. von Herm. Fischer. Heilbronn 1877. Gebr. Henninger. (62 S. 8.) ℳ 1.60.

Literarisches Centralblatt 1877, Nr. 37, Sp. 1259—1260.

Dieser Briefwechsel ist für die Geschichte unserer Wissenschaft wie zur Characteristik der beiden Briefsteller von nicht unbedeutendem Interesse. Der „Staatsraths-Auditor" Jacob Grimm beginnt ihn im August 1810, noch aufschauend zu dem bereits länger mit den Studien des deutschen Alterthums beschäftigten gelehrten Professor, und eine Zeit lang werden freundschaftliche Briefe gewechselt, in denen Jacob Grimm's klarer und offener Charakter angenehm hervortritt. Bald aber tritt Verstimmung ein, offenbar durch Graeter verschuldet, und wenn auch nicht geradezu ein zweideutiges Licht auf seinen Character werfend, so doch allerlei Zweifel an ihm erregend. Graeter blieb offenbar im Herzen nicht frei von Eifersucht auf den jungen Mann, der nicht einmal zur gelehrten Zunft gehörte, und der doch so viel geschickter und geistvoller die Gegenstände schon damals anzupacken und aufzufassen verstand als der ältere Gelehrte. Dazu kam, daß Jacob Grimm mit einer Ausgabe des Reinhard umging, desgleichen Graeter mit einem Abdrucke der Coburger Handschrift; Graeter ahnte nicht, daß beide Gedichte völlig verschieden waren. Auch mochte Graeter schon Andeutungen über das bevorstehende Erscheinen der Altdeutschen Wälder erhalten haben: kurz, Graeter scheint den Briefwechsel abbrechen zu wollen und nimmt in die Iduna eine verletzende Recension der Eddaausgabe der Brüder Grimm auf. Erst Jac. Grimm's energisches Auftreten bringt ihn einigermaßen wieder zur Raison. Der letzte Brief ist von Graeter vom 28. Februar 1813. Der Briefwechsel ist auch dadurch sehr interessant, daß er uns zeigt, mit welchen Schwierigkeiten man damals zu kämpfen hatte, wie langsam die gelehrte Literatur cursierte und wie schwer sie zur Kenntniß und Benutzung des Einzelnen gelangte, welche Dinge erst noch festgestellt werden mußten, die wir jetzt zum ABC rechnen u. s. w. Wir können dem Herausgeber nur dankbar sein für seine Arbeit und ihm bestätigen, daß er keine Mühe gescheut hat, um Alles, was für die Sache selbst von Belang und ohne Durchstöberung allzu massenhaften Materials aufzufinden war, beizubringen. Die Briefe Grimm's befinden sich in Stuttgart auf der Königl. öffentlichen Bibliothek, die Graeter's im Besitze Hermann Grimm's, der Abschrift von ihnen zu nehmen erlaubte.

Die Brüder Grimm.

Festrede
gehalten bei der
Grimm-Feier der Leipziger Studentenschaft
am 21. Januar 1885.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Jahrg. 1885, 1. Bd. (3. Heft), S. 312—325.[1])

Hochverehrte Festgenossen!

Die Feier, zu welcher wir uns heute vereinigt sehen, gilt einem edeln Brüderpaare, dessen Bild unsere Nation untrennbar zusammenhält, den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm, von denen jener vor nunmehr hundert Jahren am 4. Jan. das Licht der Welt erblickte. Die Gewohnheit unseres academischen Lebens, die erst in der zweiten Woche des Januar die studierende Jugend zu uns zurückführt, hat es unmöglich gemacht, das Erinnerungsfest an dem ihm eigentlich bestimmten Tage zu begehen. Fehlt uns so die bestrickende Empfindung, als falle unsere Feier gewissermaßen unmittelbar in die hundertjährige Geburtsstunde des älteren Bruders, so wird uns andererseits dadurch wie durch einen Wink des Zufalls um so lebhafter vor Augen geführt, daß nicht er allein es ist, den wir feiern sollen.

Die Veranstaltung dieses Festes wird Ihnen verdankt, meine Herren Commilitonen. In verschiedenen Kreisen hatte sich unter Ihnen der Wunsch danach geregt, schon bevor die schöne Weihnachtszeit Sie über Deutschland hin zerstreute; schließlich ist es dem Zusammenwirken eifriger junger Männer gelungen, alle Schwierigkeiten zu überwinden und uns heute hier zusammenzuführen. Mir haben Sie das Vertrauensmandat ertheilt, der Dolmetsch Ihrer Empfindungen zu sein, und gern bin ich Ihrem Rufe gefolgt.

Denn seit zuerst der Gedanke an dies Fest unter Ihnen auftauchte und junge Männer mich in ihr Vertrauen zu ziehen begannen, ist mir auf manche zweifelnde Frage meinerseits von allen wieder und wieder mit Lebhaftigkeit versichert worden, daß dieser Gedanke aus warmer Empfindung entsprungen, und daß er, wo man auch angeklopft habe, mit gleicher Wärme aufgenommen, ja mit Freudigkeit begrüßt worden sei; es wäre ihnen allen ein rechtes Herzensbedürfniß, daß diese Feier gehalten werde. Und wenn ich diesen gefüllten Saal, den größten unserer Stadt, überschaue, so muß ich wohl glauben, daß sie wahr geredet haben.

Also ein Herzensbedürfniß ist Ihnen dieses Fest gewesen. Wie eigen, wie bedeutsam! Wir haben ja der epochemachenden Gelehrten in unserer

1) Die Worte im Titel: Festrede &c. stehen als Anmerkung unter dem Text.
A. d. H.

Nation so manche; wir besitzen selbst gleichzeitig mit den Brüdern Grimm ein hochberühmtes anderes Brüderpaar, das wir mit Bewunderung verehren. Aber hat Sie, hat uns ein Bedürfniß des Herzens getrieben, diesen eine Feier wie die heutige widmen zu wollen? Ich wüßte nicht. Das also ist's, das ist's, was uns die Brüder Grimm aus dem Kreise unserer vaterländischen Gelehrten heraushebt. Die andern achten und ehren wir, die Brüder Grimm lieben wir.

Und woher bei ihnen diese innige Betheiligung unserer Gefühle? Drei Gründe sind es, wie mir scheint, die das bewirkt haben und bewirken.

Zunächst, und gewiß nicht zum wenigsten, daß der Name der Brüder uns bereits entgegentritt, wo im frühesten Jugendalter unsere Phantasie, noch nicht der Kinderstube entwachsen, ihre Schwingen zu regen beginnt. Da sind es die Grimm'schen Märchen, die unser ganzes Denken und Empfinden in Beschlag nehmen. Und der kindliche Jubel, mit dem wir die Erzählungen von „Rothkäppchen", von „Schneewittchen", von „Dornröschen" und wie sie alle heißen, die lieben Gestalten, in uns aufnehmen, dieser Jubel verquickt sich mit dem Namen jenes Brüderpaares, dem wir die Freude verdanken, und wie mit den blauen Märchenaugen scheinen sie uns anzuschauen, unsere Freude zu theilen, unsern Dank entgegenzunehmen. So lebt sich ihr Name zusammen mit unsern schönsten Jugenderinnerungen. Und wenn wir nun heranwachsen, da vermögen wir dann auch zu beurtheilen, welch ein Segen durch sie unserm Volke geschenkt ist, indem sie dem kindlichen Gemüthe eine so kerngesunde Nahrung gewährt haben, die alle Keime desselben zu schöner Entfaltung zu bringen geeignet ist. Fast möchten uns die Generationen dauern, in denen nur Einzelne durch glücklichen Zufall dieser Wohlthat theilhaft wurden, die jetzt jedem Kinde jedes Standes zugänglich ist, und manche verzerrte Erscheinung bei der Jugend früherer Zeit lernen wir aus diesem Mangel erklären. So wiederholen wir denn den kindlichen Dank als Aeltern und Großältern und geben ihn weiter an die Unserigen, und der Name der Brüder Grimm kommt nicht heraus aus unserm Herzen.

Und dazu tritt ein Zweites.

Der Deutsche vermag nicht das Werk zu trennen von seinem Autor. Hat uns ein Buch, eine Erzählung, ein Gedicht erfreut und beglückt, so wünschen wir auch, die Empfindungen des Dankes und der Liebe übertragen zu können auf den Menschen, der uns die Freude bereitet. Sind uns die Grimm'schen Märchen die Hauptfreude innigster Stunden unseres Familienlebens geworden, so möchten wir auch gern sie selber als Vorbilder eines innigen schönen Familienlebens dankend verehren können.

Und das ist nun der doppelte Zauber, der sich an ihren Namen knüpft, daß dieser Wunsch so ganz zutrifft. In der That, es ist das Bild des edelsten menschlichen Zusammenlebens, das dies Brüderpaar uns gewährt.

Jacob und Wilhelm, der Geburt nach um etwas über ein Jahr aus einander, waren das zweite und dritte Kind einer zahlreichen Schaar, die auf neun anwuchs, von denen freilich das zuerst geborene und zwei jüngere früh starben, sodaß Jacob bald der älteste war. Zur Zeit, als sie beide geboren wurden, war der Vater Stadtschreiber in Hanau, 1791 ward er als Amtmann nach Steinau versetzt. Hier starb er wenige Jahre darauf, 1796, im rüstigsten Mannesalter, noch nicht 46 Jahre alt, die Wittwe mit sechs Kindern zurücklassend, von denen das älteste, unser Jacob, eben erst elf Jahre geworden war. Da traten schwere Sorgen an die Familie heran, die schon bei Lebzeiten des Vaters in beschränkten Verhältnissen sich bewegt hatte. Es galt, sich zu regen, thätig und tüchtig zu sein. Eine Schwester der Mutter in Kassel griff helfend ein, sie betrachtete die beiden ältesten Söhne speciell als ihre Pflegebefohlenen.

Waren diese beiden schon früher zumeist auf einander angewiesen gewesen, hatten, gleich gekleidet, Hand in Hand den Weg zur Schule zurückgelegt und dabei immer wieder den goldenen Hahn auf dem Kirchthurm bewundert, so begann ein noch engeres Verhältniß, als sie nun im Jahre 1798 gemeinsam auf die Post gepackt wurden, um in Kassel bei der Tante abgeliefert zu werden und dort die Schule zu besuchen. Hier arbeiteten sie zusammen, übten sich mit einander im Zeichnen, trieben alles gemeinsam, wenn auch der lebhaftere Jacob dem schwächeren und später ernsthaft kränkelnden Wilhelm vorauskam. Im Jahre 1802 verließ Jacob die Schule, und ein Jahr darauf folgte ihm Wilhelm auf die Universität nach Marburg, beide um die Rechte zu studieren, zumeist bei Savigny. Jacob ward dann, als er 1806 die Universität verließ, Kriegssecretär, darauf durch Johannes Müller Bibliothekar, schließlich Legationssecretär; als solcher war er in Paris und auch am Wiener Congreß beschäftigt. Wilhelm wurde, als er, ebenfalls 1806, sein Examen bestanden hatte, eine Reihe von Jahren durch Kränklichkeit an Erlangung einer festen Anstellung gehindert. Erst 1814 ward er Bibliothekssecretär in Kassel, und 1816 der ältere Bruder ebenda zweiter Bibliothekar. Von da an haben sich die beiden, von zufälligen Veranlassungen abgesehen, nicht wieder getrennt. Als Knaben hatten sie in einem Bett geschlafen; herangewachsen bewohnten sie noch lange dieselbe Stube und saßen da an einem und demselben Tischchen; hernach in der Studentenzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube. Und auch als sie bereits eine Anstellung gefunden hatten, arbeiteten sie noch in denselben Räumen. Spät erst gewannen sie zwei Arbeitszimmer neben einander, zwischen denen aber die Thür offen bleiben mußte, denn Jacob, nervöser als der ruhigere Bruder, konnte das Thürengeklapper nicht vertragen, und doch mußten beide ihre Räume gegenseitig oft betreten, denn ihre Bibliothek war, wenige Bücher ausgenommen, gemeinsam, wie ja auch sonst ein großer Theil ihrer Habe.

Erkrankte der eine der Brüder, so saß der andere sorgend an seinem Bett und lauschte auf die Athemzüge des Kranken. In eine solche Lage versetzt uns die Vorrede Jacob's zum dritten Theil seiner „Grammatik". Da schreibt er, indem er dem Bruder das Buch widmet: „Lieber Wilhelm, als Du vorigen Winter so krank warst, mußte ich mir auch denken, daß Deine treuen Augen nicht mehr auf dieses Buch fallen würden. Ich saß an Deinem Tische, auf Deinem Stuhl, und betrachtete mit unbeschreiblicher Wehmuth, wie sauber und ordentlich Du die ersten Bände meines Buches gelesen und ausgezogen hattest; mir war, als wenn ich es nur für Dich geschrieben hätte, und es, wenn Du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben. Gottes Gnade hat gewaltet und Dich uns gelassen; darum von Rechts wegen gehört Dir auch das Buch." Sie selbst sahen sich als untrennbar an, und bald hat Niemand mehr daran gedacht, dem einen Bruder eine Stellung anzubieten, ohne zugleich auch den zweiten mit einer ähnlichen zu bedenken. So waren sie zusammen in Kassel auf der Bibliothek, so erging 1817 an sie beide ein Ruf an die neuerrichtete Universität in Bonn, so folgten sie 1829 gemeinsam einem solchen nach Göttingen, so später, 1841, nach Berlin an die Academie. Schon ihre Ehrenpromotion erfolgte gleichzeitig, am 13. Jan. 1819, und auch die Absetzung in Göttingen, 1837, hat sie gemeinsam getroffen. Im Mai 1825 heirathete Wilhelm; Jacob, der zu so etwas keine Zeit und keine Ruhe hatte, blieb unvermählt; dennoch fuhren sie fort, gemeinsame Casse zu halten und gemeinsam alle ihre Lebensbedürfnisse zu bestreiten. „Unser Beisammenleben und Wohnen und ewige Gütergemeinschaft", schreibt Jacob, „hat darunter nichts gelitten; wir wohnen und essen zusammen. So verschleißen wir das Leben, äußerlich leidlich, innerlich nach alter Weise arbeitsam und vergnügt. Tage, Wochen und Monate fliegen wie Pfeile davon." Und als in diesem schönsten und reinsten Verhältniß Kinder heranwuchsen, da wurden diese fast irre, wie sie denn die beiden freundlichen Gesichter auseinanderhalten sollten, die ihnen so gleiche Liebe erwiesen, und ohne fremdes Zuthun bildete sich in naivem und primitivem Dissimilierungstriebe neben dem kosenden „Papa" für Vater Wilhelm für den Onkel Jacob das neuerfundene Wort, der „Apapa", und Papa und Apapa klang es nun durch einander von den noch lallenden Lippen der Kinder, die dann jene Worte auch beibehalten haben fürs Leben. Wilhelm starb wenige Jahre vor Jacob, und dieser selber hat ihm den Nachruf in der Academie der Wissenschaften gehalten, in welchem er in ernsten ergreifenden Worten einen Blick zurückwirft auf das nun geschlossene Zusammenleben, und die Summe desselben zu ziehen sucht. „Auch unsere letzten Betten", sagt er, werden wieder dicht neben einander gemacht sein. Erwäge man, ob wir zusammengehören!"

Gewiß, hätten uns die Brüder Grimm auch nur die Märchen geschenkt und dazu dies erhebende Bild eines rührend schönen Familienlebens gefügt,

ihr Name wäre ein Schatz im Ideenleben unseres Volkes geworden, wohl geeignet und wohl werth, daß Poesie und Mythus ihn noch weiter umsponnen und zu rein ideellem Gehalt verklärt hätten.

Aber, was sie unserm Gemüth so nahe führt, ist doch auch noch ein drittes Moment.

Die Lebensthätigkeit der Brüder hat unserem Alterthum, hat unserer Geschichte, hat unserem Seelenleben gegolten. Sie haben uns gelehrt, unser eigenstes Eigenthum aus der Vergangenheit heraus wieder in Besitz zu nehmen. Waren auch kleine, redlich gemeinte, aber wenig geglückte Versuche bereits vorangegangen: sie erst haben die Forschung von dem Geistesleben unserer Vergangenheit zu einem großen wissenschaftlichen System organisiert. Sie haben nicht bloß einen Schacht, sie haben ein ganzes Bergwerk in die Tiefe gesenkt, um in die verstecktesten Eigenheiten unseres Wesens einzudringen und diese als einen goldigen Schatz für uns zu Tage zu fördern. Nun sind zwar schließlich alle Wissenschaften gewiß einander gleichwerthig, denn keine kann entbehrt werden, um den Drang unseres Geistes nach Erkenntniß zu befriedigen; aber unserem Gemüth wird doch wohl diejenige am nächsten stehen müssen nnd am nächsten stehen dürfen, die uns die Freude gewährt, unerkannte Reichthümer des eigenen Besitzes aus langer Vergessenheit wieder erlöst zu sehen.

So scheiden sich uns die Brüder Grimm ab von andern Gelehrten, so hoch wir sie halten mögen. Diese achten und ehren wir, die Brüder Grimm lieben wir; jenen gehört vielleicht unsere Bewunderung, diesen zugleich unser Herz.

Und nun lassen Sie uns einen Blick werfen auf die wissenschaftlichen Thaten dieser Männer, die zu unserer Liebe unsere Bewunderung fügen.

Die Grimms gehören dem hochbegabten Stamm der Hessen an, in welchem von jeher ein kräftiges Heimathsgefühl, ein tapferer Mannesmuth und innige Vorliebe für die vaterländischen Ueberlieferungen in Märchen, Sage und Sprache gewaltet hat. Sie selber sind stets stolz darauf gewesen und haben es mehrfach offen ausgesprochen, daß dieser Vorzug ihrer Geburt nicht wenig von Einfluß auf die Richtung und den Erfolg ihrer Studien gewesen sei. Zunächst wandten sie sich, wie wir schon sahen, der Rechtswissenschaft zu. Aber die Einführung des Code Napoléon verdarb ihnen die Lust zu dieser gründlich. Unter dem Druck der Fremdherrschaft fühlten sie sich dann doppelt hingedrängt zum vaterländischen Wesen, und hier nahmen sie den weiteren Ausgang ihrer Entwickelung von der Romantischen Schule her, und zwar zog sie besonders jene Richtung derselben an, welche, die durch Herder gegebenen genialen Anregungen fortführend, in Clemens Brentano und Achim von Arnim sich dem Volksthümlichen zugewandt hatte. Mit beiden waren die Brüder Grimm durch ihren Lehrer Savigny, den Schwager Brentano's, persönlich bekannt geworden. „Wir wollen Allen alles wiedergeben,

was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewahrt hat" — so lautete das Programm, das Arnim aufstellte. Aber dem phantastischen Wollen entsprach nicht die Kraft des Vollbringens, wie schon „Des Knaben Wunderhorn", das 1806 erschien, gar bald bewies. Wie ganz anders war die Aufgabe von den Brüdern Grimm angefaßt, als sie um 1812 in der gleichen Richtung hervortraten und jenem Werke die „Kinder- und Hausmärchen" und dann die „Deutschen Sagen", „Die altdeutschen Wälder", „Die Lieder der alten Edda" und andere Werke folgen ließen.

Ein Doppeltes ist es, was sie von den Romantikern abhebt.

Einmal ist gegenüber der kränkelnden Richtung dieser bei ihnen Alles gesund, Alles echte, frische Natur, Nichts gesucht, Nichts herangekünstelt, auch ihr Gefühl für Poesie einfach und rein. Gar schön sagt Jacob: „Die rechte Poesie gleicht einem Menschen, der sich tausendfältig freuen kann, wo er Laub und Gras wachsen, die Sonne auf- und niedergehen sieht; die falsche einem, der in fremde Länder fahren muß und sich nur an den Bergen der Schweiz, dem Himmel Italiens zu erheben wähnt. Steht er nun mitten darin, so wird sein Vergnügen vielleicht lange nicht reichen an das Maß des Daheimgebliebenen, dem sein Apfelbaum im Hausgarten jährlich blüht und die Finken darauf schlagen." Das war der Sinn, der sie lehrte, auch im Kleinsten und Einfachsten das Poetische zu erkennen und zu empfinden.

Und dann der Geist echter Wissenschaftlichkeit. Brentano und Arnim waren und blieben doch Dilettanten. Die Grimms haben, wenn wir von kleinen Jugendphantastereien absehen, in gereiften Jahren nie die Grundsätze echter, nüchterner, gründlicher Wissenschaft verläugnet. Das zeigen schon die Märchen. Neben innigster und freudigster Herzensbetheiligung streng wissenschaftliche Methode, klare Kritik, sichere Enthaltsamkeit und reichste Umschau über das Aehnliche in den Ueberlieferungen aller Zeiten und aller Nationen!

Von nun an gehen die Wege der beiden Brüder, so nahe sie einander blieben, doch zu selbstständigen Leistungen aus einander. Wir folgen zunächst den Spuren des älteren. Er war der von Statur Kleinere, der Beweglichere, zugleich der reicher Beanlagte, der Genialere; mit seinen großen glänzenden Augen, mit seinem unruhigen Wesen stürmte er vorwärts, einem Eroberer zu vergleichen. Und doch, mit wunderbarer Consequenz sehen wir seine Hauptwerke entstehen und eins aus dem andern hervorgehen.

Sollte dem Volke sein altes Besitzthum, der Schatz früherer geistiger Erzeugnisse wieder erschlossen werden, so mußte man zunächst die Form, in der jenes Besitzthum niedergelegt war, die ältere deutsche Sprache, genau kennen lernen. An dies Studium begab sich Jacob Grimm. Was aber wurde unter seinen Händen aus diesem Bemühen? Das Verständniß der Sprache zu finden war er ausgezogen, und eine neue Wissenschaft, die

historische Grammatik, brachte er heim. Er hatte bald erkannt, daß die Sprache nicht bloß als ein Mittel anzusehen und zu studieren sei, daß sie vielmehr selbst ein geistiges Erzeugniß des Volkes mit eigener Geschichte sei, ein vollständiges wissenschaftliches Object wissenschaftlicher Erkenntniß. Mit wunderbarer Energie verfolgte er diese neue Aufgabe, und das Ergebniß war die „Deutsche Grammatik", deren erster Theil 1819 ans Licht trat, eins jener Werke, die für immer der Weltgeschichte angehören. Schon die Fülle des herbeigezogenen Materials mußte in Staunen versetzen. Von dem Gothischen des 4. Jahrhunderts an fand man fast alle Zweige der germanischen Sprache bis auf die Neuzeit genau dargelegt, zum Theil schon mit fast lexikalischer Vollständigkeit, wie die kühnste Gelehrsamkeit bisher nichts in ähnlicher Weise versucht hatte. Aber wichtiger noch war, daß hier zum ersten Mal die Sprache als ein eigenes Object, fast möchte man sagen, als ein eigenes Subject Gegenstand der Forschung geworden war. Die Grammatik war mit einem Schlage aus einer Hilfsdisciplin zu einer selbstständigen Wissenschaft geworden, zu einer Naturgeschichte der Sprache. Und in Grimm's reger Phantasie beseelte sich nun Alles. Die Sprache ward wie zu einem lebenden und athmenden Wesen, mit Zwecken und Zielen, mit Neigungen und Abneigungen, mit freudigen und schmerzlichen Erfahrungen. Wie ein poetischer Hauch lag es über diesem sonst so dürren und nüchternen Stoff.

Die Zeitgenossen waren starr vor Erstaunen. Wir besitzen eine humoristische Schilderung dieses Eindrucks durch Jean Paul, der gerade damals in einer kleinen grammatischen Zänkerei mit Jacob Grimm begriffen war. Eine von Grimm angekündigte Erwiderung erschien ziemlich gleichzeitig mit seiner Grammatik; Jean Paul aber bekam die Erwiderung zuerst zu Gesicht, auf die er dann keckllich entgegnete; später erst lernte er die Grammatik kennen. Und nun fügte der launige Mann, überwältigt von Bewunderung, an seine Entgegnung noch das folgende, liebenswürdig scherzhafte Postscript, wohl die heiterste Anerkennung, die Grimm zu Theil geworden ist: „Mit Herrn Bibliothekar Grimm sollte mir ein seltenes Glück begegnen. Ich war nämlich so glücklich, daß ich seine ‚Deutsche Grammatik' erst in diesem Monat kennen lernte, also viel später als seinen Angriff auf meine zwölf kanonischen Apostelbriefe. Himmel! Wäre aber die Sache umgewandt gewesen und ich hätte den Verfasser der ‚Grammatik' nur eine Woche früher gelesen als den Verfasser des Angriffs: eine Leidenswoche hätte ich ausgestanden, und es wäre zu viel gewesen!"

Zu unserer Zeit, wo die Lautlehre fast die ganze Grammatik aufzusaugen im Begriff ist, berührt es eigen, daß der deutschen Grammatik von 1819 dieses Kapitel noch durchaus fehlt. Keine Zeile ist ihm gewidmet. Erst in der zweiten Auflage erschien es, aber, characteristisch genug, noch unter dem Titel „Von den Buchstaben". Erst 1840 bekam dieser Abschnitt den

ihm allein gebührenden Namen: „Von den Lauten". Man sieht, in welcher Richtung die Wissenschaft bis dahin fortgeschritten war, und fortgeschritten unter Grimm's eigener Führung. Denn gerade in der Lautlehre verdanken wir ihm die durchgreifendsten Beobachtungen und Entdeckungen. Gleich die erste Behandlung dieses Kapitels brachte das Gesetz der Lautverschiebung, und geradezu hinreißend und bezaubernd wirkte 1840 die wunderbar einfache Entwickelung der Gesetze vom Umlaut und von der Brechung.

Später sind noch drei Bände gefolgt, der letzte, 1837 erschienen, beginnt die Syntax. Hier ist das Unternehmen ins Stocken gerathen, offenbar weil Grimm die Syntax weniger anmuthete. Sein Element waren die Worte, die Formen, die Laute, und ihre Beseelung, und der Glanzpunkt seiner Darstellung die Ablautsverhältnisse. Vieles fassen wir wohl gegenwärtig wesentlich anders, als Grimm es angesehen hat, den poetischen Duft seiner seelenvoll dynamischen Anschauung haben wir gründlich abgestreift. Aber es verdient doch bemerkt zu werden, daß es schon eine Zeit gegeben hat, in der wir Grimm ferner gestanden haben, als wir es heute thun, und daß manche neuere Auffassungen wieder näher zu ihm hingeführt haben.

Durch seine Grammatik hat Jacob Grimm alle Nationen in unsere Fußstapfen gebannt. Die romanischen Sprachen haben durch Friedrich Diez ihre geschichtliche Grammatik erhalten, die slawischen durch Miclosich, die celtischen durch Zeuß. Ihr Aller Vorbild ist Jacob Grimm gewesen. Der aber selber drängte stürmend vorwärts, und wir müssen ihm folgen auf neue Gebiete.

Die Sprache hatte er nun erforscht, die Form, in der der poetische Geist der Nation sich manifestiert hatte, durchaus studiert. Aber eine weitere Voraussetzung der Poesie und ihres Verständnisses ist die Sitte, sind die Gebräuche, die Gewohnheiten, die gäng und gäben Auffassungen, und wiederum nirgends finden diese einen prägnanteren Ausdruck als im Rechtsleben des Volkes. In diese Region wandte sich nun Jacob Grimm, hier den Einfluß Savigny's unläugbar verrathend. Sein Aufsatz über „Die Poesie im Recht" hatte schon die Richtung seines Interesses angedeutet; nun folgte 1828 ein neues Fundamentalwerk, die „Rechtsalterthümer". Er wollte Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte sammeln, und ein ganz neuer Einblick ward geboten auf eine neue, bis dahin völlig unbeachtet gebliebene Seite des geistigen und Culturlebens. Noch bis heute ist auch nicht der Versuch gemacht worden, das Werk durch ein neues zu ersetzen. Als Ergänzung dazu folgten die sogenannten „Weisthümer", eine Sammlung von Rechtsbelehrungen, die er selber auf vier Bände gebracht hat. Auch das letzte Ziel seiner Gedanken hat er stets im Auge behalten: eine umfassende Geschichte der Sitte zu schreiben, hatte er geplant, er ist aber zur Ausführung nicht gelangt.

Das nächste Gebiet, dem Jacob Grimm seinen Entdeckungstrieb zuwandte, gehörte den fernst entlegenen geheimnißvollen Urzeiten des indogermanischen Geisteslebens an. Ich meine seine Untersuchungen über die Thiersage. Erzählungen und Anekdoten von dem Leben und den Eigenheiten der Thiere kennt wohl die Poesie eines jeden Volkes, ohne daß man an Ableitung und Anlehnung zu denken hätte. Aber in einem geschichtlichen Zusammenhang stehen offenbar zu einem nicht geringen Theile diejenigen Erzählungen, welche uns in der indischen Literatur, in der griechisch-römischen Fabelwelt und in einer Anzahl mittelalterlicher Gedichte erhalten sind. Grimm faßte zum ersten Mal die ganze Summe dieser Erscheinungen zusammen und glaubte die Erklärung des Gleichartigen und Zusammenstimmenden in der Annahme einer urgemeinsamen indogermanischen Thiersage, eines urgemeinsamen Thierepos finden zu dürfen, das sich in den mittelalterlichen Gedichten am treuesten erhalten habe. Diese Ansicht hat sich nicht aufrecht erhalten lassen, wir können gegenwärtig jene Zusammenhänge in anderer Weise erklären und finden in den mittelalterlichen Dichtungen nicht naive Sage, sondern den eigenthümlichen Geist der mönchisch gelehrten Satire. Aber kaum ein anderes Werk Jacob's ist mit so viel Scharfsinn, mit so viel Sinnigkeit, mit so bestrickender Ueberredungsgabe geschrieben wie dieses. Erst spät haben wir uns den Zauberbanden desselben zu entwinden gelernt, und noch heute muß, was über den Grund aller Thiererzählungen, über das Zusammenleben und Zusammenempfinden der Menschen mit den Thieren von ihm gesagt ist, die Grundlage aller Erörterungen über diesen Gegenstand abgeben. Dem Verfasser war denn dies Buch auch, wie er oft und gern erklärte, von allen seinen Werken das liebste.

Schon im folgenden Jahre erschien ein neues Fundamentalwerk: die „Deutsche Mythologie". Sie ist vielleicht das Hauptwerk Jacob Grimm's. Zu keiner Arbeit waren seine natürlichen Anlagen so geschaffen wie zu dieser. Es sei mir gestattet, früher Gesagtes zu wiederholen[1]). Während auf dem Gebiet der Grammatik und der Rechtsalterthümer sein poetischer, phantasievoller Tastsinn doch immer nur nebenbei zur Geltung kommen konnte und zuweilen selbst Gefahr lief, sich dahin zu verirren, wo er eigentlich nicht hingehörte, so hatte er es in der Mythologie durchaus mit der freien Schöpfung des religiös-poetischen Geistes zu thun. Denn die Gestalten der Religion und des Mythus sind die ersten Bethätigungen des Lebens der Phantasie; in ihnen schafft sich der Mensch seinen Gott und seine Götter nach seinem Bilde, schafft sich seinen Götterhimmel und seine Göttergeschichte nach seinen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen. Hier kann nur das Talent genialer Nachempfindung und Anempfindung zu Resultaten gelangen, und somit war

1) Vgl. „Grenzboten", November 1863, S. 281 fg. [oben S. 212 fg. — d. H.]

Jacob Grimm hier recht eigentlich auf seinem Gebiet. So darf es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn die „Deutsche Mythologie“ fertig wie die Minerva aus dem Haupte des Zeus hervorsprang und alle Zweifel einfach durch ihre Existenz niederschlug. Das Werk ist dann 1844 und 1854 von Grimm selbst wieder aufgelegt worden, leider ohne den Anhang der ersten Auflage, sodaß selbst die erste Ausgabe noch immer nicht entbehrt werden kann.

Eine der wunderbarsten Leistungen Jacob Grimm's ist wohl sein letztes zusammenhängendes Werk: die „Geschichte der deutschen Sprache“, die er mitten in der Unruhe des Revolutionsjahres, als er selber mit in Frankfurt a. M. tagte, niederschrieb und in zwei Bänden herausgab. Zwar, was wir darunter verstehen möchten, eine Geschichte unserer Sprache bis etwa zu unserer Zeit, war es nicht, es war eine Vorgeschichte, die tief einzudringen suchte in die Zeiten vor aller geschichtlichen Ueberlieferung. Und Grimm belastete sie mit einer höchst bedenklichen Beigabe, mit der Hypothese, daß Geten und Gothen ein und dasselbe Volk seien. Es reizte ihn, auf diese Weise das Alterthum unseres Volkes um all die zahlreichen Mittheilungen bereichern zu können, die wir den griechischen Schriftstellern über die Geten verdanken. Es regte ihn der Gedanke zu enthusiastischer Freude an, daß sonach Ovid in seiner Verbannung deutsche Verse gedichtet habe, und er wäre nicht abgeneigt gewesen, den ganzen Ovid ins Feuer zu stecken, wenn er jene vermeintlich deutschen Verse desselben dafür hätte eintauschen können. Aber, wenn wir auch hier wie bei der Thiersage manche wesentliche Resultate uns nicht aneignen können, so hat doch auch dies Buch eine epochemachende Bedeutung erlangt. Es ist das erste Werk, in welchem die Sprache methodisch herbeigezogen ward, um über Geschichte und Cultur prähistorischer Zeiten Auskunft zu ertheilen. War dem Verfasser sein Werk über „Reinhard Fuchs“ sein liebstes, so blieb er, nicht ohne Eigensinn, mancherlei Anfechtungen gegenüber dabei, die „Geschichte der deutschen Sprache“ für sein bestes zu erklären.

Das sind die fünf großen Fundamentalwerke Jacob's. Jedes derselben hat ein Gebiet erobert und ist für alle weitere Forschung die Grundlage geblieben. Daneben her gehen eine große Menge kleinerer Arbeiten, Abhandlungen, Ausgaben, die für sich völlig ausgereicht hätten, ein respectables Gelehrtenleben auszufüllen und ihren Verfasser hoch zu Ehren zu bringen: bei Jacob Grimm erscheinen sie wie Nebenarbeiten, die ohne besonderen Aufwand so beiher abgefallen sind.

Sein letztes Werk ward wieder, wie sein erstes, gemeinsam mit seinem Bruder unternommen. Es war das „Deutsche Wörterbuch“. Nicht ein innerer Trieb hatte ihn hierzu geführt. Die Geschichte der Sitte zu schreiben lag ihm mehr am Herzen, und daß er dies nicht gekonnt hat, ist für uns ein unersetzlicher Verlust. Freunde hatten den Plan zum „Wörterbuch“ entworfen, um in sorgenvoller Lage dem Verbannten beizuspringen. Sagen wir es offen

— und wir wissen jetzt, daß Jacob Grimm selber es gefühlt hat — bei diesem Werke war der bereits Alternde nicht an seinem Platze. Seine Sache war es zeitlebens gewesen, ein weitentrücktes Ziel mit Dransetzung der höchsten Energie und der edelsten Geisteskräfte zu verfolgen, Entdeckungsfahrten anzustellen in ferne, noch unbetretene Gebiete; aber, gleichsam geschäftsmäßig, hintereinander Artikel für Artikel, oft trivialsten Gehalts, wie sie das Alphabet ihm entgegenwarf, auszuarbeiten, dafür fehlte ihm die Ruhe, die Geduld, die Entsagung. Schnell und mit wenigen Worten setzte er sich dann wohl hinweg über Dinge, die der das „Wörterbuch" Benutzende sorgsam entwickelt wünschen muß, und auch wo bei Hauptartikeln sein Genius mehr an seiner Stelle zu sein schien, ließ er oft seine Phantasie hastig ins Kraut schießen, um schnell weiter eilen zu können zum Folgenden. Viel Feines und Herrliches steht natürlich auch im „Wörterbuch", und bewundernswerth ist die Arbeitskraft und der Pflichteifer des Greises, der volle 298 Bogen engsten Druckes in wenigen Jahren eigenhändig zusammengeschrieben hat. Beim Beginn des Artikels „Frucht" ward er aufs Krankenbett geworfen; sein letzter Brief sind wohl ein paar Zeilen an mich gewesen, die sein Ausbleiben auf der Meißener Philologenversammlung entschuldigen. Am 20. Sept. 1863 starb er. Er hatte seine sämmtlichen Geschwister überlebt, seinen wissenschaftlichen Freunden und Schülern war es, als ob sie führerlos geworden seien.

Eine ganz andere Natur als Jacob war sein Bruder Wilhelm. Er war größer an Wuchs, ruhiger, behaglicher im Wesen. Nicht mit dem kühn vordringenden Blick des Pfadfinders suchte er neue Gebiete zu erschließen, die Grundlagen für neue Wissenschaften zu gewinnen: um so mehr war er bemüht, mit der größten Sorgfalt alles Einzelne fein und sauber zu überlegen, alles auf das feinste und sauberste auszuputzen und der Wissenschaft einen festen Besitz zu schaffen. Jener liebenswürdige Erzählungston der Märchen ist wesentlich sein Werk, er hat ihn geschaffen, ihm den typischen Character aufgeprägt. Was dem Namen Grimm von hier aus an Liebe und Verehrung zufällt, ist wesentlich Wilhelm's Verdienst. Glänzend war schon seine erste Leistung, die „Altdänischen Heldenlieder". Eine große Reihe von Ausgaben unserer älteren Dichtwerke wird ihm sodann verdankt. Sie sind mit peinlicher Genauigkeit ausgeführt. Und dabei sind sie in keiner Weise handwerksmäßige Arbeiten nach einer bestimmten philologischen Schablone, wie wir deren seitdem so manche kennen gelernt haben, sondern bei allem, was er geschaffen, ist ein gutes Stück Herzensinteresse mit hineingearbeitet, es bekommt erst hierdurch seinen eigenthümlichen Character. Das zeigt sich besonders in den musterhaften Einleitungen, in denen es ihm, recht im Gegensatz zu der Weise mancher Anderer, eine wahre Herzensfreude ist, über seinen Gegenstand zu unterrichten. Man fühlt die theilnahmevolle Rücksicht, die er dem Leser schenkt,

und man folgt dankbar dem so wohlwollenden Lehrer. Neben manchen größeren Schriften, wie „Ueber die Runen,“ „Zur Geschichte des Reims“ u. s. w., ist sein Hauptwerk wohl „Die deutsche Heldensage“, eine sorgfältige Zusammenstellung aller Quellen, aus denen wir über die Geschichte dieser etwas zu entnehmen im Stande sind. Es ist noch heute die Grundlage für alle Arbeiten über diesen Gegenstand, und es wird kaum je nöthig werden, es durch ein anderes Werk zu ersetzen. Eine tief eindringende Untersuchung knüpfte sich an jene Zusammenstellung an.

Wie bei dem ersten gemeinsamen Werk der Brüder der Hauptantheil Wilhelm zufällt, so ist es in gewissem Sinne auch der Fall bei dem letzten, dem „Deutschen Wörterbuch“. Freilich hat Wilhelm nicht annähernd soviel herausgelassen wie Jacob; er hat nur den Buchstaben „D“ bearbeitet, im ganzen 71 Bogen, also noch nicht ganz den vierten Theil dessen, was Jacob niedergeschrieben hat. Aber was er gearbeitet hat, ist mit der sorgsamsten Accuratesse gefertigt, und wenn auch die Forderungen seitdem noch gestiegen sind, so muß man doch jedenfalls sagen, daß weit mehr seine, als des Bruders Arbeit für die Fortsetzer die maßgebende Grundlage ihrer Methode geworden ist. Wilhelm hatte eben den Buchstaben „D“ geschlossen, als ihn der Tod abrief, am 16. Dec. 1859.

Neben dem glänzenden Gestirn seines Bruders erschien das Wilhelm's als das mattere, und das hat seinem Ruhme wohl im Wege gestanden; die Welt beurtheilt eben Alles relativ. Es gehört zu den hochherzigsten Zügen dieses edeln Charakters, daß er sich dadurch nie zur Verstimmung und zur Eifersüchtelei hat verleiten lassen, obwohl er das lebendige Gefühl haben durfte und hatte, daß ihm Unrecht geschehe; denn die Zahl unserer Gelehrten, und wenn wir die besten Namen mit einbeziehen, ist nicht groß, die sich ihm an die Seite zu stellen berechtigt wären.

Soll ich nun dazu schreiten, das Gemeinsame der beiden Brüder genauer zu umschreiben, den tiefern Grund ihrer Wirksamkeit aufzudecken, so möchte ich es so versuchen.

Wir hören heutzutage viel von Volksgeist, von Völkerpsychologie und von Volksseele reden, und wir sind oft der Gefahr ausgesetzt, mit diesen Ausdrücken recht unklar zu operieren. Wirkliche Existenzen sind jene Begriffe ja nicht, es sind Abstractionen, die sich als das gemeinsam Verbleibende ergeben, wenn wir das rein Individuelle und Zufällige des einzelnen Seelenlebens abzuziehen versucht haben. So gefaßt, haben aber jene Begriffe auch ihre volle Wahrheit, und man kann demnach wohl, wie von einer germanischen, slawischen Volkseigenthümlichkeit, so auch, als activ wirkende Kraft gefaßt, von einer entsprechenden Volksseele reden. Dürfen wir dies zugeben, so dürfen wir auch sagen, daß die einzelnen Individuen sich mehr oder weniger

jener allgemeinen grundlegenden nationalen Eigenthümlichkeit, jenem nationalen Seelenleben nähern, sich mehr oder weniger von ihm entfernen können. Und so meine ich, ist es mehr als ein bloßes Bild, wenn wir sagen, daß die Grimms das innerste Wesen des deutschen Gemüths- und Geisteslebens in sich concentrierten, in sich als treibende Kraft besaßen. So war es diese Congenialität ihres Wesens, die sie befähigte, dem deutschen Gemüths- und Geistesleben in so vollendeter Weise in Gegenwart wie Geschichte nachzuspüren, gewissermaßen nur das ihnen Adäquate herauszufühlen, und von ihm gleichsam wie von ihrem eigenen Eigenthum wieder Besitz zu ergreifen, es so aus unklaren Vorstellungen rein herauszuschälen und der Welt vorzulegen. Und so dürfen wir uns wohl erlauben, sie in ihrem treuen, bescheidenen Wesen, in ihrem tiefinnigen Gemüthsleben, in ihrer feinsinnigen Begabung eine Verkörperung der edelsten Eigenschaften des deutschen Volksgeistes zu nennen und darin die treibende Kraft auch ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit zu erblicken.

An einem Tage wie dem heutigen, der dem Preise hochbedeutender Männer gewidmet ist, hat der Redende doppelt auf seiner Hut zu sein, daß er sich nicht verleiten lasse, die Prädicate zu häufen und weiter zu gehen, als nüchterne Kritik gestattet. Dieser Verdacht könnte mich treffen, wenn ich nun die Frage aufwerfe, ob eine so aus der Tiefe deutschen Wesens her treibende Kraft nicht auch hingewirkt habe über die Grenzen der rein gelehrten Sphäre, ob jenen beiden Männern, die den Genius unserer Nation so vielfach aus der Vergessenheit erlöst und uns wieder erschlossen haben, ob denen nicht auch ein Antheil des Dankes gebühre, wenn wir jetzt diesem Genius eine Stätte bereitet sehen, die seiner würdig ist, wenn wir aus dem in Fesseln Geschlagenen wieder einen der Herrscher dieser Erde geworden sehen.

Verehrte Anwesende! Wir alle wissen, daß die Neugestaltung unseres Vaterlandes das Werk Eines Mannes ist, unseres eisernen Kanzlers, des Heros unserer Nation. Unauslöschlich ist seine That eingetragen in die Tafeln der Weltgeschichte, und kein Deut darf ihm je von dem Dank dafür abgemarktet werden. Aber unvorbereitet und ohne Mittelglieder ist auch diese That nicht geschehen, und unter diesen Mittelgliedern, glaube ich, haben wir auch unserem Brüderpaar eine Stelle und eine bedeutsame Stelle anzuweisen. Ein kurzer Blick auf die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts scheint mir dies zu beweisen.

Wir kennen das herrische Begehren nach Umgestaltung der deutschen Verhältnisse unmittelbar nach den Freiheitskriegen, wir kennen die excentrischen Bestrebungen der burschenschaftlichen Ideen, aber einen festen Boden haben beide nie erlangt, einen Erfolg nicht erzielt. Seit dem Jahre 1830 verfiel das politische Leben des deutschen Volks fast ganz der Negative, dem Ankämpfen der Ständeversammlungen gegen die Regierungen, daneben auch wohl gegen jenen Mittelpunkt deutscher Herrlichkeit, den Bundestag, dessen

Competenzlosigkeit nach außen ein Bild kläglicher Schwäche, nach innen eine brutale Machtentfaltung darstellte. Erst in den vierziger Jahren trat, von jenen Kämpfen nur leise berührt, ein Interesse für deutsches Wesen als solches hervor. Seinen ersten greifbaren Ausdruck fand dasselbe in den Germanistenversammlungen in Frankfurt und Lübeck 1846 und 1847. Wer jene Zeit erlebt hat, weiß, eine wie hohe politische Bedeutung diese einfachen Gelehrtenversammlungen gehabt haben, wie sie von allen Denkenden als ein neues Element, das in das Leben der Nation eintrat, begrüßt wurden. Auf beiden Versammlungen führte Jacob Grimm, als ob es gar nicht anders habe sein können, den Ehrenvorsitz, er ward allgemein als der Gründer und Führer dieser neuen Bewegung betrachtet. Durch die Vertiefung in deutsches Alterthum, deutsche Geschichte, deutsches Recht, deutsche Poesie und Sitte hatte sich eben langsam, aber um so sicherer und um so gehaltvoller dieser neue Factor gebildet. Und als unmittelbar darauf das Revolutionsjahr über uns hereinbrach und mit allem Bestehenden tabula rasa zu machen drohte, da war es plötzlich fast allein die deutsche Frage, die die Gemüther beschäftigte. Und lebhaft fühlte man, wie dies zusammenhänge mit jener Ursache. Denn als nun eine Versammlung berufen wurde, um den Wünschen nach Neugestaltung unseres Vaterlandes einen concreteren Ausdruck zu verleihen, da richteten sich aller Blicke zunächst auf diejenigen Männer, die je einmal für deutsche Geschichte, deutsche Literatur, deutsches Recht forschend thätig gewesen waren. Wieder waren es Jacob und Wilhelm Grimm, auf welche die Blicke mit zuerst fielen; aber auch andere dieses Kreises, z. B. Koberstein, weil er einen „Grundriß der deutschen Nationalliteratur" geschrieben hatte, sie alle sollten hinein ins Deutsche Parlament. Jeder eben, der in der Richtung der Grimms thätig gewesen war, galt als ein Auserwählter. Das war ein romantischer Irrthum unseres Volkes, von dem es auch bald wieder zurückgekommen ist; denn der Gelehrte und der Politiker sind nur sehr ausnahmsweise in derselben Person vereint; aber es war doch ein Symptom, das für meine Ansicht wohl spricht. Ja, ich meine, zwischen den Träumen der Sage um den Gipfel des Kyffhäuser und dem Schwert unsers Reichskanzlers steht, bescheiden, in geräuschloser Arbeit, aber um so tiefer wirkend, mit seinen treuen Augen das Brüderpaar der Grimm.

Uebrigens waren beide Männer keine politische Naturen. Wilhelm hielt sich denn auch vorsichtig zurück. Jacob griff auch hier zu, aber er war in Frankfurt wie in Gotha nicht an seiner Stelle. Er übersah nicht die großen Factoren des Staatslebens und der hohen Politik, er beurtheilte Alles von einem herzensguten, aber kleinen, fast kindlich-naiven Standpunkte aus. Bald hat er denn auch selbst gefühlt, daß dies Gebiet nicht das seinige sei, und seit 1850 ist er nicht wieder aus seiner Studierstube geschieden.

Und doch haben diese beiden Männer, die keine Politiker waren, einmal in der Geschichte unseres Volkes eine wirklich politische Bedeutung gehabt, und eine große politische Bedeutung. Ich meine, und damit dränge ich zum Schlusse, die Göttinger Ereignisse des Jahres 1837.

Jacob und Wilhelm standen im Zenith ihres Ruhmes. Die „Deutsche Heldensage" war seit einigen Jahren, die „Deutsche Mythologie" seit zwei Jahren, der vierte Band der „Grammatik" soeben erschienen, als nach dem Tode Wilhelm's IV. der Prinz von Cumberland als König Ernst August den hannoverischen Thron bestieg und alsbald erklärte, daß er sich durch die beschworene Landesverfassung nicht für gebunden erachten könne. Er hob sie auf und entband die Hannoveraner ihres Eides auf dieselbe. Im Ganzen fand dieser mit Eid und Gewissen frevelhaft spielende Uebermuth nur einen schwächlichen Widerstand. Anders machten es sieben tapfere Göttinger Professoren. Sie weigerten sich, ihren Eid zu brechen, sie protestierten, und die Folge war, daß sie sofort durch Cabinetsbefehl ihrer Stellen entsetzt, drei von ihnen des Landes verwiesen wurden. Unter diesen sieben waren auch die beiden Grimm, und Jacob traf die Landesverweisung. Er mußte sich von Wilhelm trennen und binnen drei Tagen die Grenze überschreiten.

Es ist im innern Leben unseres Volkes vor dem Jahre 1848 kaum ein anderes Ereigniß von so epochemachender Bedeutung gewesen. Es war wie ein Gewitterschlag, der eine schwüle Atmosphäre reinigt. Wir sind gewohnt, von dem Soldaten zu verlangen, daß er, wenn das Vaterland in Gefahr ist, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Tode entgegengehe, seine Existenz nichts achte. Anders pflegen wir dem Bürger gegenüber zu urtheilen. Diesem sind wir geneigt zuzugeben, daß ähnliche Pflichten ihm nicht erwachsen, daß eine bequeme behagliche Existenz das letzte Ziel aller seiner Bestrebungen sein dürfe. In solcher bequemen Moral bewegten sich auch die allgemeinen Anschauungen jener Zeit. Da traten jene sieben Männer hervor und riefen das Gewissen der Nation wach. Was man vom Soldaten verlangt, soll auch der Bürger leisten. Wenn die Grundpfeiler der Moral und des Staatslebens frevelhaft angetastet werden, da soll auch der Bürger feiger Duldung entsagen und muthig sein Lebensglück in die Schanze schlagen. Es war eine Epoche in der öffentlichen Moral unseres Vaterlandes.

Wir, die wir heute mit Vertrauen zu unsern Regierungen stehen, die wir mit Mißbehagen die kleinen Nergeleien verurtheilen, mit denen man den großen Leitern unseres Staatswesens das Leben sauer zu machen sucht, wir können uns kaum noch einen Begriff machen von dem Anblick, den unser Vaterland damals bot. Eine zum Himmel schreiende That war geschehen, ein Eingriff in die heiligsten Rechte des Gewissens. Wo war Hülfe zu finden? Die Regierungen benahmen sich entweder rein dynastisch oder doch schwächlich, der Bundestag erklärte sich incompetent, nirgends bot sich eine

Rettung, die Sieben irrten vertrieben, verfolgt umher. Da entwickelte sich gerade in ernsteren Gemüthern, in den durch Bildung hervorragenden und dadurch maßgebenden Kreisen eine moralische Geringschätzung gegen die Mächte, die in den deutschen Regierungen vertreten waren. Obwohl keine lärmenden Excesse erfolgten, war doch, darf man sagen, seit jener Zeit Deutschland in einer gährenden Revolution; denn es giebt wohl keine gefährlichere Revolution als die stille, wie selbstverständlich erscheinende Verachtung gegen die Machthaber. Es war als wäre eine Sturmfluth über Deutschland dahingebraust, als hätte sie alle Festen der Regierungen niedergebrochen, und als ragten über den Wassern nur noch wie einzelne festgegründete Felsenkuppen eine Anzahl Männer hervor, an die sich das moralische Vertrauen des Vaterlandes knüpfte. So erklärt sich der anscheinend unglaubliche Umstand, daß, als nun im Jahre 1848 wirklich die Wogen der Anarchie über uns hereinbrachen, Deutschland eine Zeit lang factisch von solchen Vertrauensmännern zusammengehalten und regiert worden ist.

So ist also der Name der Brüder Grimm auch einmal von hohem politischem Einfluß für unser Vaterland gewesen. Aber politische Charactere sind sie auch dadurch nicht geworden. Wer diese in ihnen vermuthete, der durfte sogar durch Manches an ihnen irre werden. Jener Act war bei ihnen einfach ein Act des ehrlichen Herzens gewesen, das mit seinem Eide nicht wollte frevel Spiel getrieben sehen; sie hatten keine politischen Erfolge erstrebt, keine politischen Zwecke erzielt. Ihre Lage ward zunächst eine recht traurige. Vermögen besaßen sie keins; es ward für sie gesammelt, es ward das große Unternehmen des „Deutschen Wörterbuchs" geplant, um ihnen eine lohnende Beschäftigung zu gewähren. Drückend war doch das Alles. Da aber haben sich die Grimm als ganze Männer gezeigt. Es ist in den letzten Tagen der intimste Briefwechsel derselben aus dieser Zeit erschienen: man wird in ihm kein Wort aufzudecken im Stande sein, in welchem sie nicht den höchsten Anforderungen unverzagten Muthes und männlichen Stolzes entsprochen hätten.

Ich stehe am Schlusse. Sollte es mir gelungen sein, das Wirken unseres Brüderpaares Ihnen richtig zu zeichnen, so bin ich Ihrer aller freudigen Zustimmung gewiß, wenn ich wiederhole, daß unser Volk in ihm einen köstlichen Schatz besitzt, und daß wir unsern Nachkommen ein edles geistiges Besitzthum übermachen, wenn wir ihr Bild in unsern Herzen erhalten und es weiter geben von Geschlecht zu Geschlecht.

Kleinere Schriften von Karl Lachmann. Erster Band: Zur deutschen Philologie, herausgegeben von Karl Müllenhoff. Berlin, 1876. G. Reimer. (X, 576 S. 8.) 9 Mk.

Literarisches Centralblatt 1876, Nr. 50, Sp. 1666—1667.

Seit langen Jahren war es eine wahre Plage für die germanistischen Kreise, daß es an einer Sammlung der kleinen zerstreuten Aufsätze und Schriften Lachmann's gebrach. Lachmann ist unbestritten das Haupt der germanistischen Philologie, er hat diese Wissenschaft auf dem Katheder heimisch gemacht, er hat die Grundlagen ihrer Methode geschaffen, er hat wesentliche Resultate derselben selber festgestellt. So gewaltig herrscht sein Einfluß unter uns noch heute, daß der Nimbus seines Namens selbst eine nicht geringe Anzahl von unhaltbaren Behauptungen zu normgebender Autorität erhoben hat. Nichts Aehnliches findet sich bei Jacob, nichts Aehnliches bei Wilhelm Grimm. Wie groß war da die Verlegenheit, und immer von Neuem, daß man die kleinen Schriften, die Recensionen, die Aufsätze Lachmann's nur mit vielen Umständen erlangen konnte, auf manche vielleicht gar nicht aufmerksam ward. Diesem Uebelstande ist jetzt abgeholfen durch die vorliegende Ausgabe der gesammelten kleinen Schriften, die Hr. Prof. Müllenhoff besorgt hat, und für die wir ihm warmen Dank aussprechen würden, wenn uns nicht die anklagende Frage näher läge, warum uns die Männer, die doch stets Lachmann's Namen als einen Schild vor sich zu halten gewohnt waren, so lange auf diese Ausgabe haben warten lassen. Sie bietet einen reichen Inhalt, der um so werthvoller ist, als nicht nur bei mehreren Stücken Lachmann's Handexemplare benutzt werden konnten, sondern auch ein Stück, die zweite Abhandlung über althochdeutsche Betonung und Verskunst, hier zum erstenmale gedruckt erscheint. Ein Register wird freilich sehr vermißt, und die geschraubten Worte der Vorrede, die dieß entschuldigen wollen, besagen Nichts.

In der Vorrede erklärt der Herausgeber, daß er eigentlich in Absicht gehabt habe, über einige Punkte, in denen Lachmann's Verfahren in den letzten Jahren Angriffe erfahren hat (so kürzen wir wohl das S. IX Gesagte richtig ab), zu handeln. Er habe es aber unterlassen, weil er es als unnütz erkannt habe. „Wer von vornherein sich aufsetzt, nicht sieht, nicht sehen will oder kann, was wir Andern wahrnehmen, für schwarz erklärt, was uns weiß erscheint, bei dem ist alle gute Lehre von unserer Seite verloren, und ich verzichte daher auf einen Versuch, wie ich ihn früherhin im Sinne hatte. Diese Sammlung rechnet auf lernwillige Leser." Wir glauben, daß Hr. Prof. Müllenhoff sich hier in einer psychologischen Täuschung befindet. Wenn er sich wirklich daran gemacht haben sollte, jene Punkte zu behandeln und die Einwürfe der Gegner zurückzuweisen, so wird er wohl, indem er das von ihm Vorgebrachte und Vorzubringende überdachte, selber die Bemerkung gemacht haben, wie wenig zwingende Gewalt seinen Schlüssen beiwohne, und

sein Verdruß wird ihm dann unwillkürlich die Züge jener Gegner in obiger Weise karrikiert haben. Ref. kann Hrn. Prof. Müllenhoff versichern, daß, trotz alledem und alledem, jede von ihm vorgelegte Untersuchung der bereitwilligsten Aufnahme und der ernstesten Erwägung versichert sein dürfte. Es trifft gewiß nicht das Richtige, wenn jene Gegner als Männer geschildert werden, die sich von vornherein auffetzten, nicht sehen wollten u. s. w., denen es an der Geneigtheit fehle, „nur erst vorläufig dem Lehrenden ein williges Ohr zu leihen, willig zuerst hinzunehmen, was er sage, und dann anzusehen, ob es sich nicht so verhalte, wie er angebe". Geradezu wie eine Gewissensfrage wird die Erörterung der Aufstellungen Lachmann's und seiner Schule von jenen Gegnern (Ref. glaubt sich speciell nicht gemeint) behandelt, mit einer Emsigkeit und einem treuen Eifer, der fast rührend ist, und der selbst jenen kecken Aufschneidereien nachzugehen nicht müde wird, die seit einigen Semestern in der Germanistik Trumpf geworden zu sein scheinen. Freilich, soll jenes Verlangen des sich willig Hingebens, des willigen Hinnehmens nur dieselbe Lockpfeife sein, mit der unsere jungen Theologen so erfolgreich von der Orthodoxie eingefangen werden, so wird den Jüngern aller Wissenschaft, und so auch der germanistischen, allerdings wohl anzurathen sein, solchen Sirenengesängen gegenüber sich auch ferner die Ohren zu verstopfen. Fr. Z.

Briefe von Hoffmann v. Fallersleben und Moriz Haupt an Ferdinand Wolf. Herausgeg. von Ad. Wolf. Wien, 1874. Gerold's S. in Comm. (92 S. 8.)
(Separatabdr. aus d. Sitzungsberichten d. kaiserl. Acad. d. Wissenschaften.)
Literarisches Centralblatt 1874, Nr. 45, Sp. 1494—1495.

Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob durch die Veröffentlichung in den Schriften der kaiserlichen Academie der Wissenschaften diesen harmlosen, rein persönlichen Gelehrtenbriefen nicht zu viel Ehre angethan wird: den Freunden und Schülern der Verfasser werden sie jedenfalls willkommen sein; denn namentlich die Briefe von Haupt sind wirklich fein und schön, der Ausdruck einer geistvollen und noblen Natur, nirgends gewöhnlich, auch der einfachste Inhalt gehoben durch einen bei aller Schlichtheit edlen Stil. Die Gelehrtengeschichte wird nur einige Notizen verwenden können, die regen Arbeiten Haupt's an der Ausgabe altfranzösischer Volkslieder, seine Beschäftigung mit dem Salomon und Morolf, die Entdeckung des Guten Gerhard. Von besonderem Interesse war dem Ref. eine Stelle in dem Briefe vom 31. Dec. 1840 S. 87: „Mabinogion 3 haben Sie wohl schon; über diese Mabinogion theile ich Ihnen einmal meine Ansicht mit. Sie sind a u s dem Französischen zurückgebracht, nicht die ursprünglichen Quellen". Ref. hätte es sich nicht träumen lassen, in der Vertretung dieser Ansicht in Haupt einen Genossen, ja einen Vorgänger zu finden.

Der Hrsg. hat in Anmerkungen unter dem Texte die in den Briefen vorkommenden Anspielungen erläutert. Der Abdruck selber ist fast etwas zu pedantisch. Die Ergänzungen einfacher, nicht ganz ausgeschriebener Worte in eckigen Klammern stören bei der Lectüre unnöthig. Man konnte die Worte in ihrer abgekürzten Gestalt lassen oder die Ergänzung in Klammerzeichen vornehmen, nur bei Eigennamen waren die letzteren geboten. Sicher werden sich in Karajan's Nachlasse Briefe Haupt's finden, die an Bedeutung des Inhaltes den Werth der vorliegenden übertreffen. Da man einmal mit dem Drucke begonnen hat, wäre es nicht unerwünscht, nun auch diese veröffentlicht zu sehen.

Belger, Christian, Moriz Haupt als academischer Lehrer. Mit Bemerkungen Haupt's zu Homer, den Tragikern, Theokrit, Plautus, Catull, Properz, Horaz, Tacitus, Wolfram von Eschenbach u. einer biographischen Einleitung. Berlin, 1880. Weber, (XII, 340 S. Lex.-8.) M. 8.

Litterarisches Centralblatt 1880, Nr. 38, Sp. 1264—1265.

Dies Buch ist von einem jüngeren Manne, einem Schüler Haupt's, geschrieben und aus warmer Begeisterung für den Lehrer hervorgegangen. Voran steht eine biographische Skizze, der zwar nicht viele Quellen zu Gebote gestanden haben, die aber die wichtigeren sorgfältig benutzt hat, in den Urtheilen nur selten selbständig, meist auf Excerpte aus G. Freytag, A. Kirchhoff und W. Scherer, auf Briefe 2c. sich beschränkend. An sie schließen sich Mittheilungen aus Haupt's Collegienheften, die manches Willkommene bieten, freilich auch sehr viel Selbstverständliches, das in einer Vorlesung ganz an seinem Orte sein mag, gedruckt aber sich recht wunderlich ausnimmt. Das Buch ist für die Verehrer Haupt's bestimmt und wird diesen gewiß eine willkommene Gabe sein; auch auf die ferner Stehenden wirkt das Buch sympathisch, da eine reine, liebevolle Gesinnung durch dasselbe hindurchgeht. Freilich eine Characteristik Haupt's kann es nicht genannt werden, dazu hat der Verfasser seinem Lehrer nicht nahe genug gestanden, dazu ist sein Standpunct zu sehr der staunender Bewunderung. Den Schlüssel zu Haupt's Wesen, das scheinbar so voller Widersprüche war, hat er daher auch nicht zu geben vermocht, und doch bot sich dieser dem genaueren Kenner gar nicht so schwer. Was an Haupt blendend war, wie seine Schwächen, Beides entsprang derselben Eigenheit seines Wesens. Selten ist ein Mann von der Natur so glänzend beanlagt worden wie er: ein Gedächtniß, das kaum etwas vergessen zu können schien, eine Fülle scharfer und präciser Vorstellungen, eine ungewöhnliche Findigkeit, eine seltene Gabe des Wortes, schlagfertiger Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und stürmisch, mit fieberhafter Hast arbeitete die geistige Maschine. Wo ein sicheres und bestimmtes Ziel gegeben war,

hätte wohl Niemand den Wettlauf mit ihm aufnehmen können. Aber eben jene fieberhafte stürmische Hast war der Grund, daß ihm bei verwickelterer Sachlage die Fähigkeit zu gesammelter, selbständiger Ueberlegung abgieng, daß der ganze Reichthum seiner Talente eine Unsumme einzelner Atome blieb, für deren Zusammenfügung das bestimmende Gesetz sich nicht in ihm selbst fand. Es ist nicht Zufall, daß Haupt nie etwas Zusammenhängendes von einigem Umfange geschrieben hat. Er, der in wunderlicher Selbstironie bei Anderen stets über „Einfälle" und „Conjecturenfabrikation" spottete, hat es doch selber zu nichts Weiterem als zu einer stattlichen Summe mehr oder weniger glänzender Wortconjecturen und Einzeluntersuchungen gebracht. Es gebrach seiner nervösen Hast der Halt, den nur die Ruhe gewährt, das Knochengerüste gleichsam seines geistigen Wesens war nicht entsprechend entwickelt. So kam es, daß dieser reich begabte Geist gezwungen war, sich stets an Andere anzulehnen, und anfangs an wie Unbedeutende! Erst an Klee und Hirzel rankte er sich höher empor, bis dann G. Hermann und endlich, Alle zurückdrängend, Lachmann sein Leitstern wurde, daneben, soweit nicht Collision stattfand, auch noch mancher Andere, wie Meusebach, Albrecht, Jahn 2c. Aber einer Leitung bedurfte sein Wesen bis ins tägliche Leben hinein. Um jene weiche, haltungslos preisgegebene Masse aber schuf sein Instinct wie zum Schutze eine wahre Waberlohe von auflodernder Heftigkeit und abweisendem Hochmuth, die ihn unnahbar erscheinen ließ und allmählig auch wirklich immer unnahbarer machte; in Berlin ist wohl kaum noch durch sie hindurchzukommen gewesen. Hinter ihr verproviantierte sich dann die geistige Burg allmählig bis zu einem Scheine wirklicher Selbständigkeit. Das Wesen aber blieb dasselbe. Es ist nöthig, daß man diese Eigenheit in Haupt's Natur begreife, um zu verstehen, wie der in Einzelheiten, zumal der Conjecturalkritik, so glänzende Gelehrte in allen umfänglicheren Fragen sich einfach als der Abklatsch irgend eines anderen Gelehrten darstellte, und um endlich dem Mißbrauch zu steuern, daß Haupt auch da als Auctorität angerufen werde, wo er nur Doublette war.

Der Verfasser hält Haupt's academische Lehrweise für musterhaft. Wir möchten uns erlauben, dagegen einen Zweifel zu erheben. Wir meinen, der academische Vortrag soll recht eigentlich zu selbstständiger Discussion anregen, soll auch den Muth zu eigenem Denken gewähren. Das that Haupt's Lehrweise nicht. Das Dictatorische seines Wesens, das meist, und zumal wo er von Anderen abhängig war, Absolutes zu bieten beanspruchte, drückte nieder, lähmte den Muth zu eigenem Anfassen. Es ist nicht zufällig, daß Haupt keine Schule gebildet hat: wer von seinen Schülern wirklich etwas Bedeutenderes geworden ist, ist es hinter seinem Rücken geworden. Etwas Blendendes für die Masse der Zuhörer hatte ja diese mit Witz und Humor gespickte siegesgewisse Zuversicht; aber pädagogisch war sie gewiß nicht. Wenn nun

aber der Verfasser gar für jene kokettierende Schnödigkeit, mit der Haupt auf dem Katheder Ehre und guten Leumund seiner Fachgenossen zu Boden trat, nicht etwa ein Wort der Entschuldigung hat, sondern darin geradezu etwas sittlich Großes erblicken will, so sieht man daraus nur von Neuem, was man dem Idealismus unserer Jugend vom Katheder herab zu bieten im Stande ist, ohne ihr Vertrauen zu verscherzen. Doch wäre es wohl wünschenswerth, daß sie, die ja schon in dem Alter steht, wo sie berufen ist, den Schutz des Vaterlandes auf sich zu nehmen, auch soweit erstarken möge, um wohlfeile und würdelose Unziemlichkeiten sich in ihrer Gegenwart auch seitens ihrer Lehrer zu verbitten. Und ist es nicht bei dem gegenwärtigen Ringen der Gymnasien mit den Realschulen doppelt bedenklich, wenn gerade auf den humanistischen Kathedern die übelste Sitte sich breit macht?

Wir haben auch an einigen Einzelheiten Anstoß genommen. Was soll die Uebertreibung, daß Haupt die erste Ausgabe der Denkmäler, die ihm am Weihnachtsabende 1863 überreicht ward, „noch an demselben Abende“ „in einem Zuge“ durchgelesen habe, ein Buch von nahezu 600 Seiten, großentheils engsten Druckes? Was soll S. 58 der zweite Brief, der eine genaue Wiederholung des ersten ist? Was sollen die eigenen, nebenbei herausorakelten, in diesem Zusammenhange nur altklug klingenden Urtheile des Verfassers, wie S. 82 Anm., S. 306 Anm. u. ö.? — Haupt ward bereits 1838 in Folge wunderlicher Vorgänge in der Facultät zum a. o. Professor ernannt, er verschob nur die Antrittsrede bis 1841; auch war er schon von 1846 an Mitglied der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. In der Differenz der Quellen S. 7 hat Hoffmann das Richtige, und die Darstellung S. 33 unten ist tendenziös ungenau. Doch wir wollen nicht zu mäkeln scheinen, wir wiederholen, daß wir das warmgeschriebene Buch doch gerne gelesen haben, daß es viel Brauchbares und Willkommenes enthält, dem Character des Verfassers alle Ehre macht und zumal in den Kreisen, für die es zunächst bestimmt ist, gewiß mit Interesse und Beifall aufgenommen werden wird.

Zeller, Ed., David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften. Bonn, 1874. Strauß. (VIII, 126 S. 8.) 1 Thlr.

Literarisches Centralblatt 1880, Nr. 28, Sp. 921—926.

Es ist sehr erfreulich, daß schon so bald nach dem Hinscheiden David Straußens von berufenster Hand ein so bedeutendes Lebensbild desselben uns geboten wird, von dem zu hoffen ist, daß es, unter dem Eindrucke der noch frischen Theilnahme aufgenommen, doppelt fest in den Herzen der Zeitgenossen Wurzel schlage und in seinen wesentlichen Zügen maßgebend bleibe. Kaum einem Zweifel unterliegt es, daß der Name David Strauß einmal als die Signatur der geistigen Bewegungen des 19. Jahrhunderts gelten wird, weil

er zuerst mit rückhaltsloser und schonungsloser Offenheit vollen Gebrauch gemacht hat von dem Rechte der Kritik, auch auf die Grundlagen unserer christlichen Religion angewandt zu werden. Nach einem scheuen Schrecken, der sich lange an seinen Namen heftete, gewann der geistvolle und liebenswürdige Schriftsteller seit etwa zwei Decennien allmählig die Herzen, wir meinen selbst seiner Gegner durch die Reihe Schriften, die in Auffassung und Darstellung zu dem Schönsten gehören, was unsere Literatur hervorgebracht hat. Aber einen Theil dieser Zuneigung setzte er wieder auf das Spiel durch sein letztes Werk, unter dessen Eindrucke wir noch heute stehen. Nicht durch die darin ausgesprochene monistische Weltanschauung, diese wird von Tausenden unter uns getheilt, sondern durch den Schluß, den er aus derselben zog, indem er unerwartet seinen erbittertsten Gegnern den Gefallen that, auf ihren dogmatischen Standpunkt einzugehen und, nachdem sie ihn lange Jahre vergebens verketzert und aus der Gemeinsamkeit, die unser Aller Empfinden beherrscht und regelt, auszuweisen versucht hatten, plötzlich sich selber aus derselben ausschied und jene Gemeinsamkeit selbst zu sprengen und ihre Grundlagen herabzusetzen und nergelnd zu verkleinern unternahm. Gegen diesen Schluß lehnte sich ebenso sehr der Instinct der Massen wie das Denken der Verständigen auf. Man fühlte diesem Angriffe gegenüber mit doppelter Lebhaftigkeit, daß der Segen des Christenthums noch nie auf seiner Dogmatik beruht habe, daß diese vielmehr zu allen Zeiten nur häßliche Züge des menschlichen Wesens hervorgerufen habe, daß jener Segen vielmehr in den wunderbar schönen, gemüthbildenden Momenten liege, die die christliche Religion uns vorgeführt und durch die sie das menschliche Empfinden auf die edelste Weise zu befruchten vermag und seit nahe zwei Jahrtausenden befruchtet hat. Unwillig bemerkte man, daß der Verfasser sich gegen diesen positiven Werth unserer Religion und der durch sie gewährten Vorstellungen wie absichtlich zu verschließen bemüht war und uns ohne allen ausreichenden Grund das unschätzbare Gut einer gemeinsamen Grundlage unseres Empfindungslebens zu rauben sich beflissen zeigte, für die uns einen Ersatz zu gewähren von ihm kaum versucht wurde. So haben wir das schmerzliche Schauspiel erlebt, daß in Folge des lebhaften Widerspruchs, der ihm entgegentrat, einer der reichsten und edelsten Geister unserer Zeit, der unser Führer zu sein berufen war, in Mißmuth und Verstimmung von uns geschieden ist.

Um so wohlthuender und versöhnender wirkt das edle Bild, das ein Freund und Gesinnungsgenosse des Heimgegangenen uns hier von ihm entwirft. Wir wollen es freudig und dankbar in uns aufnehmen und den Mißklang vergessen, der uns seine Züge zu entstellen drohte. Und es wird uns nicht schwer, dies zu thun; denn wohl Niemand wird dieß Buch aus der Hand legen ohne ein Gefühl, wir möchten sagen der Erbauung: so wohlthuend wirkt auf uns die schöne, würdige, plastische Darstellung, durch die uns der

Verfasser alle Hauptzüge seines Freundes zu klarer Anschauung zu bringen versteht, und so wohlthuend wirkt das Bild des Geschilderten selber. Eine Seite, die man an dem schneidigen Kritiker nur zu leicht zu übersehen geneigt war, kommt erst hier zu ihrer vollen Geltung, jene tiefe Innigkeit und Sinnigkeit des Gemüthes, die uns in einer Reihe von Zügen, auch in kleinen Gedichtchen, von seiner Jugend an vorgeführt wird. Alles Nebensächliche und rein Persönliche wird kurz abgethan, der Hauptaccent auf die wissenschaftliche Entwicklung und Wirksamkeit gelegt. Wir sehen die einzelnen Werke aus ihrem Keime entstehen, verfolgen ihr Wachsen und Werden, ihr Heraustreten und ihre Wirkung. Der Biograph befleißigt sich möglichster Objectivität; ist der Ton auch hie und da etwas panegyristisch gehalten, so werden doch auch die Einseitigkeiten in den Arbeiten Straußens und ihre Ergänzung durch die Forschungen Anderer uns vorgeführt, namentlich wird auch auf den Fehlschluß in seinem letzten Werke, wenn auch in zartester Weise, hingedeutet.

Ergreifend und erhebend wirkt die Schilderung der letzten Lebenszeit. Strauß litt seit Anfang 1873 an einem unheilbaren Uebel, das seinen baldigen Tod in sichere Aussicht stellte. Völlig hiermit bekannt, verlor er Nichts von dem Gleichmuth und der Ruhe seines Gemüthes; von der oben angedeuteten Verstimmung abgesehen, die er aber zu unterdrücken suchte, indem er seit seiner Erkrankung Nichts mehr über sein letztes Werk las, blieb er heiter und mittheilend und schloß sich mit doppelter Innigkeit an die Seinen an. Es liegt etwas von antiker Größe, von sittlicher Weihe in dieser Seelenruhe vor den Pforten des Todes. In dieser Zeit, die ihm größere Arbeiten unmöglich machte, entstanden eine Anzahl kleine Gedichte, die zu dem Lieblichsten und innigst Empfundenen gehören, was unsere Poesie hervorgebracht hat. Wir sind der Familie und dem Biographen zu Dank verpflichtet, daß sie uns diese kleinen Stücke nicht vorenthalten haben, sie werden auch den verhärtetsten Gegner des Geschiedenen rühren und wenigstens menschlich mit ihm versöhnen, vor allen, meinen wir, das Liedchen S. 119 fg.:

Ueber den Neckar, über den Rhein
Möcht ich noch einmal Wanderer sein!

Möchte der Verleger, ein Neffe von David Strauß, dieser Biographie, sobald es möglich ist, eine Ausgabe der gesammelten Schriften seines Oheims folgen lassen, um auch so das Bild des Entschlafenen voll und abgerundet beisammen und der Nation dauernd gegenwärtig zu halten.

Freytag, Gustav, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 2 Theile. 4. Aufl. Leipzig, 1863. Hirzel. (385, 424 S. 8.) 3 Thlr.

Literarisches Centralblatt 1864, Nr. 13, Sp. 291.

Seit wir im Jahre 1860 auf Sp. 273 dieses Blattes das erste Erscheinen des vorliegenden Werkes in ausführlicher Besprechung anzeigten, sind in rascher Aufeinanderfolge drei neue Auflagen desselben hervorgetreten, und hat der Verfasser, veranlaßt durch das ungemeine Interesse, das sein Werk erregte, eine Fortsetzung desselben unter dem Titel „Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit" geliefert (vgl. Liter. Centralblatt 1863, Sp. 135), Beweis genug für die Vorzüglichkeit des Buches, dessen Lob wir nicht im Einzelnen zu wiederholen brauchen. Was G. Freytag vor den meisten deutschen Dichtern auszeichnet, ist seine gründliche, ja gelehrte Vorbildung, der Reichthum seines Wissens, der durch das Studium der Geschichte gereifte Ernst des Denkens. Diese Eigenschaften, verbunden mit seiner uns Allen bekannten liebenswürdigen Gabe, anmuthig zu erzählen, mit liebevoller Versenkung in seinen Gegenstand gerade dem Detail eine entsprechende Seite abzugewinnen, mußten ganz besonders befähigen, Geschichtsbilder der Art, wie das vorliegende Werk sie enthält, zu entwerfen. Es sind nicht historische Novellen, in denen der Dichter die geschichtlichen Züge frei nach eigenem Ermessen verwendet, es sind vielmehr streng historische, alle eigene Erfindung ausschließende Schilderungen und urkundlich genaue Mittheilungen wirklicher Vorgänge; der Gelehrte hat sie durch gründliches Studium gewonnen, aber nicht der Gelehrte allein hat sie niedergeschrieben, ihm hat der Dichter die Hand geführt. Wir sind überzeugt, und wir hoffen es, daß das vorliegende Werk bleiben werde ein beliebtes Lesebuch des deutschen Volkes Männern wie Frauen eine Erquickung und eine anmuthige Einführung in den Ernst der Geschichte.

Rudolf Schöll, Karl Nipperdey, † am 2. Januar 1875. Academische Gelegenheitsrede, gehalten am 16. Januar 1875. Jena, Hermann Dufft 1875. 25 S. 8⁰. M. 1,20.

Jenaer Literaturzeitung, 2. Jahrgang 1875, Nr. 13, S. 231—233.

Am 2. Januar starb in Jena der Professor der classischen Philologie, Dr. Karl Nipperdey, nach jahrelangen, selten ganz unterbrochenen Leiden eines jähen Todes. Noch unter dem frischen Eindrucke des erschütternden Ereignisses sammelte ein junger Freund und College, Rudolf Schöll, die Züge seines Wesens und Wirkens zu einem Gesammtbilde seiner Persönlichkeit und hielt am 16. Januar dem Geschiedenen eine ebenso würdige wie warme und ergreifende Gedächtnißrede. Diese liegt hier gedruckt vor uns und gerne erfüllt der Unterzeichnete den Wunsch der Redaction dieses Blattes,

dieselbe mit einigen Worten bei ihren Lesern einzuführen, um so mehr als er selber in dem Verstorbenen einen treuen, bewährten Jugendfreund betrauert.

Die Rede Schöll's giebt einen kurzen, aber doch nahezu erschöpfenden Ueberblick über Nipperdey's Entwicklungsgang, verbreitet sich über seine Naturanlage wie über seine Werke, über die Gemüthsseite seines Wesens wie über seine gelehrte Thätigkeit. Freunde des Verstorbenen haben durch ihre Beiträge manche Züge zu dem Bilde beigesteuert, mit dessen Auffassung und Wiedergabe man sich in allem Wesentlichen wird einverstanden erklären können.

Karl Nipperdey war eine durchaus bedeutend angelegte Natur. Nicht zwar in genialer Vielseitigkeit oder phantasievoller Intuition beruhte seine Stärke, vielmehr in der Schärfe und Sicherheit seiner Beobachtung, in der unbeirrten Ruhe und Unbestechlichkeit seines Urtheils, in der strengen logischen Consequenz seines Denkens. In seinem Wesen war nichts Ueberhastetes, nichts Flackerndes. Was er ergriff, das faßte er sicher an, nur auf das Bedeutende den Blick gerichtet. Diese Eigenschaften waren es, die seine Befähigung zum Kritiker und die Art seiner Kritik bestimmten, die ihn zum musterhaften Interpreten des schwierigsten römischen Schriftstellers prädestinierten. Und dieser Zug seines Wesens, der ihm seiner Umgebung gegenüber stets eine entschiedene Ueberlegenheit sicherte, war frühe entwickelt, und selbstständig führte er den Heranwachsenden auf der ihm bestimmten Bahn weiter. Schon in früher Jugend fiel seinen Lehrern das Ernste und Gesetzte seines Betragens auf, das sich den kindlichen Spielen und jugendlichen Scherzen ganz zu entziehen pflegte. Ein Theil seiner Besserungen am Texte des Cäsar ist bereits auf der Schule entstanden, die Arbeiten, die er als junger Student im 3. und 4. Semester in Haupt's lateinischer Gesellschaft lieferte, sind nahezu unverändert in die Prolegomena zu der Ausgabe des Cäsar aufgenommen, und als er sich im December 1849 in Leipzig zur Habilitation meldete, stand er als Mann von begründetem Rufe abgeschlossen und fertig da. Moriz Haupt votierte damals: „Die Abhandlung des Herrn Dr. Nipperdey ist in Inhalt und Form gleich vortrefflich und es kann seine Zulassung zur Habilitation keiner Frage unterliegen. Den übrigen Prüfungen sich zu unterziehen, ist Herr Dr. Nipperdey zwar, wie ich von ihm weiß, gern bereit, ich bin aber der Ansicht, daß ihm die mündliche Prüfung zu erlassen sei. Herr Dr. N. hat in Berlin das Doctorexamen sehr rühmlich bestanden; seine Doctordisputation, bei der ich zufällig zugegen gewesen bin, war glänzend; sein Cäsar war eine der ausgezeichnetsten Leistungen, die seit vielen Jahren auf dem Gebiete der lateinischen Philologie vorgekommen sind; sein Nepos ist nicht minder trefflich: ich halte es also nicht für anständig, ihm ein Examen zuzumuthen; überflüssig ist es in jedem Falle." Und Otto Jahn: „Die

von Herrn Dr. Nipperdey eingereichte Abhandlung bewährt aufs Neue den ausgezeichneten Ruf, welchen er sich durch seine Schriften bereits erworben hat. Feine und gründliche Kenntniß der Sprache, sichere und besonnene Handhabung der kritischen und exegetischen Methode, umsichtige Gewandtheit in der Behandlung der historischen Fragen, Klarheit der Darstellung machen diese Arbeit zu einem wahrhaften specimen eines academischen Docenten, und ihre Zulassung kann gewiß nicht zweifelhaft sein. Auch ich stimme für die Erlassung des Examens, da es notorisch ist, daß Herr Dr. Nipperdey in der Richtung, die er hauptsächlich verfolgt, den ersten Gelehrten beigezählt werden muß." Wie ein Phänomen wurde er von seinen Freunden und Studiengenossen angestaunt.

Nach solchen Vorgängen hätte man erwarten sollen, daß Nipperdey bald zu den hervorragenden Führern auf dem Gebiete der lateinischen Philologie gezählt werden würde, daß die deutschen Universitäten bald wetteifern müßten, ihn zu gewinnen. Das ist nicht eingetreten. Nicht weil seine geistige Kraft erlahmt wäre. Die vorliegende Schrift schildert in beredten Worten, wie Durchgreifendes und durchweg Bedeutendes Nipperdey auch fortan noch, selbst als seine Gesundheit schon wankte, geleistet hat. Die Gründe jener Erscheinung sind vielleicht mannigfaltiger Art. Ganz ohne Einfluß war es schon nicht, daß Nipperdey außerhalb der großen Schulzusammenhänge stand, die zunächst ihre Größen poussieren. Er verdankte wesentlich Alles sich selbst. Auch Haupt, so sehr er diesen schätzte und so dankbar er ihm Zeitlebens blieb für den treuen Pflichteifer, mit dem er sich des jungen Studenten angenommen hatte, konnte doch nicht eigentlich sein Lehrer genannt werden. N. hatte kaum etwas von ihm herübergenommen, an Sicherheit des Urtheils überragte der stets besonnene Jüngling den meist fieberhaft stürmischen älteren Freund von Anfang an; noch weniger war Lachmann sein Lehrer. Allem Größencult war Nipperdey unzugänglich, er verhielt sich ihm gegenüber stets ironisierend. Dazu kam seine ganze Naturanlage, der selbst der Ehrgeiz fremd war, der es vollends an allem Geschick und an aller Neigung fehlte, sich geltend zu machen; N. ließ Alles an sich herankommen, von den kleinen Künsten, durch die sich auch im Gelehrtenleben Manches erreichen läßt, besaß und übte er keine. Zum Theil war das Selbstgefühl, zum Theil Phlegma. Aber auch sonst wurde es ihm schwer, entgegenzukommen, auf die Neigungen und Voraussetzungen Anderer einzugehen. Er erschien den Fernerstehenden egoistisch und ablehnend; seine Vorlesungen waren im Stile seiner Abhandlungen, vortrefflich im Aufbau und in der Entscheidung schwieriger Fragen, aber sie entbehrten des Colorits, der anziehenden Form; so fesselten sie meistens nur hervorragende Begabungen. Endlich aber, und das bleibt für mich der wichtigste Punkt: seit 1850 war die Hauptthätigkeit seines Lebens an eine Schulausgabe geknüpft, die er mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit

und mit einem Bienenfleiße pflegte, als handele es sich um eine grundlegende strenggelehrte Musterausgabe: und doch wurde ihm diese Arbeit in den Kreisen der Universitätsgelehrten nicht als voll angerechnet. Schöll möchte dies bestreiten, er hebt die volle Anerkennung, die die Ausgabe und Erklärung des Tacitus aller Orten gefunden habe, hervor: jenes Factum bleibt dennoch unwiderlegt. Hätte Schöll sich der Differenz zwischen Nipperdey und einem schweizerischen Collegen erinnert, die sich seiner Zeit in den Spalten des Centralblattes abspielte, er würde das Tragische dieser Situation ganz mitgefühlt haben. Seit einer Reihe von Jahren trat dann noch seine zunehmende Kränklichkeit hinzu. Alle diese Momente muß man sich vergegenwärtigen, um das Unbegreifliche erklärlich zu finden, daß einer unserer eminentesten Philologen seit der Berufung, die ihm als Privatdocenten zu Theil wurde, später kaum wieder in Frage gekommen ist.

So lag auch die Gefahr recht nahe, daß bald nachdem sich das Grab über dem Geschiedenen geschlossen habe, die Züge seines Bildes sich zerstreuen und verflüchtigen, das Gesammtbild seines Wirkens und Schaffens der Vergessenheit anheim fallen werde. Das hat Rudolf Schöll in dankenswerther Weise verhindert, er hat durch die zusammenfassende Schilderung, die er in seiner Rede bietet, die Züge desselben beisammen gehalten, einen würdigen und wirklich bedeutenden Gesammteindruck hervorgerufen und diesen nun dem Todten für alle Zeiten gesichert. Alle, die Nipperdey im Leben und in der Wissenschaft nahe gestanden haben, werden sich ihm dadurch zu innigem Danke verpflichtet fühlen.

Mit großer Freude nehmen wir auch die Mittheilung entgegen, daß sich in N.'s Nachlasse der Agricola, die Germania und ein Theil des Dialogus fertig vorgefunden haben. Wir dürfen gewiß einer baldigen Veröffentlichung dieser Arbeiten entgegensehen.

Es kann nicht meine Absicht sein, weiter auf die Einzelheiten der Schrift einzugehen, die noch manches für Philologen Lehrreiche in den kritischen Erörterungen bietet. Auch wir wollen mit den Worten schließen, mit denen Schöll seine Rede endigt, und denen wir uns von Herzen anschließen: „Er hat den Ausgang gesucht und gefunden, den er als eine Befreiung begrüßte. Wir aber, die ihn kannten, ihn als Collegen, Lehrer und Freund den Unseren nennen durften, wollen seinem Bilde ein ehrendes Gedächtniß in uns aufrichten".

Rede am Sarge von Georg Curtius

am 15. August 1885.

Ungedruckt.[1])

Hochverehrte Trauergenossen.

Tiefbewegt trete ich an diese Stätte, um, in Anknüpfung an die schmerzlich beredten Worte eines jüngern Freundes und Collegen, auch im Namen der älteren Freunde, die von Anfang an oder doch seit lange mit dem nun Heimgegangenen zusammengearbeitet haben, ihm ein letztes Wort innigen Dankes zu widmen.

Länger als 23 Jahre ist Georg Curtius der Unsere gewesen, 47 volle Semester hat er auf dem Leipziger Katheder gestanden; mit welchen Erfolgen, das haben wir so eben gehört. Das Verdienst, ihn uns zugeführt zu haben, gebührt in erster Linie dem auch sonst in der Geschichte unserer Universität unvergeßlichen Minister von Falkenstein, der die Facultät ausdrücklich darauf aufmerksam machte, daß ihm die Gewinnung des Professor Curtius in Kiel von außerordentlicher Bedeutung für die Universität zu sein scheine, und daß er hoffe, ihr dieselbe in Aussicht stellen zu können. Vielleicht waren Erinnerungen an Curtius' Wirken am Blochmann'schen Institute in Dresden die Veranlassung. Im Herbste 1861 wurden die Verhandlungen geführt, und nachdem Curtius seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, am 20. December sein Anstellungsdecret ausgefertigt. Zum Anfang April 1862 traf er mit seiner Gattin bei uns ein.

Unter den damaligen Mitgliedern der Universität war wohl ich der Einzige, der persönlich mit ihm bekannt war. Wir hatten uns bereits 1847 und 48 in Berlin kennen gelernt, Georg Curtius als wohlbestallter Privatdocent, ich, der ich damals auch zu seinen Füßen gesessen habe, als junger, noch etwas in die Irre schweifender Doctor. Mit uns bekannt waren Otto Abel, der Historiker, Johannes Merkel, der Jurist und Andere, mit denen wir uns um Karl Lachmann als den von uns Allen verehrten Mittelpunct schaarten. Als daher Curtius zu uns nach Leipzig kam, fiel mir von selbst die angenehme Aufgabe zu, ihm die erste Stätte zu bereiten und ihn zu empfangen. Als wäre es gestern geschehen, so schwebt mir jene Zeit noch heute vor der Seele. Es waren schöne, sonnenhelle Tage. Früher als sonst hatte der Frühling sein Festgewand angelegt, eine wahre Zauberpracht von Blüthenschmuck überdeckte das Grün unserer Bäume und Gärten, und wie Maiendust zog es durch die Natur und durch die Gemüther der Menschen. Curtius erfreute dies um so mehr, als er, von Kiel herüberkommend, dort die

---

1) Abgedruckt nach der im Nachlaß aufgefundenen eigenhändigen Niederschrift.
A. d. H.

Natur noch weit im Winterschlafe zurück verlassen hatte. Gerne nahm er es an, daß wir diesen, die schönsten Früchte verheißenden Blüthensegen, mit dem ihn die Natur bei uns begrüßte, als eine schöne Vorbedeutung annehmen durften für seine hiesige Wirksamkeit.

Und wie hat sich diese Vorbedeutung bewährt! Als die Verhandlungen wegen der Annahme der hiesigen Stelle noch schwebten, fragte Curtius bei mir an, auf wie viel Zuhörer er wohl etwa zu rechnen hätte. Es klingt heute wunderlich, fast lächerlich, und doch entsprach es nur gewissenhafter Erwägung der damals vorliegenden Verhältnisse, wenn ich ihm antwortete, 20 bis 25 Zuhörer glaube ich wohl ihm garantieren zu können; ob er mehr finden werde, das stehe freilich sehr dahin. Wie ganz anders sollte das werden! Kaum waren wenige Semester verflossen, so erreichte seine Zuhörerschaft die Ziffer 100 und überschritt dieselbe, und als wenige Jahre darauf ein zweiter großer Philologe bei uns eintrat, Friedrich Ritschl, beide Männer in ihren wissenschaftlichen Richtungen wohl auseinander gehend, aber beide übereinstimmend in ihrer idealen Auffassung von der Bedeutung der humanistischen Studien, da stieg sein Auditorium bald über 200 und erreichte dauernd fast die Höhe von 300. Es lag eine Hoheit in Curtius' academischem Auftreten, die den Studenten in seine Kreise bannte, ihn anzog und fesselte, und bald um so mehr anzog, als der Student merkte, daß der so vornehm, so gemessen und reserviert auftretende Professor auch ein warmes Herz besitze, das auch für die kleinen Interessen Theilnahme empfand und gerne für sie eintrat, und daß er mit den ernsten und strengen Pflichten seines Amtes auch eine wohlüberlegte Humanität zu verbinden wisse. Solche Auditorien hatte Leipzig noch nicht gekannt, und die Geschichte der Universität wird Georg Curtius den Ruhm nicht vorenthalten dürfen, daß er zuerst es gewesen ist, der die philologischen Studien in Leipzig wieder auf die Höhe gebracht hat, daß er zuerst Leipzig wieder zu einer auch von auswärts gesuchten Philologenuniversität gemacht hat.

Mit seinen Collegen stand Georg Curtius von Anfang an im besten Einvernehmen. Ein Grundzug seiner Natur war ein ernster treuer Pflichteifer. Nichts achtete er geringe, Nichts nahm er leicht, was er seines Amtes zu sein glaubte. So betheiligte er sich auch lebhaft an den Arbeiten all' der Körperschaften, in die ein so großes Gemeinwesen sich zerlegt. Er war thätig in der Facultät, im Senat, im Plenum der ordentlichen Professoren, im Docentenvereine, in der Prüfungscommission, in der Gesellschaft der Wissenschaften, in der Jablonowskischen Gesellschaft; nicht leicht versäumte er eine Sitzung und gerne unterzog er sich allen Aufträgen, die das Vertrauen seiner Collegen ihm zuwies, ohne auf seine oft wankende Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Auch das Decanat und Procancellariat hat er geführt. Nur das Rectorat anzunehmen haben wir ihn nicht bewegen

können. Die mancherlei kleinen repräsentativen Nichtigkeiten, die mit diesem Amte verknüpft sind, widerstrebten ihm; auch glaubte er, daß hier seine Gesundheit ihm wirklich ein ernstes Veto entgegen rufe.

Ueberlege ich, welche Eigenschaften es waren, die ihm so bald eine maßgebende Stellung in unserem Kreise verschafften, so glaube ich sie in drei Eigenheiten seines Wesens zu erkennen. Es war die große Klarheit und Bestimmtheit seines Denkens, die überlegene Ruhe seiner Darstellung und eine conciliante feine Urbanität seines Auftretens. Wie lebhaft auch die Debatte entflammt sein mochte, wie heftig die Geister aufeinanderplatzen mochten, er bewahrte sich jene Eigenschaften und sicherte sich dadurch einen durchgreifenden Einfluß. Ja, lange Zeit ist er der eigentliche Vertrauensmann unserer Universität in Facultät wie Senat gewesen. Die neue Promotions- und Habilitationsordnung ist im Wesentlichen sein Werk, und wenn wir auch manche Bestimmungen derselben später anders zu formulieren uns veranlaßt gesehen haben, so bleibt der Grundstein doch auch noch heute seine Arbeit. Und als es vor Jahren einmal in der Prüfungscommission galt, eine kritische Lage zu überwinden, in der es sich um die Geltung unserer Zeugnisse über die Grenze Sachsens hinaus handelte, da betraute man Georg Curtius mit der Abfassung des hochbedeutsamen Berichtes, der denn auch, und wie wir glauben dürfen für alle Zeit, den gewünschten Erfolg gehabt hat. Ja, als im Jahre 1871 das neue Deutsche Reich gegründet wurde, als Deutschland wieder jubelnd einen Kaiser begrüßen konnte, und als auch die Universitäten, die alten Träger des nationalen Gedankens, sich anschickten, dem Neuerwählten ihre Verehrung zu bezeugen, da wußte das Plenum der Professoren keinen Würdigern zu bezeichnen, dem die Abfassung der Adresse zu übertragen sei, als Georg Curtius. Jenes für die Geschichte unserer Universität so bedeutungsvolle Document ist aus seiner Feder geflossen.

Und wie ein Vertrauensmann bei der Arbeit, so war er auch im Umgange seiner Collegen ein gern gesehener Freund. Eine treue Zuverlässigkeit, ein durch und durch loyales Wesen zeichneten ihn aus. Zum Theil waren diese Eigenschaften ein Ausfluß seiner vornehmen Natur. Nie hätte sich Curtius dazu entschließen können, eine Handlung zu begehen, die ihm als klein, als unwürdig echten Seelenadels erschienen wäre. Nicht immer ist ihm gegenüber mit gleichen Waffen gekämpft worden. Aber auch dann hat er sich nie zu einer Handlung hinreißen lassen, die nicht völlig seinem angeborenen Stolze homogen gewesen wäre.

Dabei war ihm ein heiterer Sinn eigen. So ernst er alle ihm zufallenden Pflichten nahm, so wenig war er geneigt, stets nur ein ernstes Gesicht zu zeigen. Er liebte den Scherz, selbst gewichtige Urtheile kleidete er gern in ein humoristisches Gewand, und über eine heitere Wendung des Gesprächs konnte er in ein herzliches Lachen ausbrechen. So war er ein angenehmer

Gesellschafter und stets prägte sich ein freundliches Bild von ihm den Mitredenden ein. Und eine solche Erinnerung bleibt auch mir als letzte meines Zusammenseins mit ihm. Wir lasen in demselben Auditorium, Curtius nach mir. Oft trafen wir uns im Sprechzimmer, die kurze Zeit in munterem Gespräche hinbringend; dann verließen wir dasselbe gemeinsam, Curtius um in die Vorlesung, ich um mich nach Hause zu begeben. So war es auch am letzten Tage des vorigen Semesters. In heiterster Stimmung, noch lachend über einen Scherz, der gefallen war, traten wir auf den Vorsaal, und als ich die Treppe hinabbog, und wir uns zum Abschiede noch einmal die Hand drückten, rief er mir zu: „Nun, vergnügte Ferien, und fröhliches Wiedersehn im nächsten Semester!" das war das letzte Mal, das ich ihm ins Gesicht geschaut habe, und dieser heitere Anblick wird nicht aus meinem Gedächtnisse weichen.

Aus dem „fröhlichen Wiedersehn" ist nun freilich Nichts geworden. Wenige Tage waren vergangen und der Tod hatte uns den Freund geraubt, und statt heiterer Fortsetzung unserer Gespräche im Sprechzimmer stehe ich hier an dieser ernsten Stätte, um ihm einen letzten Nachruf zu widmen. Aber wir wollen nicht murren. Das Maß unserer Tage steht nicht in unserer Gewalt, darüber gebietet ein höherer Wille, und dankbar wollen wir sein, wenn uns in der uns zugemessenen Zeit etwas Tüchtiges zu beschaffen gelungen ist. Und das ist der Fall bei dem jetzt von uns Geschiedenen. Werden wir auch die Züge nicht weiter erblicken, den Ton seiner Stimme nicht ferner hören und seinen Händedruck nicht wieder fühlen, die Worte seines Geistes, das Bild seines Wirkens und Schaffens, das freundliche Bild seiner Persönlichkeit lebt in uns fort als ein Schatz, der uns nicht entwendet werden kann. So ist es denn nur ein halber Scheidegruß, wenn ich dem Heimgegangenen jetzt das letzte Wort des Abschieds zurufe: Lebe wohl, theurer und treuer Freund, Du wirst uns unvergessen bleiben.

Rede am Sarge von Georg Voigt

am 21. August 1891.

Ungedruckt.[1])

Hochverehrte Leidtragende.

Indem ich tiefbewegt an diese Stelle trete, um einem hochverdienten Mitgliede unserer Hochschule und einem langjährigen Freunde den letzten Scheidegruß nachzurufen, wendet sich mein Blick unwillkürlich zurück auf die

1) Nach der im Nachlaß vorgefundenen eigenhändigen Niederschrift wiedergegeben. A. d. H.

schönen Tage, als uns die Freude ward, den nun Heimgegangenen für uns zu gewinnen.

Es war in der ersten Hälfte der 60er Jahre, als unter der warmherzigen Fürsorge des Ministers v. Falkenstein unserer Universität ein neuer Frühling erblühte. Ihm war es gelungen, Männer wie Georg Curtius, Adolf Ebert und Friedrich Ritschl zu gewinnen, und bereits zeigten sich die ersten Symptome des gesteigerten Einflusses unserer Hochschule auf die Jugend des gesammten Deutschlands. Als da ein ehrwürdiger Veteran unserer Facultät, Wilhelm Wachsmuth, den Wunsch aussprach, seines hohen Alters wegen von den Pflichten des academischen Lehrers befreit zu werden, da erwachte unter uns, zumal unter uns Jüngeren, der lebhafte Wunsch, nun auch einen Historiker ersten Ranges zu berufen, um unserer Hochschule eine neue Zierde, eine neue Anziehungskraft zuzuführen. Wir haben nicht lange gesucht, nicht lange gewählt. Dem alten Senior Wachsmuth gebührt das Verdienst, zuerst in officieller Form den Namen Georg Voigt's genannt zu haben. Freudig schlossen sich ihm wir Uebrigen an, die wir glauben durften, in dieser Frage zu einem Urtheil befähigt zu sein, Roscher, Curtius, Weiße, Ebert, ich und Andere.

In Königsberg 1827 geboren und dort ausgebildet, war Georg Voigt durch seinen Vater, den berühmten preußischen Historiker, gewissermaßen prädestiniert zu diesem Fache, hatte von ihm die vornehme Auffassung der Menschen und Verhältnisse überkommen, die ihn Zeitlebens ausgezeichnet hat. 1852 hatte er einen Ruf nach München zur grundlegenden Leitung der Ausgabe der Reichstagsacten angenommen, 1860 war er einem solchen als ordentlicher Professor der Geschichte nach Rostock gefolgt. Kaum hatte er das 38. Lebensjahr überschritten, und doch lag bereits seine wissenschaftliche und schriftstellerische Eigenthümlichkeit klar vor Aller Auge ausgebreitet. Es waren, wenn wir von einer Reihe kleinerer Schriften und Abhandlungen absehen, zwei bedeutende Werke, in denen er den Beweis geführt hatte, wie tief er seine Probleme zu fassen und wie gründlich er ihre Entwicklung zu geben gewillt war. Ihn hatte jene gewaltige Zeit gepackt, in der die Mächte des Mittelalters mit dem neubelebten Geiste der alten Culturwelt zu ringen hatten, die Zeit, in der sie von diesem, nachdem er lange wie unterirdisch sie unterminiert hatte, mit der blanken Waffe des Geistes angegriffen und geschlagen wurden, die Geburtsstunde des modernen Geisteslebens. Es waren die kirchlichen Kämpfe des 15. Jahrhunderts, die Vorboten der Reformation, die er in seinem dreibändigen Werke über Aeneas Sylvius, Papst Pius II., geschildert hatte, und das Werk über die Wiederbelebung des classischen Alterthums, das anfangs in einem Band, später in zwei Bänden erschien. In ihnen erkannten wir die Tiefe und Gründlichkeit der Auffassung und den außerordentlichen Spürsinn, dem Ursprung und Verlaufe der geschichtlichen Ereignisse nachzugehen, vor Allem seine große Gabe, auch dem psychologischen Factor, dem im Leben der Völker eine so große Rolle

zufällt, da ja eben Alles unter Menschen sich abspielt, sein volles Recht werden zu lassen. Seine Entwicklung der Ereignisse, seine Darlegung der Motive, seine Schilderung der Charaktere und ihrer Spiele gegen einander waren wahre Cabinetsstücke historischer Kunst. Dabei fesselte den Leser ein klarer, krystallheller Stil, der fein ausgeputzt und sauber war, ohne doch geleckt zu erscheinen, und vornehm und gehalten, ohne doch die jugendliche Frische zu verlieren. Wir glaubten in Georg Voigt den Mann gefunden zu haben, wie wir ihn in jenem bedeutungsvollen Momente unserer Universitätsgeschichte meinten wünschen zu müssen.

Aber so leicht war die Erfüllung unseres Wunsches nicht.

Sie wissen, daß damals ganz Deutschland sich in zwei politische Parteien spaltete, die man als die großdeutsche und kleindeutsche einander gegenüber zu stellen pflegte. Sie wissen, daß die Politik unseres Landes damals zu der ersteren gravitierte. Auch in unserer Facultät kam diese zum Vorschein, eine lebhafte Agitation setzte sich unserem Wunsche entgegen. Aber in der Sitzung vom 26. Juli 1865 ward mit einer erdrückenden Majorität beschlossen, dem Ministerium Georg Voigt primo loco, und nach der Fassung des Berichtes so gut wie unico loco, zu präsentieren. Jene Widersacher richteten nun ihre Bemühungen nach außen. In einem Separatvotum ward protestiert, in Briefen an den Minister, dann in leidenschaftlichen Hetzartikeln in der großdeutschen Presse, in sächsischen, österreichischen, bairischen Blättern ward es als eine Handlung des Landesverraths denunciert, wenn ein sächsischer Minister einem Gelehrten von kleindeutscher Richtung, die man bei Voigt glaubte voraussetzen zu sollen und mit Recht voraussetzte, den Lehrstuhl der Geschichte an der sächsischen Landesuniversität anvertrauen wolle. Es ist nicht das geringste der Lorbeerreiser in dem unverwelklichen Ruhmeskranze des Herrn von Falkenstein, daß er auf all' diese Intriguen mit Verachtung hinabschaute, daß er sich nur an die Bedeutung des Mannes und an das Bedürfniß der Universität hielt. Die Verhandlungen wurden begonnen, sie führten bald zu einem erfreulichen Resultate, und am 5. Januar des denkwürdigen Jahres 1866 unterzeichneten die in Evangelicis beauftragten Minister das Decret, welches Georg Voigt zu den Unserigen machte. Zu Ostern siedelte er zu uns über.

Hat der so Berufene die auf ihn gesetzten Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen erfüllt? Ja, wahrlich, und er hat sie übertroffen.

Sie wissen, wie wichtig für den academischen Lehrer, vor Allem für den Geschichtslehrer, die Gabe des freien, anregenden Vortrages ist. Sie wissen, wie manche vortreffliche Männer, stumm an ihrem Schreibtische sitzend, aus ihrer Feder das Bedeutendste und Herrlichste in die Welt hinaus zu senden vermögen, die, wenn sie nun der Jugend gegenüber Auge in Auge, mit dem gesprochenen Wort zu wirken berufen werden, versagen. Ueber diesen Punct hatten wir ja bei Voigt nur eine Hoffnung, keine Sicherheit, denn eine so

kleine Universität wie Rostock vermag eine solche nicht zu gewähren. Aber wenige Wochen genügten, um uns zu beweisen, daß wir auch in dieser Beziehung einen guten Griff gethan, den rechten Mann gefunden hatten. Dieselbe ernste und tiefe Erfassung der geschichtlichen Probleme, dieselbe saubere Herausarbeitung des Thatsächlichen, derselbe klare und durchsichtige, vornehme und doch lebendige Stil, den wir in seinen Schriften kennen gelernt hatten, das Alles zeichnete auch seine Vorlesungen aus, und so sammelte sich bald eine große und dankbare Zuhörerschaft um ihn, die ihm treu geblieben ist, wie auch die Studentengenerationen wechselten, bis ihm das Schicksal ein grausames Veto entgegenrief durch das schwere Siechthum, das es ihm auferlegte.

So waren denn unsere kühnsten Hoffnungen erfüllt, aber sie wurden noch übertroffen.

Bei academischen Berufungen sind es die wissenschaftliche Bedeutung und die Lehrbefähigung des Mannes, auf die allein man zu achten ein Recht hat. Wie der Mensch sei, ob liebenswürdig und angenehm oder nicht, das hat in den Hintergrund zu treten. Wenn dann aber auch hier Willkommenes sich bietet, so ist das freilich freudig zu begrüßen und eine schöne Zugabe. Wir hatten auch bei Georg Voigt nur auf Ersteres unsere Blicke gerichtet, aber er brachte uns auch diese willkommene Zugift.

Als Voigt's Berufung gesichert war und er sich rüstete, Rostock zu verlassen, schrieb ein gemeinsamer Freund an mich, klagend über den Verlust des Scheidenden, uns beglückwünschend zu dem Ankömmling: „Es giebt Menschen", schrieb Thierfelder, „die so recht eigentlich veranlagt sind zur Freundschaft. Ein solcher Mann ist Voigt. Ihr werdet Eure helle Freude haben". Ja, das war richtig gesagt, ein solcher Mann war Voigt, so ganz veranlagt zur Freundschaft! und unsere helle Freude haben wir gehabt. Jene warme Theilnahme, die er Allem widmete, was in seine Nähe kam, die Bereitwilligkeit zu helfen, wo Hülfe noth that, die Freude an dem Gelingen der Wünsche seiner Freunde, jene liebenswürdigen Formen des Entgegenkommens, die so wohl thaten, weil man bei ihnen stets fühlte, daß sie vom Herzen dictiert waren, jener heitere Humor, der jedem Urtheil noch eine besondere Färbung zu geben wußte, der es möglichst ablehnte, irgend etwas tragisch oder gar larmoyant zu nehmen, und der stets das mit freier Sicherheit über den Dingen und Vorkommnissen schwebende Urtheil bekundete, sein bezaubernder Blick des Auges, jene fast kindliche Freude, die er bei dem kleinsten Anlasse zu empfinden vermochte und die er doch so hinreißend freudig auszusprechen und auf Andere zu übertragen wußte — alle diese Eigenschaften erwarben ihm im Sturm unsere Herzen.

Unvergeßlich werden mir die ersten Jahre seines Hierseins bleiben, in denen ein fast täglicher Verkehr ihn, Ebert und mich zusammenführte, in dem

wir uns wohl scherzhaft eine collegialische Einheit nannten und auch wohl genannt wurden und als solche auch wohl im Universitätsleben nicht unwirksam geblieben sind. Im Laufe der Jahre, als nun unsere Familien heranwuchsen und das Päckchen der Sorgen und Abhaltungen, das sie uns auferlegten, sich vergrößerte, und auch der große Packen, den eine große Universität ihren Mitgliedern zumuthet, nicht geringer ward, als dann die steigernde Schwerhörigkeit des Freundes den Austausch mehr und mehr erschwerte, da ist das ja anders geworden, und die Krankheit hat schließlich den Verkehr ganz unterbrochen. Aber im Herzen, bin ich versichert und und von mir kann ich es bezeugen, sind wir gewiß einander gleich nahe geblieben und das alte Vertrauen auf die treue Zuverlässigkeit unserer Freundschaft ist gewiß nicht gemindert worden. Auch in den weiteren Kreisen der Collegen, obwohl natürlich auch hier die Schwerhörigkeit hemmend sich geltend machte, war Voigt ganz besonders gern gesehen. Ich glaube überhaupt nicht, daß er einen wirklichen Feind gehabt hat. Nicht als habe es ihm an Bestimmtheit und Energie der eigenen Ansichten gefehlt, nein, der Heimgegangene besaß sehr entschiedene Ansichten und Grundsätze und er hat sie nie verschleiert. Aber auch wer durch diese seine Wünsche durchkreuzt sah, mußte doch zugleich erkennen und anerkennen, daß nicht Uebelwollen, nicht Mangel an persönlicher Theilnahme, nicht Kälte des Herzens der Grund war, sondern allein die Sachlage selber. Voigt's Auftreten in der Debatte war stets bestimmt, aber nie verletzend, nie herausfordernd, und die vornehme Form seiner Reden und sein köstlicher Humor versöhnten, noch während er sprach, den Gegner.

So waren denn unsere Hoffnungen und Erwartungen übertroffen. Zu dem verdienten Gelehrten, zu dem trefflichen Lehrer hatten wir auch noch einen lieben, ja sehr lieben Freund und Collegen erworben.

Voigt's wissenschaftliche Forschungen ruhten selbstverständlich nicht seit seiner Uebersiedelung zu uns, wenn auch die Häufung, fast Ueberhäufung der Berufsgeschäfte ihnen vielfach hemmend in den Weg trat. Abgesehen von der neuen Auflage, ja völligen Umarbeitung seines Werkes über die „Wiederbelebung des classischen Alterthums." Eine Reihe von grundlegenden Abhandlungen wird ihm verdankt, zur Geschichte des Minoritenordens, dann Quellenuntersuchungen zur sächsischen Geschichte im 16. Jahrhundert, namentlich zur Geschichte des schmalkaldischen Krieges und was damit zusammenhängt, zur Sagengeschichte — ich erinnere an die köstliche Untersuchung zur Kyffhäusersage, zur Lucretialegende —, zur Quellenüberlieferung — ich erinnere an die Abhandlung über die Ueberlieferung der ciceronischen Briefe — zur Geschichte des geistigen Lebens in Italien und Deutschland: aber sein Hauptaugenmerk hatte er seit nahezu zwei Decennien einer neuen großen Aufgabe zugewandt, deren Ausführung ihn uns noch besonders nahe geführt hätte, und an deren Vorarbeiten ich oft regsten Antheil genommen habe, einer Geschichte unserer Universität.

Wer hätte sie vornehmer, wer hätte sie einnehmender schreiben können als Georg Voigt? wer hätte das Charakteristische ihrer Geschichte feinfühliger zu erforschen und darzustellen vermocht als er? Denn dies Charakteristische unserer Universität, durch das sie sich hervorhebt aus ihren Schwesteranstalten, ist, daß sie Jahrhunderte hindurch die Pflege des classischen Alterthums als ihre eigenste Domäne betrachtet hat. Wer hätte diese Seite ihres Geisterlebens tiefer zu erfassen, wer die Ausstrahlungen und Erscheinungsformen derselben sicherer auszuspähen vermocht als der Mann, der die Geschichte der Wiederbelebung des classischen Alterthums zu einer seiner großen Lebensaufgaben gemacht hatte? Leider ist die Ausführung dieser Aufgabe über die Vorarbeiten nicht hinaus gelangt, und wir haben nur mit tiefem Schmerze zu constatieren, welch' ein Schatz für uns hier ungehoben geblieben ist.

Wenn wir so Voigt eine Reihe verschiedener Einzelaufgaben behandeln sahen, so vergaß er darüber doch nie den Blick auf das Ganze. Ja dies Ganze, die Weltgeschichte, war und blieb ihm stets das Wesentliche. Er gehörte nicht zu den Männern, die den stolzen Namen eines Historikers zu verdienen meinen, wenn sie sich in irgend einem Eckchen der Weltgeschichte einspinnen und dort mit der Lupe nach Minutien fahnden. O, er wußte auch solche Arbeiten zu schätzen, und er hat uns in seinem Aeneas Sylvius, in seinen Abhandlungen aus der Leipziger Zeit nicht wenige solcher Beiträge zur Feststellung des Einzelnen selber geliefert. Aber er verlangte, daß das eigentliche Interesse des Historikers trotzdem stets der Weltgeschichte zugewandt bleiben solle. Ihm galt diese von der ältesten Zeit bis herab auf die Neuzeit als ein zusammenhängender geistig-politischer Proceß, als ein einheitlicher Organismus, den der Forscher zu verstehen lernen müsse, und in dessen Durchgründung er sein eigentliches Ziel erblicken solle. Voigt hat sich daher auch, solange er noch seine Stimme in der Facultät geltend zu machen vermochte, stets gegen die Errichtung von Specialprofessuren ausgesprochen und sie verhindert. Er wollte nicht Professuren der alten Geschichte, des Mittelalters und der Neuzeit, er kannte nur Professuren der Geschichte, wenn auch natürlich der Einzelne sein Arbeitsfeld auf verschiedenen Gebieten derselben haben mochte. So hat er denn auch selbst auf dem Katheder die ganze Geschichte umfaßt, von der griechisch-römischen an bis zum Zeitalter der französischen Revolution und der durch diese hervorgerufenen Umwälzungen.

Bedeutungsvoll und unvergeßlich bleibt mir ein Wort, das einmal unser College von Noorden, den wir ja auch so früh haben hingeben müssen, zu mir äußerte: „Mit Leopold Ranke und Georg Voigt", sagte er, „wird einst das alte Herrengeschlecht unserer Historiker zu Grabe gehen. Sie haben es noch verstanden, das Ganze der Geschichte mit ihrem Interesse zu umspannen und mit ihrem Geiste zu erfüllen. Wir Jüngeren treiben nur Stückwerke."

So war der Mann, dessen Tagewerk wir jetzt geschlossen sehen und dessen Bild ich in schwachen Zügen noch einmal vor uns aufleben zu lassen versucht habe. Stolz gedenkt seiner die Universität, an der er ein Vierteljahrhundert thätig gewesen ist, freudig und dankbar gedenken seiner Mitwirkung die Collegen, und des zum Ausdruck und zur Bewährung lege ich hier im Namen und Auftrage der philosophischen Facultät unserer Universität diesen wohlverdienten Lorbeerkranz an seinem Sarge nieder. Ich selber aber, indem ich nun von dieser Stätte zurücktrete, strecke noch einmal die Hand aus nach dem Heimgegangenen, die er nun nicht mehr zu ergreifen vermag, und rufe ihm den letzten Gruß zu: Lebe wohl, wir wollen Deiner nicht vergessen!

Culturgeschichtliches aus Norddeutschland

vor hundert Jahren.

Bützow und die Academia Fridericiana.[1])

Das Folgende ist unter neugewähltem Titel dem zweiten Capitel („Erste Jahre in Bützow") entnommen. Im ersten („Name und Geschlecht") war lediglich über die Herkunft der Familie Zarncke gehandelt bis zu dem Zeitpunkt, da der Großvater des Verfassers, ein Schmiedegeselle, Namens Jacob Friedrich Zarncke, (* 7. Februar 1760) aus seinem Heimatsgute Woserin in Mecklenburg nach dem kleinen Städtchen Bützow wandert, um dort sein Glück zu machen. So bot sich im nächsten Capitel Gelegenheit zu dem nachstehenden historischen Rückblick.

Fast genau in der Mitte Mecklenburg's, an jener Stelle, wo die Warnow durch den Zufluß der Nebel schiffbar wird, und nun eine Handelsstraße nach Rostock und an die Ostsee gewährt, tritt aus einem weit sich hinerstreckenden Sumpf- und Wiesengelände eine Scholle festen Bodens hervor, von Osten und Nordosten sanft nach Westen ansteigend, von einem großen und kleinen See und von zahlreichen Armen der Warnow umfaßt, ein Platz, für die Belagerungsmittel des Mittelalters völlig unzugänglich, und daher zu einer Befestigung wie geschaffen. Offenbar hatten auch bereits die Slawen eine solche hier gehabt, und als bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts in Schwerin ein festbegründetes Bisthum entstand, erwählte der Bischof von dem ihm durch Heinrich den Löwen zugewiesenen Lande unser Bützow zur Hauptstätte seiner Herrschaft, und legte auf der westlichen Erhebung eine Burg an, die, an drei Seiten von Morast und Wasser umfaßt, nun mit

---

1) Die Familienschrift, aus der hier einige Abschnitte wiedergegeben werden, trägt den Titel: Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters. Den Geschwistern erzählt von Bruder Friedrich. Als Manuscript gedruckt. Leipzig, Druck von Breitkopf und Härtel 1891 (224 S. 8), und ist nur in 52 Exemplaren abgezogen worden. An einen Wiederabdruck des Ganzen, das zu einem großen Theile nur rein persönliches und Familieninteresse hat, konnte nicht gedacht werden, ich habe aber die einzelnen herausgehobenen Theile jedesmal durch einige Worte über den Inhalt des Dazwischenliegenden in kleinerem Druck mit der Gesammtdarstellung in Verbindung gehalten, sodaß ihnen eine gewisse Einheitlichkeit verblieben ist. Uebrigens bemerke ich, daß folgende öffentliche Bibliotheken Exemplare der Schrift besitzen: die Königliche Bibliothek zu Berlin, die Schulbibliothek in Bützow, die K. öffentliche Bibliothek in Dresden, die Universitätsbibliothek in Göttingen, die Universitätsbibliothek und die Stadtbibliothek in Leipzig, die Universitätsbibliothek zu Rostock, die Großherzogliche Regierungsbibliothek, das Geheime und Haupt-Staatsarchiv und die Bibliothek des Gymnasium Fridericianum zu Schwerin. — A. d. H.

Wall und Graben auch von der übrigen Scholle sich absonderte, ein Rundbau von Häusern, Thürmen und Mauern, sehr ähnlich dem Burgbau in Stargard, auch hier wohl mit Benutzung slavischer Vorbauten. Auf der östlichen Seite hatten gewiß bereits früher Ansiedlungen stattgefunden: Müller, Fischer, Ackerbauer, Schiffer werden dort gewohnt haben. Jetzt unter dem Schutze der Burg und entsprechend den mannigfachen Bedürfnissen derselben und ihrer Bewohner, entwickelte sich bald ein größerer Ort, der schon frühe im 14. Jahrhundert als Stadt erscheint, bald auch mit Mauern und Wällen, mit Thürmen und Thurmthoren umgeben ward. Vielfach, ja meistens, hielt sich hier der Bischof auf, der sich hier freier und selbständiger fühlte als in Schwerin, wo er neben dem Grafen und später dem Herzoge eine unbequeme Stellung hatte. So galt Bützow als seine eigentliche Residenz, und so ward es die „Stiftshauptstadt" und damit die Hauptstadt eines Reichsfürstenthums. Dadurch erklärt sich die Erbauung der stattlichen „Collegiatkirche", die bald nach dem Tode der heiligen Elisabeth († 1231) dieser gewidmet ward. Noch heute überragt ihr Bau mit dem mächtigen Thurme die Bedeutung der Stadt, noch heute geben die doch so ärmlichen Reste des Schlosses und diese stattliche Kirche, wie sie die niedrige Häuserreihe, sie beherrschend, um sich zu sammeln scheint, der Stadt ein eigenartiges und bemerkenswerthes Gepräge. Eine reiche Landschaft, zumal nach Westen und Norden, umgiebt die Stadt, und ist auf dieselbe als ihren Mittelpunkt angewiesen.

Als seit dem Jahre 1550 an die Stelle der Bischöfe fürstliche sogenannte Administratoren traten, kamen die neuen Verhältnisse der Stadt ganz besonders zu gute. Denn wenn nicht die Administratoren zugleich regierende Herzöge von Mecklenburg oder minorenn waren, so residirten sie dauernd in Bützow. Hier wurde der Hofstaat und ein eigenes Stiftsregiment unter dem Stiftshauptmann und zuweilen einem eigenen Kanzler etablirt, hier die Stiftstage abgehalten, zu denen sich Ritterschaft und Landschaft (Städte) des Fürstenthums einfanden und Leben in die Stadt brachten. Die Glanzzeit Bützow's war wohl die Regierung des dänischen Prinzen Ulrich II., von 1603 bis 1624. Als er am 24. Mai in Bützow bestattet ward, hatten sich unter Anderen sechs Fürsten und Fürstinnen mit einem Gefolge von über 300 Mann mit Roß und Reisigen eingefunden. An jene Glanzzeit bewahrt uns die Kanzel in der Kirche noch heute eine sprechende Erinnerung. Dann kamen freilich die schlimmen Jahre des 30jährigen Krieges, die Einnahme durch die Wallensteiner 1627, dann durch die Schweden. Damals hat natürlich auch Bützow schwer gelitten, aber doch nicht in besonderem Maße. Die Vorzüge, die die kleinen Residenzen in Deutschland aufzuweisen pflegen, lassen sich in ihm bis auf den heutigen Tag erkennen.

Mit dem Jahre 1648, als das Bisthum Schwerin dem Herzogthum Mecklenburg einverleibt ward, hörte für Bützow jene Bevorzugung als Residenz

auf, und die Stadt konnte jetzt wesentlich nur noch auf die Vorzüge ihrer Lage sich steifen. Aber auch die Herzöge vergaßen den Ort nicht, in welchem sie ein Schloß zur Verfügung hatten, und so blieb Bützow der Mittelpunkt einer ausgedehnten Verwaltung. Als am Ende des 17. Jahrhunderts nach Aufhebung des Edicts von Nantes die Schwärme der französischen Refugiés sich über Deutschland ergossen, nahm auch der Herzog Friedrich Wilhelm, der durch seine Mutter wie später durch seine Gemahlin den Reformirten nahe stand, im Jahre 1698 eine Anzahl von 100 Seelen in sein Land auf und wies ihnen Bützow als Aufenthaltsort und in seinem Schlosse einen Betsaal an. Im Jahre 1703 folgte eine zweite Colonie, 50 Familien stark, für die der Herzog 25 Häuser erbauen ließ[1]). Wie alle Städte Deutschlands, in denen jene tüchtige, gewerbfleißige und gescheidte Bevölkerung Zuflucht fand, wird auch Bützow von ihnen Vortheil gezogen haben, und wenn wir eine Kartenfabrik und eine Papiermühle und andere auch ungewöhnliche Gewerbebetriebe finden, so waren diese, wenigstens später, meist in den Händen jener eingewanderten Familien. Zweifelsohne bedeutet jene Einwanderung eine Hebung der Stadt und der Intelligenz ihrer Bevölkerung. Wir dürfen annehmen, daß Bützow sich eine hervorragende Stellung unter den Landstädten Mecklenburgs bewahrte.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts, 1716, ward der größte Theil der Stadt eingeäschert; eigentlich blieb nur die Kirche stehen. Das war natürlich für die Betroffenen eine große Calamität, und Decennien hindurch erholten sich die Einwohner nicht ganz von dem Schaden. Aber von ähnlichen Schicksalen sind wenige Städte verschont geblieben, und für die folgenden Geschlechter entsprang auch in Bützow daraus der Vortheil, den das gleiche Unglück stets für die betroffenen Städte gehabt hat: die Stadt ward nun nach einem einheitlichen Plane wieder aufgebaut, die Straßen wurden gerade gelegt und namentlich jene Winkelei im Nordosten, die der Plan von 1688[2]) noch aufweist, machte dem ansprechenden Straßennetze Platz, das jetzt auf den Pferdemarkt zuführt[3]).

---

1) Vgl. Beschreibung derer favorablen Conditionen, so ... denen zu einer zweiten Colonie in Bützow sich angebenden französischen reformierten Flüchtlingen gnädigst accordiret, am 24. Sept. 1703, in „Bützow'sche Ruhestunden" 2, 11 fg.

2) Jahrb. d. V. f. m. G. u. A. 47, 146.

3) Der Grundriß für den Wiederaufbau mußte dem Herzog Carl Leopold vorgelegt werden, und er übertrug die Ausführung desselben dem Hauptmann Böttcher zu Rühn. Holz und Steine wurden denen, die sofort wieder aufbauen wollten, vom Herzog geschenkt.

Der „achtzigjährige Bützower", der 1839 in Schwerin ein Gedicht „Denkwürdigkeiten der Stadt Bützow" drucken ließ, und der noch von dem Brande und dem Wiederaufbau in der Jugend gehört haben konnte, sagt denn auch:

So erreichte Bützow die Mitte des 18. Jahrhunderts, noch mancher besonderen Auszeichnung sich erfreuend. So schlug z. B. hier, im Schlosse, die reformierte Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm, die Herzogin Sophie Charlotte, von 1713 bis zu ihrem Tode 1749 ihren Wittwensitz auf. Und bald darauf, im Jahre 1760, mitten in dem Drangsal des 7jährigen Krieges, der 1759 Mecklenburg so hart betroffen hatte, trat ein Ereigniß ein, das, Allen vollkommen unerwartet, die Bedeutung der Stadt plötzlich hoch empor zu schnellen schien: Bützow ward der Sitz einer Universität. Geistlicher Hader zwischen der pietistischen und der orthodox-lutherischen Partei hatte den Herzog Friedrich den Frommen, der der ersteren Richtung zugethan war, mit dem Rathe der Stadt Rostock als Compatron der dortigen Universität und mit der theologischen Facultät daselbst überworfen. Nachdem ihm der Versuch, vom Kaiser die Aufhebung der Universität Rostock zu erlangen, gescheitert war, beschloß er ein Trutz-Rostock zu errichten und verschaffte sich dazu ein kaiserliches Diplom vom 3. October 1758. Als Ort der Ausführung warf er seine Blicke auf Bützow, wo ihm in seinem Schlosse umfassende Räumlichkeiten zu Gebote standen, und wenn auch die Berichte über die Qualification Bützows zu einer Universitätsstadt verschieden ausfielen, so blieb er doch bei seiner Ansicht, und am 20. October 1760 ward die Academia Fridericiana eröffnet. Mit ihr beabsichtigte der Herzog nach Art der Franckeschen Stiftungen in Halle ein Pädagogium und ein Waisenhaus zu verbinden. Die Erwartungen der Bewohner waren aufs Höchste gespannt, innigst hatten sie durch Schreiben vom 21. Februar 1760 dem Herzog gedankt, eine rege Baulust bemächtigte sich ihrer — man rechnete auf einige Hundert Studenten —, zumal der Herzog Steine und Holz auf mehrjährigen Credit zu liefern versprach, was immerhin der Stadt zu dauerndem Vortheil Vortheil gereichte. Freilich, die geweckten Hoffnungen bewährten sich nicht. Es fehlte dem Herzog an den Geldmitteln, die geplanten Anstalten in irgend bedeutender Weise ins Leben zu rufen, die Zahl der halbjährigen Immatriculationen schwankte seit dem Herbste 1763 bis dahin 1769 zwischen 3, 4, 5 und hie und da einmal 12, hob sich auch dann nur wenig, und häufig noch kamen Semester vor, in denen nur 4 oder 5 Studenten sich meldeten; nur ganz ausnahmsweise stieg die Zahl auf 17, einmal auf 20[1]. Aber

Dem Wunder nicht ungleich, erstand ein neues Städtchen
Aus seiner Asche schön und grad als Schnur und Fädchen,
So daß die Freud' vergaß des Feuers Schad' und Noth.

1) Dennoch war den alten Bützowern die Erinnerung an's Herz gewachsen. So ließ der „achtzigjährige Bützower" zur Erinnerung an die vor 50 Jahren aufgelösete Friedrichs-Universität im Jahre 1839 sein schon erwähntes Gedicht „Denkwürdigkeiten der Stadt Bützow" drucken, in welchem er, noch aus eigener Anschauung, ein Bild von dem academischen Leben und Treiben in der Stadt zu entwerfen suchte:

immerhin gewann doch die Stadt mehr als ein Dutzend wohlsituierter Familien, und nicht hoch genug anzuschlagen war der Ruf, der sich nun an sie knüpfte, und die Blicke von allen Seiten auf sie richtete; sie war aus einer mecklenburgischen Landstadt plötzlich zu einer durch ganz Deutschland genannten Gelehrtenstadt geworden, und das konnte nicht ohne directen und indirecten Nutzen für sie bleiben. In der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre war der Name Bützows in Aller Munde wegen der hier erscheinenden sogenannten Bützower „Kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit", die der Consistorialrath A. F. Reinhard dort als Gegenstück zu der Berliner

---

Nach langer Jahre Still', da rief ein hold' Geschick
Des frühern Zustands Glanz in großer Füll' zurück,
Und Bützow blühte auf in Segen und in Ruhm.

Der Musen Schwesterchor, im edelsten Vereine,
Erwählte Bützow sich zum Sitz, trotz seiner Kleine,
Und Herzog Friederich genehmigte die Wahl.

Ein Licht, bis dahin fremd, ward überall verbreitet,
Durch Umsicht und Vernunft zum Segen eingeleitet
Und unser Bützow ward ein feines Warn-Athen.

Hier sah Studenten man beeilt zum Hörsaal gehen,
Dort Andre, heimgekehrt von einem Vortrag, stehen,
Denn alle strebten tieferm Wissen sichtbar nach.

Hier schritt im Feierkleid der Hochschul würd'ger Lehrer,
Mit ihm auch ein Student, sein Hörer und Verehrer,
Und beid' sah man vertieft im ernsten Zwiegespräch.

Dort kehrten festen Schritts Studenten, stark an Zahl,
Mit Büchern wohl versorgt, vom großen Büchersaal,
Um einsam in der Klaus' den Geist mit Geist zu laben.

Hier sah man Musensöhn' beweglich sich gerieren
Um lachend einen Scherz recht hoch zu celebrieren,
Auf diese Weise froh und sichtbar heiter sein.

Dort ritten And're hin zu einem Burschenschmause,
Man eilt hinaus nach Rühn zum netten Gärtnerhause,
Um, zur Erholung, sich im Jubel zu ergeh'n.

Im Vergleich zu dem Pädagogium meint er:

Von anderer Gestalt war jenes frohe Treiben
Der Musensöhne, die mit Witz den Ernst zerreiben,
Und deren reiner Sinn für's Wissen dennoch blieb.

Doch ach! Der Neid ward wach, die Seestadt Rostock meinte,
Es sei gedeihlicher, wenn man die Hochschul' einte
Mit ihrer morsch geword'nen Oberlehranstalt.

Und gegen Ende:

Mit Wehmuth denkt wohl noch, wie einst vor 50 Jahren,
Der Bürger Bützows hin, wo sonst Studenten waren,
Und Seufzer folgen langsam seinem trüben Blick.

Doch hört! Ihr Männer hört! Den Unfall müßt Ihr tragen
u. s. w.

„Deutschen Allgemeinen Bibliothek" herausgab, und in der alle Größen der Zeit, Lessing, Herder, Wieland, Klopstock, die Barden, die Göttinger, auch Goethe herabgekanzelt wurden. Die Anhänger, und ihre Zahl war nicht gering, bildeten sich ein paar Jahre lang ein, daß Bützow eine Art literarischer Mittelpunkt für Deutschland, ein Trutz-Berlin, geworden sei.

Der Herzog Friedrich († 1785), obgleich er das Verfehlte seines Unternehmens wohl bemerken mußte, blieb doch seinem Entschlusse getreu, nur das Pädagogium ließ er 1780 eingehen. Als er aber die Augen geschlossen hatte und sein Neffe Friedrich Franz I. zur Regierung kam, der bereits zu Lebzeiten des Oheims über die zwecklose Geldvergeudung gemurrt hatte, da waren die Tage der Universität zu Bützow gezählt. Nicht ohne Härte und Undankbarkeit gegen diejenigen, denen er die Mitschuld an der Errichtung der Universität beimaß, namentlich gegen Döderlein, der, früher an den Franckeschen Stiftungen in Halle angestellt, des Herzogs Friedrich rechte Hand bei seinem Unternehmen gewesen war, bestimmte er bereits im Erbvertrage mit Rostock am 13. Mai 1788 die Ueberführung der Universität nach Rostock für den Herbst desselben Jahres und am 27. April 1789 hob er sie definitiv auf.

Das war ja ein Verlust für die Stadt, aber im Augenblick des Eintretens nicht mehr so schlimm empfunden[1]). Der Stadt blieben noch viele Vortheile. Schon ihr Aeußeres verrieth Wohlsein und Behaglichkeit: breite und regelmäßige Straßen — von der Wallstraße natürlich abgesehen — mit fast durchweg neugebauten oder doch frisch durchgebauten Häusern, deren freundlicher Anstrich gerühmt wird; der zu einer schönen Promenade umgeschaffene Wall um die nördliche Hälfte der Stadt; drei weit hinausgehende Steindämme auf Rostock, Güstrow (Wolken) und Rühn zu, sicherten der Stadt schon für den ersten Blick einen günstigen und angenehm berührenden Eindruck. Dazu kam, daß nicht bloß in den höheren Kreisen der Stadt ein feinerer, vornehmerer und intelligenterer Ton herrschend geworden war, als ihn Städte von gleichem Umfange sonst aufzuweisen vermochten. Die Folgen dieses Vorzugs blieben nicht aus. Können wir wohl annehmen, daß schon früher die Residenzstadt der Bischöfe, der fürstlichen Administratoren und einer Herzogin Wittwe, dann die Stadt der Landesuniversität, bequem in der Mitte des Landes gelegen, vom Adel und von Begüterten gern aufgesucht ward, um sich mancher Genüsse zu erfreuen, die sonst nicht so leicht zu haben waren,

1) Jene klägliche Darstellung eines „Zeitgenossen", die Hölscher in den Jahrbüchern d. V. f. m. G. u. A. 1885, S. 109 mittheilt, richtet sich in ihrer Uebertreibung selber. Daß der „achtzigjährige Bützower" auch klagt, kann uns nicht Wunder nehmen. Er singt:

Bützow versank nun bald in einen tiefen Schlummer,
Die Straßen wurden öd', es waltete der Kummer,
Ja, alle Regsamkeit erlahmte sichtbar stark.

so war dies jetzt um die Zeit, als die Universität sich zum Abmarsch rüstete, geradezu Sitte, Bützow war das moderne Wiesbaden für die mecklenburgischen Lande geworden. Der sich zur Ruhe setzende Adel, pensionierte Offiziere, Beamte und Andere wandten sich hierher, wo gut gehaltene Wohnungen nun billig sein mochten, und bildeten eine vornehmere Schicht der Gesellschaft. Diese fand bald einen Ausdruck in dem am 6. Januar 1797 gegründeten Club der hocharistocratischen Genossenschaft, in welcher neben dem Adel nur die ersten Honoratioren der Stadt und der Umgegend, besonders Gutsbesitzer und Beamte, Aufnahme fanden. Im Gründungsjahre traten 37 Mitglieder bei, darunter z. B. der Oberschenk von Mecklenburg, der Kammerherr von Meerheimb, der Geheimrath von Oertzen, der Reisestallmeister von Plüskow, der Landmarschall von Lützow, die Kammerherren von Stralendorff und von Mecklenburg, der Drost von Plessen, der Hauptmann von Lowtzow und Andere; zu ihnen kamen im Jahre 1798 zwölf neue, darunter z. B. der Oberstallmeister von Plessen, Kammerherr von Levetzow, Major von Meerheimb, Justizrath von Schmidt; im Jahre 1799 traten acht neue Mitglieder ein, darunter z. B. Justizrath von Mecklenburg, Hauptmann von Lützow, Landjägermeister von Plessen u. s. w. Man sieht, wie angesehen und gesucht Bützow dastand. Eine Nachwirkung dieser seiner distinguierten Stellung war es noch, daß bei Gründung des Criminalgerichtes man sich für Bützow als seinen Sitz entschied.

Bützow besaß im Jahre 1788 außer den Schloßgebäuden 284 Häuser und eine Einwohnerzahl von circa 1800 Seelen[1]). Der Hauptnahrungszweig der Stadt war der Ackerbau; es waren allein über 100 Ochsen vorhanden, die zum Ackerbetriebe benutzt wurden, dabei über 600 Gänse, die frei auf der Gasse der Stadt herumwatschelten und herumschnatterten. Diese gehörten zum Theil auch den kleinen Leuten an. Es waren das die Handwerker und Tagelöhner, von denen auch die ersteren an Geltung den Ackerbürgern weit nachstanden. Sie zerfielen in 13 Aemter, von denen jedes einen Aeltermann oder Aeltesten zum Vorsteher hatte.

Der Schluß des zweiten Capitels beschäftigt sich mit der Person des Jacob Friedrich Z., der in Bützow eine Bürgerstochter heirathet und 1788 selbst Bürger wird. Nachstehend gelangt das dritte Capitel mit Ausnahme weniger Worte am Schluß in vollem Umfange zum Abdruck.

Kämpfe im Gemeinwesen.

Die ersten Jahre, nachdem unser Großvater Bützower Bürger geworden war, verflossen für die Stadt glücklich und friedlich. Allerdings verlor sie

1) Monatsschrift v. u. f. Meckl. 2. Jahrgang 1789, S. 329 f. Hölscher im Jahrb. d. V. f. m. G. u. A., 50. Jahrg., S. 108.

in dieser Zeit die Academie, aber es ist schon erwähnt, daß sie dies nicht allzu hart getroffen zu haben scheint[1]). In dem feierlichen Gebet, mit welchem der vorsitzende Bürgermeister (erst seit 1799 fiel dies aus) die erste Rathssitzung zu eröffnen pflegte, wird ferner im Jauuar 1791 einer „schweren und sehr kostbaren Last", die der Höchste „der ganzen Commune aufgelegt" gehabt habe, gedacht, aber vergebens habe ich mich umgesehen, was damit gemeint sein könne; die Protocolle sprechen wohl von manchen einzelnen Verdrießlichkeiten, Processen u. s. w., aber von Nichts, was zur Erklärung jenes emphatischen Ausdruckes dienen könnte.

Bald aber sollte das anders werden. Im Jahre 1789 war im Westen das Gewitter der französischen Revolution aufgezogen, das langsam, aber um so sicherer seine Donner bis in die kleinsten Gemeinden des Deutschen Reiches vernehmen ließ. Auch Bützow sollte nicht unberührt bleiben von den vorüberstürmenden Ideen der Zeit. Zündstoff genug war vorhanden.

Wir müssen jetzt einen Blick auf die Verfassung der Stadt werfen, um die Ereignisse zu verstehen, die sich bald in ihr abspielen sollten. Sie beruhte auf dem herzoglichen Reglement von 1699, dessen Neuregulierung vom Jahre 1722/23 und dessen Ergänzung aus dem Jahre 1752/53.

Die eigentlich regierende Behörde der Stadt war der Magistrat, der aus einem rechtsgelehrten Bürgermeister (früher waren es zwei gewesen) und vier auf Lebenszeit vom Herzog ernannten Senatoren bestand, die auch Rathmänner oder Rathsverwandte genannt wurden. Da damals Justiz und Verwaltung noch nicht getrennt waren, so war der Bürgermeister zugleich herzoglicher Stadtrichter, und die vier Senatoren waren abwechselnd zu je zweien seine Assessoren, resp. am speciell sogenannten Stadtgerichte und am Waisengerichte. Jedes Jahr in der ersten Jahressitzung des Rathes schied einer aus und es trat ein anderer für ihn ein, sodaß ein Jeder zwei Jahre in jedem Gerichte saß, nie aber länger als ein Jahr dieselben Rathverwandten Collegen waren. Nach vier Jahren begann der Turnus von Neuem. In der Verwaltung gab es vier Aemter, deren Vorsteher je ein Senator war: das Feueramt, das Bauamt, das Viertelsamt und die Kämmerei; letztere war für den Rath das wichtigste und wechselte alle Jahre. Die Geldeinkünfte waren gering, der Bürgermeister hatte 125 Thaler, die Senatoren jeder 25 Thaler, dazu aber kamen allerlei Einkünfte in Form von Sporteln, Wiesen, Aeckern, Holz u. s. w. Wenn einzelne der Senatoren alt und gebrechlich waren, so wurden ein oder mehrere überzählige oder supernumeräre, ebenfalls vom Herzog auf Bericht des Magistrats, angestellt. Schon in den achtziger Jahren kamen

1) Der Umsatz, den die Universität in der Stadt mit sich brachte, ward auf 8000 Thlr. geschätzt, und ein Jahr nach dem Aufhören der Academie standen „acht der vorzüglichsten Häuser" leer. In officiellen Schreiben wird natürlich gewaltig lamentiert; aber der Erfolg zeigt doch, daß die Befürchtungen übertrieben waren.

einmal sieben Senatoren vor, dann ging es wieder zurück auf sechs, auf fünf, bis 1790 wieder ein zweiter Supernumerarius, 1791 wieder ein dritter angestellt ward, so daß nun mehrere Jahre wieder sieben Senatoren vorhanden waren, die 1795 wieder auf sechs, 1804 auf fünf zusammenschmolzen, bis 1809 die Normalzahl von vier wieder erreicht ward, die dann für die Zeit, die uns hier interessiert, unverändert blieb. Seit 1795 fand keine Anstellung eines Supernumerarius wieder statt. Diese überzähligen Rathsverwandten bekamen gar keine Besoldung, auch nicht in Naturalien, sie mußten also ihre Hoffnung auf die Zukunft setzen oder sich schon in der Gegenwart von ihrer Stellung indirecten Vortheil versprechen.

Ganz dem Magistrat untergeben waren die Aemter der Handwerker, deren es wenigstens dreizehn gab und deren Aelteste von ihm bestätigt werden mußten.

Dem Magistrat zur Seite stand ein Bürgerausschuß von zwanzig Mitgliedern. Dieser bestand aus einem ersten Stadtsprecher, der der erste Berather des Magistrats Namens der Bürgerschaft sein sollte, dann den vier Viertelsmännern — die Stadt zerfiel in vier Quartiere — deren, jährlich wechselnder, Aeltester zugleich als Neben- oder zweiter Stadtsprecher gelten sollte, und noch fünfzehn Ausschußbürgern, also im Ganzen aus zwanzig Mitgliedern. Diese waren ebenfalls auf die verschiedenen oben genannten Aemter unter Vorsitz eines Senators, wenn auch nicht säumtlich zu gleicher Zeit, vertheilt. Das wichtigste derselben war das Viertelsamt, das die ganze Oeconomie, die Waldungen, Weiden, Wiesen, alles Land- und Forstwirthschaftliche, die Beachtung der Grenzen und Scheiden u. s. w., unter sich hatte. Noch bedeutsamer aber war das Amt des Kämmereiberechners, das wohl eigentlich dem Rathe hätte zukommen sollen, das dieser aber in Folge einer wunderlichen Auffassung, daß nämlich der hochweise Rath dem Bürgerausschuß unmöglich Rechnung legen könne, diesem zugewiesen hatte. Ueber die Dauer der Stellung als Ausschußmitglied war in den genannten Reglements Nichts festgesetzt, nur im Viertelsamt sollten in bestimmten Zeiträumen je zwei ausscheiden. Die Folge war, daß die Stellung als Ausschußbürger als lebenslänglich aufgefaßt ward, und für die Viertelsmänner war dies auf Wunsch eines Theiles der Bürgerschaft im Jahre 1763 ausdrücklich eingeführt worden.

Die Zahl von zwanzig repräsentierenden Mitgliedern war für eine Stadt von dem Umfange Bützows viel zu groß, und da nur die Viertelsmänner und der Stadtsprecher eine Remuneration erhielten, so herrschte nur geringe Theilnahme, und die Sitzungen des Rathes wurden von ihnen nur spärlich besucht. Schlimmer noch war die Art der Wiederbesetzung der erledigten Stellen. Diese geschah durch Cooptation; auf Vorschlag von zwei oder drei durch den Ausschuß wählte der Magistrat; zuweilen geschahen solche Wahlen auch durch Acclamation in der Rathssitzung, jedenfalls hatte der Rath dem

spärlich besuchten Ausschusse gegenüber das Heft ganz in Händen. Die Bürgerschaft selbst war ganz ohne Einfluß auf die Zusammensetzung ihrer Repräsentanten, das städtische Reglement ward absichtlich vor ihr geheim gehalten, und so konnte es nicht ausbleiben, daß eine Entfremdung der Bürgerschaft eintrat, die den Magistrat und Ausschuß gemeinsam sich gegenüber stellte, und in ihnen eine zusammenklebende, unangreifbare und sich lebenslänglich gesichert fühlende Clique erblickte, die mit dem Vermögen und der Wohlfahrt der Stadt nach Belieben schalte und walte, und zunächst für ihren Privatvortheil sorge. Sie hatte hierzu um so mehr Recht, als auch der Magistrat sich regulativmäßig aus dem Bürgerausschuß ergänzte.

Die Stimmung machte sich denn im Anfang der neunziger Jahre bald in bösen Reden Luft. Die gute Stadt sei ein Spiel der Willkür und der Privatinteressen, das einem Krebsgeschwüre gleich immer weiter um sich fresse. Feindselige Bedrückung beherrsche die Stadt, das Vertrauen und die Liebe zur Ordnung, Tugenden, ohne die kein Staat und keine Commune bestehen könne, seien den Ringmauern Bützows fremd geworden u. s. w. Besonders richtete sich der Haß gegen den Ausschußbürger Jacob Franz Bröcker. Dieser energische, ja hartköpfige Mann hatte seit 1789 die Stellen des Kämmereiberechners und des ersten, ja auch zweiten Stadtsprechers in sich vereinigt. So war er wohl die maßgebendste Person der Stadt und des Stadtrathes geworden, wie das die Protocolle noch heute vor Augen führen. Zu gleicher Zeit der factische Obherr des städtischen Vermögens und Leiter aller Geldverhältnisse, dabei erster und eigentlicher Vertreter der Bürgerschaft, also in einer Stellung, ähnlich der des römischen Princeps — wenn es gestattet ist Großes mit Kleinem zu vergleichen —, fühlte er sich denn auch wie in einer unzugänglichen Festung gesichert, und behandelte seine Mitbürger mit souveräner Rücksichtslosigkeit. Selbst gegen den Magistrat betrug er sich wohl einmal in nicht wiederzugebender Weise; er mache sich Nichts aus ihm, hatte er ihm einmal durch den Rathsdiener mit cynischen Worten sagen lassen, und nicht viel besser hatte er den Ausschuß auch behandelt. Am 22. Februar 1790 waren zwei der einflußreichsten Männer der Stadt, die Kaufleute Kossel und Bernard, auf seinen Antrag aus dem Bürgerausschuß exmittirt. Man nannte ihn einen Despoten, dessen einzige Maxime das hoc volo, sic jubeo sei. Als einmal die Rede auf die französische Revolution gekommen war, hatte er sich soweit vergessen zu sagen: „Hier versteht man das Ding besser, hier hat man die Canaille der Bürger besser unter dem Stock", und dabei hatte er den Stock in seinen Händen drohend erhoben. Das wäre zu jeder Zeit ihm nicht vergessen worden, um so mehr als man glaubte, ihm eine Reihe eigennütziger Handlungen nachweisen zu können. Wie mußte die Stimmung geschärft werden zu der Zeit, wo von Frankreich aus so ganz neue Ideen über das Verhältniß zwischen Regierenden und Regierten sich Bahn zu brechen und

eine lebhafte revolutionäre Stimmung sich der Gemüther zu bemächtigen begann.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn die ersten Ausbrüche dieser Stimmung in einer kleinen ackerbautreibenden Landstadt einen Character annahmen, der nahe an das Lustspiel streifte. In Bützow traten sie hervor in einem, seiner Zeit viel besprochenen und viel belächelten Ereignisse, in dem sogenannten Gänsetumult, der aber doch nur der Vorläufer von Bewegungen war, die höhere Ziele erstrebten.

Der Gänsetumult [1]).

Es ist oben erwähnt, daß die 600 Gänse in Bützow die Erlaubniß hatten, frei auf der Straße einherzugehen, nach eigenem Ermessen ihren Weg ins freie Wasser und wieder zurück zum Stall zu suchen. War es nun, daß man sich vor den vornehmen Familien, die damals Bützow als Wohnort aufzusuchen angefangen hatten, genirte, oder war man plötzlich auf dem Rathhaus selber so zartfühlend geworden, kurz, Ende November 1794 erschien ein Erlaß E. E. Rathes, daß fortan keine Gans sich auf der Straße betreffen lassen solle, bei Strafe sofortiger Pfändung. Das war ein harter Schlag zumal für die kleinen Leute. Denn wollte man die Gänse auf die kleinen Höfe und auf das Tränken im Stalle beschränken, so war es mit der Gänsezucht zu Ende und gerade für die Armen eine nicht unwesentliche Einnahmequelle verstopft. Es entstand also eine große Erregung, man behauptete, Bröcker habe dies Decret veranlaßt, er wolle die Gänsezucht vernichten, weil er die Weide für seine Schafe auf der Stadtbrache durch sie beeinträchtigt halte. Die Aufregung war so groß, daß der Magistrat nicht zur Pfändung zu schreiten wagte. Die Bürgerschaft reclamirte, und bereits am zweiten December ließ die Polizeicommission in Güstrow Remedur eintreten; der Magistrat sei zu weit gegangen u. s. w., ganz verständig, aber am Schlusse hieß es, es solle erlaubt sein, daß jeder Gänsebesitzer seine Gänse einmal am Tage zu Wasser treibe. Das war wohlwollend gemeint, aber am grünen Tische ausgeheckt. Denn die Gänse, wenn sie einmal auf dem schönen Warnowwasser angekommen waren, waren durchaus nicht gesonnen, ihr munteres Spiel daselbst nach den Wünschen des am Ufer wartenden Treibers abzukürzen, sie waren gewöhnt,

1) In des Verfassers Handexemplar findet sich vorn die Notiz, daß der Gänsetumult von Wilhelm Raabe zum Gegenstande einer Novelle gemacht worden sei, die in „Ueber Land und Meer" vom Januar 1866 (XV. Bd. Nr. 17) bis Februar (XV. Bd. Nr. 22) unter dem Titel: „Die Gänse von Bützow. Eine obotritische Historia" erschien. Unter Anderm heißt es weiter, daß als Quelle wohl nur das Hallenser Facultätsgutachten (vgl. S. 272 Anm.) gedient habe. Die in den Acten genannten Personen kämen zum Theil vor, daneben seien eine Anzahl Namen erdichtet, wie Dr. Wübbke, Mag. Albus, eine Dame Hornbostel u. s. w. Localkenntniß scheine der Verfasser nicht gehabt zu haben u. a. m. — A. d. H.

sich Stunden lang des Plätscherns und gemeinsamer Scherze zu erfreuen. Und dann, die Meisten, die Gänse hielten, hatten gar nicht einmal dienstbare Geister, die sie als Treiber ihren Gänsen hätten an die Seite geben können. Die Unmöglichkeit der Ausführung ließ das Gebot völlig unbeachtet bleiben, man fing an, es zu belachen, und die Gänse merkten Nichts von der ihnen angedrohten Gefahr.

Aber der Magistrat hatte nur darauf gewartet, daß die Aufregung sich legen solle. Das schien ihm in der schönen Weihnachtszeit, wo ja das Herz des Menschen nur den weicheren Empfindungen der Liebe sich zu erschließen pflegt, ausreichend geschehen zu sein, und am Sonntage dem 28. December, am Tage Innocentium, ging es über die Nichts ahnenden, unschuldigen Gänse her. Sie wurden von den Dienern der Gerechtigkeit gepfändet und in den Pferdestall des Viertelmannes Graebedunkel, dem der betreffende Auftrag geworden war, getrieben, wo sie sich verwundert angeschnattert haben mögen.

Der Tag war jedenfalls nicht geschickt gewählt. Alle Welt war frei von Arbeit, die Männer zum großen Theil in den Kneipen und wohl nicht alle mehr beim ersten Glas, man hatte volle Zeit, sich seiner Entrüstung zu widmen, und diese war groß, um so größer, je unerwarteter der Schlag getroffen hatte. Gleich nach geendigtem Gottesdienst begab sich eine Deputation oder, wie der Magistrat sich ausdrückte, eine große Schaar von Bürgern zum Bürgermeister, dem Dr. jur. Hane; der Schneider Schmidt führte das Wort, er soll mit gewaltsamer Befreiung der Gänse gedroht haben. Das Messer ward offenbar dem regierenden Herrn an die Kehle gesetzt; in einer halben Stunde versprach er Resolution. Eine zweite Deputation, diesmal unter Führung des Fuhrmanns Martens, ging nach einer halben Stunde hin, um die Antwort abzuholen; jetzt führten Tischler Ebell und Fuhrmann Martens das Wort. Die Antwort lautete bejahend, die Gänse sollten frei gegeben werden. Aber schon hatte die Bevölkerung die Grenzen der Gesetze überschritten. Vor dem Graebedunkel'schen Hause hatten sich, wie der Magistrat berichtet, 7 bis 800 Tumultuanten und Zuschauer eingefunden. Man befreite die Gänse, ehe der Rathsdiener dies zu thun gekommen war, man warf dem Graebedunkel die Fenster ein, es mag auch wohl sonst noch Manches in seinem Hause demolirt worden sein, denn von Schadenersatz ist später oft die Rede. Graebedunkel selber mußte sich durch die Flucht den Mißhandlungen zu entziehen suchen. Man kann sich das ja vorstellen. Auch vor dem Hause des Bürgermeisters ward revoltiert. Es ward gerufen, man solle auf den Kämmereiberechner Bröcker zuschlagen wie auf einen tollen Hund u. s. w. Man war nun einmal in thatendurstiger Aufregung und der Pferdestall des Viertelsmannes Graebedunkel war für die Bützower die Pariser Bastille geworden. Selbst die Gegner und Ankläger des Magistrates gaben zu, daß die Herbeiziehung von Militär, etwa aus Güstrow, angezeigt gewesen wäre.

Der Magistrat, der so offensichtlich den Kürzeren gezogen hatte, sann nun auf Strafe und Rache. Hatte die Bürgerschaft ihm gegenüber ein Tableau der Revolution aufgeführt, so gebärdete er sich nun als der Vertreter und Schützer des monarchischen Princips. Durch einen gelehrten Juristen, den Dr. Stavenhagen, der am 28. gar nicht zugegen gewesen war, ließ er, ohne weitere eigene Untersuchung, eine Klage an die Justizkanzlei in Schwerin ausarbeiten. Empörung, Widersetzlichkeit der Untern gegen die Obrigkeit, Aufwiegelei u. s. w. wurden, wie ein Leser des Berichtes erzählt, zu einem Grauenbilde zusammenphantasiert. Die erwähnte Pfändung sei „das Signal zu einem dem französischen Unwesen nahekommenden, schrecklichen und in Bützow noch unerhörten Tumulte" geworden. Der Magistrat hatte wirklich ganz den Kopf verloren. Zum ersten Male fiel die Rathssitzung zu Anfang des Jahres mit ihrem feierlichen Gebet und ihrer Aemtervertheilung aus, erst am 19. Januar 1795 hatte man sich wieder soweit gesammelt, sie vornehmen zu können. In Schwerin nahm man die Sache auch sehr ernst und behandelte sie als eine complottmäßige Empörung. Zunächst sandte man ein Detachement Husaren zum Schutze des Magistrats; eine Verordnung der Polizeicommission in Güstrow, zu deren Verlesung am 12. Januar die Mitglieder des Ausschusses bei einem Thaler Strafe geladen waren, hing offenbar auch mit den „itzo obwaltenden Unruhen" zusammen. Am 24. Februar wurden die Aeltermänner aller Gewerke und alle Gastwirthe aufs Rathhaus berufen, und ihnen alle Zusammenkünfte untersagt, die denn doch wohl vorgekommen sein müssen. Dabei ward wieder auf eine Verordnung vom 9. Februar verwiesen. Man sieht, wie fieberhaft die Organe der Ordnung arbeiteten. Noch im Juni fand eine gleiche Zusammenberufung statt.

Am 2. Februar ließ die Justizkanzlei endlich eine Untersuchung der Thatsachen beginnen, freilich volle 5 Wochen nach dem Delict. Die Verhöre erschienen den Betroffenen wenig bedenklich. Sie glaubten mehr als Zeugen denn als Missethäter vernommen zu sein und hielten optima fide den Magistrat für abermals compromittiert. Ueber die Herbeiziehung der Husaren spöttelte man, seufzte nur über die Kosten „und freute sich, als Ihro Herzogliche Durchlaucht in höchster Person die Gnade hatten, bei Ihrer Durchreise durch Bützow die Husaren abmarschiren zu lassen."

Aber es sollte anders kommen. Am 8. Mai stellte sich, den Bürgern völlig unerwartet, wieder ein Commando Husaren ein, und in der Nacht zum 9. Mai wurden eine Anzahl Bützower Bürger aus ihren Betten, der eine aus dem Krankenbette, von Frau und Kindern „die in Thränen zerflossen" weggerissen, von „Kerls, mit großen Knütteln bewaffnet, durch die man sonst nur Diebe und Vagabunden arretieren läßt", und ins Gefängniß geschleppt. „Den außerhalb der Stadt Befindlichen wurde durch Eilboten zu Pferde nachgesetzt und sie unter eben der Bedeckung eingeholt, die den übrigen zu Theil geworden war."

Der Grund zu dieser Maßregel, die in der kleinen Stadt ein wahres Entsetzen erregte, war, daß das Urtheil der Justizkanzlei angelangt war. Bei der Härte desselben fürchtete man Fluchtversuche und hatte sich daher auf Befehl der Justizkanzlei vorgängig der Verurtheilten bemächtigt. Die Husaren sollten eine neue Revolte verhindern. Sie blieben bis zum 18. Mai. Der Verurtheilten waren elf. Von ihnen ward der Schneider Schmidt, der die Deputation zum Bürgermeister geführt hatte, aber versicherte, daß auch nicht ein unschickliches Wort über seine Lippen gekommen sei, zu einem halben Jahre Zuchthaus, drei andere, auch angesehene Bürgersleute, und davon der eine, der Fuhrmann Martens, ohne überhaupt verhört zu sein, zu vierwöchigem Gefängniß bei Wasser und Brot, sieben endlich zu vierzehntägigem Gefängniß, auch bei Wasser und Brot, verurtheilt. Der härtest Betroffene war noch am besten dran; um ihn nach Dömitz abzuführen, bedurfte es erst einer Weisung aus Schwerin, und eine Stafette ward abgesandt, diese sofort zu erreichen, die Anderen mußten aber alsobald in ihre „Löcher". Diese schnelle Vollziehung des erstinstanzlichen Urtheils, ohne vorgängige Vertheidigung und ohne auf die Reclamation und Appellation der Betroffenen zu achten, war gewiß eine große Ungehörigkeit. Die Bürgerschaft legte sich denn auch ins Mittel. Ein Justizrath von Raven in Güstrow ward beauftragt, sofort die nöthigen Mittel zu ergreifen, um die Festgesetzten zu befreien. Es gelang ihm auch, aber neun Tage hatten die Aermsten bereits bei Wasser und Brot geschmachtet, und auch diese Verzögerung war wieder veranlaßt durch „Difficultäten", die der Magistrat ungerechtfertigter Weise aufgeworfen hatte.

Der Proceß nahm nun seinen ordnungsmäßigen weiteren Verlauf. Es ward Defension eingereicht u. s. w. Auch wurden die Inculpaten durch ein von Halle eingeholtes Urtheil, das das ganze Verfahren aufs härteste verurtheilte [1]), zunächst nach Lage der Acten von der Instanz absolviert, wogegen abermals Einwand erhoben ward; und so war noch im Jahre 1798 kein letztinstanzliches Urtheil erfolgt, wohl aber präsentierte der Justizrath von Raven den armen Elf bereits eine Rechnung von über 700 Thaler. Indessen man fühlte allgemein, daß hier ein großes Unrecht geschehen, daß das Ganze als ein wahres Unglück für die Stadt anzusehen sei. Im Januar 1799 schlug der Herzog den Proceß, nachdem er die Sache im Verwaltungswege commissarisch hatte untersuchen lassen, nieder, kurz nachdem der alte Graebedunkel das Zeitliche gesegnet hatte; Magistrat und Bürgerschaft aber griffen mit beiden Händen zu, die Kosten möglichst zu decken, um die Erinnerung an eine Sache aus der Welt schaffen, in der von allen Seiten, von Seiten des Magistrats wie des Gerichts, und auch von Seiten der Bürgerschaft zweifelsohne

1) Vergleiche Klein, E. F., merkwürdige Rechtssprüche der Halle'schen Juristen-Facultät, I (1796), 193 fg.

große Fehler begangen waren. Das gelang ihnen denn auch so leidlich, zumal zu gleicher Zeit eine Neuordnung der städtischen Verhältnisse inauguriert ward. Aber bis dahin waren die Gemüther noch schwer gereizt, und was wir nun an Vorgängen zu erzählen haben, verlief noch unter dem Einflusse feindseligster Gegensätze.

Die Gänse aber triumphierten, ihnen machte fortan Niemand mehr die freie Passage auf den Straßen streitig[1]).

Auflehnung der Bürgerschaft gegen den Magistrat und Ausschuß.

Bot uns das voraufgehende Capitel das Bild eines revolutionären Straßentumultes, so bekommen wir es nun mit einer tiefer geplanten und erfolgreicheren Revolution zu thun.

Schon am 2. Januar 1795, also alsbald nach dem Gänsetumult, hatten sich Bürger Bützows zusammengethan, und ein Beschwerdeschreiben, das ein Drost von Stern abgefaßt hatte, an die hohe herzogliche Landesregierung erlassen. Später stellten 123 Bürger mit eigenhändiger Unterschrift eine Vollmacht für den Justizrath von Raven aus, ihre Interessen gegen den Magistrat zu verfechten, und bezeichneten eine Anzahl Punkte (10) als der Verbesserung bedürftig, die zum Theil bereits einen allgemeineren Character trugen und Veränderung der städtischen Verfassung bedeuteten. Auch soll damals bereits ein Ausschuß von 16 Bürgern bestellt worden sein, den wir später in Activität treten sehen. Der Kaufmann Bernard, den einst Bröcker aus dem Ausschuß entfernt hatte, hatte wohl ganz besonders seine Hand dabei im Spiele. Auch der Schneider Schmidt fehlte nicht. Dazu der Glaser Sauer, den dann der Rath am 10. Juli 1795 als Spritzenmeister absetzte. Als später, 1798, eine Legitimation der gewählten 16 nöthig ward, wurden immerhin noch 100 Unterschriften (am 8. October) zusammengebracht. Das war jedenfalls eine stattliche Zahl, denn als am 15. November desselben Jahres die gesammte Bürgerschaft in wichtiger Sache aufs Rathhaus beordert ward, fanden sich nur 170 ein. Man konnte also wohl mit Recht sagen, daß die „querulierende Bürgerschaft“ die größere Hälfte derselben ausmache.

Es wurde nun viel hin und hergeschrieben und die Landesregierung weidlich behelligt, ohne daß die Sache vom Flecke rückte. Das Jahr 1795 und ebenso das Jahr 1796 verliefen; dann scheint der Polizeicommission in Güstrow im Frühling 1797 der Auftrag gegeben zu sein, die Verhältnisse der

1) Und so ist es noch viele Jahrzehnte geblieben. Die Gänse freuten sich noch 1833 des Lebens auf den Straßen der Stadt. Ein wunderliches gereimtes Machwerk von einem erblindeten Musiker, W. F. Rong, das in jenem Jahre in Bützow erschien: „Bützow, wie es leibt und lebt“, sagt S. 35:

„Auch fehlt es an Gänsen nicht auf offner Straß',
Die schnatternd im Rinnstein hier suchen nach Was.“

Stadt Bützow zu regulieren. Aber diese fand nicht die Zeit dazu. Endlich wandten sich zwei aus der städtischen Opposition, die Bürger Rhode und Ullrich, an den Herzog mit der Bitte, den Hofrath Krüger in Schwerin zum Commissar zu ernennen. Das leuchtete dem Herzog ein, und er vollzog die Ernennung desselben am 21. Februar 1798, indem er ihm die Revidierung des Bützow'schen Stadtwesens anbefahl. Es ist recht characteristisch für die Geschäftsbehandlung jener Zeit, daß der so Ernannte erst im Anfang October zur Ausführung des ihm gewordenen Befehls schritt und sich in Bützow einstellte, obwohl ihm ausdrücklich aufgetragen war, sich, „sobald er es irgend thunlich finde", dahin zu begeben. Er war übrigens offenbar ein wohldenkender und dabei kluger und klarer Kopf, der, wie noch jetzt die Acten ausweisen, sich dann seines Auftrages in der besten und geschicktesten Weise entledigt hat.

Die querulierende Bürgerschaft präsentierte ihm 16 Vertreter, welche behaupteten, im Namen von mehr als 160 Bürgern zu sprechen. An der Spitze dieses Ausschusses stand der Kaufmann Bernard, zu ihm gehörten unter Andern der Maler Rhode und der Gastwirth Ullrich, der bekannte Schneider Schmidt, der Glaser Sauer, der Fuhrmann und Ackerbürger Martens, der Kaufmann Sengebusch, der früher Senator gewesen, aber im Februar 1795 vom Herzog auf seinen Wunsch entlassen war, da er sich bereits im Januar zu der Opposition gewandt und die von Raven'sche Vollmacht mit unterschrieben hatte. Auch die Uebrigen waren angesehene Leute. Sie übergaben durch ihren Sachwalt, den Hofrath Francke, ein Verzeichniß ihrer Beschwerden. Es waren neun Punkte, die dann später noch erläutert und vermehrt wurden. Ein Theil betraf Einzelheiten, Klagen über Bröcker und die von ihm ausgeübte Tyrannei, seine Selbstsucht und seinen Nepotismus, auch über Magistrat und Ausschuß, z. B. die Vertheilung des Buschholzes, die Schafhürden, Börnkälber, Gänse, Stadtbollen, Weiden, Mühlen u. s. w. betreffend. Freunde des Rathes und Ausschusses bekämen was sie wünschten, die Andern könnten wieder und wieder vergebens sich melden. Durchstechereien mancherlei Art wurden gerügt; der Hauptzorn wandte sich auch hier gegen Bröcker. Ohne Frage war Vieles hiervon begründet, die Stadtverwaltung war versumpft, ein kleiner Kreis Bevorzugter betrachtete sich als uncontrolierte und uncontrolierbare Besitzer der Herrschaft und hatte sich Dinge erlaubt, die schwerlich ganz zu billigen waren. So war, um nur Einiges anzuführen, dem Sohn des Bröcker ein Gehalt von 50 Thaler ausgesetzt (man bedenke, daß damals ein Senator 25 Thaler Jahrgehalt bezog) für Beaufsichtigung von Tannen auf der Vorburg, zu der der Pächter verpflichtet sein sollte; Bröcker hatte sich „wohl 50 Loose zuzuweisen gewußt, wo der einfache Bürger mit einenhalb zufrieden sein mußte." Einzelne aus Rath und Ausschuß sollten an 200 Fuder Holz bekommen haben u. s. w. Aber die Kläger gingen in ihrer

Leidenschaft doch zu weit, wenn sie verlangten „daß der jetzige Ausschuß von seinen unbrauchbaren und unwürdigen Mitgliedern, deren Namhaftmachung coram commissione reserviert wird, gereinigt" werde; sie erschwerten dadurch nur die Lösung der Schwierigkeiten. Diese persönlichen Einzelheiten übergehen wir. Wichtiger für uns sind die Punkte, die die Verfassung der Stadt zum Gegenstande hatten. Hier ward die wunde Stelle richtig bezeichnet, die volle Omnipotenz des Magistrats und die factische „Dependence" des Ausschusses von ihm, ferner die Unmöglichkeit für die Bürgerschaft, irgend einen Einfluß auf die städtischen Verhältnisse zu gewinnen. „Die Bürgerschaft wünscht, daß der jetzige Ausschuß von seinen unbrauchbaren und unwürdigen Mitgliedern gereinigt, pro futuro aber die Wahlen dem Stadtreglement, und in soferne dieses den heutigen Zeiten und Bedürfnissen nicht mehr angemessen sein sollte, den neu zu machenden Vorschriften gemäß eingerichtet werden mögen". Dies ward später dahin präcisiert: daß die Ausschußbürger von der ganzen Bürgerschaft gewählt und das oder die gewählten Subjecte dem Magistrate zur Confirmation vorgeschlagen würden; daß jährlich ein Ausschußbürger abgehe und ein neuer an seine Stelle gewählt werde; daß jährlich mit der Austheilung der Aemter alterniert werde, mit Ausnahme der Viertelsmänner, die bis zu ihrem Austritt als Ausschußbürger ihr Amt behalten müßten; daß zu dem Ende der gegenwärtige Ausschuß sich gänzlich auflöse, und der Bürgerschaft freigelassen werde, aus ihm sowohl als den übrigen Bürgern die Repräsentanten nicht allein zu wählen, sondern auch unter diesen die Aemter auszutheilen; daß der Kämmereiberechner ganz und gar nicht zum Ausschuß gehören dürfe; daß endlich keines der Aemter mit dem andern in einer Person je verbunden werden dürfe u. s. w."

Am 8. October begann das Verfahren, über das ein vorzüglich geführtes Protocoll von 236 Folioblättern Bericht erstattet. Dem Bürgerausschuß stand als Sachwalt der Advocat Tolle zur Seite.

Es stellte sich bald heraus, daß in allem Wesentlichen die Repräsentanten der Unzufriedenen Recht hatten. Die alte Verfassung war nicht zu halten; ein Theil der bisherigen Ausschußmitglieder auch nicht. Bröcker's Vertheidigung macht freilich einen würdigen Eindruck: „Das hat zwar seine gute Richtigkeit, und macht denn eben keine Freunde, daß ich allenthalben, wo meine Pflicht es erforderte, nur meinen ganz geraden Gang gegangen bin, ohne mich zu bücken, wo es vielleicht von dem Einen oder dem Andern erwartet wurde, von dem jetzt, sei es auch nur hinter den Coulissen, gegen mich gearbeitet wird". Aber einzelne Uebergriffe waren doch nicht in Abrede zu stellen. Alle Weiterungen waren aus dem Wege geräumt, wenn alle Ausschußbürger freiwillig zurücktraten. Das war nun ein schwieriger Punkt. Denn die Betroffenen fürchteten den Anschein, als seien sie wegen untreuer Amtsführung abgesetzt. Hier war es, wo der Commissar seine ganze

Klugheit und Ueberredungsgabe entwickeln mußte, wobei er auch wiederholt mit unserm Großvater Rücksprache nahm. Endlich am 5. November, nachdem einige Ehrenerklärungen abgegeben waren, gelang es ihm, indem er alle Ausschußbürger und auch Bröcker einzeln vortreten ließ, jeden Einzelnen zu eventueller freiwilliger Resignation zu bestimmen. So war freies Terrain gewonnen, und am 13. und 14. November konnte der Commissar, unter Vorbehalt herzoglicher Genehmigung, die neue Verfassung vor versammeltem Rath, Bürgerausschuß und querulierenden Repräsentanten publicieren, der man das Lob einer wohlüberlegten Arbeit nicht vorenthalten kann.

Der Stadtrath blieb zunächst unberührt. Die Bürgerschaft hatte zwar gemeint, zwei Senatoren würden wohl zur Bewältigung der Arbeit ausreichen, und später, meine ich, ist auch eine dementsprechende Einrichtung getroffen, aber einstweilen ward im Rathscollegium von Aenderungen abgesehen.

In Betreff des Ausschusses aber ward eine durchgreifende Abänderung vollzogen; es sollte „hinführo der Ausschuß aus würklichen Mandatarien der Bürger" bestehen, mithin von diesen selbst durch Mehrheit der Stimmen „aus den Handwerks-, vorzüglich aber den Ackers-Leuten" gewählt und dem Magistrat vorgeschlagen werden . . .; der Ausschuß sollte fortan nur aus 12 Männern, nämlich 2 Stadtsprechern, 4 Viertelsmännern, 2 Kämmereibürgern, 2 Baubürgern und 2 Feuerschaubürgern bestehen; nie sollte Jemand mehr als ein Amt in Händen haben; jährlich solle ein Ausschußbürger nach einer noch festzusetzenden Anciennität ausscheiden und ein neuer gewählt werden; die Aemter sollten unter ihnen nach bestimmtem Turnus wechseln, nur das Amt der Viertelsmänner sollte, seiner eminenten Wichtigkeit wegen, dem Gewählten bis zu seinem Austritt aus dem Ausschusse verbleiben; das Officium des Kämmereiberechners sollte ganz aufhören und statt dessen ein eigenes Kämmereiamt gegründet werden, das aus den beiden Kämmereibürgern und einem Deputierten des Rathes sammt einem Berechner bestehen solle; ein Ausschußbürger sollte weder vom Magistrat noch von der Bürgerschaft „ohne genügsame rechtliche Ursache" entsetzt werden können; der Ausschuß sei verpflichtet, bei Vorkommen von besonderer Erheblichkeit sich zuvor der Zustimmung seiner Mandanten zu versichern, zu welchem Zwecke der Magistrat die Erlaubniß zur Zusammenberufung der Bürgerschaft, doch zu zwei Vierteln, nicht verweigern dürfe, wobei jeder der beiden Stadtsprecher in der einen Hälfte der Stadt den Vorsitz zu führen habe.

So waren die democratischen Principien der neuen Zeit vollkommen zum Ausdruck gebracht, und in allem Wesentlichen sah die querulierende Bürgerschaft ihre Wünsche erfüllt. Und mit Ende des Jahres wurde sie auch den verhaßten „Despoten" Bröcker los. Dieser hat seine Niederlage nicht lange überlebt, der Kummer nagte ihm offenbar am Herzen; er starb bereits am 8. April 1799, ein Vierteljahr nach seiner Amtsniederlegung, und ward am

12. April bestattet. Das Kirchenbuch giebt als Todesursache „Auszehrung" an. Er war 70 Jahre alt geworden und hatte nahezu 9 volle Jahre factisch das Regiment der Stadt geführt.

Am 15. November versammelte sich die gesammte Bürgerschaft auf dem Rathhause. Es erschienen 170, die nun drei durch Stimmenmehrheit bestimmte Männer zu Stadtsprechern vorschlugen. Der Rath wählte den Schmidt Rümpler und den Glaser Sauer, welcher letztere zu den Repräsentanten der Opposition gehört hatte. Am 16. November wählte die Bürgerschaft, aber in zwei Vierteln, die Vorzuschlagenden für die Stellen der zehn übrigen Ausschußbürger, aus denen der Stadtrath sofort seine Auswahl traf. Die Gewählten gehörten mit Ausnahme zweier der Oppositionspartei an, auch der Schneider Schmidt war darunter; aus dem bisherigen Ausschuß waren nur zwei wieder gewählt. In den folgenden Tagen ward noch über die Gehaltsaufbesserung des Magistrats (Bürgermeister 200 Thaler, die 4 Senatoren je 40 Thaler) gehandelt, dann die Aemtervertheilung und die Anciennität der Ausschußmitglieder (sie sollte durch jährliche Wahlbestimmung, so lange noch einer der jetzt Ernannten im Ausschuß sei, erfolgen) festgestellt und noch einige andere Punkte, wie Zahlung der Kosten für den Gänsetumult u. A., erledigt. Am 22. November erfolgte die Schlußsitzung und am 28. Januar 1799 die Bestätigung der commissarischen Beschlüsse durch den Herzog.

Am 30. October 1798 ward die letzte Rathssitzung mit dem alten, schon am 29. November die erste mit dem neuen Ausschusse gehalten. Er war Mann für Mann erschienen, was früher kaum je vorgekommen war.

So waren die Verfassungswirren geendet, und die neuen Bestimmungen sind bis über das Jahr 1825 hinaus in Geltung geblieben.

Aber freilich, die seit lange so leidenschaftlich erregten Stimmungen waren keineswegs sogleich beruhigt. Das Mißtrauen, das früher so lebhaft entbrannt war, glimmte noch fort in den Gemüthern. Es ist hierfür recht bezeichnend, daß das Commissionsprotocoll folgendermaßen schließt: „Zum Schlusse wird endlich die gesammte Bürgerschaft wohlmeinend und ernstlich ermahnet, sich durch das bisher über die Stadt Bützow gekommene Unglück warnen zu lassen, und sich hinführo anständiger Bescheidenheit unter einander zu befleißigen, und mit allem Eifer dahin zu streben, daß die noch etwa im Geheimen übrig gebliebenen Funken von Zwietracht und Feindseligkeit gänzlich getödtet und solchermaßen durch Ruhe und Frieden wiederum Wohlstand dieser guten Stadt herbei geführt werde und erhalten bleibe. — Da aber auch Commissio mit innigem Mißvergnügen hat vernehmen müssen, daß einige der hiesigen Einwohner, anstatt daß sie mit der hergestellten Ordnung und den getroffenen Veränderungen zufrieden sein und um destomehr sich bemühen sollten, alte Feindschaft zu unterdrücken und sich so wie es rechtschaffenen ehrliebenden Bürgern geziemet zu betragen, sich nicht entstehen, durch allerhand Sticheleien,

Ausfälle und Vorwürfe ihre Mitbürger zu reitzen und Beklagungen zu veranlassen, so soll nicht nur allen denjenigen, welche sich solches sittenlosen und unartigen Betragens selbst schuldig fühlen müssen, dasselbe hiedurch von Commissionswegen ernstlich verwiesen, sondern auch zugleich festgesetzet werden (folgen hohe Strafbestimmungen)."

Wir werden sehen, welch neue Conflicte aus solcher Sachlage hervorgingen.

Das vierte Capitel („Familienleben und Stellung in der Gemeinde") behandelt die Familienverhältnisse und die weitere Laufbahn des Jacob Friedrich Z., der in verschiedenen Gewerben thätig ist, bedeutenden Häuserbesitz erwirbt und zum Ausschußbürger, Mitglied des Kämmereiamtes und Viertelsmann vorrückt, auch manche Mißhelligkeiten durchzumachen hat. Im November 1798 wird ein neuer Ausschuß gewählt, wohinein Z. wegen Abwesenheit, obwohl er mit die meisten Stimmen hat, nicht sofort genommen wird, aber ohne Weiteres für den Fall einer Vacanz zum Mitglied bestimmt, dies auch nach zwei Jahren (1800), und zwar zugleich zweiter Stadtsprecher wird, 1806 dann erster. Wieder allgemeiner ist das fünfte Capitel gehalten, dessen genauer Wortlaut hier folgt.

Auflehnung des neuen Ausschusses gegen den Magistrat.

Am 29. November 1798 war der neue Ausschuß in Thätigkeit getreten, und zugleich mit ihm der neue Bürgermeister Ackermann, während der übrige Rath blieb. Man kann sich vorstellen, daß sofortige Entente cordiale nicht erwartet werden durfte, da ja der Ausschuß fast ganz aus der bisherigen Opposition bestand. Aber ein conciliantes Benehmen seitens des Vorsitzenden, der ja noch nicht in den Streit der Parteien hineingezogen war, hätte doch wohl zu gemeinsamer friedlicher Arbeit führen können. Dazu aber war der neue Bürgermeister nicht der Mann, vielmehr schlug er einen ganz eigenthümlichen bis dahin nicht gekannten Ton an. Während doch die Ausschußbürger zweifelsohne Beamte neben dem Magistrate waren, begann er die Ausschußmitglieder zu behandeln, wie ein Fürst seine Unterthanen. Mit souveränem Hochmuthe stilisierte er seine Schreiben an den Ausschuß, schloß sie mit den Worten „Wonach Ihr Euch zu richten", und suchte in jeder Weise dem Ausschuß seine Geringschätzung zu erkennen zu geben. Wiederholte Anträge des Ausschusses, Aeußerungen und Anträge von ihm ins Sitzungsprotocoll aufzunehmen, wurden einfach vom Vorsitzenden abgelehnt oder ignoriert [1]). Auch

1) Wie eigenmächtig und gegen die klaren Bestimmungen des Reglements Ackermann zu verfahren liebte, davon liefert auch die im April 1800 vorgenommene Ergänzungswahl in den Ausschuß einen Beweis. Es wurden durch die Einzelwahl der Bürgerschaft, die sich freilich nur in geringer Anzahl eingefunden hatte, 32 Mann genannt, von denen manche nur je 1 Stimme erhalten hatten. Höchstens hätten die vier meistgewählten als präsentiert angenommen werden dürfen. Aber der Rath nahm alle

die Thätigkeit des Ausschusses suchte er so viel als möglich zu lähmen. Es war Sitte gewesen, daß in jeder Woche eine Sitzung stattfand. Das ward auch von Ackermann anfangs leidlich inne gehalten; aber im Sommer 1799 änderte es sich. Nachdem noch am 12. Juli eine Wochensitzung stattgefunden hatte, ward eine solche erst wieder zum 17. September, und dann erst wieder zum 27. November einberufen. Obwohl das Sitzungsprotocoll vom 12. Juli und auch das vom 17. September nichts Ungewöhnliches verräth, kann man doch aus dem erwähnten Umstande schließen, daß etwas vorgekommen sein mußte oder vorzukommen im Begriffe war. In der That, Rath und Bürgerausschuß waren aneinander geprallt, und wieder war der Weg der Beschwerde betreten, diesmal seitens der obrigkeitlichen Collegien gegeneinander.

Am 9. October reichte der Ausschuß beim Magistrate eine lebhaft und gut geschriebene „gemüssigte Imploration und gehorsamste Bitte" ein, von allen Ausschußbürgern, voran den Stadtsprechern Rümpler und Sauer, unterzeichnet. Sie baten um eine Abschrift des Commissionsbescheides vom Jahre 1798, der das neue Stadtreglement enthielt. Man sollte glauben, die Behändigung einer solchen hätte sich von selbst verstanden und der Rath hätte sich um deren Vorlegung nicht erst bitten lassen sollen. Der Bürgermeister aber ließ das Schreiben bis zum 28. October unbeantwortet liegen, und verlangte alsdann, „die repräsentierende Bürgerschaft" sei vor allen Dingen schuldig, binnen 8 Tagen ihren „Schriftsteller", d. h. den Concipienten ihres Gesuches, namhaft zu machen. „Worauch sie sich zu richten." Es war doch wohl sehr fraglich, ob ein solches Verlangen an den Bürgerausschuß gestellt werden durfte. An jene Bitte hatten die Repräsentanten noch einige Einzelheiten angeschlossen, unter denen besonders hervorzuheben ist, daß sie Mittheilung der Sporteltaxe wünschten, auch wohl ein Verlangen, das gerechtfertigt erscheinen muß.

Also bis zum 28. October hatte der Magistrat gethan, als ob nichts an ihn gelangt sei. Ein solch rücksichtsloses Benehmen aber war der Ausschuß nicht gesonnen sich bieten zu lassen. Schon am 18. October wendete er sich an den Herzog. Ein gerade vorliegender Fall steigerte den Eifer. Der Rath hatte dem Geheimen Rath von Oertzen einen Platz schenkweise überlassen, um dessen Gewährung die „Ackersleute Burmeister und Zarncke" vergebens gebeten hatten; er hatte dies gethan, ohne den Ausschuß zu fragen, ja er hatte ohne dessen Wissen die herzogliche Bestätigung sich geben lassen: der Ausschuß hielt die Rechte der Bürger und das städtische Vermögen durch diese Handlungsweise wesentlich beeinträchtigt und bat um Remedur. Zweifelsohne war

32 als ihm präsentiert an, und während die vier meistgewählten 44, 25, 17 und 14 Stimmen hatten, wählte der Rath aus ihnen nur Kaven, der die 25 Stimmen erhalten hatte, und dann Franz Burmeister, der nur 9 Stimmen aufweisen konnte.

er vollkommen in seinem Rechte. Zugleich erneute der Ausschuß sein Gesuch um Abschrift des commissarischen Protocolls, klagte auch über die Seltenheit der Rathssitzungen. Ein Rescript der herzoglichen Regierung, schon vom 2. November, an den Ausschuß vermittelte in der Angelegenheit des Geheimen Raths von Oertzen, ein anderes von demselben Tage an den Stadtrath aber ertheilte demselben einen Verweis wegen seines Vorgehens, und ordnete an, derselbe sollte „unaufhältlich" dem Ausschuß einen Auszug aus dem Commissionsprotocoll zustellen.

Hiegegen erließ der Rath, d. h. der Bürgermeister Ackermann, unterm 23. November eine pathetische „Repräsentation", in der doch das böse Gewissen Zeile für Zeile durchschimmert. Er verdächtigte den Ausschuß, nur Chikane und gekränkter Ehrgeiz habe die erhobene Beschwerde dictiert. Ein einziger Mann, dessen Namen man zu seiner Ehre nicht nennen wolle, der fleißig Bier- und Brantweinhäuser besuche, wegen seiner moralischen Aufgedunsenheit von den Eximierten (also den vornehmen Honoratioren) seinen übrigen Amtsgenossen nachgesetzt worden und besonders vom Geheimen Rathe von Oertzen bei seinem neuen Hausbau nicht herbei gezogen sei (also ein Handwerker?), und der sich eines starken, sehr geübten Organes erfreue, habe die ganze Querel in Bewegung gesetzt, u. s. w. Der gegenwärtige Ausschuß benehme sich höchst anmaßend und strebe täglich dahin, das Ansehen der Obrigkeit zu untergraben und sich in die Angelegenheiten des Magistrats zu mischen. Als Beweis dafür wird auch die Forderung aufgeführt, Kenntniß von der Sporteltaxe zu erhalten, und sich seine Schrift durch einen Sachwalt anfertigen zu lassen. Der Rath bittet: „Jetzt ist der Augenblick, wo dergleichen mit einem Male ein Ende gemacht werden kann, und Ew. Durchlaucht bitten wir um der guten Sache und der Ruhe unserer Stadt willen, dem querulierenden Ausschuß es alles Ernstes bei namhafter Strafe zu befehlen, daß u. s. w." Diesem nicht geforderten Bericht ließ der Bürgermeister Ackermann noch ein Privatgesuch an den Herzog am 28. November nachfolgen, in welchem er, „durch unsäglichen Verdruß in seinem Amte schon seit mehreren Tagen sehr erkrankt und mit vieler Anstrengung heute auf einige Augenblicke sein Lager verlassend", wiederum die Bürgerschaft verdächtigt, sie sei mit dem Rescript vom 2. November nicht zufrieden, mehrere hätten geäußert, „nun wollten sie den Magistrat schon kriegen" u. s. w. Ein solches Vorgehen eines Beamten kann gewiß Billigung nicht erhalten. Eine Antwort aus Schwerin ist denn auch nicht erfolgt.

Dieser so zu Ungunsten des Magistrats ausgefallene Conflict hatte noch ein Nachspiel, und in diesem gelang es durch einen Fehler des Ausschusses dem Magistrat, wieder Oberwasser zu bekommen. Der Ausschuß hatte sich zur Abfassung seiner Eingaben der Feder des Advocaten Ziel bedient. Dieser wollte Zahlung haben, 12 Thaler 4 Schillinge N. $^2/_3$, und da die Ausschuß-

bürger in den eigenen Geldbeutel nicht greifen mochten, so kamen sie, höchst unüberlegter Weise, auf den Gedanken, jene Rechnung am 16. Januar 1800 an die Kämmerei-Kasse zur Zahlung einzureichen. Dies abzulehnen hatte der Stadtrath natürlich alles Recht, denn durch nichts war der Ausschuß ermächtigt, sich auf Stadtkosten einen Syndicus zu bestellen; aber characteristisch für Ackermann's Verfahren ist es doch wieder, daß diese Antwort erst am 1. September erfolgte. Der Ausschuß reclamierte am 15. September in einer neuen „Imploration" an den löblichen Magistrat.

Unterdes war, wie wir wissen, seit dem 3. April der Großvater zum Stadtsprecher ernannt worden, er war jetzt neben Rümpler der vornehmste Vertreter des Ausschusses, und er konnte sich von dessen Beschlüssen nicht trennen. So kam es, daß wir ihn, der nie Parteimann gewesen war, in eine Parteisache verwickelt sehen, die von vornherein verloren war.

Die Imploration vom 15. September, die an erster Stelle von Rümpler und „Zarnck" unterschrieben war, fiel denn auch recht sophistisch aus. Man sieht den Advocaten, dem es bange ward um die Zahlung seiner Forderung. Angefügt wurden eine Anzahl fernerer Klagen, darunter eine über Bebauung eines Platzes am Markt durch den Kaufmann Bernard, denselben, der früher der Führer der Opposition gewesen war. Auch hierin war man nicht glücklich, denn diese Angelegenheit war bereits 1798 commissarisch erledigt — was freilich der Ausschuß und sein Advocat aus der ihnen mittlerweile gewordenen auszüglichen Abschrift des Protocolls nicht mochten ersehen haben —, und Bernard hatte, damals von Bröcker angeklagt, sein Recht nachgewiesen.

Der Stadtrath warf sich denn jetzt auch tugendbewußt in die Brust, und fertigte den Ausschuß ziemlich bald, bereits am 2. October, kurzangebunden ab; zum Schluß hielt er ihm moralische Reden. „Reiner Patriotismus ist von solchen Anmaßungen gänzlich entfernt; er wirkt im Stillen ohne Rechthaberei u. s. w." „Darnach haben sie sich zu richten." Dennoch wandten sich die Ausschußbürger unter dem 10. Februar 1801 abermals mit einer Klage an die herzogliche Regierung. Nunmehr verlor diese die Geduld, und obgleich sie wohl einsah, daß manche der angeführten Puncte zu Recht beständen, hielt sie es doch für ihre Pflicht, die Kläger nunmehr abfahren zu lassen. Es folgte also „an die Bützow'schen Bürger-Repräsentanten, Rümpler, Zarncke, Burmeister und Consorten" ein sehr ungnädiges Rescript vom 20. Februar. „Es ist uns sehr mißfällig, aus eurer Vorstellung und Bitte vom 10. d. M. zu bemerken, daß die dortigen Einwohner oder wenigstens ihr in deren Namen, nachdem ihr durch die hiebevorige commissarische Regulierung, mit so vieler Mühe, Kostenaufwand und schonender Nachsicht gegen eure Ausschweifungen, aus allen euren Streitigkeiten und Verwickelungen geholfen seid, und gehörige Ordnung wieder hergestellt worden, dennoch euch nicht gewöhnen könnt, ruhig und friedsam neben einander zu wohnen, vielmehr recht mühsam

darauf ausgeht, Beschwerden zu ersinnen und etwas ausfindig zu machen, worüber ihr, anscheinend wiederum mit der, euch nimmermehr gelingen sollenden Absicht, es auf Kosten der Kämmerei zu thun, mit der euch vorgesetzten Obrigkeit hadern könnet. Ihr und jeder einzelne unter euch soll ernstlich auf den Schluß des landesherrlich genehmigten commissarischen Regulativs (s. o.) verwiesen und gewarnet sein, euch vor den euch dabei angedeuteten Folgen der Zanksucht und Aufhetzungen, besonders für die Anstifter und ihre Schriftsteller, zu hüten." Dann folgte freilich auch die Antwort auf manche einzelne Puncte in zustimmender Weise; es solle weitere Verordnung erfolgen. Alsbald war aber doch wieder von einer „Petulanz" die Rede, und schließlich wurden die Petenten „mit allen ihren Vorstellungen gänzlich" zur Ruhe gewiesen.

Aber auch der Magistrat bekam an demselben 20. Februar kein sehr gnädiges Schreiben. Zwar habe man „das copeylich angebogene Rescript an die Querulanten erlassen", wollen uns aber auch dessen zu euch ernstlich versehen u. s. w." Regelmäßige Rathssitzungen und Anderes wurden vorgeschrieben. Der Magistrat solle, „soviel es sein kann, in billigen und unschädlichen Dingen nach den Wünschen der Bürgerschaft und ihres Ausschusses sich bequemen, um sich dadurch die Liebe und das Vertrauen der Commune destomehr zu erwerben."

Der Magistrat, über einige Puncte zum Bericht aufgefordert, antwortete am 18. April wieder in dem alten souveränen Tone. „Es gehört nun einmal hier auf die Tagesordnung, daß die Bürger-Repräsentanten sich für gesetzmäßige, natürliche Widersacher des Magistrats halten, Alles tadeln, was von ihm geschieht, und stets über Kränkungen ihrer Gerechtsame klagen. Gelinde Mittel werden diesen krebsartigen Schaden statt zu heilen nur noch fressender machen." Möge der Herzog den Stadtrath „immer so kräftig, so nachdrücklich unterstützen, wie durch das Rescript vom 20. Februar", dann werde Ruhe und Einigkeit wieder einkehren und der Character der Ordnung werde allenthalben sichtbar werden. Dann aufs Einzelne eingehend, entwickelt das Schreiben einige recht bedenkliche Grundsätze: „Die repräsentierende Bürgerschaft soll und muß nur gefragt werden, ihr Rath, ihre Zustimmung ist nur dann erforderlich, wenn etwas Ungewöhnliches, von der ordentlichen Administration Abweichendes vorkommt. Wie ist es aber denkbar, daß dies wöchentlich statthaben sollte? Viel fragen erheischt viel antworten, giebt Widersprüche die Menge, und das Ganze kommt in Stockung; das Gegentheil führt zur Einheit und Betriebsamkeit, der Seele der Verwaltung. Daher, und um den Bürger in fleißiger Betreibung seines Gewerbes nicht zu unterbrechen, bin ich, der gegenwärtige Bürgermeister, von dem alten unmotivierten, durch seine Folgen schädlichen Herkommen abgegangen, und habe nur dann, wenn die Umstände es erforderten, die Bürgerschaft zusammen berufen lassen"

u. s. w. Ganz besonders wird auch gegen die Einhändigung der Sporteltaxe angekämpft. Dieser Punct zeige so recht das Bemühen der Querulanten, „ihre unheiligen Hände nach fremdem Gute, nach fremden Gerechtsamen lüstern auszustrecken".

Am 24. April 1801 erfolgte das Schlußrescript der herzoglichen Regierung. Es verblieb bei der Ansetzung regelmäßiger Rathstage, auch sonst sollte der Ausschuß öfter befragt werden. „Der Publik-Machung der Sportel-Taxe könnt ihr euch nicht entziehn, widrigenfalls solche der Bürgerschaft auf weiteres Ansuchen aus Unserer Regierung mitgetheilt wird."

So schloß dieser Conflict, in den mit hineingezogen und höheren Ortes abgekanzelt zu werden, unserm Großvater verwunderlich genug vorgekommen sein mag.

Im sechsten Capitel („Schwere Schläge") werden mancherlei Schicksalsschläge, die den Großvater trafen, erzählt, außer solchen pecuniärer Natur namentlich der Tod seiner Gattin (1804), für die er aber durch eine neue Heirath bald wieder Ersatz findet. Er betreibt jetzt namentlich Holz- und Pferdehandel. In dem siebenten Capitel, dessen Anfang nachstehend wiedergegeben ist, geht die Schilderung auf die sogenannte Franzosenzeit über, die für Bützow mit dem 12. November 1806 beginnt, wo die Franzosen einrücken. Der im Eingang erwähnte Vater des Verfassers ist der am 4. September 1794 geborene Sohn des Jac. Fr. Zarncke, Jacob Heinrich Friedrich Zarncke, später Pastor in Zahrenstorf.

Die Franzosenzeit.

Für unsern Vater, den zwölfjährigen Knaben, war natürlich das militärische Schauspiel und die nun eintretende ereignißreiche Zeit hochinteressant. Noch durch ein anderes Vorkommniß machte auf ihn die Ankunft der Franzosen einen sympathischen Eindruck und erfüllte ihn mit dem Gefühle, daß mit ihnen eine höhere Intelligenz und edlere Empfingungsweise eingezogen sei. Es ward um jene Zeit noch die Todesstrafe vielfach durch Hinrichtung am Galgen ausgeführt, und es blieben dann die Leichname am Galgen hängen, bis sie abgefault herunter fielen. So hingen auch gerade damals die Körper dreier Hingerichteter, es waren Pferdediebe, am Galgen auf der Ebene bei Wolken und baumelten hin und her, vom Winde getrieben, zum Ekel und Verdrusse des Knaben, der mit dem feinsten Gefühle für Humanität erfüllt war. Sofort als die Franzosen eingezogen waren, bereits am folgenden Tage, waren die Leichname entfernt und beerdigt.

Ueberhaupt stand unser Vater den großen Ideen, mit denen die französische Revolution eingesetzt hatte, mit warmem Herzen nahe. Und er übertrug diese Zuneigung auch auf den Mann, der jener Revolution ein Ende bereitet hatte, auf den Kaiser Napoleon. Er zollte seinem Genie hohe Bewunderung, und das Bestreben Napoleons, Alles auch für den theatralischen

Effect zu gestalten, war für ihn nicht umsonst gewesen. Gerne, meinte er, wäre er 20 Meilen zu Fuße gelaufen, um ihn einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen; und als sein Lebenslauf so vorzeitig endete, als der Beherrscher Europa's wie vergessen in dem einsamen Grabe unter den Trauerweiden auf St. Helena ruhte, da verknüpfte sich mit dieser Bewunderung eine warme menschliche Theilnahme; das große weltgeschichtliche Drama ergriff ihn tief. Auch mich hatte der Vater zu einem begeisterten Verehrer jenes Mannes gemacht, und noch erinnere ich mich, mit welch stummer und anstaunender Bewunderung ich all die Bilder von ihm und seinen Thaten mir einprägte, die ich, zumal auf dem Wismarschen Pfingstmarkte, zu sehen bekam. Es war deren Legion, denn im Anfange der 30er Jahre erblickte man nicht viel andere Bilder als solche; es war damals noch die Zeit des Napoleonischen Mythus. Erst seitdem ist der Schleier zerrissen, und wir haben den rohen und brutalen Egoismus des ehrgeizigen Mannes beurtheilen gelernt, dem so Unerhörtes wirklich zu machen gelang, weil er sich Ziele steckte und Mittel verwandte, von denen edler geartete Herzen sich abwenden.

Das städtische Gemeinwesen aber fühlte alsbald die ganze Schwere der Fremdherrschaft, denn den ganzen Winter hindurch dauerte der Durchmarsch und die Einquartierung des französischen Militärs. Schon die Protocollbücher zeigen, daß Alles drüber und drunter ging. Nachdem am 17. September 1806 noch eine Sitzung gewesen war, fand die nächste am 4. Februar 1807 statt, und der Inhalt der Rathssitzung bestand hauptsächlich in Aufnahme von Geldanleihen, Ausschreibung von Steuern, Contributionen, Alles „wegen der kriegerischen Zeitläufte", „zu dem Bedürfnisse der gegenwärtigen kriegerischen Zeit". Ja, es genügen einfache Registraturen im Auftrage des Bürgermeisters, „da wegen der kriegerischen Zeitläufte die Abhaltung eines Rathstages nicht möglich war." Man kann freilich bei alledem sich des Gedankens nicht entschlagen, daß ein derartiges souveränes Verfahren wohl ganz nach dem Herzen des Bürgermeisters Ackermann war. Im Jahre 1809 betrug die in Folge des Krieges aufgenommene Schuldenlast 15508 Thaler 43 Schillinge N. $^2/_3$, eine nach den damaligen Geldverhältnissen für eine Stadt wie Bützow enorme Summe, um so mehr als die Repartition der allgemeinen Landesschulden noch außerdem bevorstand. Man sann auf Mittel, durch Contributionen eine allmähliche Amortisierung zu ermöglichen, verfiel darunter, schon 1807, auch auf eine Wohnungssteuer, nach der für jede Stube und jede Kammer ein Betrag gezahlt werden sollte. Aber andere Projecte scheinen dies nicht haben zur Ausführung gelangen zu lassen.

Im Folgenden wird eingehend über die Verhältnisse des Großvaters gehandelt, der allerlei Widrigkeiten zu bestehen hat und namentlich als Pferdelieferant auf verschiedene Weise den größten Theil seines Vermögens einbüßt. Doch bleiben ihm Vertrauen und Achtung seiner Mitbürger ungeschmälert, so daß er im Frühling 1810

als „wirklicher" Senator in den Rath berufen wird und somit das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht hat. Hieran schließt sich im 8. Capitel („Des Großvaters Tod") die Erzählung von seinem Ableben, das in Folge von Lungenentzündung schon im October 1810 erfolgt. Ueber den Nachlaß muß, da die Activa sich nicht realisieren lassen, der Concurs eröffnet werden, wobei immerhin die Gläubiger nicht allzuviel einbüßen.

Das neunte Capitel („Unseres Vaters Jugend") erzählt von den Studien des Vaters des Verfassers. Derselbe tritt Ostern 1811 in das Domgymnasium zu Schwerin ein, zuerst in die Groß-Secunda, dann Michaelis desselben Jahres in die Prima. Das Folgende ist ein Auszug aus diesem Capitel, mit neugewählter Ueberschrift.

Zur Geschichte des Schweriner Domgymnasiums.

Das Dom-Gymnasium[1]) oder die Domschule, wie sie hieß, weil sie in dem alten bischöflichen Stiftsgebäude unmittelbar an dem Chor der Domkirche angelegt worden war, entstanden 1576 durch Vereinigung der Fürstenschule mit der Stiftsschule in den Räumen der letzteren, trug damals, obwohl 1781 der Bodenraum zu einem großen Auditorium für Redeactus und zu einer Mansardenklasse umgebaut worden war, noch ganz den Character seiner ursprünglichen Bestimmung. Ein Theil der Klassen war nur durch Zwischenwände aus dem alten Refectorium hergestellt. Lehrer waren damals acht thätig. Für die Oberklassen kamen von ihnen besonders in Betracht die Hauptlehrer der Prima und Secunda, der Rector und der Conrector. Jener hieß Joh. Gotthilf Schmitt, 1760 in Berlin geboren, eine Zeit lang dort auch am königlichen Pädagogium angestellt, seit 1791 Rector der Domschule, seit 1793 Professor, bis er Michaelis 1814 nach Berlin zurückkehrte, wo er Professor der Geschichte am Kadettenkorps ward und noch bis 1843 lebte. Er scheint ein pädagogisch wie wissenschaftlich tüchtiger Mann gewesen zu sein: eine Reihe von Programmen, die er als Rector in Schwerin geschrieben, bezeugen dies; darunter ist auch eines, in welchem er sich des bedrohten Griechisch auf dem Gymnasium mit Wärme annimmt. Vater sprach stets mit Achtung von ihm[2]). Der Conrector war Heinr. Christoph Bruger, ein Mecklenburger, ebenfalls 1760 geboren — beide erste Lehrer also damals 50 Jahre alt —, war seit 1789 in seiner Stellung und verblieb in ihr bis zu seiner Emeritierung 1819. Er starb, 21 Jahre früher als sein gleichaltriger Rector, im Jahre 1822. Auch er hat eine Anzahl Programme geschrieben, vor und nach Schmidt's Anstellung, der, so lange er da war, diese Arbeit für sich allein in Anspruch nahm. Er zeigt sich als ein ein guter und feiner

1) 1818 nach seinem Umbau erhielt es den Namen Gymnasium Fridericianum. Jetzt ist es bekanntlich verlegt an den Pfaffenteich.

2) Weiteres über ihn berichtet Wex in dem Programm von 1843 und dem Jubelprogramm von 1853.

Kenner, namentlich des Griechischen, und unser Vater verdankt ihm in dieser Beziehung Manches.

Die übrigen Lehrer waren diese. Der dritte, der Cantor, hieß Chr. Imm. Schötter, seit 1804 bis 1829; der vierte, damals Subrector genannt, war Conr. Gottfr. Sattler, seit Michaelis 1809 bis er, noch sehr jung, 1813 starb; der fünfte, Präceptor classicus genannt, war Joh. Carl Wiese, der älteste des Lehrercollegiums (geb. 1756), bereits seit 1784 im Amte, bis er 1817 in Garwitz Prediger ward, wo er noch bis 1833 gelebt hat. Schwerlich kommt überhaupt in Betracht der Schreib- und Rechenmeister Joh. Jac. Heinr. Westphal, auch bereits 1756 geboren, von 1795 bis 1819, ein freilich sehr intelligenter Mann, aber in beiden Gegenständen, dem Schreiben, wie dem Rechnen, war unser Vater so fest ausgebildet, daß er einer weiteren Belehrung nicht bedurfte, es möchte denn etwa der Genannte hie und da auch etwas Mathematikunterricht zu geben gehabt haben. Als Collaboratoren fungierten noch Fr. Wh. Flörke, von 1807 bis 1814, und L. O. Mozer — der eine Zeit lang in Böhmen Prediger gewesen war — seit 1809, bis er 1814 Subrector ward.

Veränderungen im Lehrercollegium traten während Vaters Aufenthalte nicht ein.

Von diesen Lehrern wurden für unsern Vater nur vier von Wichtigkeit, der Rector Prof. Schmidt, der Conrector Bruger, der Subrector Sattler und der Collaborator Flörke. Sehen wir uns jetzt den Lehrcursus an, zunächst in Secunda.

Der Unterricht fand statt in den noch jetzt gewöhnlichen Stunden, täglich Morgens von 8—12 und an vier Nachmittagen von 2—4. Von 4—5 ward noch Unterricht im Briefschreiben ertheilt, später für die zukünftigen Theologen das Hebräische. Das Griechische eröffnete die Lectionen, vier Stunden, in denen Bruger nach Heinzelmann's Lesebuche, und der Prof. Schmidt nach Becker's Auszügen aus Xenophon, später nach Jacobs' Attica lehrte. Mittwoch und Sonnabend ward Religion, d. h., was für die Richtung jener Zeit bezeichnend ist, christliche Moral von Sattler vorgetragen. Die zweite Stunde, von 9—10, war ganz und gar für das Lateinische belegt und Sattler hatte alle sechs Stunden in Beschlag genommen. Gelesen wurde ein Dichter und ein Prosaiker, zu Vater's Zeit Ovid's Metamorphosen und Sallust. Dazu kamen noch vier lateinische Stunden bei dem Collaborator Flörke, Nachmittags von 3—4; er las Caesar de bello civili. Von 10—11 am Montag bis Mittwoch betrieb der Rector reine Mathematik, am Donnerstag und Freitag der Conrector römische Antiquitäten, am Sonnabend der Rector die Anfangsgründe der physikalischen Astronomie und Geographie. Von 11—12 an den vier Tagen der Woche lehrte der Collaborator alte Geschichte und Geographie bis zu Theo-

dosius, am Mittwoch und Sonnabend der Subrector deutsche Sprache mit schriftlichen Arbeiten. Für das Französische waren vier Stunden — mehr also als jetzt und characteristisch für jene Zeiten — bestimmt, die von 2—3 ertheilt wurden; den Lehrer vermag ich nicht zu nennen; gelesen wurden Les aventures de Télémaque, daneben Sprech- und Schreibübungen. Es war also vertreten das Lateinische mit zehn Stunden (sechs bei Sattler, vier bei Flörke), das Griechische mit vier Stunden (bei Schmidt und Bruger), das Französische desgleichen mit vier Stunden (bei wem?), das Deutsche mit zwei Stunden (bei Sattler), die alte Geschichte und Geographie mit vier Stunden (bei Flörke) und römische Antiquitäten in zwei Stunden, die Mathematik mit drei Stunden (bei Schmidt), die physikalische Astronomie und Geographie mit einer Stunde (bei Schmidt), vielleicht bereits einige hebräische Stunden bei Bruger. Lassen wir letztere und das Französische als unbestimmt bei Seite, so empfing unser Vater der Stundenzahl nach den meisten Unterricht bei dem Subrector Sattler, nämlich zehn Stunden (sechs Latein, zwei Deutsch, zwei Religion), dann kam der Collaborator Flörke mit acht Stunden (vier Latein, vier alte Geschichte und Geographie), darauf der Rector Prof. Schmidt mit sechs Stunden (zwei Griechisch, drei Mathematik, eine physikalische Astronomie und Geographie). Recht auffallend ist, daß der Conrector, dessen eigentliche Klasse doch die Secunda sein sollte, nur vier Stunden ertheilte (zwei Griechisch, zwei römische Antiquitäten). Vergleichen wir hiemit den gegenwärtigen Lehrcursus unserer sächsischen Gymnasien, so steht an ihnen das Griechische entschieden höher; hierauf werden in Obersecunda sieben Stunden verwendet, und es werden Homer, Herodot, griechische Redner gelesen. Das Lateinische steht ziemlich gleich, es werden neben schriftlichen Uebungen Sallust und Vergil erklärt, und im Ganzen darauf nur acht Stunden verwandt. Deutsch und Religion beanspruchen auch jetzt je zwei Stunden; zurück stehen zur Zeit die Geschichte mit nur drei Stunden, und das Französische mit nur zwei Stunden. Sehen wir vom Griechischen ab, so könnte sich ein Großsecundaner von damals ganz gut neben einem Obersecundaner von heute sehen lassen.

Als Vater im Herbste nach Prima versetzt ward, fand er den nachstehenden Cursus vor. Die Tagesstunden für die Lectionen waren ziemlich dieselben wie in Secunda geblieben. Der Morgen begann mit Griechisch, dann folgte Lateinisch. Nachmittags war dem Französischen und der Lectüre lateinischer Schriftsteller gewidmet. Gehen wir an der Hand des Programms von 1808 durch, was die einzelnen Lehrer in Prima und Selecta zu tractieren pflegten (denn für diese beiden Klassen haben wir aus den Jahren 1810—1812 keinen Schulplan), so stellt es sich unter Herbeiziehung des Programms von 1809 und der Bemerkung in dem von 1812 folgendermaßen. Auf das Lateinische wurden wieder 10 Stunden verwendet, drei ertheilte

der Prof. Schmidt, sieben der Conrector Bruger. Ersterer las in Prima Cicero's de amicitia, de senectute, de officiis, in Selecta Cicero's Orator und Brutus; Bruger trieb in Prima Vergil; „das jedesmalige Pensum ward von den Schülern zu Hause ins Deutsche übertragen und von mir durchgesehen. Außer einem Extemporale, das in der Klasse dictiert ward, erhielten sie Aufgaben zur Übung im Lateinschreiben". Den combinirten Klassen Prima und Selecta erklärte er Tacitus' Germania, Agricola, de oratoribus, ferner Livius. In Selecta wurden die Horazischen Oden, Epoden und Satiren erklärt. „Um den Selectanern Anlaß zu Vergleichungen zu geben, wurden auch einige, mit Sorgfalt ausgewählte Satiren des Juvenal neben den Horazischen erklärt. Die Mitglieder dieser Klasse brachten wöchentlich eine Uebersetzung einer Ode oder Satire des Horaz, welche vorgelesen und mit der Vossischen verglichen wurde". Das Griechische war um eine Stunde vermehrt, war also auf fünf Stunden gebracht. Schmidt las in zwei Stunden nach und nach die Platonischen Dialoge Gorgias, die Apologie, den Charmides und den Hippias major; Bruger in zwei Stunden die Iliade abwechselnd mit der Odyssee, dann derselbe in einer, wohl nur für die zukünftigen Theologen, also aber auch für Vater: „um sie mit dem hebräischartigen Sprachgebrauch des neuen Testaments vorläufig bekannt zu machen, beschäftigten wir uns mit den Paulinischen Briefen"; doch wurden auch die historischen Bücher, wie z. B. die Apostelgeschichte, behandelt. Im Hebräischen ward die Genesis gelesen und Vater's Grammatik zu Grunde gelegt. Im Französischen erklärte Sattler in drei Stunden das Lesebuch von Ideler und Nolte; „eine Stunde war bestimmt, Extemporalien zu schreiben". In der Religion (zwei Stunden) wurde von Bruger die Moral nach Niemeyer's bekanntem Lehrbuche vorgetragen. Im Deutschen wurden bei dem Prof. Schmidt in zwei Stunden ästhetische und stilistische Kapitel behandelt, „überdies wurden die Primaner und Selectaner in schriftlichen deutschen und lateinischen Vorträgen geübt". In der Geschichte und Geographie lehrte Sattler vierstündig alte und neue Geschichte, wenigstens bis zum Utrechter Frieden; „hierauf eine kurze Uebersicht der Staatsveränderungen in den Reichen Portugal, Spanien und Frankreich". Endlich lehrte noch Schmidt (wohl mit Secunda combinirt) reine Mathematik in drei Stunden, vergleichende Psychologie, resp. Anthropologie und Geschichte der Philosophie in zwei Stunden, verschiedene Abschnitte aus der Naturlehre, auch höhere physikalische Astronomie und Geographie, in einer Stunde. Also war die Stundenzahl auf die einzelnen Disciplinen, wie folgt, vertheilt: Latein zehn (Schmidt drei und Bruger sieben), Griechisch fünf (Schmidt zwei und Bruger zwei + eine, s. o.), Hebräisch zwei (Bruger), Französisch vier (Sattler), Religion zwei (Bruger), Deutsche Schprache zwei (Schmidt), Geschichte vier (Sattler), reine Mathematik drei (Schmidt), Philosophie zwei (Schmidt), Natur-

lehre eine (Schmidt). Also nach der Stundenzahl trat nun für Vater der Conrector Bruger am meisten hervor, mit vierzehn Stunden (sieben Latein, zwei und eine Griechisch, zwei Hebräisch, zwei Religion), der Prof. Schmidt mit dreizehn Stunden (drei Latein, zwei Griechisch, zwei Deutsch, drei reine Mathematik, drei Philosophie und Naturlehre). — Auch in Prima konnte sich füglich bezüglich des Lateinischen der Schweriner Schüler von damals mit einem gegenwärtigen unserer sächsischen Gymnasien vergleichen (nur von der Lectüre der Komiker finde ich keine Spur), im Griechischen stand er nicht unwesentlich zurück — Tragiker, Redner, Herodot, Thucydides scheinen gar nicht gelesen zu sein —, desgleichen wohl in der Mathematik und Naturlehre; dagegen in Geschichte stand er ihm wahrscheinlich völlig gleich, und im Französischen und in der philosophischen Vorbildung war der damalige Primaner einem heutigen zweifelsohne überlegen.

Ueberblicke ich diese Bildungselemente, so finde ich sie durchaus wieder in der Ausbildung unseres Vaters. Derselbe war ein vorzüglicher Lateiner, schwächer stand es mit seinem Griechisch, vom neutestamentlichen abgesehen; er ließ daher mich im Griechischen von einem tüchtigen und gelehrten Hauslehrer, dem Cand. Plagemann in Tempzin, unterrichten. Seine hebräischen Kenntnisse waren sehr gute, ganz vorzüglich seine Kenntnisse in der Geschichte; für Philosophie war er warm interessiert, das Französische wußte er wie seine Muttersprache zu handhaben; weniger vertraut waren ihm die höhere Mathematik und die Physik. Noch eins erscheint mir nicht unwichtig. Als Religion war die „christliche Moral" vorgetragen worden, und somit Nichts von supranaturalistischer und transcendentaler Unklarheit und Glaubensherrlichkeit an den jungen Mann herangetreten. Sie ist auch ferner dem Vater völlig fremd geblieben.

Fast wichtiger aber als die Lehrer am Gymnasium ward für unsern Vater ein damals bereits in den Ruhestand getretener früherer Lehrer, Carl Friedr. Wucke, (trotz des ck mit langem u gesprochen). Er stammte aus Gr. Giewitz bei Malchin, wo er 1756 geboren war, hatte in Bützow studirt, und ward 1797 in Schwerin Collaborator. „Wegen schwächlicher Gesundheit" hatte er bereits 1806 mit einer Pension von 100 Thlr. in den Ruhestand treten müssen. Dieser lernte Vater kennen, und da er an dem aufgeweckten, lernbegierigen jungen Manne Gefallen fand, so übernahm er es, ihm Privatstunden zu geben, wie ich nicht anders annehmen kann, ohne Entgelt. Diese Stunden wußte unser Vater nicht genug zu rühmen, es war, als hätten sie ihm den ganzen Schulunterricht aufgewogen, und die in ihnen nachgeschriebenen Hefte bewahrte er lange wie einen kostbaren Schatz. Hier trat nun auch ein Name in den Gesichtskreis unseres Vaters, dessen Träger später zu hoher Bedeutung gelangte: Johannes Schulze, der berühmte langjährige Leiter des preußischen höheren Unterrichtswesens, der, in unserem

Brüel als Enkel des dortigen Bürgermeisters Lantzius 1786 geboren, von Ostern 1800 bis Michaelis 1802 Schüler der Prima und Selecta in Schwerin gewesen war. Von ihm wußte Wucke, obwohl doch schon acht Jahre dahingegangen waren, nur in ganz überschwenglicher Weise zu sprechen: er habe in Schwerin Nichts weiter zu lernen vermocht, und er, Wucke, sei daher mit die Veranlassung geworden, daß er noch auf eine Weile sich der Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg anvertraut habe. Wie ganz diese Darstellung der Wirklichkeit entsprach, ersehen wir jetzt aus Varrentrapp's vortrefflicher Lebensbeschreibung Schulze's, die uns auch zeigt, wie Wucke auf Johannes Schulze denselben Eindruck wie auf unsern Vater gemacht hatte. Dieser hatte sich den Namen wohl gemerkt und verfolgte die steigende Laufbahn des trefflichen Mannes mit großem Interesse. Mir ist er in späteren Jahren ein wohlwollender Gönner geworden und noch heute klingt mir sein bekanntes „Liebes Kind!“ freundlich in den Ohren. Von der Disciplin in der Schweriner Schule wußte Joh. Schulze nicht eben das Beste zu vermelden; ob es in den zehn Jahren bis zur Ankunft unseres Vaters damit besser geworden war, wüßte ich nicht zu sagen, aber unser Vater hat nicht besonders darüber geklagt. Vielleicht sah Johannes Schulze die Schule durch Wucke's Brille an, der verstimmt gewesen zu sein scheint.

Wenn so Wucke einen maßgebenden Einfluß auf unsern Vater erlangte, so ist es wohl möglich, daß auch dieser ihm hat förderlich sein können. Denn bald darauf siedelte Wucke nach Bützow über und gründete dort eine Unterrichtsanstalt. Wir werden ihm dort noch einmal begegnen. Er muß sich auch in dieser Stellung großer Anerkennung erfreut haben, denn 1813 ernannte der Großherzog ihn zum Schulrath.

Um ein volles Bild von Vaters Schulleben zu gewinnen, müssen wir noch einen Blick auf die damaligen Schulferien werfen. Dieselben entsprachen nicht den jetzigen. Sie waren sehr zersplittert, im Sommer vierzehn Tage, eine Woche später als die Gerichtsferien beginnend, um Weihnachten zehn Tage, vom Tage vor Weihnachten bis zum Tage nach Neujahr, dann Ostern und Pfingsten je fünf Tage, vom Sonnabend bis Mittwoch, außerdem in den Tagen des Herbstexamens vier Tage, incl. der Examentage, endlich drei einzelne freie Tage: am ersten Markttage, dann am Schützenfeste (Schießhoftage) und am Tage des Gregorius, ich weiß nicht welches und kenne auch den Grund der Unterrichtsbefreiung an demselben nicht. Also Herbstferien gab es nicht, denn zum Examen mußten ja die Schüler zugegen sein, und auch die Oster- und Pfingstferien waren für unseren Großvater zu einer Reise nach Hause nicht zu verwenden, da ihre Dauer für die lange Fahrt zu kurz war.

Das Schulgeld war für jene Zeit nicht ganz unbedeutend. Es betrug in den oberen Klassen aufs Vierteljahr 3 Thlr., außerdem 16 Sch. Klassengeld

und 32 Sch. „Geschenkgeld", welches letztere in verschiedenen Bruchtheilen an die Lehrer vertheilt wurde, also aufs Jahr im Ganzen 16 Thaler. Einige Schüler genossen Ermäßigung des speciell sogenannten Schulgeldes auf 4 Thlr. fürs Jahr, während Klassengeld und Geschenkgeld auch bei ihnen in alter Höhe blieben.

Ehe er zu Michaelis in die oberste Klasse versetzt ward, mußte er noch in der zweiten Klasse ein öffentliches Examen bestehen, und zwar am 25. und 26. September in griechischer Sprache und Geschichte, in den Vormittags- und Nachmittagsstunden. Ueber die Prüfungen im Herbst 1814 sind wir nicht unterrichtet, da kein Programm ausgegeben ward; ob Vater als Abiturient noch im Herbst 1812 sich zu den Prüfungen gestellt hat, weiß ich nicht. Examiniert ward am 29. und 30. September die erste Klasse in Geschichte und Antiquitäten, Mathematik und Naturlehre, Französisch und Griechisch; also ward, vom Latein abgesehen, nahezu das gesammte Unterrichtspensum vorgenommen.

Der übrige Inhalt dieses Capitels ist rein persönlicher Natur. Dagegen enthält das zehnte („Des Vaters Universitätsjahre") wieder allgemeinere Schilderungen. Es folgt hier unter Voransetzung eines nach dem Inhalt gewählten Titels zunächst ein größerer Abschnitt daraus.

Von der Universität Rostock und den Kriegsunruhen der Jahre 1812 und 1813.

In Rostock war die rationalistische Richtung, entsprechend den klaren und nüchternen Auffassungen und Tendenzen des Herzogs Friedrich Franz, am Ruder. Es lehrten dort drei Professoren der Theologie: Samuel Gottlieb Lange (geb. 1767 bei Danzig, gest. 1823), seit 1798 in Rostock, zugleich Prediger an der Heiliggeistkirche. Er war Anhänger des Kantischen Rationalismus, wie er durch sein „System der theologischen Moral" und seinen „Versuch einer Apologie der Offenbarung" dargethan hatte. Er las Moraltheologie und Dogmatik, und erklärte daneben die Bücher des neuen Testamentes in verschiedenen Semestern von den Evangelien bis zur Offenbarung Johannis. Ein weit reicheres Repertoire hatte der zweite Professor, Gustav Friedr. Wiggers (geboren in Biestow bei Rostock 1777, lebte bis 1860), aus einer alten mecklenburgischen Theologenfamilie, seit 1803 habilitiert, seit 1808 ord. Professor, der Encyclopädie und Methodologie, Dogmatik und Dogmengeschichte, Kirchengeschichte in zwei Semestern, außerdem noch Geschichte der Reformation, ferner Pastoraltheologie und Homiletik, auch Pädagogik las, ferner Alt- und Neutestamentliches erklärte, wie die kleinen Propheten, die vier Evangelien, und besonders das Johannisevangelium. Dazu hielt er die homiletischen Uebungen ab. Der Herzog hielt große

Stücke auf ihn und ernannte ihn 1813 zum Consistorialrath. Wiggers war ein etwas dürrer und trockener Lehrer, aber die Schärfe seines Urtheils und seine Gelehrsamkeit blieben nicht ohne anregende Wirkung auf seine Zuhörer. Eine specifisch theologische Auffassung war ihm fremd; was er bis dahin geschrieben hatte, waren mehr philologisch-philosophische als theologische Werke: 1804 Examen argumentorum Platonis pro immortalitate animi humani; 1805 Commentarius in Platonis Eythyphronem; 1807 Socrates als Mensch, Bürger und Philosoph; 1810 De Juliano apostata. Erst viel später, im Jahre 1821, erschien ein theologisches Buch: Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus. Der dritte Professor war Ant. Theod. Hartmann (geboren 1774 zu Düsseldorf, gestorben 1838), der erst im Jahre 1811 nach Rostock berufen war. Er war der eigentliche Vertreter des Alten Testamentes. „In der Auslegung und Kritik des Alten Testamentes verfuhr H. in freisinnigem und historisch-grammatischem Geiste, mit gewissenhafter Berücksichtigung des Sprachlichen." Er hatte einen Anflug von Poesie, was schon die Titel seiner Werke verrathen, wie „Die Hebräerin am Putztische und als Braut", „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen Himmel", Morgenländische Blumenlese", „Früchte des asiatischen Geistes" u. a. Er erklärte den Pentateuch, den Jeremias und Jesaias, das Hohe Lied, doch auch die Bücher des Neuen Testaments, wie die Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefe. Natürlich las er auch Einleitung ins Alte Testament, daneben dogmaticam biblicam mit dem für den Geist seiner Lehre bezeichnenden Zusatze: e libris Vet. et Nov. Test. mere haustam.

Der Geist, in welchem diese Männer Bibel und Christenthum faßten, hat unserem Vater gewiß zugesagt und ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Nichts war ihm mehr zuwider als Dummgläubigkeit und vollends Unklarheit und Mystik. Vor den Verirrungen des Rationalismus zur Flachheit wußte ihn die Tiefe des eigenen Geistes und die Innigkeit seiner Empfindungen zu bewahren.

Außer diesen theologischen Lehrern hat Vater aber auch noch andere gehört, wie wir das von seinem lebhaften, lernbegierigen Wesen von vornherein erwarten durften. Auch waren damals mehrere bedeutende und anregende Docenten in Rostock. Da war z. B., um von dem Juristen Mühlenbruch, der von 1805 bis 1815 in Rostock lehrte, zu schweigen, der weitblickende Historiker und Politiker G. Ph. H. Norrmann (geboren 1753 zu Hamburg, in Rostock seit 1789, speciell auch zur Unterweisung der mecklenburgischen Prinzen daselbst berufen, gestorben 1837), der über Universalgeschichte, Deutsche Geschichte, den Zustand der europäischen Politik, Geographie u. A., daneben freilich auch Handlungswissenschaft vortrug. Ferner der Kantianer J. S. Beck (geboren 1760 in Westpreußen, seit 1799 in Rostock, gestorben 1840), der klassische Philologe und Professor der Beredt-

samkeit Jm. G. Huschke (geboren 1761 in Schwarzburg-Sondershausen, 1806 nach Rostock berufen, gestorben 1828), und Vaters erster Rector J. F. Pries, in der Gelehrtengeschichte freilich nicht weiter bekannt geworden, der ästhetische Vorlesungen hielt, Geschichte der Philosophie las und Uebungen im Deutschen Stil veranstaltete. Von Norrmann und Beck wissen wir, daß Vater bei ihnen gehört hat, von den übrigen freilich nicht.

Von den Vorlesungen dieses ersten Semesters finden sich noch drei Hefte erhalten, bei Wiggers über Reformationsgeschichte, bei Beck über Logik, bei Norrmann über Staatengeschichte, auf der Grundlage von Meusel's „Anleitung". Diese Vorlesungen hat Vater bis zum Schlusse derselben am 31. März 1813 auf das sorgfältigste, ohne eine einzige Lücke, nachgeschrieben. Gewiß hat er auch noch andere theologische Vorlesungen, alt- und neutestamentliche Interpretationen gehört, und es haben sich nur die Hefte verloren. Vaters ganze Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit tritt uns in den erhaltenen Heften entgegen. Denn dem Studium war das Semester nicht eben günstig. Aufgeregt ging es bereits in der ersten Hälfte desselben her. Gespannt richteten sich bereits damals alle Blicke nach Rußland, in dessen Steppen die große Arme dem Auge entschwunden war, in ihr eine große Zahl von Mecklenburgern. Als aber mit Beginn des neuen Jahres die Nachrichten von Napoleon's Niederlage sich verbreiteten und das Deutsche Volk zu der Hoffnung erwachte, die Fremdherrschaft des korsischen Tyrannen abschütteln zu können, da war es mit dem Sinn für die Studien bei den Meisten vorüber. Eine Gesellschaft von etwa 50 Studenten schloß einen feierlichen Bund, sich dem Vaterlande zu weihen, man setzte sich in Verbindung mit den Universitäten Berlin, Greifswald, einige Professoren schlossen ihre Hörsäle. Man übte sich im Exercieren bei den Unterofficieren der Garnison. Anfangs freilich geheim und hinter verschlossenen Thüren. Aber man wagte doch bereits, eine Deputation an den Herzog zu senden, auf die ein sehr gnädiges Rescript erfolgte, das freilich zunächst den Studierenden noch rieth, bei den gewohnten Beschäftigungen zu bleiben. Gewiß ist unser Vater mit unter den begeisterten jungen Leuten gewesen. Am 25. Febrauar 1813 drangen Kosacken-Detachements schon bis Gransee bei Prenzlin im Osten Mecklenburgs vor, am 26. Februar rückten die letzten französischen Truppen und die verhaßten Douaniers, die wegen der Sperre gegen England, der sogenannten Continentalsperre, im Lande vertheilt gewesen waren, aus Rostock ab, am 10. März wurden die traurigen Ueberreste des aus Rußland zurückgekommenen mecklenburgischen Kontingents in Rostock von ihrem französischen Kommandanten der herzoglichen Disposition zurückgegeben; schon am 31. Dezember 1812 waren in Altenhof bei Danzig von den ausgerückten 1820 Mann nur noch vierzehn Officiere, vier Unterofficiere und sechszehn Mann übrig gewesen. Mit aller Hast führte noch der Brigadegeneral Morand die französisch-sächsischen Truppen

durch Mecklenburg an die Elbe und in die Stellung der Stepnitz. Sein Nachtrab ward von dem erregten Volke mit Koth und Steinen beworfen. Er hatte Eile, denn schon nahte sich die russische Avantgarde unter dem Obersten v. Tettenborn von Berlin aus im Marsche auf Hamburg, das am 18. März von ihr besetzt ward. Am 23. März ward zum Jubel, namentlich der Seestädte Wismar und Rostock, die Continentalsperre aufgehoben. Der Kaiser von Rußland galt als der Befreier Deutschlands, und am 25. März forderte der Herzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg auf zur freiwilligen Stellung dienstfähiger Mannschaften bei der regulären Infanterie „für die Befreiung Deutschlands durch den Kaiser Alexander von Rußland“[1]. Zugleich ward ein Generalpardon für Alle erlassen, die sich der Conscription entzogen hatten, und ein Aufruf zu patriotischen Beiträgen an baarem Gelde oder Pretiosen. Eine Nationalcocarde am Hute ward eingeführt mit den Hauptfarben des mecklenburgischen Wappens: Blau, Roth, Goldgelb; und am 27. März die Errichtung zweier freiwilliger mecklenburgischer Jägerregimenter, eins zu Fuß, jedes von 500 Mann gelernter Jäger oder jüngerer Leute, die sich selbst bewaffnen oder beritten machen wollten, angekündigt. Nun brach die patriotische Freude, die bisher immer noch als verbotene Conspiration erschienen war, laut heraus: „Von Kanzeln und Kathedern ertönte das Freiheitsevangelium. In Rostock waren es vorzüglich die Predigten des M. Genzken an der Nicolaikirche, die den Geist des Volkes weckten. Die Studierenden zogen Abends in feierlichen Prozessionen auf den Markt, sangen in schönem Chor begeisterte Vaterlandshymnen und rührende Abschiedslieder, so daß das zahlreich versammelte, sonst so laute Volk stark ergriffen ward und kaum zu athmen schien.“ Ja, die verschlossenen Fenster öffneten sich und laut erscholl aus ihnen Beifallsruf und Beifallsklatschen. „Solche Scenen wiederholten sich jetzt täglich und steigerten die Begeisterung jedes Geschlechtes und Alters“. An demselben 27. März marschierte die Grenadier-Garde aus Ludwigslust nach Hamburg unter dem Commando des Major von Both. Am 2. April ward jenseits der Elbe in und bei Lüneburg die französisch-sächsische Brigade unter Morand geschlagen, und so schien der Feind für immer zurückgedrängt zu sein. Kein zweiter deutscher Fürst ist in so unmittelbarem Anschluß an die Entschließung des Königs von Preußen für die Befreiung Deutschlands eingetreten als unser Herzog, und er riß alle seine Unterthanen mit sich.

Auch unsern Vater ergriff der Eifer für die vaterländische Sache. Mit seinem Freunde Ehlers hatte er sich verabredet, sich heimlich davon zu machen,

1) Mecklenburgischer Staatskalender von 1814. Der Aufruf des Herzogs vom 25. März sagte: „Jetzt ist eine neue Zeit aufgegangen, die eine glückliche Zukunft verspricht. Des großmüthigen Kaisers von Rußland siegreiche Heere bringen dem Deutschen Vaterlande die lange entbehrte Freiheit wieder.“

denn auf eine Erlaubniß seitens des Vaters des Freundes, dem ja auch unser Vater so viel verpflichtet war, durften sie nicht rechnen. Es war ein bestimmter Ort zum Stelldichein verabredet. Vater war zur Stelle und wartete und wartete, aber Ehlers blieb aus. In der That hatte man in seinem Hause seine Absicht bemerkt und hatte ihm den Fortgang unmöglich gemacht. Bei der nun eintretenden nüchternen Erwägung zeigte sich denn, daß der Plan von beiden jungen Leuten ohne rechte Ueberlegung gefaßt worden war. Sie waren beide nicht gelernte Jäger und sie konnten sich auch beide nicht bewaffnen und ausrüsten, unser Vater gar nicht, der junge Ehlers doch nur aus dem Geldbeutel seines Vaters, mit dem es, wie ich aus manchen Symptomen schließe, damals nicht zum Besten bestellt war. So mußten sie dem Drange ihres Herzens widerstehen. Aber tief empfanden sie es, als am 1. Mai in Güstrow die Vereidigung der beiden so schnell ins Feld gestellten Regimenter erfolgte und sie nicht zu ihnen gehörten. Sie kamen sich wie mit einem Makel behaftet vor.

An die Abhaltung von Vorlesungen an der Rostocker Universität war natürlich nun nicht mehr zu denken, obwohl ein Index praelectionum gedruckt worden war. Vater mußte den Sommer über in Bützow zurückbleiben und benützte nun die Zeit, um sich für die erhoffte spätere Studienzeit einige Mittel zu erwerben. Dazu bot sich eine Gelegenheit. Sein Lehrer Wucke war, wie ich schon andeutete, aus Schwerin nach Bützow übergesiedelt und hatte hier eine Unterrichtsanstalt gegründet. An dieser trat nun unser Vater einstweilen als Lehrer ein.

Uebrigens verlief der Sommer für Bützow ziemlich ungestört, der Kriegslärm blieb in der Ferne, wenn man auch leicht bemerkte, daß man früher zu schnell gejubelt hatte. Der Corse wußte zum Erstaunen der Welt neue Armeen aus der Erde zu stampfen, und seine Kriegerschaaren begannen bald auf der ganzen Linie von Neuem vorzudringen, zumal als die Schlacht bei Lützen am 2. Mai so unerwartet unglücklich für die Alliierten ausgefallen war. Schon am 11. und 18. Mai mußte Hamburg gegen die Franzosen und ihre Verbündeten, die Dänen, vertheidigt werden, wobei die mecklenburgische Garde sich auf der Insel Wilhelmsburg ausgezeichnet haben soll; am 29. Mai mußte Hamburg von den Alliierten geräumt werden, und am 30. ward es von den dänisch-französischen Truppen wieder besetzt, und die russisch-preußischen und mecklenburgischen Truppen wälzten sich zurück nach Mecklenburg unter dem General Grafen von Wallmoden; am 2. Juni, dem Tage nach der Einnahme Breslau's durch die Franzosen, ward auch Lübeck wieder von den Dänen und Franzosen besetzt. Gleich darauf (4. Juni) trat der Waffenstillstand ein, der anfangs bis zum 20. Juli verabredet, dann bis zum 16. August verlängert ward. In ihren militärischen Maßnahmen waren die kriegführenden Parteien auf ihrem Terrain während dieser Zeit nicht behindert. So landeten

die Schweden unter Generallieutenant von Vegesack und bezogen bei Barnstorf in der Nähe von Rostock und bei Wendorf in der Nähe von Wismar Lager, und am 1. Juli vereinigte sich mit ihnen bei Grevismühlen die mecklenburgische Brigade. Mecklenburg war währenddessen in sechs Militärdistrikte eingetheilt mit 39 Fuhrkreisen. Der Landsturm war durch das Rescript vom 9. Juni vorbereitet und organisiert. Alle jungen Männer von 18 bis 35 Jahren gehörten dazu. Die Verfassung war demokratisch; 10 bis 20 Mann wählten einen Anführer oder Unterofficier; diese Unterofficiere aber traten wieder zusammen und wählten für 100 (resp. 60) bis 150 Mann einen Hauptmann. Die Hauptleute schlugen die Kreishauptmänner der ersten und zweiten Klasse vor, für die die herzogliche Bestätigung nicht ausblieb. Am 17. August wurden die Feindseligkeiten wieder eröffnet und sofort wurden die deutschen Truppen aus Mölln, Lauenburg und Ratzeburg hinausgedrängt, ja nach einem Gefecht bei Vellahn und bei Wittenburg mußte sich das Wallmoden'sche Armeecorps über Hagenow nach Neustadt, das Vegesack'sche auf Wismar und Rostock zurückziehen. Jetzt war Schwerin preisgegeben und die Regierung mußte von dort nach Rostock verlegt werden; ebendahin begab sich auch der Herzog, der bis dahin in Doberan residiert hatte. Als aber Schwerin und Wismar von dem französisch-dänischen Heer besetzt worden war, mußten am 27. August Herzog und Landesregierung sich außer Landes nach Stralsund flüchten. Am 28. August jedoch gingen Schweden und Mecklenburger wieder zur Offensive über und drängten den bereits bis Kraepelin vorgerückten Feind wieder zurück.

Jetzt mußte, um das Land zu retten, aufgeboten werden was Waffen zu tragen vermochte. Es erfolgte also in dem vom Feinde nicht besetzten drei Militärdistrikten Rostock, Güstrow und Waren die Einberufung des Landsturms zum activen Dienst, unter dem persönlichen Befehl des Erbprinzen Friedrich Ludwig. Bützow gehörte zum Rostocker Kreise, und so hatte auch unser Vater die Waffen zu ergreifen. Er ward anfangs zum Unterofficier gewählt, aber bereits sehr bald zum Hauptmann erhoben. Er gehörte zur „I. Compagnie des II. Bataillons Rostocker Brigade". Uniformiert war der Landsturm nicht, man trug nur ein Abzeichen am Arme, ein gelbes Kreuz, drei Zoll lang und zwei Zoll breit, bei den Unterofficieren um einen halben Zoll länger und breiter, bei den Officieren von goldenen Tressen; auch war ein Theil der Leute anfangs nur mit Piken bewaffnet[1]). Da die Franzosen sich zurückzogen, so folgte man ihnen nach bis Wismar. Hier sollten die

1) „Wir werden dafür sorgen", hieß es in dem Decret über den Landsturm, § 15, „daß, unter Garantie der größeren alliierten Mächte, die Vertheidiger des Vaterlandes im Landsturm vom Feinde so behandelt werden, wie Völkerrecht und Kriegsgebrauch es gegen wirkliches Militär mit sich bringen". Auch waren derartige Anschläge, wie Vater erzählte, überall angeheftet, um die Franzosen davon zu unterrichten.

Piken mit Gewehren vertauscht werden. Aber die Leute verweigerten die Annahme. Militärs haben mir gesagt, sie wären dabei von ganz richtigem Instinkt geleitet gewesen, denn mit den Piken wußten sie umzugehen, nicht aber mit den Gewehren, die obendrein die denkbar schlechtesten waren. Kein Zureden half, bis endlich der Erbprinz Quarré bilden ließ mit offener Seite. In diese wurden Kanonen aufgefahren und vor den Augen der Leute geladen. Dann ritt der Erbprinz in das Quarré, forderte nochmals energisch zum Niederlegen der Piken auf, widrigenfalls er auf sie einschießen, und sie niederkartätschen lassen werde. Das wirkte, die Mannschaft legte die Piken nieder und ließ sich die Gewehre ausliefern, mit denen sie nun erst umgehen lernen sollte, was in jener Zeit, da es damals wohl fünfmal so viel Griffe gab als jetzt, schwerer war als heutzutage, und um so bedenklicher, als man in Absicht hatte, den Landsturm demnächst ins Feuer zu bringen.

Die Franzosen hatten allerdings Wismar und Schwerin geräumt und sich über Gadebusch und Rehna nach Lübeck und in die Position der Stepnitz zurückgezogen, und der Hof war am 8. September mit der Landesregierung nach Rostock zurückgekehrt, aber die Franzosen versuchten noch öfter Vorstöße, wohl schon mit aus dem Grunde, um den Abmarsch des Davoust'schen Armeecorps über die Elbe zur Verbindung mit der großen Napoleonischen Armee in der Mitte Deutschlands zu verdecken. Diesen Resten der französisch-dänischen Armee ward nun der Landsturm entgegengeführt von Wismar über Schwerin nach Wittenburg. Hier übernachtete man am 18. September und den Leuten wurde nun muthig zugeredet. Am folgenden Morgen marschierte man frühzeitig aus nach Westen. Es dauerte nicht lange, so hörte man aus der Ferne von dem kaum zwei Meilen entfernten Zarrentin her Kanonendonner. Dort standen die Reste des Lützow'schen Corps im Kampfe mit Franzosen. Die Landsturmmänner wurden hochpatriotisch gestimmt und sangen kriegerische Lieder und es fehlte nicht an kühnen Bravaden. Bald aber begegnete man den Wagen mit den Verwundeten, die, auf ihrem Strohlager hingestreckt, auf den Leiterwagen in den schlechten Wagen jämmerlich durchgerüttelt wurden, ein trauriger Anblick. Da verstummte nach und nach der muthige Gesang, und still und kleinlaut zog die Mannschaft weiter. Bald darauf kam Befehl, Halt zu machen, und gleich darauf, umzukehren. Den Erbprinz hatten, als das Gefecht ernster wurde, die Leute gedauert, die das reine Kanonenfutter gewesen wären. Er hatte geglaubt, es nicht verantworten zu können, sie ins Gefecht zu führen. Sie wurden denn auch nicht mehr gebraucht, um die Franzosen zu vertreiben, denn als sich das Gerücht von dem glücklichen Gefecht an der Göhrde (den 16. Sept.) verbreitete, zogen sich die Franzosen von selbst zurück. Am 8. December kehrten der Herzog und die Landesregierung aus Rostock zurück nach Ludwigslust und Schwerin. Die Gefahren des Jahres waren nunmehr definitiv gebannt.

Die Ausbildung des Landsturms ward noch weiter betrieben, man bildete im Anfang October einen permanenten Stamm aus den sechs Militärdistrikten, von sechs Bataillons, aber nun wirklich „zum ausgebildeten Militärdienst". Dieser ward jetzt Landwehr genannt, und die Fahnenweihe, Vereidigung und Verpflichtung derselben fand am 19. November in Schwerin statt. Das Gros des Landsturms aber ward entlassen, da nun nach der Schlacht bei Leipzig das Vaterland außer Gefahr zu sein schien. So kam denn unser Vater auch wieder zurück nach Bützow und konnte seine Studien wieder aufnehmen. Denn nun war wieder Ruhe im Lande und auch die Universität begann ihre Vorlesungen von Neuem.

Es wird dann die Schilderung der Studienzeit fortgesetzt. Aus einem Abschnitte mit der besonderen Ueberschrift: Göttingen, ist das Folgende ausgewählt.

Göttingen.

Zwei Hefte, sauber nachgeschrieben, haben sich aus diesem Göttinger Sommersemester erhalten, eins bei dem damaligen Rector, der Vater den Handschlag abgenommen hatte, dem berühmten Theologen Consistorialrath Planck: Historische und vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Systeme der christlichen Theologie, geschlossen am 14. September, und bei Hofrath Bouterweck, dem berühmten Literarhistoriker und Aesthetiker: Allgemeine Geschichte der Philosophie, geschlossen am 12. September 1814. Jenes erstere Heft scheint ihm später Veranlassung geworden zu sein zu einer eigenen Ausarbeitung über den Gegenstand, von der sich aber nur eine Anzahl Bogen erhalten haben. Beides waren Männer so ganz nach dem Herzen unseres Vaters. Auch Gottlieb Jacob Planck (geboren 1751 in Würtemberg, seit 1784 in Göttingen, gestorben 1833) nahm, wie die Rostocker, seinen Ausgang vom Rationalismus, aber er vertiefte ihn. „Beides stand ihm gleich fest: die Vernünftigkeit wie die Göttlichkeit des Christenthums", und das entsprach ganz der Auffassung, die unserm Vater wie von Natur eingeimpft war. Das Heft ist denn auch noch in spätern Jahren vom Vater auf das Gründlichste durchgearbeitet worden. Friedr. Bouterweck (geboren 1766 am Harz, seit 1796 wieder in Göttingen, gestorben 1828) war eine genial angelegte Natur, damals in Göttingen wohl der anregendste und geschätzteste Lehrer, der seine warme Begeisterung auch seinen Schülern mitzutheilen wußte. Ursprünglich Kantianer, hatte er diese Philosophie kritisch zu überwinden gesucht, 1810 sein Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse, 1813 sein Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften geschrieben. Berühmter noch ist er, der vielsprachenkundige, geworden durch sein großes Werk, das seit 1801 erschien, Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts.

Wir können uns vorstellen, mit welchem Eifer unser Vater an den Lippen dieses geistvollen Mannes gehangen hat.

Aber nicht bloß den Wissenschaften lebte unser Vater. Auch Land und Leute in der Fremde wollte er kennen lernen, und ihr Leben und Treiben studieren, seinen Gesichtskreis erweitern. Und an dem fröhlichen Verkehr mit seinen Altersgenossen fand eine sich so gern mittheilende Natur eine besondere Freude. Wir haben das ja schon in Rostock beobachtet. So wollen wir uns denn mit ihm auch außerhalb der Vorlesungssäle in seiner jetzigen Umgebung umsehen.

Göttingen liegt anmuthig in dem fruchtbaren Längsthale der Leine, die hier direct nach Norden fließt, nach Westen zu ziemlich frei, während nach Osten die Berge näher an die Stadt herantreten. Schon damals war die Stadt malerisch eingefaßt von der schönen Allee auf den Wällen rund um die Stadt, in deren Mitte sich die drei hohen Kirchthürme erhoben, während die noch stehenden äußeren Mauerwerke dem Anblick nach Außen fast noch ein festungsartiges Gepräge, also einen vollen Abschluß verliehen. Im Innern trug die Stadt das Gepräge der Wohlhabenheit und Behaglichkeit. Göttingen war damals in ungewöhnlichem Steigen begriffen. Im Winter 1813/14 hatten sich nur 608 Studierende dort befunden, und Ostern 1816 zählte man bereits 1005. Wir sind durch die schöne damalige Sitte, die wohl nirgends so ausgebildet war wie in Göttingen, zu den Stammbuchblättern Kupfer mit Abbildungen aus Stadt und Umgegend, auch der fernerliegenden, zu wählen — sie wurden damals bei Wiederhold herausgegeben und sind zum Theil Muster landschaftlicher Kunst in Zeichnung wie in Stich —, über alle die Orte unterrichtet, und bekommen ein vollständiges Bild von denen, an die sich die liebsten Erinnerungen unseres Vaters knüpften. Solche sind in der Stadt der Marktplatz mit dem Rathhause und die Allee, dann das löwengekrönte Weender Thor mit dem Einblick in die Stadt, durch welches unser Vater ja zuerst die Stadt seiner Hoffnungen betreten hatte, ferner die Bibliothek, deren mächtiger Saal wohl zu imponieren geeignet war, das Gewächshaus im botanischen Garten, dann die medicinischen Anstalten, das chirurgische Hospital und das Entbindungshospital. Nahe an Göttingen gelegen waren einige Erholungsorte, so in erster Linie Ulrich's Garten vor dem Albani-Thore, besonders Sonnabends besucht, und Wagner's Garten, außerdem vier Mühlen, die viel als Ziel von Spaziergängen dienten, obwohl die Vorrichtungen für Aufnahme der Gäste noch primitivster Natur waren, die Maschmühle, im Norden der Stadt, die Stegemühle im Süden, beide noch heute beliebte Orte, die Papiermühle bei Weende und die Walkmühle, von denen besonders die Papiermühle in längern, auch nächtlichen Spaziergängen gerne aufgesucht ward. Weiter entfernt kam man dann bereits in romantische Gegenden. Da war im Norden der terrassenförmig ansteigende Garten von Mariaspring, der auch von der vornehmen Gesellschaft Göttingens vielfach zu Wagen und zu

Pferde aufgesucht ward, in dem aber auch auf dem bretternen Tanzboden im Freien der Bruder Studio sich mit den Dorfschönen befreundete. Er war schon in größerem Stile für die Bewirthung der Gäste eingerichtet, ja mit einem stattlichen Caroussel ausgerüstet, und von seinem „Felsen" aus hatte man eine schöne Fernsicht über das wellige Gelände der Umgegend. Dicht daneben war ein kleiner Ziergarten mit „Eckhardt's Einsiedeley", unmittelbar darüber die hochgelegenen romantischen Burgruinen der sogen. „Plesse". Etwas weiter gen Norden das neugebaute Schloß Hardenberg, in anmuthigem Thale unter den Ruinen des alten. Nach Süden empfahlen sich Reinhausen mit dem Bürgerthal — nicht weit davon liegt Gelliehausen, wo Bürger lange Jahre Amtmann war — und weiter entfernt nach Osten zu Kerstlingerode, das schon einen tüchtigen Nachmittagsspaziergang bedeutete[1]). Zwischen beiden die hochromantisch gelegenen zwei Burgen, die sogen. Gleichen, mit der Kapelle am Fuße derselben, in der Nähe Wettmarshoff, in welchem für Erquickung der durstigen Kehlen gesorgt war. Von jenen Höhen aus mag man nach Süden einen Blick auf den Hanstein an der Werra gehabt haben.

Nun folgt in der Hauptsache die Beschreibung einer Harzreise, von der die Reisenden am 21. Mai wieder zurückkamen.

Kaum waren die Reisenden acht Tage daheim und wieder in ihre Studien vertieft, als ein studentisches Ereigniß alle Gemüther in Bewegung setzte. In Göttingen war seit 1763 eine sogenannte Polizeijägerwache von zwölf Mann eingerichtet, die seit 1796 um sechs Mann verstärkt worden war. Sie hatte ihr Wachlokal unmittelbar neben der Bibliothek in dem sogenannten Concilienhause. Am Montag, den 29. Mai, war ein Oldenburger Student, dessen Name mir nicht bekannt geworden ist, von dieser Wache roh behandelt worden. Das rief den Zorn der Musensöhne hervor, und am 30. rottete sich die Studentenschaft zusammen und stürmte das Concilienhaus. Es war dies ein Vorspiel der Ereignisse, die sich im Sommer 1817 abspielten und zu einem theilweisen Auszuge der Studentenschaft nach Witzenhausen an der Werra führten. Diesmal mußten die Behörden klein zugeben, denn Militär war nicht zur Hand; das stand damals in den Niederlanden, um wenige Tage darauf in der Schlacht bei Waterloo entscheidend mit einzugreifen. Dieser Sturm auf das Concilienhaus erschien den jungen Helden als eine rühmenswerthe That und die Stammbuchblätter erinnern gern an dieselbe. In der „aktenmäßigen Darstellung" der Vorfälle von 1817 wird auch dieses „ersten Excesses von Bedeutung" gedacht, in einer den Studirenden wenig geneigten Weise; dennoch theile ich diese Darstellung nachstehend mit, weil sie doch etwas Genaueres über den Verlauf bietet. Der anonyme Berichterstatter erzählt:

1) Falls nicht unter dem Kerstlingerode der Stammbuchblätter Kerstlingerodefeld östlich von Göttingen gemeint ist.

„Ein nicht gar großer Haufen, gereizt durch die allerdings nicht zu rechtfertigende Behandlung, welche einem betrunkenen Studenten in der Nacht zuvor von der Jägerwache widerfahren war, und wodurch dieser gefährlich verwundet zu sein schien, stürmte am Abend das Concilienhaus, in welchem die Jägerwache sich befindet, zerschlug die Gewehre derselben und trieb sonst allerlei Unfug. Der Mangel einer bewaffneten Macht, weil damals das gesammte Militär in den Niederlanden stand, machte allen Widerstand unmöglich, und veranlaßte das Königliche Ministerium, dem Gesuche der Studirenden um Abolition statt zu geben; zumal da auch die Majorität des Senats, welche meistentheils immer für Gelindigkeit und Verzeihung zu stimmen pflegt, weil dieses das sicherste Mittel ist, für den Augenblick weiteren Unruhen und der Entfernung der Studirenden, womit diese auch damals drohten, vorzubeugen, dieselbe empfahl. Die üblen Folgen, die aus dieser Gelindigkeit entstehen konnten, wurden weder in Hannover noch in Göttingen übersehen, und ein erfahrener Professor setzte, da die Majorität schon vorhanden war, seinem Veto bei: „wie innig bedaure ich dabei wegen der Zukunft die Universität, wie innig die künftigen Prorectoren!" Auch zeigten sich, ungeachtet man nach den Aeußerungen der Studenten in ihren Gesuchen hätte glauben sollen, sie würden sich auch des kleinsten Excesses nicht wieder schuldig machen, noch in demselben Sommer die Folgen. Denn, geringer Ruhestörungen nicht zu gedenken, fielen bei Gelegenheit der Feste, welche wegen der großen glücklichen Kriegsereignisse, die sich schnell einander folgten, veranstaltet wurden, und bei welchen man den Studierenden natürlich viel nachsah, sehr grobe Unordnungen vor. Auch nahmen die gefährlichen verbotenen Verbindungen unter dem Namen von Landsmannschaften sehr wieder überhand."

Unter den hier etwas grießgrämig erwähnten Festen spielte die Hauptrolle der große allgemeine Commers vor dem Weender Thore. Am 7. Juli waren die Alliierten in Paris zum zweiten Male eingezogen. Mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht davon durch Deutschland, und bereits am 11. Juli feierte die Göttinger Studentenschaft jenen Einzug durch ein solennes Fest, das von allen Betheiligten als eine ihrer schönsten Lebenserinnerungen festgehalten wurde.

Von hier ab wiegt das rein persönliche und Familieninteresse vor. Das elfte Capitel ist betitelt: „Von der Universität bis zur Pfarre", das zwölfte: „Jahrenstorf"; ein Anhang: „Die Vorburg" und Genealogische Tabellen beschließen das Buch.

Zeitgeschichtliches.

Rede über die Schulaufsicht durch die Kirche,

gehalten am 2. Juni 1871 in der 16. öffentlichen Sitzung der ersten sächsischen evangelisch-lutherischen Landessynode.[1])

Verhandlungen der ersten evangelisch-lutherischen Landessynode im Königreich Sachsen. Dresden 1871. Nr. 16, S. 413—416.

Es war ursprünglich meine Absicht nicht, über §§ 4 und 5, bei der ersten Lesung das Wort zu ergreifen, weil es meine Ansicht ist, daß der Schwerpunkt der hier in Rede stehenden Frage nicht in unserer Versammlung liegt, sondern in den staatlichen Organen. Der Staat, dem die Sorge für die Schule, welche für die Erziehung seiner Glieder zu sorgen hat, angehört, er allein hat die Grenzen zu bestimmen, welche er zwischen Schule und Kirche gezogen haben will, er allein hat zu bestimmen, wie groß der Einfluß zu sein hat, den die Kirche auf die Schule üben soll.

Ich hielt auch anfangs die von der Minorität eingebrachten Vorschläge nicht für wesentlich und bedeutungsvoll. Freilich gefielen mir gleich zwei

1) Auf der Tagesordnung war die zweite Berathung des Entwurfs eines Kirchengesetzes, die Errichtung eines evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums betreffend. Die in Rede stehenden Paragraphen waren in der ersten Berathung in folgender Fassung angenommen worden (wobei die gesperrt gedruckten Stellen auf den Antrag einer Ausschußminorität der Vorlage hinzugefügt waren, vgl. S. 268 fg. u. 411 der Verhandlungen):

„§ 4. Alle Geschäfte und Befugnisse des evangelisch-lutherischen Kirchenregiments, welche bisher dem Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts zugestanden, gehen auf das Landesconsistorium über. Die Leitung des gesammten Schulwesens verbleibt zwar dem vorgenannten Ministerium, es hat aber das Landesconsistorium die Aufsicht über den Religionsunterricht und die sittlich-religiöse Erziehung zu führen. Glaubt das Landesconsistorium sich bei einer Entschließung des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts nicht beruhigen zu können, so steht ihm die Berufung an die in Evangelicis beauftragten Staatsminister zu. Das zeitherige evangelische Landesconsistorium wird aufgelöst und tritt mit der Einsetzung des neuen Landesconsistoriums außer Wirksamkeit. Ebenso erledigt sich die Stellung der Kreisdirectionen zu Dresden, Leipzig und Zwickau als Consistorialbehörde.

§ 5. Der Geschäftskreis des Landesconsistoriums umfaßt insbesondere: 4. Die Ueberwachung des evangelisch-lutherischen Religionsunterrichts, sowie der sittlich-religiösen Erziehung rücksichtlich der Confessionsangehörigen der evangelisch-lutherischen Kirche in sämmtlichen Unterrichtsanstalten des Landes. Die Anstellung der Provinzial- und Districtsschulaufsichtsorgane hat deshalb zwar vom Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts, jedoch nur unter Vernehmung mit dem Landesconsistorium zu erfolgen.

Punkte an ihnen nicht; einmal, daß sie nicht klar ausdrückten, was unter Ueberwachung der sittlichen und religiösen Erziehung zu verstehen sein soll. Die Worte sind so vieldeutig, und das ist in einem Gesetze immer bedenklich, namentlich aber dann, wenn es sich um die Abgrenzung zwischen zwei ganz verschiedenen Lebenskreisen handelt, die ja fortan Staat und Kirche sein sollen. Sodann schien es mir, daß auch bei diesem Antrage wieder ein Mißtrauen, welches schon mehrfach in dieser Synode hervorgetreten ist, zu Grunde liege, als ob zur Wahrung des sittlich-religiösen Momentes nur die Kirche, nur die Geistlichen im Stande und berufen seien, als ob seine Wahrung nicht auch im Interesse Aller liege, der Gemeinden, der Familien, der Schule, des Staates, als ob hier nur die Kirche die ordnende Hand im Spiele haben dürfe.

Aber diese beiden Bedenken erschienen mir doch nicht bedeutend genug, um ihretwegen ausdrücklich in der Debatte das Wort zu ergreifen. Als dann der Lauf der Debatte mich veranlaßte, mich dennoch zum Worte zu melden, ward, wie Ihnen bekannt ist, es mir durch den Schluß der Debatte unmöglich gemacht, was ich sagen wollte, geltend zu machen. Zu dieser nachträglichen Meldung zum Worte ward ich aber gezwungen; denn jene ursprünglichen Bedenken traten ganz zurück hinten denen, welche im Laufe der Debatte durch die dem Begriffe der sittlich-religiösen Erziehung gewordene Interpretation bei mir rege wurden, die mich ebenso überraschte, wie ich natürlich zugestehen muß, daß sie consequent und durchschlagend war. Da erst haben wir kennen gelernt, was unter sittlich-religiöser Erziehung zu verstehen sei, und daß diese Worte eine Bedeutung von der weitgehendsten Tragweite haben.

Es ist die Aufsicht über die sittlich-religiöse Erziehung dahin definiert worden, daß der Kirche durch diesen Paragraphen das Recht zugewiesen werden soll, dafür zu sorgen, daß in den sämmtlichen Unterrichtsanstalten des Landes nichts gelehrt werde, was einzelnen Lehrsätzen und Auffassungen der Kirche — und es ist darin sehr weit gegangen, man gieng bis auf einzelne Ausdrücke und Bilder in den Schriften selbst des alten

---

Zu den in den evangelisch-lutherischen Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren zu veranstaltenden Abgangs-(Candidaten-) und Wahlfähigkeitsprüfungen wird das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts einen Commissar des Landesconsistoriums zuziehen. Niemand darf als Lehrer zur Ertheilung des Religionsunterrichts evangelisch-lutherischer Confession zugelassen werden, welcher nicht durch von dem Landesconsistorium zu ertheilendes Zeugniß als dazu befähigt und ermächtigt sich ausweist."

Den Anfang der Rede, der kurz einen andern Gegenstand berührt, habe ich weggelassen, den Titel wie auch bei der folgenden hinzugefügt. Der durch die Rede begründete Antrag „§ 4 und § 5, Nr. 4 in der Form der Kirchenregimentsvorlage wieder herzustellen", wurde in namentlicher Abstimmung mit 44 gegen 24 Stimmen abgelehnt.

A. d. H.

Testaments — nicht ganz adäquat sei. Es ward der Kirche das Recht und die Pflicht zugewiesen, dafür zu sorgen, daß hier ein Widerspruch nicht eintrete.

Der Herr Superintendent Dr. Meier hat das große Verdienst gehabt, mit dankbar anzuerkennender Klarheit die Consequenzen darzulegen, er hat einen völligen Syllabus, einen vollständigen kleinen index doctrinarum prohibitarum aufgestellt, und er hat mit diesem Index gerade die genialsten Resultate der heutigen Naturwissenschaft getroffen. Er hat gesagt, wenn die Kirche nicht das Recht habe, in solcher Weise regulierend in den Unterricht auch in den weltlichen Disciplinen einzugreifen, so sei es ja möglich, daß z. B. auf den Schulen der Darwinismus gelehrt werde. Ich will nebenbei bemerken, daß ich eigentlich nicht einsehe, was der verehrte Herr Redner gerade gegen den Darwinismus hatte. Der Darwinismus, der zu der Annahme führt, daß eine fortgehende Veredelung im Leben der Erde stattfinde, ein fortgehendes Vorschreiten von geringeren Organismen zu vollendeteren, scheint mir so schön mit der Annahme eines göttlichen Weltplans, mit dem Gedanken an göttliche Zwecke vereinbar zu sein, daß ich einen Widerspruch gerade gegen ihn von dieser Seite am wenigsten erwartet hatte: es müßte denn wirklich der geehrte Herr Redner der Ansicht sein, daß auch unsere Naturwissenschaft die Darstellung der Mosaischen Kosmogonie noch als baare Wahrheit lehren solle und gegen diese nichts dürfe aufkommen lassen. Dann aber müßte ich allerdings sagen, daß hier nicht mehr von Wissenschaft und von Religion, sondern von Aberglauben zu sprechen wäre.

(Zustimmende und mißbilligende Bewegung.)

(Der Abgeordnete widerholend:) Ich müßte dann von Aberglauben sprechen.

Wir müßten dann noch weiter gehen, wir müßten den Resultaten der Geologie gegenüber die Chronologie der Bibel festhalten, und ich gestehe, ich sehe dann schließlich nicht ein, warum nicht auch noch der weitere Schritt, der an anderer Stelle wirklich gethan ist, auch in dieser Versammlung gemacht werden sollte, daß wir auf die Behauptung zurückkommen, daß die Erde feststehe und die Sonne sich bewege. Auch auf das Verlangen, dies Alles in den Unterrichtsanstalten des Landes als Sätze der Naturwissenschaft gelehrt zu finden, bekommt durch das Minoritätsvotum die Kirche das volle Recht. Das sind die Consequenzen, die aus dem Ausdruck „sittlich-religiöse Erziehung" hier gezogen worden sind. Nun bin ich nicht im Besitze der stenographischen Berichte; sie werden aber dasselbe enthalten; denn ich habe scharf aufgehört. So viel über die Interpretation jener so unschuldig und überredend lautenden Worte. Wichtiger noch wird diese Interpretation dadurch, daß § 5,$_4$ sie ausdrücklich auf „sämmtliche Unterrichtsanstalten des Landes" ausdehnt. Zu den sämmtlichen Unterrichtsanstalten des Landes gehört auch die Universität, und wenn man etwa einlenkend sagen wolte, daß, weil hier von sittlich-religiöser Erziehung die Rede sei, die Universität nicht hinzugerechnet

werden könne, so muß ich dem doch entgegenhalten, daß unsere Universität ein erziehendes Element entschieden festhält. Denn nur dadurch erklärt sich das Beibehalten der Disciplinargerichtsbarkeit, die wir an unserer Universität nicht ausschließen. Wie steht es nun da? Ich will bei dem vorher besprochenen Beispiel einer für unerträglich erklärten Ketzerei bleiben. Von unserer Universität kann ich die ziemlich sichere Behauptung aufstellen, daß gegenwärtig wohl alle Vertreter der Naturwissenschaften — etwa fünf oder sechs Männer — die allerentschiedensten Anhänger der Darwinistischen Theorien sind. Wie will sich die Kirche nun diesen gegenüber verhalten? Und wenn Sie nun sagen wollten: die Universität soll nicht dazu gehören, die wollen wir ausgeschlossen lassen, so frage ich doch weiter: wie soll es nun fortgehen? Was thut die Universität? Sie lehrt ja nicht für sich ins Blaue hinein, sondern sie lehrt die Jugend, sie bildet die Lehrer des Landes. Diejenigen, die heute der Universität angehören, sind in drei, vier Semestern Lehrer an den Schulen des Landes; sie werden an diese entlassen, geprüft von den Lehrern der Universität, um so mehr empfohlen, je tüchtiger sie auf die Ideen ihrer Lehrer einzugehen im Stande gewesen sind. Wie sollen sie sich nun dort verhalten? Sollen sie auf den Gymnasien, auf den Realschulen, auf den Bürgerschulen, auf den polytechnischen Schulen von dem, was sie gelernt und erkannt haben, in ihren Vorträgen abgehen, sollen sie sich nun plötzlich an ganz wo anders hergenommene Sätze und Gesetze halten? Ich meine, das würde ein vollständiges System der Lüge einführen.

Es erstrecken sich die Consequenzen noch weiter. Die Universität ist die Hauptstätte der wissenschaftlichen Forschung und sie ist zugleich die Hauptstätte der wissenschaftlichen Lehre', und es läßt sich bei ihr beides nicht trennen. Aber nicht blos sie, auch unsere Schulen beschränken sich nicht auf die Lehre, auch unsere Schulen bereichern durch die an ihnen angestellten Lehrer von Jahr zu Jahr in wesentlichen Stücken die Wissenschaft. Wissenschaftliche Forschung und Lehre hängen so mit einander zusammen, daß sie nicht auseinander gerissen werden können. Wenn also auf den sämmtlichen Unterrichtsanstalten die Lehrer unter die Controle sehr weitgehender kirchlicher oder geistlicher Ansprüche gestellt werden, so ist das meiner Ansicht nach — der Absicht nach wenigstens — einem Todesstoß gegen die Wissenschaft wohl gleichzuachten.

Ich habe bisher von den Elementarschulen nicht gesprochen und ich will zugeben, daß in Betreff ihrer die Sache wohl anders stehen mag. Allerdings für die unterste Stufe der Belehrung passen nicht die höheren und höchsten Probleme der Wissenschaft; aber ich meine, meine Herren, das ist nicht eine geistliche Frage, sondern eine pädagogische, und sie in angemessener Weise zu lösen, bedarf es nicht der Obhut der Kirche, nicht der Oberaufsicht der Geistlichen als solcher, sondern wir können zu dem Vertrauen, das wir doch

einmal den Lehrern, denen wir das Liebste, was wir haben, unsere Kinder, überantworten, schenken, auch das noch hinzufügen, daß sie in dieser Frage das Richtige zu treffen suchen werden. Ich glaube wenigstens nicht, daß es sich rechtfertigen läßt, in so principiell bedenklicher Weise vorzugehen, um dies zu erreichen. Die Pädagogik hat in den letzten Decennien, wo sie immer mehr zu einer Wissenschaft erstarkt ist, auch gerade das ins Auge gefaßt, für den Fassungszustand der kindlichen Gemüther den Stoff besser als früher vorzubereiten. Sie wird auch in der Elementarschule aus sich selber heraus nicht in unverständiger und schädlicher Weise vorgehen.

Ich glaube, daß in der Majorität, welche der Minoritätsantrag bei der ersten Lesung erlangt hat, doch wohl zwei verschiedene Richtungen zusammengewirkt haben: eine Richtung, die sich, wie in der Debatte auch klar dargelegt ist, der Consequenzen bewußt ist und sie will. Ich glaube aber, daß bei Anderen wohl andere Momente bestimmend gewirkt haben, um sie für das damalige Minoritätsvotum, den jetzigen Synodalbeschluß, sich entscheiden zu lassen. Das ist einmal vielleicht der Gedanke gewesen, daß Behauptungen und Aufstellungen des religiösen Bekenntnisses, Aufstellungen der hergebrachten Religionslehre, auch wenn die Wissenschaft mit ihnen in Conflict geräth, beim Vortrag dieser ihnen widersprechenden Wissenschaft denn doch in anderer Weise behandelt werden müßten, als ein beliebiger anderer Gegenstand. Ich glaube aber auch, daß jede Gesetzgebung — und es sollte mich wundern, wenn es hier nicht so wäre — den Satz enthält, daß über Dinge der Religion in spottender und verächtlicher Weise nicht geredet werden dürfe, und das ist nach dieser Richtung hin meiner Ansicht nach ein ausreichender Schutz.

Sodann glaube ich, daß ein anderer Wunsch, mit dem ich als Wunsch mich ganz in Uebereinstimmung weiß, vielleicht maßgebend gewesen ist. Das ist die Rücksicht auf die Stellung der Geistlichen und Lehrer zumal auf dem Lande, daß nämlich dem Geistlichen nicht eine Vertrauensstellung, die er bisher besessen, genommen werde, und daß auch der Lehrer den Rückhalt, den er an dem Geistlichen hat, nicht verliere. Daß dieses beides stattfinde, ist durchaus meinen Wünschen entsprechend; aber ich glaube nur nicht, daß es zu dem richtigen Ziele führen und den gewünschten Erfolg haben wird, wenn wir auf die vorgeschlagene Weise eine solche Stellung durch das Gesetz dictieren. Ich meine, der Geistliche, der mit den innigsten Verhältnissen der Gemeinde verwachsen ist, der jeden bedeutsamen Moment unseres Lebens mit seinem Worte, mit seinem Zuspruch begleitet, hat so hundertfältige Anknüpfung an unser Gemüthsleben, daß ihm sein Einfluß nothwendig gesichert ist. Ich kann mir keine zweite Persönlichkeit denken, der einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen leichter sein müßte, als dem Geistlichen, und nicht viel anders steht es mit dem Lehrer. Ich meine, wo normale Verhältnisse sind, wird

es sich auf dem Lande ganz von selbst machen, daß der Geistliche die angesehenste Person der Gemeinde ist, als der gebildetste Mann derselben den maßgebendsten Einfluß auf den Schulunterricht erlangt, selber stets im Schulvorstande ist und so auch dem Lehrer Halt und Schutz gewährt.

Wenn wir aber eine solche Vertrauensstellung durch ein Gesetz feststellen wollen, so, glaube ich, erreichen wir das Gegentheil; denn es liegt in der menschlichen Natur, dem Gebote entgegenzuarbeiten. „Nitimur in vetitum“ sagt ein altes Sprichwort, und das erweist sich noch täglich als wahr. Ich glaube, daß ein durch's Gesetz verbotener Zwang psychologisch das Gegentheil hervorzurufen geeignet sein könnte.

Wenn man mir entgegenhält, daß aber doch vielfach der Mangel dieses Vertrauens, der Mangel einer solchen Vertrauensstellung des Geistlichen vorhanden sei, so glaube ich, daß der Grund ein anderer ist. Der Grund liegt, meine ich, gerade in dem Umstande, der eben auch in unserer Debatte hervorgetreten ist, daß man geneigt ist — und allerdings allen Grund dazu hat, es zu sein — die Geistlichen von vornherein in dem Verdacht zu haben, als wären sie darauf aus, mit der Miene der Superiorität die Wissenschaft zu verurtheilen und zurückzuweisen. So lange dieser Verdacht nicht entfernt ist, werden derartige kranke Verhältnisse, wie Mangel an Vertrauen und Achtung vor dem Geistlichen, bleiben, und wir werden sie nur steigern, wenn wir in dieses Gesetz die Paragraphen, die von der Minorität vorgebracht worden sind, hereinnehmen. Thun wir dies nicht, so glaube ich, werden wir weit mehr das erreichen, was wir erzielen. Denn das Unverlangte gewähren wir gern freiwillig, während wir es, wenn gezwungen, versagen. Und auch dem Geistlichen mag es wohl zukommen, sich um das zu bemühen, was er für sich wünschenswerth findet.

Ich glaube, im Wesentlichen sind wir in dem Punkte, den ich zuletzt erwähnte, Alle über das wünschenswerthe Ziel einverstanden und gehen nur über die Mittel auseinander. Sie, meine Herren, wollen es durch ein Gesetz erreichen, während ich umgekehrt glaube, daß wir das Gegentheil erreichen, also geradezu schädlich wirken, wenn wir durch Gesetzesparagraphen das erzwingen wollen, was nur eine Folge der natürlichen Lage der gegenseitigen Verhältnisse, des natürlichen gegenseitigen Vertrauens sein kann.

Indem ich daher in den Vorschlägen der Minorität die Tendenz erblicken muß, die auch die Debatte deutlich ausgesprochen hat, der Kirche das Recht zuzugestehen, die Wissenschaft zu meistern, kann ich nur für die Fassung der ursprünglichen Vorlage des Kirchenregiments stimmen und bitte Sie, meinen darauf bezüglichen Antrag anzunehmen.

Rede über den Religionseid,

gehalten am 7. Juni 1871 in der zwanzigsten öffentlichen Sitzung der ersten sächsischen evangelisch-lutherischen Landessynode.[1])

Verhandlungen der ersten evangelisch-lutherischen Landessynode im Königreich Sachsen. Dresden 1871. Nr. 20, S. 588—597.

Meine Herren! Die Minorität hat sich des Vortheils begeben müssen, die Motivierung ihres Antrags gedruckt in Ihre Hände gelangen zu lassen. Sie steht dadurch hinter dem Majoritätsgutachten zurück, das bereits seit zwei Tagen auf Sie zu wirken im Stande gewesen ist. Wir mußten diesem Vortheile entsagen, weil wir sonst die Discussion über den uns heute beschäftigenden Gegenstand ganz unmöglich gemacht haben würden; denn obgleich mein Antrag am dritten Tage unseres Beisammenseins in der Synode eingebracht worden ist, haben doch die verschiedenen Stadien, die er durchzumachen hatte, seine Erledigung bis zum letzten Tage der Synode hinausgeschoben, und ich muß als Antragsteller ausdrücklich dem hohen Kirchenregiment meinen Dank

---

1) Auf der Tagesordnung stand der Bericht des Petitionsausschusses, die Petition des Synodalabgeordneten Dr. Zarncke und die Petition des Kirchenvorstandes von Gohlis, die Abänderung des Religionseides betreffend. Der Religionseid der Geistlichen nach der Verordnung vom 18. März 1862 lautet: „Ich 2c. 2c. schwöre hiermit zu Gott 2c. 2c. in Ansehung der Religion, daß ich bei der in hiesigen Landen angenommenen reinen Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche, wie solche in der Heiligen Schrift enthalten, in der ersten ungeänderten Augsburgischen Confession dargestellt und in den übrigen symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen Kirche wiederholt ist, beständig ohne Falsch verbleiben, ihr gemäß lehren, die Aufrechterhaltung dieser Lehre, soweit an mir ist, fördern, und, dafern ich mich in meinem Gewissen gedrungen fühlen sollte, von dem bei der evangelischen Kirche angenommenen Lehrbegriff bei meinen Lehrvorträgen abzuweichen oder mich zu einer anderen Confession zu bekennen, solches ohne Anstand bei meinen Vorgesetzten anzeigen und darauf fernere Entschließung erwarten will, so wahr 2c. 2c." Bei'm Eid der Religionslehrer sind nur die Luther'schen Katechismen an die Stelle der symbolischen Bücher gesetzt. Die Majorität des Ausschusses hielt an der alten Fassung fest; eine Minderheit beharrte bei der Aenderung nach dem Zarncke'schen Antrag in folgendem Wortlaut: „Ich gelobe vor dem Angesichte Gottes, das Evangelium von Christo, wie uns dasselbe in den Schriften des neuen Testamentes überliefert ist, nach meinem besten Wissen und Verständniß und mit gewissenhafter Berücksichtigung der evangelisch-lutherischen Bekenntnißschriften lauter und rein zu verkündigen; so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort." Referent der Majorität war Consistorialrath Prof. Dr. Luthardt, Referent der Minorität Rector Magnificus Prof. Dr. Zarncke. Der Aenderungsantrag der Minorität, der durch obige Rede vertreten wurde, ward mit einer noch angenommenen Correctur, statt „den Schriften des neuen Testaments" zu sagen „der heiligen Schrift", in namentlicher Abstimmung mit 63 gegen 9 Stimmen abgelehnt. Die Leipziger Studentenschaft brachte ihrem von der Synode heimgekehrten Rector eine große Ovation vor seinem Hause dar.
A. d. H.

aussprechen, daß es überhaupt die Berathung noch möglich gemacht hat, da es in der Lage gewesen wäre, bereits heute die Synode schließen zu können. Bei diesem Mangel einer gedruckten Vorlage bitte ich um so mehr um eine wohlwollende Aufnahme meiner Worte.

Da das Majoritätsvotum eine Kritik des von mir eingebrachten Antrags enthält, so lag es nicht fern, meine Worte in die Form zu kleiden, daß ich genau dem Majoritätsvotum folgte und meine entgegengesetzten Ansichten Punkt für Punkt geltend machte. Aber bei so großen Gegensätzen, wie sie zwischen dem Majoritätsgutachten und meiner Auffassung herrschen, giebt es fast keine Zeile, die nicht zu Widersprüchen und Auseinandersetzungen Veranlassung gäbe; wollte ich also in dieser Weise verfahren, so würde ich Ihre Geduld in einer Weise in Anspruch nehmen müssen, die gewiß die für diese Debatte verfügbare Zeit überschritte. Ich werde mich daher mit der Andeutung einiger weniger Widersprüche gegen das, was das Majoritätsvotum sagt, begnügen und dann meine eigene Ansicht so kurz wie möglich vortragen. Ich gedenke mich überhaupt des Vortheils zu bedienen, vor einer Versammlung hochgebildeter und durchaus sachkundiger Männer in wenigen kurzen Sätzen den logischen Gang, der meine Gedanken zusammenhält, auseinandersetzen zu können.

Der Referent der Majorität hat mit einigen allgemeinen Sätzen begonnen, die im Zusammenhang seiner Schlußfolgerungen zu dem Resultate, das er anstrebt, hinführen. Der Hauptsatz, von dem aus er Alles entwickelt, ist der: „Die christliche Kirche ruht auf dem durch den heiligen Geist bewirkten Glauben an Jesum Christum.“ Ich könnte mich mit dieser Behauptung wohl einverstanden erklären, wenn ich sicher wäre, über die Auslegung der einzelnen Worte mit dem Herrn Referenten in Uebereinstimmung zu stehen. Wenn unter Glauben an Jesum Christum verstanden werden soll, was etymologisch und vielfach auch durch den Gebrauch gestattet wäre: die hingebende Liebe, das Aufgehen, das sich Versenken in das Bild, in den Geist, in die Persönlichkeit des Stifters unserer Religion, so würde ich damit einverstanden sein; denn ich halte dies für den wahren Inhalt, für das Substantielle des Christenthums. Ich meine, daß die christliche Religion sich dadurch von allen anderen unterscheidet, daß sie uns nicht eine Lehre giebt, sondern daß sie uns das Vorbild einer Persönlichkeit bietet, zu der jeder Einzelne sich in ein persönliches Verhältniß zu setzen im Stande ist und dies zu thun durch die christliche Religion berufen wird. Und der ethische Proceß, den die christliche Religion im Individuum hervorruft, scheint mir der zu sein, daß wir alle unsere menschlichen, alle unsere natürlichen Motive und Triebe gewissermaßen eintauchen in das Bild unseres Erlösers, daß wir uns versenken in jenes Bild, das uns im neuen Testament in so ergreifender, hinreißender und rührender Weise geschildert ist, und daß auf diese Weise gleichsam eine ethisch-

religiöse Wiedergeburt erzielt wird. In diesem ethisch-religiösen Einfluß auf den ganzen Menschen erkenne ich meiner Erfahrung nach den eigentlichen Werth, das eigentliche Essentielle des Christenthums; — und ich will es gleich hier aussprechen: diesem gegenüber will ich die dogmatischen Fragen, die mit der christlichen Religion verknüpft sind, zwar keineswegs für irrelevant erklären; aber von dem Gesichtspunkte der Religion und der Religiosität aus muß ich dieselben für Fragen zweiten Ranges erklären, und es würde mir als das Wünschenswertheste erscheinen, wenn diese dogmatischen Fragen nicht in Bekenntnißschriften festgesetzt, sondern einfach der Wissenschaft und der Forschung frei gegeben würden.

Ich glaube nun, dies, was ich als das Essentielle des Christenthums betrachte, das Bild unseres Erlösers, ist jedenfalls das Moment gewesen, welches dem Christenthume den Sieg durch die Welt verschafft hat. Wir brauchen blos zu verfolgen, wie in den einzelnen Völkern das Christenthum sich mit dem nationalen Geiste amalgamiert hat; es ist nicht nach der Seite seines Dogmas hin geschehen, sondern es ist immer das ergreifende Bild der Persönlichkeit des Stifters unserer Religion gewesen, das die Völker sich angeeignet haben. Ich erinnere Sie nur an die beiden großen Epen, welche an der Schwelle der christlichen deutschen Geschichte stehen, an den altsächsischen Heliand und die hochdeutsche Evangelienharmonie von Otfried. Würde ich nun, was, wie gesagt, an sich nicht unmöglich wäre, diesen Sinn in den Worten des Herrn Referenten finden können, so würde ich mit ihm ganz übereinstimmen; aber ich glaube, annehmen zu müssen, daß er in dieser Weise seine Worte nicht gemeint hat und daß gerade hier der Differenzpunkt liegt, der die Ansichten des Herrn Referenten und die meinigen auseinander hält. Während jene von mir für das Wesentliche erklärte ethische Substanz des Christenthums in fast unerschöpflichem Reichthum in den Schriften des neuen Testamentes vor uns liegt, erklärt das Majoritätsgutachten für das Wesentliche eine Formel, und zwar gestaltet es aus dieser Formel sofort ein Dogma. Jene Formel sind die Worte, auf die Christus seine Jünger zu taufen anweist, und dies Dogma ist das von der Dreieinigkeit. Und die Hereintragung des letzteren geschieht, wie ich meine, in einer wissenschaftlich nicht zu rechtfertigenden Weise. Denn es ist ein Unterschied zwischen jener Tauformel, mit der Christus seine Jünger in die Welt sandte, und zwischen dem ausgebildeten Dogma von der göttlichen Dreieinigkeit. Ich halte nicht dafür, daß bereits in jener Formel dieses Dogma zu finden ist. Dieses letztere ist allerdings aus Grübeleien über jene Formel entstanden in einer mystischen und zu spitzfindigen Gedankenzügen geneigten Zeit; es hat aber seine dogmatische Entstehung und Ausbildung erst in den ersten Jahrhunderten nach Gründung der christlichen Religion und erst ziemlich spät seinen Abschluß in dem sogenannten Athanasianum gefunden. Dieses rückwärts bereits hinein zu legen

in die heilige Schrift, das kann ich mit meinen Ansichten nicht in Uebereinstimmung bringen. Auf diese Weise legt das Majoritätsvotum gerade auf die dogmatische Seite ein Hauptgewicht und, ich wiederhole: das scheint mir die wesentliche Differenz unserer Ansichten zu sein. Für das, was meiner Ansicht nach das Wesentliche des Christenthums ist, bedarf es bestimmter Bekenntnißschriften nicht; denn was ich für das Substantielle halte, liegt so reich in den Schriften des neuen Testamentes vor uns, daß wir bestimmter Fassungen darüber nicht bedürfen. Ein Jeder steht, sobald er hinantritt, unter der Wirkung derselben, und es müßte eine eiskalte Natur sein, die nicht glühend warm würde bei der Berührung mit diesem Inhalte. Wenn dagegen die dogmatische Seite des Religiösen in den Vordergrund gestellt wird, dann bedarf es allerdings der Bekenntnißschriften; denn die dogmatischen Bestimmungen sind nur zu fassen in der Form eines Bekenntnisses. So viel über den Unterschied, den ich zwischen mir und dem Majoritätsgutachten finde.

Ein zweiter Satz, der von Wichtigkeit wird für den Zusammenhang, ist der, daß das psychologische Bedürfniß jeder kirchlichen Gemeinschaft zur Gestaltung eines Dogma dränge. Es ist das ziemlich allgemein ausgedrückt: „mehr oder minder ein Bekenntniß", heißt es im Berichte, „oder etwas dem Aehnliches". Ich will hierüber nicht im Allgemeinen sprechen; ich will mich an das halten, was uns hier wesentlich zu beschäftigen hat. Die Grundlage der evangelisch-lutherischen Bekenntnißschriften verdankt ihren Ursprung nicht einem inneren Triebe des Protestantismus, nicht einem psychologischen Drange der protestantischen Kirche; denn bekanntlich ist unsere Augustana auf Befehl des Kaisers geschrieben, ihre Abfassung ist von ihm, dem Katholiken, anbefohlen worden zum Zwecke eines Vereinigungsverfahrens zwischen den Protestanten und den Katholiken, an das man im Jahre 1530 noch als etwas Mögliches glaubte. Es heißt: „ut dissensio ad unam veram concordem religionem reducatur, sicut omnes sub uno Christo sumus et militamus et unum Christum confitemur".

Sodann muß ich zum Geschichtlichen Etwas hinzufügen. Es ist wahr, wie das Majoritätsgutachten sagt, daß im Jahre 1533 die theologische Facultät in Wittenberg einen Religionseid eingeführt hat. Es ist eigentlich nicht genau, von einem Religionseid zu sprechen, sondern es war nur eine promissio, aber die Ueberschrift lautete allerdings: juramentum. In diesem war die Augsburgische Confession als zu Grunde liegend anerkannt. Aber, meine Herren, das ist auch nur und allein in Wittenberg geschehen; in Leipzig ist keine derartige Verpflichtung gewesen und für Geistliche oder für Lehrer oder gar für andere im Staate Angestellte ist lange Decennien hindurch etwas Aehnliches nicht vorgekommen. Und was Wittenberg betrifft, so ist es hiermit ein eigenes Ding; denn Sie wissen, daß in Wittenberg, seit 1540 etwa,

ganz unvermerkt an die Stelle der Augustana, des Orginals von 1530, die sogenannte variata trat; also wenn ich vom ersten Decennium absehe, so bezog sich die erwähnte promissio gar nicht auf die invariata, sondern factisch auf die variata, aso nicht auf das evangelisch-lutherische, sondern auf das reformierte Bekenntniß.

Dieser Uebergang zur variata ist der einzige Vorgang in der Geschichte unserer Bekenntnißschriften, der wirklich aus einem inneren, psychologischen Drange hervorgegangen ist. Denn als man dann zurückgriff von der variata wieder auf die invariata, so geschah dies nicht etwa in Folge rein religiöser oder auch nur theologischer Gründe, sondern es war das wesentlich eine politische Maßregel. Die, welche zuerst darauf aufmerksam machten, daß an die Stelle der invariata oder des Originals die variata getreten war — Sie wissen, besonders im 10. Kapitel war ein Unterschied, betreffend die Abendmahlslehre, hineingebracht worden, worin man den starren Sinn Luther's gemildert hatte —, diejenigen, die darauf aufmerksam machten, daß die im Gebrauch befindliche confessio eine variata war, waren, soviel ich weiß, Katholiken und diese thaten es in hämischer Absicht. Der Katholicismus begann damals wieder zu erstarken und man konnte bereits mit dem Gedanken umgehen, die dem Protestantismus gemachten Zugeständnisse zurückzunehmen. Als Einleitung dazu machten nun Katholiken darauf aufmerksam, daß die staatsrechtliche Grundlage, auf welche hin die Stellung der protestantischen Kirche und der protestantischen Fürsten im Reiche bestimmt war, annulliert sei, weil der Vertrag von jener Seite nicht gehalten werde, und dies erklärt die Heftigkeit und die Lebhaftigkeit, mit welcher von Seiten der Fürsten vorgegangen ward, um die variata ganz zu entfernen und die ursprüngliche Augustana wieder in ihre Rechte einzusetzen. Es handelte sich um eminent politische Erwägungen; es geschah diese Wiederherstellung wahrlich nicht aus einem inneren psychologischen Triebe; es war eine Handlung, und zwar eine Handlung, die recht eigentlich den Stempel der Zeit des Absolutismus an sich trägt, wo man sich um das Gewissen der Einzelnen, um das Recht der Individualität nicht kümmerte.

Ein wirklicher Religionseid zum Schutze des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses ist für das ganze 16. Jahrhundert, also für die eigentlich classische Zeit des Protestantismus, nicht dagewesen; erst im Jahre 1601, in der traurigsten Zeit der sächsischen Geschichte, in der Zeit der schlimmsten absolutistischen Reaction ist der Religionseid eingeführt worden, und er ist damals hervorgegangen aus dem absolutistischen Bestreben nach Uniformität. Es sollte der büreaukratische Geschäftsgang einfach sein, es sollten die aus den theologischen Zänkereien hervorgegangenen Schwierigkeiten aufhören, und es war das Einfachste, daß man einen Eid decretierte, und zwar ward dieser nicht nur decretiert für die Geistlichen etwa und für die Religionslehrer, sondern er ward im weitesten Umfange anbefohlen; auch alle weltlichen Beamten, die

Advocaten, Notare, Oekonomen u. s. w. mußten ihn leisten. Es ist schon an anderer Stelle hervorgehoben worden, daß auch das gesammte Personal der Leipziger Universität ihn ablegen mußte, darunter auch der Universitätskutscher oder, wie er euphemistisch hieß, der Universitätsstallmeister, der aber nicht viel mehr als die beiden Pferde für den Wagen des Rectors zu besorgen hatte. Es war das Streben nach absolutistischer Uniformität, es war derselbe Vorgang, den man ähnlich in absoluten Staaten auch in unserer Zeit sich wiederholen sah, derselbe, der in Rußland gegenüber den Andersgläubigen eingeschlagen worden ist.

Dieser damals in so weitem Umfange eingeführte Eid hat sich lange erhalten; denn das 17. und 18. Jahrhundert waren in vielen Beziehungen lethargisch: das 17. Jahrhundert lag darnieder an dem Jammer des 30jährigen Krieges und an der Depression der Geister, die durch ihn herbeigeführt worden war. Das 18. Jahrhundert erst entfaltete sich allmählig wieder aus dem Innersten des Geistes heraus zu kräftiger Gestaltung auf dem Wege, dessen Ausdruck unsere classische Literatur geworden ist. Und als diese letztere angefangen hatte, ihre Früchte zu zeitigen und weiteren Kreisen zugänglich zu machen, da begannen auch gleich die Versuche, jenen Eid wieder abzustoßen. Im Jahre 1807 ward der Eid abgeschafft für alle in weltlichen Functionen Stehenden, im Jahre 1812 für die Mitglieder der Universität, mit Ausnahme der Theologen, im Jahre 1867 für die Lehrer, mit Ausnahme der Religionslehrer. Wenn ich mich für einen Augenblick in die historische Vogelperspective erheben wollte, so zweifle ich nicht, daß hinter diesen drei Merkpunkten bald ein vierter zu verzeichnen sein wird: Endlich fiel in dem und dem Jahre der ganze Religionseid, der letzte Rest des so unnatürlich aufgezwungenen Eides, der Jahrhunderte lang wie ein Alp die Geister gedrückt hatte. Aber, meine Herren, mit solchen, heute noch utopisch klingenden Prophezeihungen will ich mich hier nicht beschäftigen, ich will die geschichtliche Erörterung hiermit geschlossen sein lassen, und nunmehr direct auf den Gegenstand meines Antrags eingehen, der uns hier beschäftigt.

Ich habe angetragen auf die Entfernung des gegenwärtigen Religionseides, und zwar aus dem Grunde, weil ich es für unnatürlich halte, daß zwischen unser Gewissen und die Quellen unserer Religion sich theologische Elaborate des 16. Jahrhunderts mit einer das Gewissen verpflichtenden und bindenden Macht einschieben. Ich will gleich hier sagen, daß dieser Widerspruch gegen das Dazwischentreten jener theologischen Schriften des 16. Jahrhunderts nicht aus einer Geringschätzung dieser Schriften erfolgt; ich kenne die Literatur des 16. Jahrhunderts ausreichend genug, um ein Verständniß dafür zu haben, und ich stehe nicht an, zu sagen, daß wir es namentlich in der Augustana mit einem classischen Werke zu thun haben, das ein Musterstück innerhalb der theologischen Literatur

des 16. Jahrhunderts genannt werden kann, und ebenso stimme ich gar nicht ein in die verächtlichen Urtheile, die man selbst auf entgegengesetzter Seite über die formula concordiae hören kann. Auch diese ist mir ein ganz respectables und meine Achtung verdienendes Werk. Also nicht auf diesem Grunde, meine Herren, beruht mein Widerspruch, sondern mein Widerspruch beruht principiell darauf, daß es unstatthaft ist, daß zwischen unser Gewissen und die Quellen unserer Religion sich Schriften früherer Jahrhunderte mit das Gewissen bindender Macht einschieben. Und daß eine solche, das Gewissen bindende Macht gegenwärtig noch in dem zu leistenden Eide jenen Schriften zugewiesen wird, ist nicht zu leugnen. Ich glaube, es unterliegt keinem Zweifel, daß die Worte des Eides: „bei der reinen Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche, wie solche in der heiligen Schrift enthalten und in der ungeänderten Augsburgischen Confession dargestellt worden ist", dieser die Bedeutung einer authentischen Interpretation zuweisen. Denn ein Inhalt kommt zu einer faßbaren Objectivität nur durch eine Darstellung, und wenn also der Inhalt der heiligen Schrift gefaßt werden soll, wie er in der Augsburgischen Confession dargestellt ist, so ist dadurch der Augsburgischen Confession, wie ich das nicht anders verstehen kann, die authentische Interpretation der heiligen Schrift zugewiesen worden.

Und so, meine Herren, ist es auch von Seiten des Kirchenregiments aufgefaßt worden. Ich erinnere Sie an den vielbesprochenen Erlaß der in Evangelicis beauftragten Staatsminister vom 17. Juli 1845, wo ausdrücklich gesagt ist: die evangelisch-lutherische Kirche sei gegründet auf den Bekenntnissen, und wo dann daraus sehr weittragende Consequenzen gezogen worden sind. Dieser Erlaß hat seiner Zeit und auch noch später vielfachen und lebhaften Tadel gefunden; aber, meine Herren, der Tadel wandte sich an die unrichtige Adresse. Die Vorwürfe gehörten nicht an die Adresse der Männer, die jenen Erlaß unterzeichnet hatten, sie hatten ihrem Gewissen gemäß gehandelt und hatten nur der Situation den Ausdruck gegeben, der ihr in Wahrheit zukam; der Tadel war nur zu richten an die Adresse des Gesetzes, an jene unnatürliche Nothlage, die in der Gesetzgebung vorhanden war.

Freilich, meine Herren, wenn ich nun lese, was unser verehrter Herr Referent im Berichte unter Nr. 4 sagt, so scheint es fast, als wenn jede Besorgniß, daß dieser Eid ein die Gewissen drückender sein könne, entfernt werde, da heißt es:

„Die älteste Verpflichtung unserer Kirche aus den Tagen der Reformation selbst spricht von der „Uebereinstimmung in der Lehre, wie sie in der Augsburgischen Confession befaßt ist" (consensus doctrinae u. s. w.). Und auch die Verpflichtung, wie sie bei uns in Uebung ist, spricht von der „Lehre, wie sie in der heiligen Schrift enthalten, in der Augsburgischen Confession dargestellt" u. s. w. ist. Die Verpflichtung geht also nicht auf

jedes und alles Einzelne, was in den Bekenntnißschriften steht, nicht auf jede einzelne Beweisführung, nicht auf die wissenschaftlich theologische Ausführung, nicht auf die einzelne Wortfassung, selbst nicht auf Privatäußerungen Luther's oder Melanchthon's, wie sie etwa mit unterlaufen."

Aber, meine Herren, wer sondert denn das Wichtige von dem Unwichtigen? und wie können wir einen Eid abgeben auf einen Complex von Wichtigem und Unwichtigem, wo es nur dem subjectiven Ermessen anheimgestellt wird, das Wichtige und Unwichtige festzustellen? Und weiter lautet der Bericht:

„Allerdings geht die Verpflichtung nicht blos auf den „Geist" des Bekenntnisses, den ein Jeder etwa nach Belieben fassen könnte",

und bald darauf: „aber ebenso wenig natürlich geht sie auf den Buchstaben". Nun, meine Herren, woraus besteht denn ein in Worte gefaßter Satz? Er besteht einmal aus der äußern Form, dem Buchstaben oder, richtiger, dem Wortlaute; denn der Ausdruck „Buchstabe" soll eben nichts Anderes bezeichnen, als den Wortlaut. Und wenn nun der Eid weder auf den Geist noch auf den Buchstaben, das heißt, den Wortlaut gerichtet ist, so weiß ich dann in der That nicht, worauf er gerichtet sein soll, und wenn es daher zum Schlusse des Absatzes heißt: „sondern auf die „Lehre" unserer Kirche, wie sie hier zu klarem und bestimmtem Ausdrucke gekommen ist", so bin ich völlig außer Stande, diesem Schlusse zu folgen, und wenn es nach allen diesen Verclausulierungen endlich gar heißt, die Lehre sei hier zu klarem und bestimmtem Ausdruck gekommen, so fasse ich das nicht und vermag es beim besten Willen nicht zu verstehen.

Also meine Bedenken gegen den Eid sind durch diese Ausführungen nicht gehoben, im Gegentheil. Denn, meine Herren, wenn ich auf irgend eine Formel einen Eid ablegen soll, so muß ich ihn ablegen auf die Interpretation hin, die ihre Verfasser ihr gegeben haben, und im Zweifelsfalle muß ich mich um diese bemühen. Wenn in den symbolischen Büchern von Hölle, Erbsünde, Teufel u. s. w. die Rede ist, so ist es nach geleistetem Eide meine Gewissenspflicht, jene Worte so aufzufassen, wie die Männer, die jene Bücher niedergeschrieben, sie aufgefaßt haben. Ich habe mir nicht etwa mit allerlei symbolischen Erklärungen auszuhelfen. Es ist das ein Mißbrauch, der nur in Folge des dem Geiste aufgelasteten Nothstandes einige Entschuldigung verdienen kann. Aber dieser Nothstand, wie dieser Mißbrauch dürfen nicht in infinitum fortgesetzt werden, sie müssen aufgedeckt und es muß darauf hingearbeitet werden, daß der Nothstand entfernt werde.

Es ist dann von dem Herrn Referenten noch ein anderer Satz aufgestellt worden, der ebenfalls einigermaßen scheinen könnte, die Bedenken gegen die Verpflichtung auf das Bekenntniß in einem den Einzelnen weniger drückenden Lichte erscheinen zu lassen. Ich meine hiermit eine Darlegung unsers verehrten Herrn Referenten außerhalb dieses Berichtes in seinem Werk „Die

Synoden und die Kirchenlehre", in welchem er den Satz aufstellt: „Wenn es sich darum handelt, was christliche Wahrheit sei, so ist die Antwort nur aus der Schrift zu entnehmen; aber wenn es sich darum handelt, was kirchliche Lehre sei, so muß man die Kirche fragen und diese hat ihr Verständniß niedergelegt in dem Bekenntniß."

Da muß ich nun offen gestehen, meine Herren, daß es mir nur darum zu thun ist, was Wahrheit ist, und daß ich mich nur an die Stelle wenden kann, wo die Wahrheit zu suchen ist, und daß mir jedes etwa noch dazwischen Liegende, mag man es eine christliche Kirche oder sonst wie nennen, daß mir das durchaus gleichgiltig ist. Und ich muß es offen aussprechen: wenn ich den heiligen Ort der Kirche betrete und den Geistlichen von der heiligen Stätte herab sprechen höre, so will ich ihn hören mit der sicheren Gewähr, daß er mir sage, was er im innersten Herzen selber für Wahrheit hält, was er nach tief eindringender Erforschung und mit Anstrengung aller Kräfte seines Gemüths und seines Geistes als Wahrheit gefunden zu haben glaubt, und ich will nicht, daß er mir die Lehre irgend eines Andern, und nennte er ihn eine christliche Kirche, vorführe und aus hergebrachten Formeln vorleiere. Käme nun dieser Verdacht, daß meine Voraussetzung getäuscht sei, über mich, so würde jedes Wort des Redenden für meinen Kopf wie für mein Herz verloren sein. Ich möchte glauben, daß ich in dieser Auffassung als Protestant fühle, daß dagegen in der Auffassung des Herrn Referenten von der Kirche etwas ist, was wohl mehr von der katholischen Auffassung als von der protestantischen gelten dürfte. Die katholische Kirche sieht allerdings die Kirche an als ein besonderes Subject, als ein für sich im Besitze von Gnadenschätzen und Gnadenmitteln befindliches Subject. Meiner Ansicht nach ist das in der protestantischen Kirche nicht der Fall; denn die protestantische Kirche, wie ich sie verstehe, ist nichts Anderes als die Summe der protestantischen Bekenner[1]). Eine Kirche als das Entscheidende neben das einzelne Subject zu stellen, erinnert mich an jene Anecdote, die in der Reformationszeit häufig literarisch bearbeitet worden ist und häufig von Seiten der Protestanten gebraucht wurde zur Characteristik und Abweisung des katholischen Kirchenbegriffs: es ist das jene kleine, oft recht anmuthig dargestellte Erzählung von dem Köhler, der, im fernen Walde wohnend und arbeitend, ohne christlichen Unterricht, ohne Berührung mit christlichen Lehrern für sich hin-

1) Im Schlußwort (Verhandlungen &c. S. 609) sagt Z. auf einige Einwürfe des Referenten der Majorität u. A.: „Endlich muß ich zugeben, daß, wenn ich den Ausdruck „Summe der Bekenner" gebraucht habe, ich einen unrichtigen Ausdruck gewählt habe und allerdings in einen scheinbaren Widerspruch zu dem Standpunkte, den ich vertrete, gekommen bin; im Augenblick der schnellen Rede fiel mir aber ein besserer nicht ein." Im Uebrigen ist das kurze Schlußwort von keiner Bedeutung mehr für die Sache. — A. d. H.

lebte und an den nun der Versucher herantritt — es ist verschieden dargestellt —, um ihn durch allerlei verfängliche Fragen zum Bekennen von Irrlehren zu verleiten. Der Köhler aber antwortet regelmäßig, ohne sich auf etwas Weiteres einzulassen: „Ich glaube so, wie die heilige Kirche glaubt." Sie wissen, meine Herren, daß aus dieser Anecdote der Ausdruck „Köhlerglaube" entstanden ist, mit dem wir gegenwärtig, wie mir scheint, einen recht harten Begriff verbinden, so daß wir uns wohl in Acht nehmen würden, selber einem Gegner das Wort zuzuwerfen. Aber ich meine, nach jener Aufstellung, die der Herr Referent hingestellt hat, sind wir unmittelbar an der Grenze dieser Auffassung angekommen.

Doch nehmen wir es einmal an, daß die Einheit und die Reinheit der Lehre sich psychologisch nothwendig entwickelt habe und aus einem inneren Drange heraus mit dem Schutze eines Eides ausgestattet sei; lassen Sie uns die Blicke um uns werfen und uns fragen: wie steht es denn factisch mit dieser Einheit und Reinheit der Lehre? Meine Herren! Der Referent der Majorität hat gesagt, wir wären Männer, die nicht zurückscheuen dürften, offen die Gegensätze auszusprechen und die Wahrheit aufzudecken; er wird auch das, was ich jetzt sagen muß, mir nicht verübeln. Ich frage Sie: Ist unter den protestantischen Theologen, unter den evangelisch-lutherischen Theologen eine Einheit der Lehre wirklich vorhanden? Sie ist es nicht. Und ich spreche nicht im Allgemeinen von sämmtlichen evangelisch-lutherischen Theologen, ich will nur den Kreis ins Auge fassen, der die Einheit und Reinheit der Lehre als wesentlich betont. Ist auf den Universitäten von Erlangen, Leipzig, Rostock, Dorpat die Einheit der Lehre vorhanden? Meine Herren! Lesen Sie die theologischen Zeitschriften der Universitäten und Sie werden schnell darüber im Klaren sein, daß sie nicht vorhanden ist. Und ich gehe weiter. Meine Herren! Für unsere Landeskirche ist die Universität Leipzig die Pflanzschule. Ich frage: Ist an der Universität Leipzig die Einheit der Lehre vorhanden? Nein, sie ist nicht vorhanden. Und auch hier will ich absehen von jenen Männern, die von vornherein die Einheit der Lehre nicht wesentlich betonen; ich will mich an die halten, die dies letztere thun und darin übereinstimmen. Da, meine Herren, haben wir einen Lehrer der Dogmatik, von dem ein im Uebrigen über die Einheit der Lehre mit ihm übereinstimmender Lutheraner sagt: „er habe durch seine Dogmatik seinen Abfall von der Wahrheit des Bekenntnisses vollzogen", und wie ich meine, sagt er das mit Recht; denn auch ich kann die Worte des hier Gemeinten nicht anders auslegen, als daß er durch seine Auseinandersetzung über die lutherische Auslegung der Einsetzungsworte von dem Artikel 10 der Invariata abgetreten ist. Ich sage das nicht, um dem Manne wehe zu thun, ich sage das nicht, um hier Zeter zu rufen; dankbar drücke ich dem verehrten Manne im Geiste die Hand, daß er den Muth gehabt hat, sich den Brutalitäten und den kleinen Bosheiten

seiner früheren Gesinnungsgenossen unerschrocken und ohne Menschenfurcht auszusetzen. Und da, meine Herren, haben wir einen zweiten Lehrer an der Universität, von dem ein anderer, auf derselben Forderung der Bekenntnißtreue mit ihm Stehender sagt: „er stehe nur halb und schwach auf dem Fels des Evangeliums“; und an einer anderen Stelle: „er habe die göttliche Natur Christi den Pantheisten preisgegeben“. Meine Herren! Wer ist dieser Mann? Niemand anders, als unser verehrter Herr Referent.

(Bewegung.)

Und dann, meine Herren, haben wir einen dritten Professor, der am lutherischen Altare Lutheranern, Reformierten und Unierten das Abendmahl ertheilt hat, der damit eine Handlung begangen hat, die nach der Ansicht eines seiner Collegen an derselben Universität eine Sünde gegen die ausdrücklichen Gebote Gottes ist. Und dann, meine Herren, haben wir einen Professor an unserer Universität gehabt, der, als ein Ruf an ihn ergieng, es nicht abgelehnt hat, aus der evangelisch-lutherischen Kirche in die unierte einzutreten.

Meine Herren! Das sind die factischen Verhältnisse. Ich habe sie aufdecken müssen; denn wir müssen hier klar und offen sprechen, wir dürfen uns hier nicht mit allgemeinen Redensarten bekämpfen. Auch bin ich weit entfernt, jene Sachlage zu beklagen oder gar zu mißbilligen oder zu tadeln, im Gegentheil, ich sage: Gott Lob, daß es so ist! Denn Uniformität der Geister ist nur möglich auf einem ganz untergeordneten Zustande der Bildung; in unserer so individuell gesteigerten und auf das Mannigfachste gefärbten Bildung ist sie von vornherein eine Unmöglichkeit. Aber nun frage ich Sie: wenn das der factische Zustand in Betreff der reinen und einen Lehre ist: mit welcher Stirne, meine Herren, sollen wir einen Eid abnehmen auf einen Inhalt hin, der factisch nicht vorhanden ist?

Wenn den symbolischen Büchern die authentische Interpretation der heiligen Schrift zugewiesen wird, so geht das auch — und das ist ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt — über die Ansprüche der symbolischen Bücher selber hinaus. Die symbolischen Bücher, ich möchte beinahe sagen, werden nicht müde, zu erklären, daß sie keine norma, keine regula, kein judex sein wollen, sondern nur ein testimonium. Am allerwenigsten treten die symbolischen Bücher mit der Prätension auf, für alle Zeiten eine feste Grundlage zu sein. Die formula concordiae sagt in dem prooemium zum ersten Theil: „Symbola — und damit sind eben die symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts gemeint mit dem, was in ihnen beschlossen — explicant ac ostendunt quomodo singulis temporibus sacrae litterae a doctoribus, qui tum vixerunt, intellectae et explicatae fuerint,“ das heißt also: die symbolischen Bücher sind ein Zeugniß, sie geben an, wie zu den verschiedenen Zeiten von den Gelehrten, die damals lebten, die heilige Schrift verstanden worden ist. Und in dem prooemium zum zweiten Theile: Hanc confessionem

Augustanam nostri temporis symbolum esse judicamus, d. h.: wir erklären sie für das Symbol unserer Zeit, der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Und in der Praefatio ordinum: „hanc confessionem multae ecclesiae et academiae ut symbolum quoddam horum temporum complexae sunt," dieses Bekenntniß haben viele Kirchen und Academieen wie ein gewisses Symbol unserer Zeiten, der gegenwärtigen Zeiten, angenommen. Also es ist den symbolischen Büchern gar nicht eingefallen, für Jahrhunderte hinaus sich selber eine bindende Kraft zuzuweisen.

Nun meine ich, meine Herren, daß zwischen dem 16. Jahrhundert und unserer Zeit ein derartiger Unterschied ist, daß wir wohl unsere Zeit nicht mehr einzureihen haben in das „nostrum tempus" des 16. Jahrhunderts, nicht in das „hoc tempus" der Concordienformel. Es sind hauptsächlich zwei Momente, die unsere Zeit wesentlich unterscheiden von der des 16. Jahrhunderts. Wir haben einmal einen ganzen Complex von Wissenschaften erlangt, von denen das 16. Jahrhundert, zu der Zeit, als die symbolischen Schriften verfaßt wurden, kaum schon eine Ahnung hatte; das sind die Naturwissenschaften, diejenigen Wissenschaften, die damit umgehen, die Gesetze der Erscheinungen zu ergründen. Von einer derartigen Wissenschaft, die den Causalnexus in den Erscheinungen nachzuweisen bestrebt ist, hatte das 16. Jahrhundert noch keinen Begriff. Sie wissen ja, daß Melanchthon — jedenfalls der durchgebildetste in dem Kreise der Reformatoren, und ohne Frage an humaner Bildung Luther überlegen —, daß Melanchthon noch ein lebhafter Anhänger der Astrologie, der Sterndeutung war, daß wir noch Vorreden von ihm haben, in denen er sich dieser, als einer Wissenschaft, warm annimmt. Sie wissen ferner, wenigstens ein großer Theil von Ihnen wird auch dies wissen, daß wir eine Beschwerde von Melanchthon haben, in welcher er den Schutz der Obrigkeit anruft gegen ein so ruchloses System, wie das Copernicanische sei. Da haben Sie den Charakter des Gedankenkreises, innerhalb dessen jene für ihre Zeit so großen und hochbedeutenden Männer standen, und haben den Beweis, daß wir in einer anderen Zeit, in einem anderen Gedankenkreise stehen. Und ein zweiter, hier wesentlich in Betracht kommen, der Unterschied unserer Zeit von der des 16. Jahrhunderts, meine Herren ist der, daß gegenwärtig die Kritik der Ueberlieferung zu einer bestimmten Wissenschaft mit einer bestimmten Methode geworden ist. Von einer geschichtlichen Kritik kannte das 16. Jahrhundert zu jener Zeit noch nichts. Ich brauche Sie nur an die gefeierten Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts zu erinnern, an Männer wie Caspar Bruschius, Wolfgang Lazius, Aventin, um Ihnen vorzuführen, daß von einer wissenschaftlichen Methode der geschichtlichen Quellenkritik damals noch nichts vorhanden war. Seit ungefähr hundert Jahren und völlig erst in diesem Jahrhundert haben wir eine den Forderungen der Wissenschaft zu entsprechen bemühte Methode der Quellen-

kritik, und der menschliche Geist hat das Recht und die Pflicht, diese Wissenschaft der Quellenkritik auch auf die liebsten und werthesten Bücher, ja, auf sie ganz besonders, anzuwenden.

So, meine Herren, stehen wir gegenwärtig in einer andern Zeit, und es ist nicht zu verwundern und beruht nicht auf künstlich gemachten und herbeigeholten Schwierigkeiten, nicht auf eitlen Agitationen, wenn wir uns gedrückt fühlen durch Formeln, die mit bindender Kraft uns aufgelegt sind und die einer Zeit angehören, welche kaum in einem einzigen wichtigen Punkte ganz mit den Gedankengängen unserer jetzigen Zeit übereinstimmt.

Wenn nun die symbolischen Bücher sagen, daß sie nur ein Zeugniß für ihre Zeit sein wollen, nur ein testimonium nostri temporis, horum temporum, so könnte zunächst der Gedanke nahe liegen, daß wir nun gegenwärtig uns neue symbolische Schriften machen sollten. Es ist ja wohl diese Richtung auch eingeschlagen worden. Wenn ich nicht irre, ist die Pfälzer Synode in dieser Weise vorgegangen. Ich würde hiergegen meinen vorher ausgesprochenen Ansichten nach von vornherein sein müssen, weil meines Erachtens das ganze Gebiet der dogmatischen Fragen nur der wissenschaftlichen Forschung und nicht der Formulierung überwiesen werden soll. Aber ich glaube auch, es ist unsere Zeit überhaupt nicht dazu angethan, neue Symbole zu machen.

(Bravo!)

Wir haben gegenwärtig ein ganz anderes und zuverlässigeres Mittel, um die Wahrheit zu sichern und Ausschreitungen zu überwachen, d. i. die Macht der sich selbst controlierenden und sich selbst kritisierenden Wissenschaft und die Macht der öffentlichen Bildung, und mit dieser kommen wir viel weiter und sichern wir die Wahrheit viel mehr, als durch alle kirchenpolizeilichen Bestimmungen, durch Formulare, Gelöbnisse und Eide.

Das sind die Gründe, weshalb ich den gegenwärtigen Religionseid, wie ich ihn nicht anders habe deuten können, für unsere Zeit nicht mehr für angemessen halte und den Wunsch hege, daß er jedenfalls durch eine andere Formel ersetzt werde.

Erlauben Sie mir nun, meine Herren, daß ich zu der Formel komme, die ich vorgeschlagen habe. Ich will zuerst erwähnen, daß, was die Form betrifft, ich die Form des Eides beibehalten und sie nicht durch die Form des Gelöbnisses ersetzt habe. Ich habe das bei der Entwerfung absichtlich gethan; denn es ist mir gewesen, als wenn man sehr häufig, indem man die Form des bloßen Gelöbnisses wünschte, dabei den Gedanken hegte, man könnte über einen bedenklichen Inhalt durch die mildere Form des Gelöbnisses leichter hinwegkommen, und diesem Mißverständniß oder, ich möchte vielmehr sagen, Mißbrauche wollte ich auf's Schärfste entgegentreten. Meiner Ansicht nach soll kein Versprechen angelobt werden, das nicht auch beschworen werden kann. Das war für mich der Grund dafür, daß ich am Ende die gewöhnliche

Schwurformel beibehalten habe. Wir leisten gegenwärtig ja noch sehr viele Eide, allerdings wohl mehr, als gut ist. Aber so lange noch jeder Büreauschreiber vereidigt wird, warum soll da nicht auch der Geistliche vereidigt werden können in dem Augenblicke, wo er in den schönsten und herrlichsten Beruf eintritt, den zu gewähren das Leben im Stande ist? Aber ich bin damit durchaus einverstanden, wenn von der andern Seite die Form des Gelöbnisses vorgezogen werden sollte, und ich würde es ganz angemessen finden, wenn gerade die Geistlichen in Hinblick auf die Worte des Erlösers die Ersten wären, die die Zahl der Schwüre verringerten und auf diese Weise mit gutem Beispiel vorangingen. Also, meine Herren, ich halte es für eine Frage untergeordneten Ranges, ob Schwur oder Gelöbniß, wenn nur der Inhalt so ist, daß er auch den Schwur erträgt. Ich gehe nun auf den Wortlaut über: „Ich gelobe vor dem Angesichte Gottes". Ich habe hier absichtlich einen bildlichen Ausdruck gehobenerer Redeweise gewählt. Er schließt sich an die reformierte Verpflichtung, die übrigens eine bloße Amtsverpflichtung ist, an und ich glaubte, durch diesen Ausdruck der erhöhten Stimmung des jungen Geistlichen bei der Ablegung des Eides mehr Ausdruck zu geben. Ich meine, die Stunde der Verpflichtung für einen Geistlichen muß die erhebendste und schönste seines ganzen Lebens sein, und da muß es seiner Stimmung ganz entsprechen, aus dem großen Schatze des Bilderreichthums unserer heiligen Schrift einen Ausdruck entnehmen zu dürfen, der es ihm klar vorführt, daß er mehr, als zu anderer Zeit, gerade in diesem feierlichen Augenblicke das Gefühl hat, vor dem Angesichte Gottes zu stehen. Nun „das Evangelium von Christo . . . zu verkündigen". Hier, meine Herren, komme ich auf den Hauptpunkt meiner Formel, indem ich „Lehre" entferne und „das Evangelium von Christo" anstatt dessen eingeführt habe. Ich habe es aus einem doppelten Grunde gethan: einmal, weil „Lehre" viel zu beschränkt ist für den Inhalt des Christenthums. Ich habe vorher schon gesagt: Das Christenthum giebt uns nicht eine Lehre, sondern eine Person, die zwar auch gelehrt hat und von der uns viele der herrlichsten Belehrungen überliefert sind; aber alle diese Lehren haben ihre volle Bedeutung nicht in sich allein, sondern wir müssen sie hineinstellen in den Kreis jener Persönlichkeit, müssen sie einreihen in das großartige und erhebende Bild von dem Stifter unserer Religion, um erst von da heraus die volle, tiefe Bedeutung derselben zu gewinnen. Das ist also der eine Grund: „das Evangelium von Christo" greift viel weiter, als die „Lehre", und jener Ausdruck scheint mir das Wesentliche des Christenthums edler und bedeutender zu fassen, als dieser. Dann aber zweitens, meine Herren, mit dem Ausdruck „Lehre" stehen wir wieder bei den Bekenntnißschriften und ihrer bindenden Gewalt; denn Lehre muß in den Sätzen zusammengefaßt und zusammenhängend dargestellt sein; das ist sie in der heiligen Schrift nicht, folglich müssen wir diese Zusammenstellung an anderer

Stelle suchen und so haben wir unmittelbar wieder die symbolischen Bücher.

Ich gehe weiter: Das Evangelium von Christo, „wie uns dasselbe im neuen Testamente überliefert ist“. Ich habe das neue Testament genannt, weil die Ueberlieferung des Evangelii von Christo wesentlich doch im neuen Testament enthalten ist und weil das alte Testament, soweit es hierher gehört, durch die Andeutungen im neuen Testamente selber als dazu gehörig gegeben ist, indem dies als Erfüllung des früheren von Christus selbst bezeichnet wird. Ich hatte allerdings, als ich diese Stelle formulierte, auch den Nebengedanken, daß ich einem sehr häufig vorkommenden und meiner Ansicht nach nicht wissenschaftlich begründeten Verfahren entgegentreten wollte, nämlich dem, die aus der allgemeinen Messiasidee des Judenthums hervorgegangenen Prophezeihungen auf das Erscheinen des Messias gleich direct als sicher eingetroffen auf die Darstellung des neuen Testaments zu beziehen. Ich bin aber, meine Herren, weit entfernt, wie Sie aus meinen Aeußerungen sehen werden, hierauf zu beharren. Ich habe, wenn ein Antrag eingebracht wird, statt des neuen Testaments „die heilige Schrift“ zu nennen, gar nichts dagegen; ich wüßte nicht, daß ich dadurch meinen wissenschaftlichen Ansichten irgend etwas vergäbe. — „Nach meinem besten Wissen und Verständniß.“ Diese Worte sind von mir so gefaßt, um der Quellenkritik des neuen und alten Testaments den vollen und ungehemmten Eintritt in die theologische Wissenschaft zu verschaffen. Ich bin der Ansicht, daß Männer wie Reimarus, Lessing, David Strauß immer noch Christen sind und daß wir die Formen, in die wir unser Christenthum umgrenzen wollen, nicht so fassen dürfen, daß sie außerhalb desselben zu stehen kommen. Es ist mir allerdings bei Berathung des Ausschusses die Frage entgegengeworfen worden, ob ich denn David Strauß auch etwa als Geistlichen anstellen würde? Ich gestehe, das ist allerdings eine von den Fragen, die Einen in Verlegenheit setzen können;

(Heiterkeit)

aber ich würde doch eine Antwort wohl darauf zu geben vermögen. Ich würde zunächst wiederholen, was ich schon in der Ausschußsitzung sagte, daß ich es vor Allem von seinem eigenen Willen würde abhängen lassen, und dann würde ich den genannten Gelehrten, wenn ich ihn anzustellen hätte, allerdings nicht in eine Dorfgemeinde unter die Bauern senden; aber kein Bedenken tragen, ihn etwa zu einem Universitätsprediger zu ernennen . . .

(Widerspruch in der Versammlung.)

Es ist das meine Ansicht, meine Herren; wenn ich Sie durch Aussprechen derselben verletzt haben sollte, so seien Sie doch überzeugt, daß die Absicht, zu verletzen, mir ganz fern gelegen hat. Ich meine aber, wir müssen uns gegenseitig den Standpunkt, den wir einnehmen, klar machen; wir sind ja nicht hier, um uns unter einander zu zanken, sondern um uns gegenseitig

klar auseinander zu setzen, wie Jeder von uns die Sache ansieht. Also, was ich eben gesagt habe, ist meine Ansicht. Und zumal würde ich, wenn ich etwas in solchen Dingen zu sagen hätte, David Strauß längst zum Professor in einer theologischen Facultät gemacht haben. Meine Herren! Ich sage das in dieser Versammlung mit wohl erwogener Absicht; denn ich halte es nicht für ein ehrendes Zeugniß von der Bildung unserer Zeit, daß ein Mann, der unseren evangelischen Schriften mit einer Ausdauer, mit einem Studium, mit einer Wahrheitsliebe — meine Herren, ich bitte, das nicht gering zu schätzen —, mit einer kühnen Wahrheitsliebe sein Leben gewidmet hat, wie vielleicht kaum ein Zweiter, daß dieser Mann mit seinen durch ehrliches Studium errungenen Resultaten, jeder Forschung, jeder Belehrung weiter zugänglich, wie ein Geduldeter, fast wie ein Geächteter sich, ich möchte fast sagen: an den Wänden herumdrücken muß und aus den Kreisen hinausgewiesen ist, in die er eigentlich durch seine Thätigkeit gehört. Sie sehen, meine Herren, ich gehe darauf aus, Ihnen ganz scharf, mit voller Consequenz das darzulegen, was ich beabsichtige. Ich will nicht durch Ueberlistung und kluge Ueberredung etwas von Ihnen verlangen, ohne daß Sie der Consequenzen meiner Absicht sich bewußt geworden wären. — „Und mit gewissenhafter Berücksichtigung der evangelisch-lutherischen Bekenntnißschriften", also die verpflichtende, bindende Form ist hier entfernt. Ich brauche das nicht weiter zu motivieren; was meine Gründe waren, geht aus dem, was ich früher gesagt habe, ausreichend hervor. Ich meine, von einem gewissenhaften Menschen ist absolut nicht mehr zu verlangen, als was er bei gewissenhafter Berücksichtigung sich abzugewinnen im Stande ist. Wir können einen Eid nicht abnehmen auf mehr, als daß der Geistliche versprechen soll, er wolle halten, lehren und verkündigen, was er nach gewissenhafter Berücksichtigung für sich maßgebend gefunden hat. Man könnte nun sagen: wenn die bindende Form falle, so sei das gleichbedeutend mit der völligen Entfernung der symbolischen Bücher, deren Erwähnung nun eigentlich ziemlich werthlos geworden sei; aber das kann ich doch nicht zugeben. Werthlos ist sie nicht, wenn in den wichtigsten Momenten seines Lebens der junge Geistliche auf sie hingewiesen und ihm zur Pflicht gemacht wird, Zeitlebens von ihnen auszugehen und immer von Neuem mit Gewissenhaftigkeit in Betracht zu ziehen, wie er sich zu ihnen stellen wolle.

Wenn nun, meine Herren, den symbolischen Büchern auf die mir vorgeschlagene Weise die verpflichtende Kraft genommen werden sollte, so bin ich darauf gefaßt, daß mir eine Reihe Einwendungen gemacht werden. Es wird mir zunächst wahrscheinlich gesagt werden: aber dadurch verlieren wir ja das uns Eigenthümliche, wir verlieren dadurch unser lutherisches Bewußtsein, unser Bewußtsein als Lutheraner. Meine Herren! Ich glaube nicht, daß dieser Einwurf gerechtfertigt ist; ich glaube, wir sind durch diese Entfernung der bindenden Verpflichtung auf Schriften, die der Tradition der lutherischen

Kirche angehören, erst recht eigentliche Lutheraner. Das epochemachende Auftreten Luther's bestand ja darin, daß er die katholische Tradition, und zwar eine mehr als tausendjährige Tradition, über den Haufen warf und mit seinem Gewissen sich direct dahin wendete, wo die Quelle unserer Religion liegt, an die heilige Schrift. Lassen Sie uns einfach dieses Beispiel wiederholen, die Tradition, die sich seitdem wieder gebildet hat, nochmals auf das Maß zurückführen, welches ihr jetzt noch zukommt, und lassen Sie uns von Neuem, wie auch Luther es that, Herz und Sinn einzig und allein wenden auf die heilige Schrift. Ich glaube nicht, daß unser lutherisches und protestantisches Bewußtsein dadurch geschmälert werden kann.

Es kann mir dann ein anderer Einwand gemacht werden, und er ist mir schon gemacht worden: „dann hören ja alle Unterschiede auf, und es müssen doch Unterschiede sein". Ich muß gestehen, ich sehe nicht recht ein, warum denn gerade durchaus Unterschiede sein müssen. Es sind mir hierbei oft die bekannten Worte des Apostels Paulus aus dem Corintherbriefe I, 1, 11—13 eingefallen:

„Denn mir ist vorgekommen, lieben Brüder, . . . daß Zank unter Euch sei. Ich sage aber davon, daß unter Euch Einer spricht: ich bin Paulisch, der andere: ich bin Apollisch, der dritte: ich bin Kephisch, der vierte: ich bin Christisch. Wie? ist Christus nun zertrennet? Ist denn Paulus für Euch gekreuzigt? Oder seid Ihr in Pauli Namen getauft?"

Ich habe nie diese Worte lesen können, ohne daß mir die Verhältnisse unserer Zeit gegenwärtig geworden wären; ich habe immer gedacht, wenn heute der Apostel unter uns träte, würde er nicht sagen: „ich sage aber davon, daß unter Euch Einer spricht: ich bin lutherisch, der andere: ich bin katholisch, der dritte: ich bin reformiert, der vierte: ich bin uniert. Wie? Ist Christus nun zertrennet? Ist denn Luther für Euch gekreuzigt? Oder seid Ihr in Lutheri Namen getauft?" Ich meine, daß diese Unterschiede durchaus nicht nothwendig sind, durchaus nicht die Substanz berühren. Für ganz unerlaubt halte ich es nun gar, in einer gewissen künstlichen Weise Unterschiede festzustellen und durch Schwüre festzuhalten, blos um Unterschiede zu haben. Und bleiben nicht immer noch Unterschiede genug schon durch die verschiedenen Verfassungen?

Ein dritter Einwand pflegt zu sein, es würde nun die Willkür der Einzelnen hervortreten und wie werde man geschützt gegen dieselbe? Ich glaube, daß man hier eine Sorge aufstellt, die ganz geringfügig ist. Es wird Niemand darauf ausgehen, Anstoß zu erregen; dafür sorgen schon ausreichend die Bedingungen, unter die die Anstellung und die Beförderung der Geistlichen gestellt sind. Aber ich kann mich auch auf ein Beispiel berufen, auf Gemeinden, in denen bereits eine Bekenntnißverpflichtung nicht mehr stattfindet, und wo dessen ungeachtet durchaus nicht schwarmgeisterische, unwürdige

Erscheinungen zu Tage getreten sind. Das sind die reformierten Gemeinden unseres Königreichs. Für die reformierten Gemeinden besteht keine Verpflichtung auf irgend ein Bekenntniß mehr, und doch herrscht in ihnen ein so würdiger, edler, religiöser Sinn, eine so intelligente Behandlung des Christenthums, daß sie eine große Anziehungkraft ausübt. Es ist doch eine ganz eigenthümliche Thatsache, die wohl zum Nachdenken auffordern sollte, daß, wenn z. B. Leipziger Universitätsprofessoren aus den Gebieten der unierten Kirche kommen und sie sich nun zu entscheiden haben, ob sie sich zur reformierten oder lutherischen Kirchengemeinde halten wollen, fast ohne Unterschied sich entschließen, der reformierten Gemeinde beizutreten, weil sie sich durch die weihevolle und intelligente Pflege des religiösen und christlichen Sinnes, der dort herrscht, besonders angezogen fühlen. Also ich glaube, wir können hieraus schon generalisieren, wir brauchen nicht Furcht zu haben. Und sollten Uebelstände eintreten, so wollen wir es erwarten und werden die Mittel schon in der Gewalt haben, groben Mißbräuchen zu steuern.

Nun, meine Herren, ganz zum Schlusse lassen Sie mich noch mit einem Worte auf die Sachlage zurückkommen; diese ist unleugbar so, daß gegenwärtig die Bekenntnißgläubigen, die Altgläubigen das Recht für sich haben; das Gesetz hält sie gewissermaßen im Besitze; aber dieses Recht ist nicht ein solches, daß das evangelisch-lutherische Bekenntniß mit ihm eo ipso zusammen hinge; denn die evangelisch-lutherische Kirche ist früher gewesen, ehe der Eid eingeführt ward. Der Eid ist eingeführt durch einen Act der Gesetzgebung und kann durch einen entsprechenden Act der Gesetzgebung entfernt und abgeändert werden. Es werden dadurch nicht Neuerungen geschaffen, sondern man könnte sagen: es wird dadurch nur das alte ursprüngliche Verhältniß wieder hergestellt. Das ist ungefähr das, was ich zu sagen habe, und ich will nun erwarten, ob im Laufe der Debatte etwas vorgebracht wird, was mich veranlassen könnte, in meinem Schlußworte noch einmal ausführlich auf die Begründung der von mir vertretenen Ansicht zurückzukommen.

Rede bei der Einweihung des Bundes-Oberhandelsgerichts
zu Leipzig am 5. August 1870.

Reinschrift von fremder Hand, mit eigenhändigen Correcturen des Verfassers. — Acten des Bundes-Oberhandelsgerichts u. d. T.: Verhandelt Leipzig in dem Geschäftslocal des Bundes-Oberhandelsgerichts am 5. August 1870, S. 7—8 (autographiert). — Zeitschr. f. d. gesammte Handelsrecht Bd. XVI, (N. F. Bd. I) S. 164—166. — Entscheidungen des Bundes-Oberhandelsgerichts Bd. 1 (= S.-A. aus d. Ztschr. f. d. gesammte Handelsrecht) S. 12—14.[1])

Gestatten Sie auch mir, Herr Präsident, im Namen der Universität Leipzig Ihnen und dem hohen Collegium, dessen Constituierung wir soeben angewohnt haben, unsere herzlichsten Glückwünsche und unseren frohen Willkommengruß darzubringen.

Das Gericht, an dessen Spitze Sie stehen, Herr Präsident, steht zu den Verhältnissen der Universität nicht in unmittelbarer Beziehung; ja es wendet seine Thätigkeit hauptsächlich Kreisen zu, zwischen deren Interessen und denjenigen, die wir vertreten, nur zu häufig eine Entfremdung stattfindet. Und dessenungeachtet war vom ersten Moment an, wo der Gedanke der Gründung dieses hohen Gerichtshofes aufkam, ehe noch der Name Leipzig's mit ihm verknüpft ward, an unserer Universität unter Alt und Jung das Gefühl verbreitet, als müßte der Tag der Eröffnung desselben ein Festtag im höchsten Sinne auch für unsere Universität sein. Woher dieses Gefühl, Herr Präsident? Gewiß daher, weil es die überkommene Aufgabe der deutschen Universitäten stets gewesen ist und noch heute ist: den nationalen Gedanken, die Einheit unseres Vaterlandes hoch zu halten. Auch in den schlimmsten Zeiten der Zerrissenheit unseres Vaterlandes, in jenen Zeiten, wo ein guter Theil der besten Kräfte unserer Nation vernutzt wurde, um in Haß, Intrigue und bösem Willen einander gegenseitig zu paralysieren und zu nullifieieren, haben unsere deutschen Universitäten stets den Gedanken aufrecht erhalten, daß ihre Heimath nur das ganze große deutsche Vaterland sei, und unsere academische Jugend, schwärmerisch und ideal, wie es der Jugend gebührt, hat nicht Verfolgung und Schmach, nicht Kerker und Todesurtheile gescheut, um den großen Gedanken der deutschen Einheit von Generation zu Generation frisch und lebendig zu erhalten. In der Gründung des Bundes-Oberhandelsgerichts aber glaubten wir einen weiteren und einen bedeutsamen Schritt begrüßen zu können zur Einheit unseres Vaterlandes. Denn wir mußten uns wohl sagen, daß nicht die Einheit der Gesetzgebung allein die nöthige Bürgschaft gewähre,

1) Die der Niederschrift für die Autographierung in den Acten eingefügten Correcturen sind versehentlich oder aus Eile nicht ausgeführt worden, also auch nicht in der Zeitschr. für Handelsrecht und den Entscheidungen. In dem oben gegebenen Texte sind sie natürlich berücksichtigt. — A. d. H.

sondern daß zu ihr die Einheitlichkeit der richterlichen Interpretation hinzutreten müsse, und durch das Gericht ward diese gegeben. Und hierzu trat noch ein anderes Moment, daß nämlich der Staat, von dem der Gedanke zur Gründung dieses Gerichtes ausgegangen, gerade derjenige war, welcher sich am schwersten hineingefügt hatte in die neuen Verhältnisse. So glaubten wir denn in der Gründung dieses Gerichtshofes eine schöne Errungenschaft und ein schönes Symptom begrüßen zu dürfen und wir glaubten, es müsse auch die Universität den heutigen Tag als die Erfüllung ihrer hehrsten Wünsche festlich und feierlich begehen.

Das ist anders gekommen, Herr Präsident, als wir geglaubt hatten, ohne festlichen Jubel verläuft der heutige Tag, denn heute fühlt sich das Herz keines deutschen Mannes in irgend einem Raume zu Hause, den vier Mauern umschließen; heute sind alle unsere Gedanken draußen im Felde, draußen an der Westgrenze unseres Vaterlandes: jede Fiber unserer Empfindungen lauscht heute in der Mitte unserer Heere. Wenn demnach die heutige Feier geräuschloser verläuft, als wir glauben durften, so steht sie darum nicht weniger groß da, so ist der Gedankengehalt, der sich in ihr zusammendrängt, darum nicht weniger bedeutsam. Als diese Versammlung berufen und die gegenwärtige Stunde zur Eröffnung fest gesetzt wurde, ruhte tiefer Friede über Europa; heute kämpft unsere Nation um ihre Existenz, und dessenungeachtet ist auch nicht um eine Stunde die Eröffung dieses hohen Gerichtshofes hinausgeschoben worden. Das, meine ich, ist eine Thatsache von imponierendem Gewichte. Wie schon Sie, Herr Präsident, geäußert haben, sie zeigt, wie — ohne daß wir uns der Prahlerei schuldig machen wollen — doch tief in unserer Brust das feste und einige Vertrauen herrscht, es werde der Herr der Heerschaaren unsere gerechte Sache und unsern bescheidenen Wunsch, auch ein eigenes Volksthum zu besitzen, nicht zu Schanden werden lassen, und es werde bald wieder, nachdem unsere Waffen den Sieg erkämpft, die Zeit eintreten, wo es für Sie möglich sein wird, Ihre, ganz auf den Frieden gerichtete Thätigkeit zu beginnen und mit Erfolg fortzusetzen. So glaube ich denn, daß gerade die heutige, von uns nicht geschaffene Situation, diese stille Eröffnung des hohen Gerichtshofes, während draußen die Geschütze erdröhnen, uns als ein gutes Omen für unsere Zukunft, für die glückliche Ueberwindung der Gefahr, in der heute unser Vaterland schwebt, erscheinen darf. Diesem guten Omen hat der Himmel selbst schon eine Bestätigung verliehen; denn wir haben das Bundes-Oberhandelsgericht eröffnet unter dem erhebenden Eindrucke eines ersten großen Sieges.

Das innige Gebet, Herr Präsident, daß diese ernste, stille Eröffnung Ihres Gerichtes ein gutes Omen sei für die Zukunft unseres Vaterlandes, das ist der Glückwunsch, welchen die Universität durch mich heute dem jungen Institute, welches soeben das Licht der Welt erblickt hat, an die Wiege bringt.

Gott walte, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe!

Anschlag am schwarzen Brett der Universität

aus Anlaß studentischer Demonstrationen beim Ausbruch des Krieges.[1]

Eigenhändiges Concept. — Leipz. Nachrichten Jahrg. X, 17. Juli, S. 1052.

Commilitonen!

Seit vorgestern Mittag haben in unserer Stadt politische Demonstrationen stattgefunden, die in vorvergangener Nacht zur Beschädigung fremden Eigenthums geführt haben. An denselben haben sich, glaubhaften Mittheilungen zu Folge, auch Studierende betheiligt, und es geht das Gerücht, daß die Fortsetzung der Excesse beabsichtigt werde.

So erklärlich nun die Entrüstung ist, von der jene Demonstrationen eingegeben sind, so ist es doch meine Pflicht, die Herren Studierenden daran zu erinnern, daß auch der gerechteste Unwille sich nicht in Formen kleiden darf, die das Gesetz verbietet und die Sitte verurtheilt.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß diese Erinnerung genügen wird, um die Herren Studierenden zu veranlassen, sich an jenen Demonstrationen nicht ferner zu betheiligen. Ich hege das sichere Vertrauen, daß Sie alle

---

1) Von den Reden aus dem Kriegsjahr hat sich leider keine im Wortlaut erhalten; um so weniger mochte ich die hier folgenden Anschläge missen, die sehr bezeichnend sind, und deren Vorgeschichte kurz angedeutet sei. Am 14. Juli, da der Krieg so gut wie entschieden war und die einberufene Jugend sich schon in Leipzig sammelte, brachte die Sächsische Zeitung, das Organ aller derer, die noch auf einen Wiederaustritt Sachsens aus dem Norddeutschen Bunde hofften, einen Artikel etwa mit der Ueberschrift „Müssen sich denn auch die Sachsen todtschießen lassen?", in dem die Verwicklung mit Frankreich als rein preußische Angelegenheit aufgefaßt und die Franzosen direct zum Einfall in Deutschland aufgefordert wurden. Darauf zogen des Mittags an zweihundert Studenten, auch Docenten waren mit dabei, durch die Stadt, confiscierten in allen bekannteren Localen, wo die Zeitung auflag, die Exemplare und verbrannten oder zerrissen sie auf offner Straße; auch vor dem Redactionsbüreau wurde noch demonstriert. Am Spätabend sammelten sich Schaaren vor dem Hause des Redacteurs, Pereats wurden gebracht, Fenster eingeworfen. Auch hieran sollten sich Studierende betheiligt haben. Am folgenden Tage rief der Kreisdirector v. Burgsdorff die s. g. Crawallcommission zusammen, die, aus dem Kreisdirector, dem Militärcommandanten, dem Bürgermeister, dem Rector u. s. w. bestehend, in aufgeregten Zeiten für die Ruhe der Stadt Sorge zu tragen hatte. In dieser Sitzung wurde alles Ernstes verlangt, das Militär einschreiten zu lassen, und nur durch den energischen Widerspruch des Rectors und die Weigerung des Vertreters des Militärcommando's scheiterte dieser Antrag. Um drohendes Unglück im Falle weiterer Ausschreitungen zu verhüten, veröffentlichte der Rector den oben abgedruckten Anschlag, der bei den damaligen Verhältnissen in Sachsen als Ausfluß einer besonders hervorragenden und rücksichtslos vertretenen deutschnationalen Gesinnung angesehen ward und dem Rector die Sympathie nicht nur der Studenten, sondern auch des größten Theils der Leipziger Bevölkerung eintrug. — A. d. H.

ohne Ausnahme ein Benehmen zeigen werden, das dem gewaltigen Ernste der Situation entspricht, in die unser theures Vaterland plötzlich so versetzt worden ist.

Leipzig, den 16. Juli 1870. Der Rector der Universität.
Fr. Zarncke.

Anschlag am schwarzen Brett der Universität

in derselben Sache.[1])

Eigenhändiges Concept. — Leipziger Tageblatt, 20. Juli 1870, 3. Beilage, S. 6748.

Commilitonen!

Aus der gestrigen Versammlung in der academischen Aula heimkehrend, haben Sie, theure Commilitonen, mir vor meiner Wohnung freundliche Zeichen Ihres Vertrauens und Ihrer Zuneigung dargebracht. Leider bin ich abwesend gewesen und habe Ihnen nicht mündlich danken können.

Fast beschämt es mich, daß das Bischen guter Wille, den ich bewiesen habe, da nicht zu verkennen, wo meinem innern Gefühle nach freudigste Anerkennung am Platze war, ausgereicht hat, in Ihnen das Gefühl zu erwecken, als verdiene ich besonderen Dank.

Nehmen Sie vielmehr meinen Dank und lassen Sie mich Ihre Zeichen der Anerkennung als eine Vorauszahlung ansehen, so kurz auch die Zeit ist, während der ich noch die Ehre haben werde an der Spitze unserer Universität zu stehen[2]): bei der Hast, mit der in unseren Tagen die Ereignisse sich drängen, mag noch unser gemeinsam manche ernste und opferschwere Stunde

1) Am 18. Juli Abends hatte in der Aula eine Studentenversammlung stattgefunden, um über die Absendung einer Adresse an Se. Majestät den König von Sachsen und Seine Majestät den König von Preußen, sowie an die österreichischen Studenten zu berathen. Nach Beendigung dieser Versammlung brachten die Studenten ihrem Rector vor seiner Wohnung eine begeisterte Ovation. Ihr Ende fand übrigens die Angelegenheit mit einem Anschlag am Schwarzen Brett vom 20. Juli, in dem Z. den Studenten mittheilte, daß der Redacteur der Sächsischen Zeitung, Obermüller, verhaftet sei, sich also fortan nicht mehr in seiner Wohnung befinden werde; deshalb bitte er dringend darum, daß im Laufe der kommenden Nacht keiner der Herren Studierenden die Roßstraße betrete. — A. d. H.

2) Dies traf nicht zu. Wenige Tage später, am 27. Juli, wurde der amtierende Rector (in geheimer Abstimmung) mit 5/6 aller Stimmen für das folgende Jahr (31. October 1870 bis 31. October 1871) wiedergewählt. Dankend nahm er die Wahl an und sprach die Hoffnung aus, daß, wenn er nach Jahresfrist das Rectorat niederlege, sein Blick auf ein großes, glückliches und geeintes Vaterland fallen möge.
A. d. H.

harren. Und da, Commilitonen, vertrauen Sie, daß Sie mich stets in erster Linie finden sollen, wo es gilt, des Vaterlandes Ehre und Wohlfahrt hochzuhalten.

Und, Commilitonen, auch da sollen Sie mich auf dem Posten finden, jetzt und immerdar, wo es gilt, der Interpret der idealen Gesinnung zu sein, die in großen Zeiten unsere Jugend stets beseelt hat.

Gott schütze, Gott erhalte, Gott segne unser theures Vaterland.

Leipzig, den 19. Juli 1870. F. Zarncke,
d. Z. R.

Rede bei'm Rectorbanquet

zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Commilitonen
am 4. August 1871.[1])

Deutsche Allg. Zeitung 1871, Nr. 181, S. 1661—62.

Verehrte Freunde, liebe Commilitonen!

Es ist der Jahrestag der Schlacht bei Weißenburg, an dem wir uns heute hier versammelt haben. Mit dem heutigen Tage beginnt unser Gedächtniß vor uns die Erinnerung an jene Reihe glänzender Waffenthaten wieder aufzurollen, die unsere deutschen Heere in dem mächtigen Kriege, der hinter uns liegt, vor den Augen der erstaunten Welt vollführten.

Unter ihnen ist mancher Tag verzeichnet, der an Furchtbarkeit und Größe des Erfolges den Kampf von Weißenburg hinter sich gelassen hat, und dennoch wird mit dem Namen Weißenburg in der deutschen Geschichte stets ein besonderer Zauberklang verbunden sein. Nicht bloß weil die Siegesfreude noch die alte Frische des ersten Eindruckes an sich trug, der sich kaum erst schüchtern hervorgetraute aus den Gefühlen der Sorge und des Zweifels, sondern ganz besonders, weil in dem Kampfe von Weißenburg gewissermaßen vorbildlich alles vertreten ist, was der gewaltige Krieg im großen uns gewesen und geworden ist.

Bei Weißenburg lernte der übermüthige Friedensstörer zum ersten Male die Schärfe des deutschen Schwertes kennen; dort wurde ihm, der einen be-

1) Zu den Verdiensten Z.'s um die Hochschule gehörte es unter Anderem, daß er nach Beendigung des Krieges den im Felde weilenden Commilitonen eine möglichst frühe Rückkehr aus dem occupierten Lande zu ihren Studien auswirkte. Am 4. August gab er denselben ein Festmahl, dessen Andenken sich noch auf lange Jahre unter dem Namen des „Rectorbanquets" erhalten hat. Auch eine griechische Zeitschrift, die in Triest erscheinende „Klio", brachte eine genaue Schilderung des Festes mit einer Uebersetzung der Rede des Rectors (Leipziger Tageblatt 1871, Nr. 248). — A. d. H.

quemen Siegeszug geträumt hatte durch die deutschen Gaue bis in unseres Reiches Hauptstadt, noch im eigenen Lande das erste gebieterische Halt! entgegengerufen; dort bei Weißenburg vollzog sich, was lange unsere Nation ersehnt hatte, die Vereinigung des Nordens mit dem Süden, wie mit einem Zauberschlage, und der Feind, der uns ganz auseinanderzureißen gemeint hatte, mußte uns unaufhörlich zusammenkitten mit dem eigenen Blute, und bei Weißenburg führte die deutschen Heere, des Nordens und des Südens, ein Prinz zum Siege, den der glänzende Ausgang des großen Krieges berufen hat, dermaleinst, so Gott will, mit starker und fester Hand die Geschicke des Nordens wie des Südens zu schützen und zu wahren. So bietet jener Kampf, wie in einem Rahmen, alle Hauptmomente des gewaltigen Krieges.

Und darum habe ich geglaubt, daß dieser Tag wohl geeignet und bedeutsam genug sei, um einen Wunsch in Erfüllung zu bringen, der mir seit längerer Zeit bereits ein wahres Herzensbedürfniß gewesen ist. Denn seitdem ich gewiß geworden war, daß der größeren Zahl nach unsere Commilitonen, die wir vor einem Jahre hinaussandten, um den heiligen Boden des Vaterlandes zu vertheidigen und die deutsche Cultur unserer Nation zu schützen, zu uns zurückgekehrt seien, ist es mein Wunsch gewesen, Sie, meine jungen Freunde, einmal um mich zu sammeln, um Ihnen aus warmem Herzen heraus sagen zu können, mit welcher Liebe, mit welcher Freude, mit welchem Stolze Ihre Alma mater Ihnen gefolgt ist hin zu den Strapazen und Entbehrungen der Märsche und Bivuaks, hin zu den Gefahren und Schrecknissen der Schlachten, und mit welcher Liebe, mit welcher Freude und mit welchem Stolze sie Sie jetzt heimkehren sieht und wieder aufnimmt in ihre Arme.

Sie sehen an den Wänden des Saales die Fahnen, die Farben, die Embleme unserer Universität. Sie sollen Ihnen ein Zeichen sein, daß der heutige Tag ein Freudentag für unsere Alma mater ist, und wenn Sie jetzt zurückkehren zu dem Studium und zu den Büchern, daß es doch nicht die Miene des Schulmeisters ist, die Sie empfängt, sondern daß ein Herz Sie willkommen heißt voll Jugend, voll Frische, voll Poesie, wie sie unverwüstlich fortlebt in unsern Universitäten und von da aus erfrischend ausströmt in alle Kreise des nationalen Lebens. Ihnen mögen sie fast fremd geworden sein, diese Fahnen und Banner, denn ein volles Jahr sind Sie andern Fahnen gefolgt. Wir haben sie uns nicht fremd werden lassen, wir haben sie öfters entfaltet, aber stets dabei Ihrer gedacht, und haben Sie unsern Herzen nahe gefühlt, wie unser Personalverzeichniß Ihre Namen fortgeführt hat zwischen den unserigen.

Als wir das erste Mal die Fahnen entfalteten, feierten wir das Friedensfest mit den Bürgern dieser Stadt; da haben wir sie lustig im Winde flattern lassen, und in fast unübersehbarem Zuge haben wir sie über die Plätze und durch die Straßen der Stadt geführt, und wenn es eine Wirkung in die

Ferne giebt, so müssen Ihnen die Ohren geklungen haben, als wir mit Begeisterung Ihrer gedachten und das heilige Versprechen zu Ihnen hinaussandten, daß wir erhalten und ausbauen wollten, was Sie uns erfochten, das neue deutsche Vaterland.

Und dann haben wir sie ein zweites Mal hervorgeholt. Da haben wir sie nicht lustig flattern lassen, da haben wir sie in stillem, ernstem Zuge hineingetragen in die Kirche unserer Universität und dort an heiliger Stätte haben wir sie feierlich und schmerzlich gesenkt, denn wir haben derer gedacht, die wir vor Jahresfrist mit Ihnen hinaussandten in den Krieg, wie Sie in der Blüthe der Jugend und der Kraft, das Herz voll Liebe, voll Hoffnung und Zukunftsträumen, und die Sie uns heute nicht zurückgebracht haben, denen Sie, fern von der lieben Heimath, von Eltern und Verwandten, den letzten Freundschaftsdienst auf dieser Welt geleistet haben, indem Sie ihnen ihr Grab bereiteten in fremder Erde.

Da sind unsere Gedanken wieder hinausgeeilt zu Ihnen, und an ernster Stelle haben wir uns das ernste Versprechen gegeben, daß jenes Blut nicht umsonst geflossen sein solle, daß nicht einst die Geister der Gefallenen vor unsere Gewissen mit der vorwurfsvollen Frage treten sollten: was habt Ihr gemacht aus dem Schatze, den wir mit unserm Leben Euch erkauften?

Und heute haben wir sie wieder hervorgeholt, jene Fahnen, um Ihnen heute Aug' in Auge und Hand in Hand unser Versprechen zu wiederholen, daß wir nun gemeinsam mit Ihnen fortbauen wollen an dem Glücke des neuerstandenen, aus Blut und Schrecken neuerstandenen Vaterlandes, das Ihr Schwert uns erkämpft hat.

Ja, Commilitonen, nur sagen wollen wir Ihnen, indem wir Sie willkommen heißen, wie stolz wir *auf* Sie sind und wie stolz *durch* Sie, denn von der Pflicht, die Sie erfüllt, und von der Ehre, die Sie errungen, strahlt es zurück auf unsern ganzen Kreis, aus dem Sie hervorgegangen.

Seit es deutsche Universitäten giebt, und diese die geistige Führung der Nation übernommen haben, sind die an ihnen Gebildeten mit Kriegern verglichen worden. Und mit Recht, denn die Männer, die der höchsten Bildung theilhaftig geworden sind, sollen für ihre Mitbürger das Schwert des Geistes führen und sollen niederschlagen mit scharf geschliffener Klinge, was an Mißbräuchen, Gedankenlosigkeit und Engherzigkeit um sie herum wuchert und sich aufbläht.

Darum nennen wir Sie und Sie Sich untereinander „Commilitonen". Seit einigen Jahren aber ist zu dieser Streitbarkeit der academischen Jugend auch in unserem Lande die Aufgabe hinzugetreten, auch jene Waffe zu führen, mit der die Völker in blutigem Ringen einander bekriegen. Und wohl wir alle haben in dieser neuen Verpflichtung eine Erhöhung der Manneswürde und der Mannesehre empfunden. Denn das volle Gefühl des männlichen

Stolzes kann nur der besitzen, der selbst zu vertheidigen vermag, und selbst zu vertheidigen berufen wird, was ihm und den Seinigen werth ist.

An Sie nun, meine jungen Freunde, ist zum ersten Male der Ruf ergangen, diese neue Pflicht in ihrem ganzen Ernste, in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu erproben, und Sie haben Sich so bewährt, daß wir aufrichtiger Bewunderung für Sie voll sind. Wüßten wir auch nicht aus den Berichten und Erzählungen der Augenzeugen, wie Sie den Kameraden voran geleuchtet haben in Kampf und Gefahr, wir müßten es entnehmen aus den schmerzlich langen Listen der aus Ihren Reihen Gefallenen. So, meine Freunde, fällt ein Abstrahl Ihrer Ehren zurück auf den ganzen Stand, dem Sie mit uns angehören, und so geschieht es mit dem Gefühle des Dankes und der Verehrung unsererseits, wenn wir Sie nun unter uns willkommen heißen.

Und nun bitte ich Sie, meine lieben Collegen, und Sie, Commilitonen, denen es nicht vergönnt gewesen ist, den Krieg mitzumachen, machen Sie meine Worte wahr, begrüßen Sie mit mir unsere so siegreich und so ruhmreich zurückgekehrten Commilitonen, indem Sie die Gläser ergreifen und mit mir einstimmen in den Ruf: Unsere heimgekehrten Commilitonen leben hoch!

An die aus dem Felde heimgekehrten Commilitonen.

(Vom schwarzen Brett der Universität Leipzig.)

Abdruck des Original's mit obiger Ueberschrift [in Antiqua], den einzelnen Commilitonen gesandt.

An dem heutigen Vormittage hat eine von Ihnen entsendete Deputation mir in Ihrem Namen zur Erinnerung an jene große, während meines Rectorates von uns gemeinsam durchlebte Zeit ein prachtvolles Album überreicht mit den Photographien der im Kriege gefallenen wie der glücklich aus demselben heimgekehrten Studierenden und der im Felde gewesenen Professoren unserer Universität, alle Bilder doppelt werthvoll durch die beigefügten autographischen Namensunterschriften, selbst bei dem größten Theile der Gefallenen. Es drängt mich, meinem Danke für dieses wahrhaft sinnige und mich im tiefsten Herzen rührende Geschenk, das meine Bemühungen um die Commilitonen weit über Verdienst erhebt, auch an dieser Stelle einen Ausdruck zu geben.

Mit inniger Wehmuth durchläuft mein Blick die lange Reihe der Gefallenen und sieht schmerzlich bewegt so manches bekannte Bild, das der Lauf der Zeit bereits zu umschleiern drohte, zu neuer und frischester Erinnerung in mir erstehen, während so mancher Name, der mich oft und warm beschäftigt hatte, erst jetzt für mich zum individuellen Bilde wird und nun zur Freude des Kennenlernens den Schmerz über den schon eingetretenen Verlust in doppelt ergreifenden Gegensatz stellt; mit freudigem Stolze überschaue ich die stattliche Schaar rüstigster Kämpfer, die ruhmbedeckt zu uns heimgekehrt sind und

die mir hier die Versicherung aussprechen, daß mein Name bei ihnen in freundlichem Gedächtniß fortleben soll. Und es ist mir, indem ich in diesem Kreise von Bild zu Bild blättere, als träten Sie Alle noch einmal vor mich hin zum Handschlage, und diesmal zu einem Handschlage für's Leben, zu dem Versprechen, wie Sie Ihre Brust dem äußeren Feinde des Vaterlandes furchtlos entgegengeworfen haben, so auch fortan, wenn diesem neue und andere Gefahren drohen sollten, seine wackersten Vorkämpfer, des Deutschen Reiches Stützen und Säulen sein zu wollen. So ist es nicht blos die Stimmung ernster und froher Erinnerung an eine gewaltige Zeit, in welcher wir Alle, Lehrende und Lernende, von Einem Gedanken getragen wurden, es ist zugleich die Stimmung einer zuversichtlichen und siegesgewissen Hoffnung, die Ihr schönes Geschenk in mir weckt.

Doch nicht für mich allein kann ich dieses in Anspruch nehmen. Zwar, so lange ich lebe, soll es die Zierde und der Stolz meines Hauses sein, aber ich werde darüber nicht vergessen, daß unsere Alma Mater den Anspruch an dasselbe mit mir theilt, daß seine sinnige Bedeutung weit hinausreicht über die Zeit eines Menschenlebens und über das Interesse eines Einzelnen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß dies Album seiner Zeit ein Kleinod unseres Universitätsarchivs werde, eine schöne Ergänzung zu dem Denkmale, welches wir unseren gefallenen Commilitonen zu setzen im Begriffe sind, und eine erhebende Erinnerung daran, was auch Leipzigs akademische Jugend in den heroischen Tagen, deren Zeugen wir waren, dem Vaterlande gewesen ist.

Leipzig, den 1. März 1872.

Prof. Dr. Fr. Zarncke.

Rede auf Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I.

auf dem Festmahl der Gemeinnützigen Gesellschaft zur Feier der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs, am 18. Januar 1872.

Leipziger Tageblatt 1872, Nr. 20, 1. Beilage, S. 307 und danach Deutsche Allgemeine Zeitung 1872, Nr. 18, S. 171—172.

Hochverehrte Festgenossen! Wir haben uns heute hier versammelt, um in festlicher Stimmung unserer Freude einen Ausdruck zu geben, daß wir endlich berechtigt sind, uns als Bürger eines großen und mächtigen Staates zu fühlen, wir haben uns hier versammelt, um dem Jubel unseres Herzens einen Ausdruck zu geben, daß es uns vergönnt worden ist, zu erleben, was länger als ein halbes Jahrtausend die besten unserer Nation als heißester Wunsch beseelt hat, die staatliche Wiedervereinigung unseres Vaterlandes.

Als im Jahre 1197 nach der glorreichen Regierung Friedrich's I. und Heinrich's IV. der Zwiespalt hereinbrach über unser Vaterland, da richtete

der tiefste und edelste unserer Dichter, Walther von der Vogelweide, die mahnenden Worte an sein Volk:

Oh weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht dein' Ordenunge,
Daß nun die Thiere ihren König han
Und daß deine Ehren also zergahn!
Bekehre dich, bekehre!
Die Fürsten sind zu hehre,
Die kleinen Könige bedrängen dich:
Dem Kaiser setze die Krone auf
Und heiß sie treten hinter ihn!

Der Dichter ahnte wohl nicht, daß seine Worte noch nach mehr als 600 Jahren das Stichwort sein durften, um die Lage des Tages zu bezeichnen. Er ahnte nicht, daß die Vorgänge, die er beklagte, nur der Anfang einer langen heillosen Zeit waren, ja daß weit Schlimmeres seinem Vaterlande bevorstehe. Denn worüber er trauerte, das waren doch nur vorübergehende Differenzen, unheilbar ward der Schaden erst, als die Obhut für das Reich dauernd den Herrschern einer Ländergruppe anvertraut ward, die an der äußersten Peripherie gelegen war, deren Hauptstadt kaum ein paar Stunden von der Grenze entfernt war, wo die aus Asien hereingebrochenen Schaaren ihren Wohnsitz hatten, deren deutsche Bevölkerung fast nur eine Enclave zwischen andersredendən Nationen, zwischen Slawen, Italienern, Magyaren, war. Ein Blick auf die Karte, zumal auf die Sprach- und Völkerkarte lehrt, daß von hier aus, auch bei dem besten Willen, eine Zusammenfassung der Kräfte der deutschen Nation zu einer staatenbildenden Gestaltung unmöglich war. Der Glanz, den die deutsche Krone verlieh, konnte hier nur als Mittel dienen, das eigene Land zu einem mächtigen Reiche zu erheben. Und das ist geschehen; es ist an der Donau ein Reich emporgeblüht, das für mehrere Jahrhunderte in Europa eine gebietende Stellung eingenommen hat.

Aber Deutschland, das diesen Glanz verlieh, hatte damit selbst völlig aufgehört, ein Reich, einen Staat zu bilden. Es war, lange Jahrhunderte bevor die Bezeichnung gefunden ward, in der That schon nichts mehr als ein geographischer Begriff, eine formlose Masse, ein wirres Conglomerat von tausend kleineren und größeren Kreisen, ein wüstes Durcheinander von tausend und abertausend egoistischen Interessen, die einander durchkreuzten und die besten Kräfte der Nation in gegenseitigem Hader verzehrten. Formlos und hülflos, war es die leichtgewonnene Beute seiner Nachbarn, das bequeme, immer bereit liegende Entschädigungsobject, wo es sich in Europa um einen Ausgleich handelte. Wir wissen, wie die Schweiz, wie Elsaß und Lothringen, wie Belgien und die Niederlande vom Reiche abgekommen sind, wir wissen, daß der Schwede einen Theil von Pommern und den besten Hafen der Ostsee

errang, daß zwei deutsche Provinzen dem Dänen gehorchten, daß der Pole seine Herrschaft durch deutsches Gebiet bis an die Ostsee erstreckte. Als der Westfälische Frieden diesen Zustand besiegelte, da war es, wo ein deutscher Dichter seine Leier zertrat und seine Poesie aushauchte in die klagenden Worte:

O Deutschland, nicht mehr deutsches Land,
Häng deine Harfen an die Wand!
Zum Bettler bist du nun gemacht
Und wirst von aller Welt veracht!

Und doch war der Gipfel der Schande noch nicht erklommen. Noch war uns Straßburg nicht geraubt. Bald fiel es, und die Weise wie es fiel, war fast noch verhängnißvoller als der Verlust selbst. Und jetzt wissen wir, daß noch 100 Jahre später in der Hofburg der Plan ausgebrütet ward, und daß halb Europa sich rüstete, ihn mit den Waffen durchzuführen, wonach ganz Ostpreußen an Polen, ganz Pommern an Schweden, der Norden Hannovers bis in das Herz dieses Landes an Dänemark, ein Theil von Westfalen an Holland ausgeliefert werden sollte. Wahrlich, geschah dies, so war es mit dem deutschen Namen zu Ende, für immer zu Ende.

Aber die Vorsehung hatte dafür gesorgt, daß, als die Noth am größten, auch die Hülfe am nächsten war. In jenem Lande jenseits der Elbe, dessen Boden erst in blutigen Kämpfen dem Feinde abgerungen werden mußte, wo der Bauer nur säen und ernten konnte mit dem Ackergeräthe in der einen, mit dem Speere in der andern Hand, wo die Erde ihre Schätze nur dem eröffnet, der sie im Schweiße seines Angesichts und mit eifernster Thätigkeit zu überwinden vermag, wo Energie und Enthaltsamkeit die Grundlagen der Existenz bildeten, da hatte sich aus kleinen Anfängen allmählich ein Staatswesen gebildet, das einst den Beruf erfüllen sollte, Ordnung und Gestalt zu bringen in das Chaos der deutschen Verhältnisse. Wir haben seit lange die Geschichte des Staates bewundert, dessen Grundlagen auf den bürgerlichen Tugenden der Thätigkeit, der Sparsamkeit und der Sittenstrenge ruhten, der an die Energie und Opferwilligkeit seiner Glieder Ansprüche erhob, wie kein zweiter, der ihnen dafür aber auch das Gefühl eines festen Zusammenstehens gewährte, wie kein zweiter. Diesem Staate verdanken wir es, wenn es den Fremden nicht gelang, in Norddeutschland noch festeren Fuß zu fassen, und als jener deutschlandmörderische Plan, von dem ich sprach, betrieben ward, da war er gerade mächtig genug, daß sein großer König mit dem Schwerte dreinschlagen und in einem siebenjährigen Kriege Deutschland retten konnte vor Europa. Und als derselbe Staat mit der Gluth eines Jünglings das Banner der Volksfreiheit, nicht das der Cabinete, in den Kampf getragen hatte gegen den fränkischen Unterdrücker, da war es entschieden, daß fortan der Adler von Fehrbellin und Waterloo seine Schwingen über Deutschland ausbreiten werde

gleichberechtigt und ebenbürtig jenem andern Adler, der so lange Jahrhunderte das Symbol des Deutschen Reiches gewesen war.

Aber damit waren wir eingetreten in eine Periode unserer Geschichte, von der ich nicht weiß, ob ich sie nicht die schmerzlichste und traurigste jenes langen Ringens um die staatliche Gestaltung unseres Vaterlandes nennen soll, in jene Periode, die wir alle noch selbst durchgekostet haben, in die des Dualismus. Denn schmerzlich und traurig und tief in Herz und Gewissen hineingreifend muß ich es wohl nennen, wenn eine edle Nation, von den edelsten Wünschen nach dem edelsten Ziele erfüllt, in dem Urtheile über die Mittel sich in zwei einander ausschließende Richtungen verliert. Wie oft ist es mir wie ein Stich in's Herz gewesen, wenn wir bei unseren Festen mit Begeisterung das Hoch ausbrachten auf Deutschlands Einheit, wenn dann wohl in beseligtem Freudenrausche — denn es galt den tiefsten Wunsch unseres Herzens — der Freund dem Freunde, der Nachbar dem Nachbar um den Hals fiel, und wenn ich mir doch sagen mußte, daß der erste Schritt zur wirklichen Erfüllung dieses Wunsches die ganze so einmüthig jubelnde Versammlung auseinandersprengen und auflösen würde in ein Knäuel sich auf Tod und Leben bekämpfender Feinde, daß jener erste Schritt dem Nachbar die Waffe in die Hand geben würde gegen den Nachbar. Gott sei Dank, diese grausame Nothwendigkeit, ein gnädiges Geschick hat uns wunderbar schnell über sie hinweggehoben: ein kaum siebentägiger Kampf hat genügt, uns jenen Alp von der Brust zu nehmen, den Dualismus zu sprengen und die Einheit unseres Volkes zu garantieren.

Zu garantieren sage ich, noch nicht zu vollenden! Denn es war, als ob die Vorsehung das schönste und edelste Ziel auch nur in der schönsten und edelsten Form in die Wirklichkeit treten lassen wollte. Nicht aus dem Kampfe von Deutschen gegen Deutsche ist die Vollendung unserer Wünsche hervorgegangen, nein, vorher hat uns die Vorsehung noch gemeinsam hinausgeführt in einen heiligen Krieg gegen den übermüthigen Feind, der vor Allem Nutzen gezogen hatte aus unserem Elende und unserer Zerrissenheit, sie hat erst mit dem Blute der Sühne für das, was wir in den Zeiten der Zwietracht gefehlt, uns unauflöslich aneinandergekittet, und dann nach einem Siegeszuge, wie ihn der Dichter des Epos nicht zu entwerfen gewagt hätte, hat sie in dem Thronsaale jenes Feindes dem Führer des deutschen Volkes neben dem Lorbeer die Kaiserkrone auf die greisen Locken gedrückt.

Das ist heute vor einem Jahre geschehen. Seitdem ist das deutsche Volk wieder ein Reich, seitdem hat es wieder einen Kaiser, und seinen eigenen Kaiser. Jubelnd haben wir dies Ereigniß begrüßt, jubelnd begrüßen wir es heute. Aber nicht mit der Stimmung, mit der man am Abende eines erfolgreichen Tages zufrieden und siegesfroh, doch abgespannt, zurückblickt auf das, was man errungen, sondern mit der kräftigen, zukunftsfrohen Stimmung,

mit der man die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßt, der zu bedeutsamer Wirksamkeit hervorruft. Wir wissen, daß die staatliche Einigung nur die Form sein soll, in der wir nun alle die großen Aufgaben unserer Nation auf dem Gebiete der Kirche wie der Gesellschaft mit doppelter Kraft in Angriff zu nehmen und zur Lösung zu bringen haben. Darum lenkt jenes Ereigniß unsern Blick weit mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit, und unser Gebet ist: möge jene Form, möge das so schwer wiedererrungene Reich uns immerdar unverkürzt erhalten werden.

Wenn aber der Deutsche seinem Reiche Heil wünschen will, so wünscht er dies Heil seinem Kaiser. Denn dieser ist ihm das Symbol jenes, und er vermag sein Heil nicht zu trennen von dem seines Reiches. Aber nicht als Symbol bloß richten sich auf ihn unsere Wünsche, nein, mit den Gefühlen des herzlichsten Dankes und der innigsten Verehrung wenden sich unsere Blicke auf ihn. Des herzlichsten Dankes! Denn wir brauchen uns nur an die Jahre 1848 und 1850 zu erinnern, um es uns klar vor die Augen zu führen, wie groß das persönlichste Verdienst unseres Kaisers um die Erfolge ist, die unsere Nation errungen hat, wie er diese mit festem und sicherem Blick ins Auge gefaßt, die rechten Mittel gewählt und die rechten Männer auszufinden und an den rechten Platz zu stellen verstanden hat, um Alles so hinauszuführen zu gutem Ende, wie es geschehen ist. Und der innigsten Verehrung! Ganz gewiß würde es der Kunst und Poesie nicht haben gelingen können, für den Erneuerer der ehrwürdigen alten Institution unseres Reiches eine schönere und edlere Gestalt zu erfinden, als die ist, die uns unser Kaiser bietet. Oder gäbe es ein schöneres und ehrwürdigeres Bild als den Kaiser im Silberhaar, wie er, fast schon über die Grenze hinaus, die dem menschlichen Leben gesteckt zu sein pflegt, selber noch das Schlachtroß besteigt und den Seinigen voranzieht in den gewaltigen Krieg um des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit, wie er Sieg auf Sieg erficht, und nach einem Triumphzuge, wie ihn seit den märchenhaften Zügen Alexander's des Großen die Geschichte nicht zu berichten gehabt hat, doch so schlicht, so einfach, so fromm-bescheiden bleibt? „Welch ein Wunder", schreibt er, „durch Gottes Fügung", und „Preise nur den Herrn für seine Gnade!" Nein, alle Gefühle der Freude und des Stolzes über das, was wir errungen haben, alle Gefühle der Hoffnung auf das, was wir noch zu erringen wünschen, und die Empfindungen des innigsten Dankes und der innigsten Verehrung, wir fassen sie zusammen, indem wir rufen: Heil und Segen herab auf unsern Kaiser! Heil und Segen herab auf unsern greisen Heldenkaiser Wilhelm! Er lebe hoch!

Rede auf Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I.

beim Festmahl der Gemeinnützigen Gesellschaft zur Feier der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs, am 18. Januar 1874.

Leipziger Tageblatt 1874, Nr. 20, S. 360.

Hochgeehrte Festgenossen.

Zum dritten Male sind wir heute hier versammelt, um unserer Freude Ausdruck zu geben über die Wiedervereinigung unserer Nation zu einem Reiche, über die Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserthums.

Was wir an freudigen Erwartungen vor drei Jahren hoffend voraus-nahmen, als uns das lang ersehnte Glück fast über unsere kühnsten Wünsche hinaus gewährt wurde, das hat sich vollaus bewährt. Stark und mächtig steht Deutschland da inmitten Europa's, geachtet und gesucht von den übrigen Staaten unseres Welttheiles, fern von jenen mittelalterlichen Träumen, als gebühre dem Deutschen Reiche eine Obmacht über fremde Staaten, vielmehr fest entschlossen, seine Herrschaft auch nicht einen Zoll breit über die Grenze des Reichs hinaus auszudehnen, aber auch ebenso fest entschlossen, innerhalb dieser Grenze auch nicht einen Zoll breit die Herrschaft zu theilen mit einer anderen Macht, möge nun diese ihre Heerschaaren kleiden in die Rüstung des Kriegers oder in den Talar des Priesters. Und weit über Europa hinaus hat sich der Name und der Ruf unseres Reiches verbreitet bis zu jenen fernsten Ländern des Erdballs, deren Namen wir bisher kaum gehört, bis zu jenen fernsten Städten, deren Namen wir kaum auszusprechen vermögen. Auch dort hat man uns kennen und achten gelernt, und sucht Fühlung und Anknüpfung mit uns zu gewinnen. Und während wir hier unsere Schlachten schlugen und unsere Siege erfochten, haben wir zugleich, ohne es zu wissen, Schlachten geschlagen und Siege erfochten für Tausende und Hunderttausende unserer Stammesgenossen, die über den Erdkreis zerstreut sind, und die ihre persönliche Stellung in demselben Maße gehoben fühlen wie sich die Stellung unseres Reiches gehoben hat; und kaum kehrt aus den fernen Gegenden ein Schiff heim zu den vaterländischen Gestaden, ohne uns ein Echo des Dankes zu bringen von jenen unsern Brüdern. Unser Handel, der uns schon früher eine blühende Handelsmarine, die zu den ersten zählte, geschaffen, hat in den letzten Jahren neuen Aufschwung genommen, und schon sehen wir die handelstüchtigste und handelsmächtigste Nation der Welt mit besorgter Miene unseren Fortschritten auf dem Gebiete des Welthandels folgen, die ernsteste Concurrenz für sich befürchtend. Ja, so groß und aufrecht stehen wir da, daß wir uns kaum noch zurückversetzen können in jene, doch noch so kurz zurückliegende Zeit, wo wir geknebelt, willenlos und verachtet am Boden lagen.

Und doch nicht zu behaglicher und behäbiger Selbstbespiegelung ist die Gründung unseres Reiches für uns das Signal geworden, nein, sie hat uns an die Schwelle der ernstesten und mächtigsten Kämpfe gestellt. Wenn ich von bevorstehenden Kämpfen rede, so denke ich dabei freilich nicht an unsern unruhigen Nachbar im Westen. Ihm gegenüber stehen wir, Gewehr bei Fuß, ruhig und selbstbewußt da, und erwarten unbesorgt, welches Schicksal sich jener selber bereitet wünscht. Wenn ich von Kämpfen rede, so denke ich an Kämpfe im Innern unseres Reiches.

Jenes Ringen gesellschaftlicher Classen miteinander, unserer deutschen Geschichte seit nahezu tausend Jahren nicht fremd, das aber früher fast nur in den enger concentrierten und fester gefügten Gemeindeverbänden, in den Städten, sich entwickelte, hat, seit das Deutsche Reich selber eine enger concentrierte und fester gefügte Gestalt gewonnen, mit großer Schnelligkeit seine Gefechtslinie über den ganzen Umfang unseres Reiches ausgedehnt. Verlassen wir auf einen Augenblick den Standpunct des politischen Parteimannes und versetzen wir uns, vorausgreifend, an die Stelle des Geschichtsschreibers, so werden wir uns nicht verhehlen können, daß dieser einst von unsern Jahren den Beginn ernster und umfassender Kämpfe datieren wird, und daß wir fortan in dem politischen Leben unseres Reiches mit einem neuen Factor werden rechnen müssen. Den Mitlebenden und Mitstreitenden freilich wird es schwer, da eine Berechtigung anzuerkennen, wo zur Zeit noch die Lüge herrscht und wo eine gehässige Schadenfreude ein hämisches Vergnügen daran findet, Alles in den Koth zu treten, was unserer Nation heilig und theuer sein sollte, weil es sie groß und frei gemacht hat. Eigenschaften des deutschen Volkscharacters sind jene häßlichen Züge nicht, und so dürfen wir hoffen, daß, je größer die Zahlen werden, nach denen jene Partei ihre Kräfte bemißt, um so mehr es ihr auch gelingen werde, eine wirklich deutsche Partei zu werden, und jene gehässigen Elemente aus sich zu entfernen, die ihr jetzt, ein Schandfleck auf unserer nationalen Ehre, noch anhaften.

Aber größer noch als dieser sich vorbereitende ist ein anderer Kampf, der schon um uns entbrannt ist, und gefährlicher noch ist ein anderer Gegner: das ist der Kampf gegen Rom, das ist der Gegner im Vatican. Denn gefährlich, besonders gefährlich muß man einen Gegner wohl nennen, der mit incommensurablen Waffen ficht, der seine Stärke auf das baut, worin man sich am wenigsten zu verrechnen pflegt, auf die Schwäche der menschlichen Natur, der seine Wirksamkeit entfaltet in jenen tiefen und dunklen Regionen des Empfindungslebens, wo der Aberglaube wohnt und wohin weder Gründe, noch Urtheil, noch Kritik hinabreichen, ein Gegner, der unfaßbar scheint für die Waffe, sei es das Schwert, sei es das Wort. Möchten unsere katholischen Reichsmitbürger sich doch nicht einflüstern lassen, daß es sich um einen religiösen Kampf, um einen Kampf um liebgewordene Vorstellungen und

Empfindungen handele, möchten sie erkennen, daß der Kampf rein und allein ein eminent nationaler ist, und daß er als ein solcher bereits einmal von dem Instinkt unseres Volkes ensc hieden gewesen ist, entschieden bis hinein in die fernsten Thäler der Alpen und hinan fast an die Gestade des adriatischen Meeres, und daß es nur den grausamsten Verfolgungen, Martern und Hinrichtungen gelungen ist, das Heer der Römlinge über einen Theil Deutschlands wieder zu Herren zu machen. Sollten Sie geneigt sein, diesen Kampf und diesen Gegner zu unterschätzen, wie es dem Aufgeklärten so leicht begegnen mag, so lassen Sie mich Sie erinnern an das Schicksal der arianischen Staaten, jener deutschen Reiche, die dem arianischen Bekenntnisse folgten. Sie alle sind erlegen; und leicht und schnell emporgewachsen ist nur dasjenige Reich, dessen Fürst, mehr schlau als kühn, gleich bei seiner Taufe es verstand, ein Bündniß einzugehen mit dem Bischof von Rom. Das soll uns nicht besorgt machen, denn das Leben der Staaten und die Bedingnngen ihrer Existenz sind heute andere als damals, aber auffordern soll es uns, Mann für Mann einzustehen und uns als feste Phalanx zu schaaren um unser Deutsches Banner.

Also Feinde ringsum und Kampf, ernster mächtiger Kampf überall! Lebhaft stehen wir gerade heute unter diesen Eindrücken, da so eben die Wahlschlacht geschlagen worden ist, zum Theil noch geschlagen wird. Aber muthig und voll Vertrauen gehen wir der Zukunft entgegen, sicher, Alles zu gutem Ende hinauszuführen, so lange uns nur Eins unverkümmert bewahrt wird, das ist der Rahmen unserer nationalen Entwickelung, unser Reich, und der ideale Mittelpunct desselben, sein Schutz und Hort, unser Kaiser.

Von jeher hat der Deutsche das Bedürfniß gefühlt, an der Stelle, wohin ihn die Verpflichtung des Gehorsams wies, auch mit dem Herzen sich zu bethätigen, er hat die Pflicht des Gehorsams erhoben und geadelt zu der Tugend der Treue und der liebenden Hingebung an seinen Fürsten. Gerne hat er die Stelle und das Haupt des Herrn umkleidet mit einem idealen Nimbus, denn er fühlte daraus ein Verhältniß idealer Gegenseitigkeit hervorgehen, in dem er eine Bereicherung seines Gemüthslebens erkannte. So lange wir die Eigenart unseres Volkes zurückverfolgen können, haben Geschichte und Poesie, Wirklichkeit und Phantasie mit einander gewetteifert, wer von beiden die schönsten, die rührendsten, die ergreifendsten Züge von hingebender Treue aufzuweisen vermöge. Und gerne haben auch wir jene schöne Tugend aus den früheren Jahrhunderten mit herübergenommen in unsere Zeit, wo aus dem Diener, dem Untergebenen, dem Unterthanen der freie Bürger des Staats geworden ist; auch wir finden nicht eine Herabsetzung der Manneswürde darin, unseren Fürsten in hingebender Treue und Verehrung zugethan zu sein. Und so haben wir, seit wir unsern Kaiser den unseren nennen durften, ihm nicht bloß ein freudig jubelndes Willkommen entgegen gerufen, sondern wir haben ihm auch die herzlichste und innigste Verehrung entgegen gebracht.

Als wir vor zwei Jahren in diesen Räumen zum ersten Mal unserem Gruß darbrachten, da versuchten wir die Züge zu sammeln, die uns sein Bild so verehrungswürdig und so liebenswerth erscheinen ließen. Wir führten uns vor Augen das Bild des Heldengreises, wie er nach wunderbaren Kriegsthaten und nach märchenhaften Triumphen doch so herzinnig und einfach verblieben war. Wir brauchen heute nicht zurückzugreifen zu jenem Bilde, wieder durch neue Züge ist dasselbe seitdem verschönt unsern Herzen noch näher gerückt worden. Zwar nicht in den Kampf der Bajonette ist uns unser Kaiser wieder vorangezogen, aber vorangegangen ist er uns in einem fast noch härteren Kampf; ja, ich weiß nicht, ob nicht der Geschichtsschreiber dereinst jenen berühmt gewordenen Brief unseres Kaisers für eine größere weltgeschichtlichere That wird erklären wollen als alle Siege auf dem Schlachtfelde. Sehen wir doch schon zu unserer Zeit das stolzeste Volk unseres Erdtheils, das stolze Albion, sich seit Wochen bereiten, um unserem Kaiser durch eine großartige Manifestation seine Huldigung und seinen Dank auszudrücken. Und soll ich noch der kleinen Züge inniger Herzensgüte gedenken, die uns unsern Kaiser so liebenswerth machen, brauche ich hier da an Anderes zu erinnern, als an jene einfachen Worte innigster Theilnahme, die in unser Land gerichtet wurden, als ein schwerer Schicksalschlag Land und Königshaus in Trauer versetzte?

Mit banger Sorge haben wir in den letzten Wochen unseres Kaisers zu gedenken gehabt. Durchliefen doch auch die Straßen unserer Stadt bereits düstere und trübe Gerüchte, die uns fast schon zwingen wollten, das liebe Bild aufzugeben, das uns am Herzen lag. Als wir da erfuhren, daß wir zu früh gebangt hatten, da wird es wohl uns Allen gewesen sein, als sei uns der fast schon Entrissene von Neuem geschenkt worden, und mit doppelter Wärme wird in uns der Wunsch aufgestiegen sein, daß Neuerrungene nun auch noch recht lange unser nennen zu dürfen, und so haben wir dem heutigen Tage, dem Ehrentage unseres Kaisers, entgegengeharrt, um diesem Wunsche für sein Gedeihen einen festlichen Ausdruck zu geben.

Und somit denn zum Schlusse! Hier sind wir versammelt, Männer einer der ersten Städte unseres deutschen Reiches, um in festlicher Stunde und in festlicher Stimmung Zeugniß abzulegen, daß wir immerdar fest und treu und unentwegt halten wollen zum Reiche, und daß wir in herzlicher Verehrung und Hingebung zugethan sind unserem Kaiser; und dieser Gesinnung gewähren wir einen Ausdruck, indem wir rufen: Das erlauchte Oberhaupt unseres Reiches, unser theurer, ehrwürdiger Kaiser Wilhelm lebe hoch!

Verzeichniß der übrigen Schriften

zur

Cultur- und Zeitgeschichte.

Verzeichniß

der in diesem Bande nicht abgedruckten Schriften zur Cultur- und Zeitgeschichte.

(Allgemeine Bildung und ihre Geschichte. Universitäts- und Schulwesen. Wissenschafts- und Gelehrtengeschichte. Buch- und Schriftwesen. Kunst. Culturgeschichte im engern Sinn. Zeitgenössische Cultur und Geschichte.)

Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis inde ab anno MDXXIIII usque ad annum MDLVIIII auctoritate et auspiciis Joannis Pauli de Falkenstein a potentissimo Saxoniae rege rebus ecclesiasticis et institutioni publicae administrandis praefecti edidit Fridericus Zarncke. Anno post conditum Lipsiae studium generale CCCCL post Christum natum MDCCCLVIIII typis et impensis Bernhardi Tauchnitz. (XII, 526 S. Fol.) Mit 2 Tafeln. (Vgl. oben S. 40 fg.).

(**Das Andenken** an ihre in dem Krieg gegen Frankreich für des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit **gebliebenen Commilitonen** feiert in dankbar und schmerzlich bewegter Erinnerung **die Universität Leipzig.** Am 24. Juni 1871. [Druck von A. Edelmann. Nicht im Buchhandel; 1 Exemplar auf der Univ.-Bibliothek in Leipzig]. — Hierin S. 6—15:) **Bericht über die im Kriege gebliebenen Commilitonen.**

Causa Nicolai Winter. Ein Bagatell-Proceß bei der Universität Leipzig um die Mitte des 15. Jahrhunderts. (Vgl. oben S. 58 fg.).

Abhandlungen der phil.-hist. Classe der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften Bd. 12, Nr. 1, S. 1—114.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst an's Licht gestellt. — Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend. Leipzig 1879. Breitkopf & Härtel. (X, 128 S. 8.). (Vgl. oben S. 99 fg.).

Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. (414 S. 4.) Mit 2 Tafeln. (Vgl. oben S. 38 fg.).

Abhandlungen der philol.-histor. Classe der k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften Bd. II, S. 509—922.

Rectoratswechsel an der Universität Leipzig am 31. October 1882. I. Rede des abtretenden Rectors Dr. Friedrich Zarncke. Bericht über das Studienjahr 1881—82. (S. 1—16). Leipzig. Druck von A. Edelmann.

(**Schnippel, E.,** Ueber das Runenschwert des kgl. historischen Museums zu Dresden. — Hierin [ohne Ueberschrift]:) Bemerkungen zu dem Runenschwert d. k. hist. Mus.

Berichte der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-histor. Cl., Bd. 39, S. 127—132.

Die Statutenbücher der Universität Leipzig aus den ersten 150 Jahren ihres Bestehens im Namen der philologisch-historischen Classe der k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften hrsg. v. Friedrich Zarncke. Leipzig 1861. Hirzel. XII, 625 S. gr. 8. (Vgl. oben S. 42 fg.).

Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Characteristik derselben, mitgetheilt von Friedrich Zarncke. Erster Beitrag. Leipzig 1857. T. O. Weigel. (X, 266 S. 8.) (Vgl. oben S. 15 fg.).

Recensionen und Anzeigen im **Literarischen Centralblatt** (Die beigefügten Zahlen bezeichnen nacheinander Jahrgang, Nummer und Spalte des Blattes).

Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Phil.-histor. Abtheilung 1861. 1. Heft. Breslau 1861. 1861, 4, 63.

Acten der Erfurter Universität. Hrsg. von der historischen Commission der Provinz Sachsen. Bearb. von J. C. Herm. Weißenborn. (a. u. d. T.: Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, zc. VIII. Bd.) Halle 1881. 1885, 40, 1349—1350.

Actenstücke über die Thätigkeit der Brüder Grimm im hessischen Staatsdienste, mitgetheilt von E. Stengel. Marburg 1886. 1886, 38, 1324—1325.

Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragendsten politischen Tagesblätter. 32. Jahrgang. Leipzig.-R. 1891. 1891, 29, 987.

Anders, Franz Jul., **Entwurf zu einer allgemeinen Geschichte und Literatur der Stenographie.** Cöslin 1855. 1856, 11, 178.

Andresen, K. G., Ueber Jacob Grimm's Orthographie. Göttingen 1867. 1867, 52, 1488—1489.

Annalen der Typographie, der verwandten Künste und Gewerbe. Hrsg. v. B. Lorck. (Bogen 1—5). Leipzig 1869. 1869, 36, 1071—1072.

Annuaire des cours de l'enseignement supérieur 1882—1883. Paris 1883. 1883, 50, 1764—1765.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums. Neue Folge 1. Jahrg. Juli—December 1853. 2. Jahrg. 1854. Nürnberg. Leipzig. 1855, 28, 445—446.

Archiv für die zeichnenden Künste. Hrsg. v. R. Naumann. 1. Jahrg. 1. Heft. Leipzig 1855. 1855, 29, 466—467.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. I—III. (a. u. d. T.: Publicationen des Börsenvereins d. D. B. Neue Folge zc.) Leipzig 1878/79. 1879, 19, 621—623.

Avenarius, Eduard, An die Bibliographen Deutschlands. Leipzig 1876. 1876, 37, 1243—1244.

Barre, Ernst, **Ueber die Brüderschaft der Pfeifer im Elsaß.** Colmar 1873. 1874, 13, 430—431.

Bauer, Ludwig, **Der deutschen Hochschulen Antheil am Kampfe gegen Frankreich.** Leipzig 1872. 1873, 17, 520—551.

Baumgart, M., **Grundzüge und Bedingungen zur Erlangung der Doctorwürde** bei allen Facultäten der Universitäten des Deutschen Reiches. Berlin 1884. 1884, 28, 964—965.

Derselbe, Die Stipendien und Stiftungen (Convicte, Freitische zc.) zu Gunsten der Studierenden an allen Universitäten des Deutschen Reichs zc. Berlin 1885. 1885, 15, 515.

Bechstein, Reinh., **Die deutsche Druckschrift** und ihr Verhältniß zum Kunststil alter und neuer Zeit. Heidelberg 1884. 1885, 18, 619—620.

Bechstein, Reinh., Die Literatur der Schulprogramme, ihre Verwerthung für die Wissenschaft und ihre Concentration durch den Buchhandel. Leipzig 1864. 1863, 51, 1216—1217.

Bibliothek, die Wolfenbütteler 2c. s. **Heinemann,** O. v., die Herzogliche Bibliothek 2c.

Biedermann, Karl, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. II. Geistige, sittliche und gesellige Zustände. 2, 3. Leipzig 1880. 1880, 34, 1111—1114.

Bildnisse, Dreihundert, und Lebensabrisse berühmter deutscher Männer. Begonnen von L. Bechstein, neubearb. u. fortgeführt v. K. Th. Gaedertz. Die Porträts gezeichnet und geschnitten von Hugo Bürkner. 5. verb. und verm. Auflage. Leipzig 1890. 1890, 45, 1566.

Bindewald, Otto, Zur Erinnerung an Friedrich Karl Ludwig Weigand. Gießen 1879. 1880, 46, 1510.

1) **Bodemann, Ed., Die Handschriften der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Hannover.** Hannover 1867. 2) **Walther, Ph. A. F., Beiträge zur näheren Kenntniß der großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt.** Darmstadt 1867. 1867, 46, 1281—1282.

Derselbe, Leibnizens Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen. Dresden 1883. 1883, 44, 1537—1538.

Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Hrsg. v. A. Ehwald. Gotha 1871. 1891, 21, 724.

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm. Hrsg. von Herman Grimm u. Gustav Hinrichs. Weimar 1881. 1882, 40, 1362—1363.

Briefwechsel, Herder's, mit Nicolai. Im Originaltext hrsg. von Otto Hoffmann. Berlin 1887. 1887, 42, 1445.

F. A. Brockhaus in Leipzig. Vollständiges Verzeichniß der von der Firma F. A. Brockhaus verlegten Werke. Hrsg. von Heinrich Brockhaus. Leipzig 1872/75. 1876, 7, 221.

Buchner, K., Aus den Papieren der Weidmann'schen Buchhandlung. Berlin. 1871. 1871, 2, 42.

Derselbe, Beiträge zur Geschichte des Deutschen Buchhandels. 1. Heft. 1873, 43, 1364—1365, (vgl. 45, 1406: zur Notiz 2).

Burckhardt, Jac., Die Cultur der Renaissance in Italien. 2. durchgesehene Auflage. Leipzig 1869. 1869, 19, 542—543.

Cassel, Paulus, Das alte Erfurter Rathhaus und seine Bilder. Erfurt 1857. 1857, 42, 669.

Catalog der Bibliothek der Cantonal-Lehranstalten in Zürich. Im Auftrage des H. Erziehungsrathes des Eidgenöss. Standes Zürich bearbeitet von O. F. Fritzsche. Zürich 1859. 1859, 23, 370.

Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae Monacensis. III, 3. IV, 1. München 1873/74. IV, 4. Ebenda 1881. 1874, 5, 146—147; 1882, 16, 543.

Chwolson, A., Statistische Nachrichten über die orientalische Facultät der Universität zu St. Petersburg. Mit einem Vorworte von H. L. Fleischer. Leipzig 1864. 1864, 34, 804—805.

Codex diplomaticus universitatis studii generalis Cracoviensis. P. 1. (1364—1440.) Krakau 1870. 1871, 11, 247.

Cori, Joh. Nep., Bau und Einrichtung der deutschen Burgen im Mittelalter mit Beziehung auf Oberöstreich. Linz 1874. 1875, 24, 769.

Charlotte Diede, Die Freundin von W. von Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe hrsg. von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Halle 1884. 1884, 45, 1552.

Dilichius, Wilh., **Urbs et Academia Marpurgensis succincte descripta et typis efformata.** Librum autographum brevibus annotationibus instructum edidit Jul. Caesar. Marburg 1867. 1868, 1, 6.

Distel, Theodor, **Aus Wilhelm von Humboldt's letzten Lebensjahren.** Leipzig 1883. 1883, 21, 717.

Dolch, Oscar, **Geschichte des deutschen Studententhums.** Leipzig 1858. 1858, 7, 100—101.

Ehrenthal, Wilh., **Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung.** Leipzig 1871. 1871, 8, 184—186.

Dasselbe. 5. vermehrte Auflage. Ebenda 1871. 1871, 15, 384—385.

Encyclopädie, Allgemeine, **der Wissenschaften und Künste,** hrsg. v. J. S. Ersch und J. G. Gruber. I. Section. Hrsg. v. Herm. Brockhaus. 98. Theil. Leipzig 1880. — 99. Theil. II. Section. 32. Theil. Ebenda 1882. 1880, 45, 1514—1515 u. 1883, 10, 335—336 [Z. 1 lies: 1514 fg.].

Erdmann, Joh. Ed., **Vorlesungen über akademisches Leben und Studium.** Leipzig 1858. 1858, 8, 125—126.

Ettmüller, L., **Die Frescobilder zu Constanz** (a. u. d. T.: **Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft** in Zürich. Bd. XV, H. 6). Zürich 1866. 1866, 25, 677—680.

Euler, C., **Das Jahndenkmal in der Hasenhaide bei Berlin.** Leipzig 1874. 1874, 35, 1175.

Europa. Chronik der gebildeten Welt. Leipzig 1863. 1863, 8, 189.

Eye, A. v., **Deutschland vor dreihundert Jahren in Leben und Kunst.** Lieferung 1. 2. Leipzig 1857. 1857, 49, 773.

Falke, Jac., **Zur Costümgeschichte des Mittelalters.** Wien 1861. 1862, 7, 115.

Fresken-Cyclus des Schlosses Runkelstein bei Bozen. Gezeichnet und lithographiert von Ignaz Seelos, erklärt von Ignaz Vinzenz Zingerle. Hrsg. von dem Ferdinandeum in Innsbruck. 1858. 1858, 26, 415—416.

Fronius, Fr. Fr., **Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen.** Wien 1879. 1879, 3, 71.

Funck, Heinr., **J. K. Lavater und der Markgraf Karl Friedrich von Baden.** Freiburg i. B. 1891. 1891, 39, 1366.

Gesetze und Verordnungen für die k. k. österreichischen Universitäten, zusammengestellt von H. v. Hankiewicz. Krakau 1868 (seit 1871 im Buchhandel). 1871, 11, 251.

[**Goßler,** Gust. v.]. **Ansprachen und Reden** des königlichen Staatsministers, Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten Dr. Gustav von Goßler. Berlin 1890. 1890, 19, 658.

Graf, A., **Naturgeschichte des Teufels.** Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Jena o. J. 1891, 17, 569—570.

Grimm, Jacob, **Recensionen und vermischte Aufsätze.** 3. Thl. (a. u. d. T.: **Kleinere Schriften,** 6. Bd.). Berlin 1882. 1882, 62, 1424.

Derselbe, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1863. 1863, 50, 1197—1198.

Grimm, Jacob, Deutsche Rechtsalterthümer. 2. Ausgabe. Göttingen 1854. 1854, 37, 591.

Derselbe, Vorreden, Zeitgeschichtliches und Persönliches (a. u. d. T.: **Kleinere Schriften,** 8. Bd.). Gütersloh 1890. 1890, 38, 1340—1341.

Grueber, B., Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale (a. u. d. T.: **Beiträge zur Geschichte Böhmens** III, 2). Prag 1864. 1866, 25, 680—681.

Halm, Karl, Ueber die handschriftliche Sammlung der Camerarii und ihre Schicksale. Sitzungsber. d. k. k. Akademie. München 1873. 1873, 34, 1076.

Haltrich, J., Zur Culturgeschichte der Sachsen in Siebenbürgen. Hermannstadt 1867. 1867, 43, 1199.

Hartfelder, K., Werner von Themar, ein deutscher Humanist. (S. a. a. Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins XXXIII, 1.) Karlsruhe 1880. 1880, 45, 1507.

Hautz, Joh. Fedr., Geschichte der Universität Heidelberg. Nach des Verf. Tode hrsg. von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. 1. Bd. 1.—4. Lieferung. Mannheim 1862. 1862, 51, 1128.

Hefner, O. T. v., Handbuch der theoretischen und practischen Heraldik. 1. Bd. München 1861. 2. Thl. Ebenda 1863. 1862, 6, 93 u. 1863, 11, 245—246.

1) **Heinemann, O. v., Die Herzogliche Bibliothek von Wolfenbüttel.** Wolfenb. 1878. — 2) **Die Wolfenbütteler Bibliothek und das Bibliothekswesen im Herzogthum Braunschweig.** Hannover 1878. 1879, 19, 623—624.

Heinemann, O. v., Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. 1. Abth. 1. Wolfenbüttel 1884. — 2. Ebenda 1886. — 3. Ebenda 1888. — 2. Abth. 1. Ebenda 1890. — 8. Abth. (a. u. d. T.: **Vogel, Die Handschriften nebst den älteren Druckwerken** rc.). Ebenda 1890. 1884, 46, 1614—1615; 1886, 44, 1512; 1888, 41, 1422; 1890, 47, 1649; 1891, 8, 247.

Herder's Briefe an Joh. Georg Hamann. Im Originaltext hrsg. von Otto **Hoffmann.** Berlin 1889. 1890, 20, 708—709.

Hinrichs' Bücherkatalog 1851—1865; bearb. v. Ad. **Büchting** u. Ed. **Baldamus,** Leipzig 1874. 1874, 51, 1710.

Desselben 5jähriger Bücher-Catalog. 5. Bd. 1871—1875. Bearb. von Rich. **Haupt.** Leipzig 1876. 1876, 43, 1435.

1) **Desselben 5jähriger Bücher-Catalog.** 6. Bd. 1876—80. Bearb. R. **Haupt.** Leipzig 1881. — 2) **Desselben Repertorium** rc. Leipzig 1882. 1882, 13, 445—446.

1) **Desselben 5jähriger Bücher-Catalog.** 7. Bd. 1881—1885. Bearb. von R. **Haupt.** Leipzig 1886. — 2) **Desselben Repertorium** rc. Bearb. von Ed. **Baldamus.** Ebenda 1886. 1886, 44, 1535.

Desselben Repertorium rc. Leipzig 1877. 1877, 37, 1263.

Hochmeister, Ad. v., **Leben und Wirken des Martin Edlen v. Hochmeister.** Hermannstadt 1873. 1874, 18, 590—591.

Holland, H., Die Entwickelung des deutschen Theaters im Mittelalter und das Ammergauer Passionsspiel. München 1861. 1861, 18, 297.

Horawitz, Adalbert, **Erasmiana.** I. Wien 1878. 1878, 47, 1535—1536.

Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten. 1. Jahrgang. Hamburg 1884. 1884, 52, 1846.

Jahrbuch, Deutsches Akademisches. 1. Jahrgang. Leipzig 1873. 2. Jahrg. Ebenda 1876. 1875, 42, 1368—1369 u. 1876, 19, 638—639.

Jahres-Verzeichniß der an den deutschen Schulanstalten erschienenen Abhandlungen. I. 1889. Berlin 1890. 1890, 29, 1007.

Keil, Rob. u. Rich., Deutsche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Lahr 1861. 1862, 6, 105—106.

Keller, Ferd., Die Tapete von Sitten. (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XI, 6.) 1857, 14, 222.

Kirchhoff, Albrecht, Die Entwickelung des Buchhandels in Leipzig bis in das zweite Jahrzehnt nach Einführung der Reformation (1539). Leipzig 1885. 1885, 21, 717—718.

Derselbe, Die Handschriftenhändler des Mittelalters. 2. neu bearb. Ausgabe. Leipzig 1853. 1853, 34, 562—563.

Albrecht **Kirchhoff's Bücher-Katalog.** 1. Bd. Leipzig 1857. 1857, 26, 411—412.

Kruse, Fr. v., Allgemeiner biographisch-historischer Fest-Calender für Gebildete und Gelehrte. 1. H. Leipzig 1864. 1864, 5, 118.

Kürschner, Jos., Chronologie des Theaters. (1. Oct. 1875 — 30. Sept. 1876.) 1877, 20, 668.

Derselbe, Jahrbuch für das deutsche Theater. 1. Jahrg. (15. Oct. 1877 — 30. Sept. 1878.) Leipzig 1879. 1879, 3, 86—87.

Derselbe, Deutscher Literatur-Kalender. 5. Jahrg. Stuttgart 1883. 12. Jahrg. Ebenda 1870. 1883, 8, 260—261; 1890, 8, 254.

Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. 1. Jahrg. Nr. 1. Dresden 1887. 1887, 42, 1446.

Langbehn, J., s. **Rembrandt** als Erzieher.

Lange, Konrad, Der Papstesel. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des Reformationszeitalters. Göttingen 1891. 1890, 50, 1735—1736.

Last, Alb., Die Schäden in der literarischen Production Deutschlands. Wien 1879. 1879, 40, 1296—1297.

Laverrenz, C., Die Medaillen und Gedächtnißzeichen der deutschen Hochschulen. 1. Thl. Berlin 1885. 1886, 36, 1228—1229.

Lempertz, H., Bilderhefte zur Geschichte des Bücherhandels und der mit demselben verwandten Künste und Gewerbe. Jahrg. 1. 2. 4—6. 9—13. Köln 1853/65. 1853, 8, 139; 1854, 14, 229; 1856, 13, 210; 1857, 14, 222 1858, 7, 110; 1861, 8, 132; 1862, 6, 107; 1863, 4, 95; 1864, 7, 166; 1865, 35, 927.

Die Lesehalle der deutschen Studenten in Prag 1848—1862. Prag 1862. 1862, 51, 1142—1143.

Liliencron, R. Frhr. v., Ueber den Inhalt der allgemeinen Bildung in der Zeit der Scholastik. München 1876. 1876, 31, 1024—1025.

Loebell, J. W., Gregor von Tours und seine Zeit. 2. verm. Auflage [mit Anmerkungen von Th. Bernhardt]. Leipzig 1869. 1869, 19, 542.

Lorck, Carl B., Geschichte des Vereins der Buchhändler zu Leipzig während der ersten 50 Jahre seines Bestehens 1833—1881. Leipzig 1883. 1883, 10, 334—335.

Derselbe, Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler. 2. Auflage. Leipzig 1868. 1868, 49, 1347—1348.

Lukas, Joseph, Die Presse ein Stück moderner Versimpelung. Regensburg, New-York und Cincinnati 1867. 1867, 37, 1029—1030.

Männer der Zeit. Biographisches Lexicon der Gegenwart. Mit Supplement: **Frauen der Zeit.** Leipzig 1862. 1862, 44, 956—957.

Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386—1662. Hrsg. von Gust. Toepke. 1. u. 2. Thl. Heidelberg 1884/86. 3 Thle. Ebenda 1889. 1886, 22, 757—758; 1890, 21, 726.

Die Matrikel der Universität Rostock. I. Mich. 1419 bis Mich. 1499. Hrsg. von Ad. Hofmeister. Rostock 1889. 1890, 21, 726—727.

Meß-Memorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder. Fastenmesse 1569. Hrsg. von E. Kelchner und R. Wülcker. Frankfurt a. M. 1873. 1873, 43, 1363—1364.

Meyer's neues Conversations-Lexikon. Neue gänzlich umgearb. Auflage. Bd. 1—8. Hildburghausen 1862/64. 1864, 39, 929—930.

Mittheilungen für Autographensammler. Redacteur: Fischer v. Röslerstamm. Nr. 1. Leipzig 1884. 1884, 4, 126—127.

Müller, H. A., Der Dom zu Bremen und seine Kunstdenkmale. Bremen 1860. 1861, 20, 331—332.

Müller, Joh. Georg, Aus dem Herder'schen Hause. Hrsg. von Jac. Bächtold. Berlin 1881. 1881, 24, 842—843.

Museum, deutsches, für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. Begründet von Ludwig Bechstein. Neue Folge. 1. Bd. Hrsg. von Reinhold Bechstein. Leipzig 1862. 1862, 47, 1035—1036.

Museum, Neues Schweizerisches. Bd. 1. Heft 1. 2. Bern 1861. 1861, 10, 162—163.

Mushacke, Ed., Schulkalender rc. XVI. Jahrgang. Berlin 1867. 1867, 31, 861.

Permaneder, Mich., Annales almae litterarum universitatis Ingolstadii olim conditae, inde autem primo hujus saeculi initio Landishutum posteaque Landishutio Monachum translocatae. München 1860. 1861, 17, 272—273.

Pernwerth von Bärnstein, Ad., Beiträge zur Geschichte und Literatur des deutschen Studententhums rc. Würzburg 1882. 1882, 37, 1257.

Petzholdt, J., „Das Buch der Wilden" im Lichte französischer Civilisation. Dresden 1861. 1862, 3, 53—54.

Thomas Platter's Briefe an seinen Sohn Felix. Hrsg. von Ach. Burckhardt. Basel 1890. 1890, 20, 693.

Poponis, magistri Petri, Colloquia de scholis Herbipolensibus. Hrsg. von Geo. Schepß. Würzburg 1882. 1882, 40, 1368.

Portrait-Katalog. 9. Heft. Berlin 1889. 1889, 4, 126—127.

Prutz, R., Menschen und Bücher. Leipzig 1862. 1862, 50, 1113—1114.

Raumer, K. von, Geschichte der Pädagogik. 4. Thl. (A. u. d. T.: **Die deutschen Universitäten.**) Stuttgart 1854. 1855, 42, 670.

Raumer, Rud. v., Der Unterricht im Deutschen. 3. verb. u. verm. Auflage. Stuttgart 1857. 1857, 42, 665.

v. Reinsberg-Düringsfeld, Ida und Otto Freih. v., Hochzeitsbuch. Leipzig 1871. 1871, 6, 137—138.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. v., Culturhistorische Studien aus Meran. Leipzig 1874. 1874, 34, 1122.

Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen [J. Langbehn]. Leipzig 1890. 1890, 8, 252.

Revue Critique d'histoire et de littérature publiée sous la direction de MM. P. Meyer, Ch. Morel, G. Paris, H. Zotenberg. 1. Jahrg. Nr. 1—15. 2. Jahrg. (Nr. 1. 2.) 3. Jahrg. (Nr. 1.) 5. Jahrg. (Nr. 1—9.) 1866, 18, 486; 1867, 5, 135—136; 1868, 6, 146; 1872, 13, 340—341.

Rheinhard, H., Der Kartenzeichner. Ein Hülfsmittel für den geographischen Unterricht in Mittelschulen. Stuttgart 1863. 1864, 13, 294.

Richter, F. Th., Jahrbüchlein zur Geschichte Leipzigs und Kalender zu den Gedenktagen seiner merkwürdigsten Einwohner. Leipzig 1863. 1863, 5, 103—164.

Richter, P. Em., Verzeichniß der Periodica aus den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft im Besitze der k. öffentl. Bibliothek zu Dresden. Dresden 1880. 1880, 34, 1126.

Rückblick auf die Wirksamkeit der Universität Dorpat, s. Statut der Kais. Univ. Dorpat &c.

Ruland, Anton, Zur Geschichte der alten nach Rom entführten Bibliothek zu Heidelberg. Leipzig 1856. 1857, 42, 668

Rundschau, deutsche. Hrsg. von Julius Rodenberg. 1. Jahrgang. 1. Heft. Berlin 1874. 1874, 45, 1500—1501.

Sacken, Eduard Freih. v., Ueber die vorchristlichen Culturepochen Mitteleuropa's und die Quellen der deutschen Urgeschichte. Wien 1962. 1863, 4, 73.

San Marte (A. Schulz), Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters (a. u. d. T.: **Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur** II, 4). Quedlinburg und Leipzig 1867. 1867, 46, 1272—1273.

Scherrer, G., s. Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen.

Schiller's sämmtliche Werke in zehn Bänden. Leipzig, Teschen 1871 [handelt nur über Antiqua- und Fracturschrift]. 1871, 49, 1242—1243.

Schletterer, H. M., Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigerkönige (a. u. d. T.: **Studien zur Geschichte der französischen Musik** II). Berlin 1885. 1886, 22, 772—773.

Schmarsow, Aug., Leibnitz und Schottelius. Straßburg 1877. 1877, 48, 1609—1610.

Schnorr von Carolsfeld, Franz, Katalog der Handschriften der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. 1. Bd. Leipzig 1882. 1882, 42, 1426—1427.

Schmidt, Carl, Die Gottesfreunde im 14. Jahrhundert. Jena 1854. 1856, 10, 149—150.

Schuler-Libloy, Friedr., Aus der Türken- und Jesuitenzeit vor und nach dem Jahre 1600. Berlin 1877. 1878, 4, 109—110.

Schum, Wilh., Beschreibendes Verzeichniß der Amplonianischen Handschriften-Sammlung zu Erfurt. Berlin 1887. 1887, 44, 1511—1512.

Schultz, Alwin, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. 1. Bd. Leipzig 1879. 2. Bd. Ebenda 1880. 1880, 41, 1350—1351 u. 43, 1414.

Dasselbe. 2. verm. und verbess. Auflage. 2 Bde. Leipzig 1889. 1890, 20, 692.

Derselbe, Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen des XII. und XIII. Jahrhunderts. Berlin 1862. 1862, 11, 194—195.

Seifart, Karl, Altdeutscher Studentenspiegel. Bremen 1856. 1857, 11, 163.

Sosnowski, M. E., u. L. Kurtzmann, Katalog der Raczynski'schen Bibliothek in Posen. 3 Bde. Posen 1885. 1886, 14, 477.

Springer, Anton, Paris im dreizehnten Jahrhunderte. Leipzig 1856. 1857, 49, 773.
1) **Statut der Kaiserlichen Universität Dorpat** 1865. Dorpat. — 2) **Rückblick auf die Wirksamkeit der Universität Dorpat.** Zur Erinnerung an die Jahre 1802—1865. Dorpat 1866. 1867, 35, 958.
Steinhausen, Georg, **Geschichte des deutschen Briefes.** Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1. Theil. Berlin 1889. 1889, 24, 837.
Steinthal, H., **Gedächtnißrede auf Wilhelm von Humboldt** an seinem hundertjährigen Geburtstage. Berlin 1867. 1868, 4, 76.
Stintzing, R., **Ulrich Zasius.** Basel 1857. 1857, 27, 425—426.
Strauß, David Friedr., **Gesammelte Schriften.** Eingeleitet rc. von Eduard Zeller. Bonn 1876. 1876, 45, 1500—1501.
Derselbe, Kleine Schriften. Neue Folge. Berlin 1866. 1867, 26, 722—723.
Derselbe, Ulrich von Hutten. Leipzig 1857. 1857, 48, 755—757.
Thienemann, G. A. W., **Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger.** Leipzig 1856. 1857, 42, 669—670.
Thomaschewski, Alb., **Statistische Notizen** für das deutsche Reich. Berlin 1883. 1883, 8, 261.
Thommen, Rud., **Schriftproben aus Handschriften des XIV. bis XVI. Jahrhunderts.** Basel 1888. 1890, 21, 739.
Thorbecke, Aug., **Geschichte der Universität Heidelberg.** Abtheilung I. Heidelberg 1886. 1886, 39, 1349.
Endres Tucher's Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464—1475) mit einer Einleitung und sachlichen Anmerkungen von Friedrich v. Weech, hrsg. durch M. Lexer (a. u. d. T.: **Bibliothek** des Literar. Vereins in Stuttgart LXIV). Stuttgart 1862. 1862, 45, 981—982.
Universitätsmatrikeln, ältere. I. Universität **Frankfurt** a. O. Aus der Originalhandschrift unter Mitwirkung von Georg Liebe und Emil Theuner hrsg. von Friedländer. 1. Bd. (1506—1648). Leipzig 1887. 2. Bd. (1649 bis 1811). Ebenda 1888. (A. u. d. T.: **Publicationen** aus den kgl. preuß. Staatsarchiven Bd. 32 u. 36).
1887, 8, 240 (vgl. 10, 350, Z. 3 fg.) u. 1890, 21, 726.
Universitäts-Almanach, deutscher, für 1859. Leipzig 1859. 1859, 22, 354.
Varrentrapp, C., **Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen** in seiner Zeit. Leipzig 1889. 1890, 20, 693—694.
Unser Vaterland. Land und Leute geschildert für Schule und Haus. Hrsg. von Frdr. Körner. 1. Heft. Leipzig 1854. 1853, 50, 823.
Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen [von G. Scherrer]. Halle 1875. 1875, 16, 524—525.
Verzeichniß sämmtlicher von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften . . . veröffentlichten Druckschriften. Wien 1869. 1869, 19, 558—559.
Vestner, Gg., **Verzeichniß der an den Universitäten** Erlangen, München und Würzburg, dann Berlin, Bonn rc. **existierenden Universitäts-Stipendien.** Erlangen 1890. 1890, 9, 286.
Vogel, Die Handschriften rc. **der Musikabtheilung** der herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel, s. **Heinemann,** O. v., Die Handschriften rc. 8. Abth.
Vogt, Fr., **Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter.** Halle 1876. 1876, 49, 1631.

Wachsmuth, W., Zur deutschen Städtegeschichte. Die Zustände in Hildesheim gegen Ende seiner Selbständigkeit. Nürnberg 1857. 1857, 12, 177—178.

Wackernagel, Wilh., Die Lebensalter. Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte. Basel 1862. 1862, 52, 1153.

Walther, Ph. A. F., s. **Bodemann, Ed.**, Die Handschriften d. k. öff. Bibliothek zu Hannover.

Weber, E. W., Zur Geschichte des Weimarer Theaters. Weimar 1865. 1866, 25, 673.

Weddigen, F. H. O., Ueber die Nothwendigkeit einer Professur für neuere Literatur an den deutschen Hochschulen. Essen 1880. 1880, 41, 1365—1366.

Weigel, T. O., und **Ad. Zostermann, Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift.** Leipzig 1866. 1866, 6, 148—151.

Weinhold, Karl, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 2. Auflage. Bd. 1. 2. Wien 1882. 1882, 43, 1445—1446.

Wiskowatoff, Paul v., Jacob Wimpheling. Berlin 1867. 1867, 31, 849.

Witzleben, C. D. v., Eduard von Wietersheim, ein Lebensbild. Leipzig 1865. 1866, 10, 252—253.

Deutsche Wochenschrift. Hrsg. von K. Gödeke. 1. Heft. Hannover 1854. 1853, 50, 823.

Wülcker, Rich. P., Fünfzig Feldpostbriefe eines Frankfurters aus den Jahren 1870 und 1871. 2. Auflage. Halle 1876. 1876, 49, 1613.

Wustmann, Gust., Aus Leipzigs Vergangenheit. (A. u. d. T.: **Schriften** des Vereins für die Geschichte Leipzigs. Nr. 3.) Leipzig 1885. 1886, 22, 758—759.

Wuttke, Heinrich, Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Hamburg 1866. 1866, 51, 1373—1374.

Dasselbe. 2., bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig 1875. 1875, 1, 26—27.

Zeitschriften-Katalog, deutscher. Leipzig 1873. 1873, 29, 921—922.

Zober, E. H., Zur Geschichte des Stralsunder Gymnasiums. 4. Beitrag. Stralsund 1858. 5. und 6. Beitrag. Ebenda 1859 u. 1860. 1861, 3, 35.

Zur Feier der fünfzigjährigen Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg. 1. Hertzberg, Zur Geschichte der Vereinigung von Wittenberg und Halle. 2. Boehmer, Geschichte der v. Ponickau'schen Bibliothek. Halle 1867. 1867, 31, 862—864.

Anhang.

Reden und Ansprachen
am Sarge Friedrich Zarncke's.

Zur Erinnerung an den Heimgang von Dr. Friedrich Zarncke, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Leipzig. Leipzig 1891. Breitkopf und Härtel. S. 3—20.[1])

Familienfeier
am 16. October 1891, Abends 10 Uhr.

Rede im Trauerhause am offenen Sarge
gehalten von
D. Carl Alfred von Hase,
Königl. Hofprediger zu Potsdam.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab hier keinen Stand,
Der Himmel soll mir werden,
Der ist mein Vaterland.
Hier wall ich bis zum Grabe,
Dort in der ewgen Ruh
Ist Gottes Gnadengabe,
Die schließt all Arbeit zu.

So gings den lieben Alten,
An deren Fuß und Pfad
Wir uns noch täglich halten,
Wenns fehlt an gutem Rath.
Sie zogen hin und wieder,
Ihr Kreuz war immer groß,
Bis daß der Tod sie nieder
Legt' in des Grabes Schoß.

1) Vgl. K. Whistling im Leipziger Tageblatt, 1891, Nr. 331, S. 6793. — R. Bechstein in der Rostocker Zeitung 1891, Nr. 546, 1. Beilage. — R. Kade in der Zeitschrift für den Deutschen Unterricht, VI, S. 367 fg. —

Ich habe mich ergeben
In gleiches Glück und Leid!
Was will ich besser leben,
Hier gilt es Müh und Streit.
Es muß ja durchgezwungen,
Es muß gelitten sein;
Wer nicht hat wohl gerungen,
Geht nicht zur Freude ein. Amen.

In Trauer versammelte, im Herrn geliebte Leidtragende!

Am Abend vor seinem Tode hat unser Herr Christus, als seine Jünger traurig waren, zu Petrus das Wort gesprochen: „Was ich thue, das weißt Du jetzt nicht, Du wirst es aber hernach erfahren.“ Die Jünger konnten sich damals nicht hineinfinden, daß der, welcher ihres Lebens Halt und Heiland war, von ihnen sollte genommen werden. Aber der Ostermorgen ist gekommen, da haben sie es verstanden. So hat auch zu Euch Gott der Herr ein dunkles Wort gesprochen. Auch Ihr könnt Euch schwer dahineinfinden, daß der theure Vater, der vor kurzem noch so lebenskräftig und rüstig war, der das weiße Haar des Alters mit dem blühenden Antlitz des Jünglings verband, der noch vor wenigen Wochen im Kreise der Verwandten heiter und belebend der Mittelpunkt gewesen war, dessen kräftige Natur auch in der Sorgenzeit der Krankheit die Hoffnung der Genesung wach erhielt, nun von Euch genommen ist. Ja der Tod ist ein dunkles Räthsel. Furchtbar schwer muß es sein, an einem Sterbebette oder an einem Grabe zu stehen ohne Glauben, nichts sehen als nur das Auge, das sich für immer geschlossen hat, nichts als das dunkle Grab, ohne die Hoffnung jemals ein geliebtes Angesicht wieder zu sehen. Aber merket wohl auf das Wort des Herrn, der spricht! Was ich thue. Nicht ein Zufall ists, der den Einen abruft und den Andern läßt, nicht die Krankheit ists, die des Todes letzter Grund ist. Es ist der Herr. Und Er spricht: Du weißt es jetzt nicht, aber Du wirst es hernach erfahren. Gott sei Dank, daß wir wissen, daß es ein „hernach“ giebt. Ach wenn das Leben nichts wäre als nur dieser Wechsel von Freude und Leid, von Mühe und Arbeit, dann könnte man fragen, ob das Leben auch dann, wenn es ein glückliches war, der Mühe werth ist gelebt zu werden. Gott sei Dank, daß wir wissen, daß es ein „hernach“ giebt, in welchem alle dunkeln Räthsel sich lösen, wo das hier in Schwachheit, aber in Sehnsucht nach der Erfüllung Begonnene, sich vollenden soll; Gott sei Dank, daß wir das Trostwort des Herrn haben: „Was ich thue, das weißt Du jetzt nicht, Du wirst es aber hernach erfahren.“

Aber nicht nur „hernach“. Schon hier läßt Gott uns seine Zusagen und Verheißungen erfahren. Gottes Wort sagt: „Ein treuer Mann wird

viel gesegnet." Wahrlich ein treuer Mann ist Euer Vater gewesen. Wie treu hat er an der Heimath gehangen, an dem ehrwürdigen Pfarrhause, in dem er aufgewachsen, darin er die ersten tiefen Eindrücke christlicher Frömmigkeit empfangen hat fürs ganze Leben. Wie treu hat er dem Weibe seiner Jugend, die er so früh hat hergeben müssen, die Erinnerung und Liebe bewahrt, treu bis in den Tod. Wie treu ist er den Kindern gewesen, bemüht den Mutterlosen Mutterliebe zu ersetzen, damit sie nichts an Liebe entbehren möchten. Wie hat er treu auch in den späteren Jahren zu den Brüdern und Schwestern gestanden, und noch zuletzt durch die Niederzeichnung der Erinnerungen früherer Generationen sich bemüht den Geist treuer Familienzusammengehörigkeit zu erhalten. Treu war er dem Staat und der Stadt, in der er seinen Wirkungskreis und seine Heimath gefunden hatte. Darum ist er auch viel gesegnet worden. Ja dankbar müssen wir bezeugen, trotz dem Schmerz, den Gott ihm nicht erspart hat, sein Leben und Wirken ist ein reich gesegnetes gewesen.

Wie weithin aber auch sein öffentliches Wirken Anerkennung gefunden hat, wie beredt die Menge der Kränze, die hier an seinem Sarge liegen, davon Zeugniß geben, sein Glück war ihm sein Haus, seine Kinder und Kindeskinder. Gottes Wort sagt: „Der Alten Krone sind Kindeskinder und der Kinder Ehre sind ihre Väter." Ihm ist das Glück geworden seine Kinder nahe bei sich zu behalten. Noch in den letzten Scheidestunden konnte er seinen Töchtern zu beiden Seiten des Bettes die Hände reichen und mit beglücktem Angesichte sprechen: meine lieben guten Kinder. Ihm ist die Freude geworden, auch Kindeskinder heranwachsen zu sehen. Wohl Euch Ihr Kinder, wohl Euch Ihr Enkel, einen solchen Vater und Großvater gehabt zu haben, dessen Gedächtniß auch noch ein Segen bleibt. Vor Andern habt Ihrs, haben wir es erfahren: der Kinder Ehre sind ihre Väter. So haltet sein Gedächtniß fest in treuer dankbarer Liebe. Laßt ihn Euch zum Vorbild werden.

Aber vollen Trost giebt mit der Liebe doch nur der Glaube und die Hoffnung. Für den Tag, an dessen Frühe Euer Vater heimgegangen ist, war die Loosung: „Aus Zion bricht an der helle Glanz Gottes." Frömmigkeit war Eurem Vater ein väterliches Erbtheil. Wie sein Vater den Sinn für das classische Alterthum mit der Liebe zum Heiland verband, so hatten die Ideale unserer deutschen Literatur in seinem Herzen Raum und waren in hoher Bildung versöhnt mit den Grundwahrheiten des Christenthums. Weil Euer Vater festes kindliches und freudiges Vertrauen hatte zu Gott im Himmel, darum konnte er auch getrost dem Tod entgegengehen. Ueber die Lippen des Sterbenden kam das Wort: „Befiehl Du Deine Wege"; auch in das dunkle Schattenthal des Todes konnte er ohne Grauen gehen. So hat auch er das Hineinreichen der Ewigkeit in diese endliche Welt er-

fahren und etwas gespürt von dem, was Gottes Wort sagt: Aus Zion bricht an der helle Glanz Gottes.

Meine Lieben! Schwer bleibt das Scheiden und schwer soll es bleiben. Unser Leben hier auf Erden soll nun einmal nach Gottes Willen nicht eine leichte Sache sein. Das aber ist das Vorrecht, das wir Christen haben, daß wir auch im schwersten Leid nicht ohne Trost und Hoffnung sind. So faßt sie fest ins Herz, diese vier Worte heiliger Schrift, und laßt sie Euch einen Segensgewinn bleiben aus dieser Stunde. Der Herr spricht: Was ich thue, das weißt Du jetzt nicht, Du wirst es aber hernach erfahren. — Ein treuer Mann wird viel gesegnet. — Der Alten Krone sind Kindeskinder und der Kinder Ehre sind ihre Väter. — Aus Zion bricht an der helle Glanz Gottes. Amen.

Trauerfeier

in der Universitätskirche St. Pauli.

Trauerrede

des Universitätspredigers Professor D. Georg Rietschel.

Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lässest sie dahin fahren wie ein Strom, und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet, und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird und verdorret.

Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Laß uns nicht versinken
In des bittern Todes Noth.
Amen.

Geliebte Trauerversammlung!

Was in den letzten Wochen alle Kreise, die unserer Hochschule nahe standen, tief bewegte, das ist zum erschütternden Abschluß gekommen. Was ärztliche Kunst und treue kindliche Liebe und Fürsorge vermochte, um das theuere Leben des edlen Mannes der Wissenschaft unserer Hochschule und insonderheit Euch, Ihr lieben Kinder, Geschwister und Enkel des Entschlafenen zu erhalten, das ist vergeblich gewesen. Wir stehen tief bewegt am Sarge, der die sterbliche Hülle Friedrich Zarnckes birgt.

Gott der Herr hat in dem letzten Halbjahr unsere Hochschule schwer heimgesucht. Springer, Voigt und nun auch Zarncke, welche Verluste sind in diesen Namen für uns enthalten!

Als wir vor wenigen Wochen am Sarge Georg Voigt's standen, da war es Friedrich Zarncke, der den Gefühlen der Collegen Ausdruck verlieh. Unvergeßlich werden jedem, der gegenwärtig war, jene Worte bleiben, da er in seiner unvergleichlichen Frische und Lebendigkeit bewegten Herzens ein Bild des dahingeschiedenen Freundes uns vor die Seele führte, da er uns ein Stück der Geschichte unserer Universität aus schwerer Zeit schilderte. Keiner von uns hätte es glauben können, daß, ehe die neue Arbeit der Hochschule beginnt, er, der ein Bild körperlicher und geistiger Frische bot, dem Freunde zuerst nachwandeln würde, welchem er den warmen Nachruf geweiht hatte.

Wir beugen uns in Demuth unter Gottes Hand.

Was Friedrich Zarncke der Wissenschaft, was er unserer Hochschule insonderheit gewesen ist, davon wird der Mund eines Anderen, berufener als der meine, noch an diesem Sarge Zeugniß geben.

Es ist etwas Großes um die tiefgründende und weitgreifende Arbeit eines Mannes der Wissenschaft, und die Früchte seiner Arbeit bleiben noch lange im Segen. Aber je ernster und tiefer der Gelehrte gräbt, um so weniger wird er sich selbst genug thun. Es bleibt alle Wissenschaft nur ein tastendes Suchen, ein Sichstrecken nach der vollen Wahrheit, und nur im beschränkten Kreise des einzelnen Gebietes kann der Forscher die Schätze schürfen. Wahre Wissenschaft macht demüthig, und jedes Erreichte wird nur zu einer Stufe, von der aus wir um so umfassender erkennen, wie viel uns noch fehlt.

Der wahre Werth eines Menschen liegt nicht in dem Maße des Wissens und Könnens; er hat seinen tiefen Grund in dem, was die innerste Persönlichkeit aus Gottes Reichthum schöpft. „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk." Dies Wort steht in jenem unvergleichlich herrlichem 13. Capitel des ersten Corintherbriefes, dem neutestamentlichen Hohenliede von der Liebe, das also anhebt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

In dieser Stunde, da das Bild des Entschlafenen vor unserm geistigen Auge steht, da ich zu Euch, den Hinterbliebenen, als Diener des Wortes reden soll, laßt mich aus jenem Capitel einige Worte über diesen Sarg schreiben:

1. Cor. 13, 8—10. 12.

Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk,

und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. — Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise; dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

Wie klingt dieses Wort des Paulus von den „Sprachen" und der „Erkenntniß", die aufhören werden, so wunderbar an dem Sarge dieses Mannes, der ein Meister ohne Gleichen in der Erkenntniß der Sprachen war. Und doch —, so hoch Friedrich Zarncke als tiefer Gelehrter und als begeisternder Lehrer stand, noch köstlicher war die Persönlichkeit, in der ein warmes Herz der Liebe schlug. Wer, der dem Heimgegangenen nahe trat, wurde nicht unmittelbar von dieser Persönlichkeit erfaßt? Es lag etwas Sonniges in seinem Wesen, und in seinem Angesicht wie in seinen Worten prägte sich unmittelbar für jeden, der in seine stille Studierstube trat oder ihm im öffentlichen Leben begegnete, die Herzensgüte eines edlen Menschen aus. Die studierende Jugend war so wenig für ihn nur der Hörerkreis der Vorlesungen, daß sein liebevolles Herz stets theilnehmend bei den Freuden und den Nöthen der Gesammtheit, wie jedes Einzelnen, betheiligt war. Wie hat er es verstanden, in jener großen Zeit des Krieges gegen Frankreich, da er zwei Jahre hinter einander das Rectorat verwaltete, als deutscher Mann in der glühenden Liebe zum Vaterlande die Herzen der deutschen academischen Jugend zu entflammen, wie hat er es vor Allem verstanden, das Feuer der Begeisterung in die rechten Bahnen zu leiten!

Es war auch ein barmherziges Herz, das in ihm schlug und jeder Noth sich erschloß. Es ist etwas von dem Worte des Jacobus an ihm zur Wahrheit geworden: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen." Er hatte die erfinderische Liebe, die darnach sann, auch dem Geringsten in oft rührender Weise kleine Freuden zu bereiten und einen Sonnenstrahl in sein Leben zu bringen.

Und wenn alle, die ihm nahe traten oder näher standen, solche Liebe erfahren haben, so habt Ihr Kinder, Ihr Enkel und Geschwister insonderheit unter dem reichen Segen solcher Liebe gestanden. Wie könnte und dürfte ich von dem reden, was Ihr selbst allein im vollsten Maße bezeugen könnt! War's doch, als müßte er in verdoppelter Kraft der Liebe Euch Kindern die früh heimgegangene Mutter zugleich ersetzen.

Es lebte ein tiefer Zug der Pietät in ihm. Er hat Euch, den Geschwistern und Kindern, noch in diesem letzten Jahre ein vollgültiges Zeugniß dieser pietätvollen Liebe, als ein Vermächtniß, übergeben. Jene Aufzeichzeichnungen über den Großvater, den Vater und das elterliche stille Pfarrhaus, in dem er aufgewachsen war, schließen sein ganzes Herz auf. „Wohl

dem, der seiner Väter gern gedenkt!" Unter diesem Wahlspruch zeichnet er das Bild der von ihm geliebten Heimgegangenen und all der Personen, die seine Jugend reich gemacht haben, also daß man vor Allem ihn selbst, der es geschrieben hat, von Herzen lieb gewinnt.

Aber die Liebe, die ihn beseelte, war nicht von jener schwächlichen, weichlichen Art, die sich auf dem Boden eines verschwommenen, haltlosen Gefühlswesens auferbaut. Wenn irgend einer, so war Friedrich Zarncke ein fester Character, der mit aller Entschiedenheit ohne jede falsche persönliche Rücksicht seine Ueberzeugung jedwedem gegenüber vertrat. Als er im Jahre 1871 als Vertreter unserer Leipziger Kirchengemeinden der ersten Landessynode angehörte, da hat er mit einer Entschiedenheit, der es vor Allem darauf ankam, daß keinerlei künstliche Verhüllung in Worten geschah, seine Ueberzeugung männlich vertreten. Es war das charactervolle Streben in ihm, daß Wahrheit und Klarheit vor Allem in den höchsten Fragen des menschlichen Lebens walte, und daß keinerlei Verschleierungen den Unterschied der Ueberzeugungen künstlich verberge.

Aber auch, wo er ohne Scheu seine Ueberzeugungen vertrat, da war es doch immer der Geist der Liebe, die nicht verletzen will, der aus ihm redete. Es war in ihm die Wahrhaftigkeit, die in der Liebe redet, und die Liebe, die die Wahrheit will.

Bei dieser klaren Betonung seiner von den bestehenden kirchlichen Ordnungen mannigfach abweichenden Ueberzeugung lebte doch in ihm ein aufrichtig frommes Gemüth. Das innere verborgene Leben eines Menschen vor Gott liegt allerdings nur klar vor des Herrn Augen da, und Menschen sollen sich wohl hüten unzart an das Licht zu ziehen, was diesem verborgenen Leben angehört. Aber der Entschlafene selbst hat es in seiner schlichten Weise in der Schilderung der glückseligen Zeit im Elternhause ausgesprochen: „Wir Kinder haben von Jugend an den Spruch: „bete und arbeite" üben gelernt, und das Beispiel der Eltern hat reichen Segen über uns ausgeschüttet." Dieser Segen des Elternhauses, dieser schlichte fromme Sinn, ist auch die Grundlage, auf welcher die wahre, echte, sich selbst hingebende Liebe in ihm auferbaut ist.

In Zeiten der Trübsal offenbart sich um so reicher, was Gottes Gnade an einem Herzen wirkt. Jene letzten Wochen, die zwischen den Wänden des stillen Kranken- und Sterbezimmers unter wechselnden Sorgen und Hoffnungen der Seinen und vieler, vieler Anderer verliefen, mußten das echte Bild des nunmehr Heimgegangenen immer reiner und klarer ausgestalten.

„Unter Leiden prägt der Meister
In die Herzen, in die Geister
Sein allgeltend Bildniß ein."

Es ist eine furchtbar schwere Zeit gewesen, die Ihr Kinder des Entschlafenen in den letzten Wochen durchlebt habt, aber Ihr selbst habt es unter Thränen mir bezeugt, daß es doch zugleich eine köstliche Zeit war, deren Segen Ihr nicht missen möchtet, weil das verklärte Bild des Vaters, dieses Bild der Liebe, die nur an Andere dachte, das Bild der stillen Heiterkeit, der Geduld und frommen Ergebung Euch ein unersetzbares Vermächtniß ist.

Mit der Klarheit, die ihm eigen war, hat er vorausgesehen, daß das Leben zum Ende sich neigt, und er sich rüsten muß. „Nun will ich ruhig die Schmerzen erwarten und mich in Gottes Hand geben", so ist er den schweren Stunden entgegengegangen, er, der doch das natürliche Grauen des Menschen vor dem Schmerz stets tief empfunden hatte. Mit klarem Blick hat er dem Tode ins Auge geschaut. Es war, als müßte er die ganze Fülle seiner Liebe noch in diesen letzten Wochen über Euch ausschütten. Von Euch allen hat er Abschied genommen und mit segnender Hand ist er von Euch geschieden, mit dem väterlichen Segen insbesondere für den einzigen geliebten Sohn. „Befiehl dem Herrn deine Wege", mit diesem Trostliede Paul Gerhardt's hat er sich und Euch getröstet. In seinen Phantasien war er aber nicht mehr auf dieser Erde. „Gott ist gütig und gnädig", „wie Gott will", das waren Gebetsworte, die aus seinem Herzen drangen. Der Name des geliebten Weibes, mit der er nur $9^1/_2$ Jahr in glücklicher Ehe leben durfte, und die vor 27 Jahren schon heimgegangen ist, legte sich auf seine Lippen, wie ein Gruß an der Schwelle der Ewigkeit. „Aufwärts schweben", damit sprach er das Sehnen der Seele aus, die von dem Leibe sich losringt.

Ihr, und wir Alle mit Euch, stehen an diesem Todtenbette mit innerer Erbauung. Gott hat ihn vor schwerem, schwerem Leiden noch bewahrt, sanft und selig ist er entschlafen.

„Du kannst machen,
Daß mit Lachen
Unser Mund erfüllet sei,
Du kannst durch des Todes Thüren
Träumend führen
Und machst uns auf einmal frei."

Geliebte, wo also ein Mensch durch Gottes Gnade vollendet hat, da muß das Klagen weichen, wenn auch Herz und Auge weint. „Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören." Für ihn ist das Vollkommene gekommen, wir nur wandeln noch im Stückwerk.

Und was bleibt für Euch? Wahrlich mehr als eine Erinnerung an eine köstliche Vergangenheit. „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagung aufhören wird und die Sprachen aufhören werden und das Erkenntniß aufhören wird." Das gilt im höchsten

Maße von dem, der die Liebe selber ist, und durch dessen Kraft alle menschliche Liebe erst ihren ewigen Werth erhält. Das gilt aber auch von der Liebe, die Ihr von dem Heimgegangenen erfahren habt. In diesen Tagen ist es Euch, als wenn Ihr selbst mit Eurem Vater hinaufgezogen würdet und auf Höhen wandeltet. Gott schließt ja gerade in solchen Stunden des tiefsten Leides auch besondere Segensquellen auf. Es werden bald Zeiten kommen, da Ihr in die Niederungen des Lebens zurückkehrt, da Euch Töchtern zumal, deren ganzer Lebensberuf und ganzes Lebensglück darin aufging, dem Vater das Leben licht und leicht zu machen, die tiefe Lücke zur schmerzlichsten täglichen Erfahrung wird. Es mag in solchen Zeiten die Frage wohl auftauchen: „Warum, o Gott? Warum konnte der Vater, der vor dreißig Jahren nach menschlichem Ermessen durch ein schweres Leiden dem Tode unrettbar schon verfallen schien, und der doch wiederum in geistiger und körperlicher Frische und Kraft bis in sein sechsundsechzigstes Jahr wie ein Jüngling wirkte, warum konnte er nicht auch jetzt uns noch erhalten bleiben?" — „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht." Geliebte, es ist auch ein dunkles Wort Gottes, das er zu Euch in dieser Heimsuchung redet. Erst in der Ewigkeit werden die Fragen uns gelöst werden; aber in gebrochnen Strahlen, wie durch einen Spiegel, könnt Ihr doch etwas erfahren und erkennen von der Hand Eures Gottes, die durch Leiden zur Herrlichkeit führt. „Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin." Dies letzte Wort weist uns hin auf die Liebe Gottes, der uns in Christo Jesu zu sich zieht und uns als die Seinen erkennt. Wenn Ihr an dies Herz der ewigen Liebe Euch legt, die nimmer aufhört, dann ist und bleibt auch die Liebe des heimgegangenen Vaters Euch als ein Segenquell für alle Zeiten. Durch den, der ihn und uns erlöset hat, bleiben wir unlösbar verbunden, und auf die, die wir als unsre Heimgegangenen in Gottes Hand legen dürfen, blicken wir nicht mehr trauernd zurück, sondern sehnend hinauf. Und wenn der Vater auf dem Sterbebett Euch aufeinander gewiesen hat, so schließt, Ihr lieben Leidtragenden, über der Lücke, die Gott hienieden Euch bereitet hat, Euch um so fester zusammen, Herz und Herz vereint und Hand in Hand, bis auch wir nach der Wallfahrt hinieden eingehen dürfen zur Vollendung, und wir es erfahren werden: „Wenn kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören", aber „die Liebe höret nimmer auf". Amen.

Ansprache
des Decans der Philosophischen Facultät zu Leipzig Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Im Namen der Philosophischen Facultät, welche an diesem Sarge mit der Empfindung einer Familie steht, aus deren Mitte das vielseitigst und wirkungsvollst thätige Glied gerissen ist, weihe ich diesen Kranz, Trauer- und Ruhmeskranz, dem Forscher, dem Lehrer, vor Allem aber dem langjährigen Manne unseres allgemeinen Vertrauens, dem treuen Pfleger und Hüter unserer geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze und Regeln und aller guten Ueberlieferungen, zu dem Alle aufblickten, und der zusammenhaltend in der Mitte eines auseinanderstrebenden Kreises stand. Auch wenn Du, lieber Freund, trefflichster College, edler Mensch, von Natur und Bildung weniger liebenswerth und verehrungswürdig gemacht gewesen wärest, wir würden Dich nimmer vergessen, weil wir Dich immer missen werden.

Ansprache
des Geheimen Hofrath Professor Dr. Wilhelm Wundt.

Verehrte Trauerversammlung! Theure Leidtragende!

Schmerzvoll bewegt stehen wir, zum dritten Male in kurzer Frist, am Sarge eines unvergeßlichen, unersetzlichen Lehrers unserer Hochschule. Wer Friedrich Zarncke noch in den ersten Septemberwochen gesehen hat, wie er, der immer hülfsbereite College, stellvertretend der Pflichten des Rectorats und des philosophischen Decanats gleichzeitig waltete, wer ihn sah, wie er festen Schrittes und erhobenen Hauptes einherging, mit dem bald sinnend nach innen, bald freundlich theilnehmend nach außen gekehrten Blick, den wir an ihm kannten — wer hätte da nicht noch viele Jahre seiner reichgesegneten Wirksamkeit ihm vorausgesagt? Und nun ist er dahingegangen, von wo keine Wiederkehr! Uns aber, den zurückgebliebenen Freunden und Arbeitsgenossen ist es, als wäre mit ihm ein Stück unseres eigenen Lebens hinweggenommen. Ist doch wie keines Andern sein Leben an das unserer Gemeinschaft gebunden gewesen, also daß es uns heute fast scheinen will, es sei unmöglich, diese Universität ohne Friedrich Zarncke zu denken.

Mir kommt es nicht zu, seine Bedeutung für diejenige Wissenschaft, der sein Wirken unter uns von früh bis spät in Unterricht und Forschung angehörte, für die germanische Philologie zu würdigen. Aber, so weit ich es vermag, Zeugniß abzulegen von dem, was er unserer Universität, was er unserer philosophischen Facultät, und was er — wahrlich nicht zuletzt — seinen Freunden gewesen, solcher Pflicht kann ich in dieser Stunde nicht mich versagen.

Vierzig Jahre hindurch hat unser geschiedener Freund der Universität Leipzig angehört, mehr als drei Decennien als der Hauptvertreter seines Faches, dem er in unablässiger Arbeit die anfangs wohl manchmal von den älteren philologischen Schwesterdisciplinen umstrittene Geltung zu erobern und zu sichern wußte. Von dem bescheidenen Umfang einer Universität von kaum mittlerer Größe an, die sie im Anfang der fünfziger Jahre gewesen, hat er sie in thätiger Mitarbeit aufblühen und wachsen sehen, bis sie auch an äußerem Umfang in die Reihe der ersten getreten war. In seinen Anfängen reicht er in eine ältere ruhmvolle Epoche zurück, von der heute nur noch wenige Zeugen unter uns weilen. Er selbst aber stand zugleich mitten inne in dem Wirken und Streben der Gegenwart. So ist er in seinem unwandelbaren Lebensmuth für uns das Vorbild eines echten academischen Lehrers gewesen, der in dem Verkehr mit der Jugend sich selbst die Kraft und Frische der Jugend bewahrt hatte. Wenn Andere im Alter sich abschließen, neuen Ideen keinen Zugang zu dem einmal festgelegten Grund ihrer Anschauungen mehr gönnen wollen, so schien bei ihm die Fähigkeit, neu auftauchenden Richtungen und Strömungen sich zuzuwenden, mit den Jahren eher zu wachsen als abzunehmen. Im Gegensatze zu der Klasse der Laudatores temporis acti schien er manchmal eher geneigt, dem Neuen eben darum weil es neu, weil es die Dinge von einer bisher nicht beachteten Seite ihm zeigte, ein besonderes Interesse zu schenken. Und doch, mit welcher Liebe versenkte er sich hinwiederum in weit zurückgelegene Literatur- und Culturzustände! Welche Freude bereitete es ihm, und mit welch unnachahmlichem Scharfsinn verstand er es, den verschlungenen Wegen längst vom Flugsand der Jahrhunderte verschütteter literarischer Zusammenhänge nachzuspüren oder aus zerstreuten Bruchstücken ein lebenswahres Bild im Kleinen einer untergegangenen Cultur zu gestalten!

Diese lebendige Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Geistes waren es, die ihn befähigten, an unserer Hochschule — was vielleicht Keinem nach ihm gelingen wird — mit gleichem Eifer und Erfolg die sprachwissenschaftliche wie die literarhistorische Seite der germanischen Philologie zu pflegen und in beiden Gebieten wieder den Schatz der geistigen Schöpfungen unseres Volkes von den ältesten Schriftdenkmälern an bis auf Goethe herab in lebendiger Theilnahme in sich aufnehmen und seinen Schülern mitzutheilen. Und hatte er im Semester die Zuhörer in die deutsche Grammatik oder Literaturgeschichte, in das Nibelungenlied oder in Goethe's Faust eingeführt, so war es ihm, der keine Rast von der Arbeit kannte, in den Ferien, die er kaum jemals außerhalb Leipzigs zubrachte, die liebste Erholung, in seine Lieblingsstudien sich zu vertiefen, sei es in die oft wiederholte Lektüre Goethe'scher Schriften, sei es in die kritische Vergleichung der Goethebildnisse oder wohl auch in archivalische Forschungen über die Vergangenheit unserer Hochschule.

Die nämliche Geistesfrische, die unsern Freund, wie selten einen, zum Berather und Leiter der academischen Jugend geeignet machte, sie ist es aber auch gewesen, die ihn zur erfolgreichen und glänzenden Führung academischer Aemter in so ungewöhnlichem Maße prädestinierte. Reiche Erfahrung, weltmännischer Takt und vor Allem selbstlose Hingabe an die einmal übernommene Pflicht standen ihm dabei erfolgreich zur Seite. Dreimal — ein in den Annalen unserer Hochschule selten und in neueren Zeiten nie mehr dagewesener Fall — dreimal hat er das Rectorat der Universität geführt. Als Decan, als Procancellar, als langjähriger Director actorum der philosophischen Facultät, als Mitglied der wichtigsten an der Universitätsverwaltung betheiligten Ausschüsse stand er, dessen Auge tiefer als das eines Andern unter uns Lebenden in die Vergangenheit unserer Hochschule gedrungen, zugleich mehr als jeder Andere inmitten des lebendigen Getriebes der Gegenwart. Wer irgend einmal in den alten Acten unserer Universität blätterte, wer diese und jene Frage aus ihrer Geschichte erhellt sehen mochte, der stieß überall auf die Spuren seiner Thätigkeit; und wer hinwiederum in Fragen der Universitätsverwaltung und des academischen Herkommens Aufklärung wünschte, für den war er der allerfahrene, immer hülfreiche Rathgeber, dem es nicht bloß darauf ankam, daß er selbst das Richtige thue, sondern daß vor allem das Richtige und Ersprießliche, von wem auch immer, gethan werde. Als er in der letzten Sitzung der philosophischen Facultät im vorigen Semester aus dem Protokoll, daß er als Director actorum geführt, ein Blatt der Erinnerung an das nun niedergelegte alte Facultätshaus in der Ritterstraße verlas, einen Bericht über die im August 1891 vorgenommenen letzten Amtshandlungen, denen er selbst beigewohnt — da war dieser doppelte Bericht so recht ein Ausdruck seiner die Vergangenheit und Gegenwart unserer Hochschule zu einer lebendigen Einheit verbindenden Persönlichkeit. Dieser Bericht, er sollte der letzte sein unter den vielen, die er in zwei Jahrzehnten in unser Facultätsbuch eingetragen.

Wenig Andere mehr zählt unsere Universität, die wie Zarncke festgewurzelt waren in dem Boden dieser Hochschule und dieser Stadt. Auch das hatte er mit herübergenommen aus der Zeit der älteren academischen Sitte, daß er stehen blieb, wo er stand, und daß er sich der Corporation, zu der eigene Wahl ihn geführt, untrennbar verbunden fühlte. Der Universität, der er einen guten Theil seiner eigenen Bildung verdankte, ist er treu geblieben von den Anfängen seiner Docentenlaufbahn an bis an sein Lebensende. Er war ein guter Sachse und ein guter Leipziger geworden, der an den Angelegenheiten des engeren Vaterlandes und des städtischen Gemeinwesens nicht minder herzlichen Antheil nahm, wie er ein begeisteter Anhänger des Reiches war, dessen Auferstehung er dereinst im Jahre 1871 als Rector gefeiert hatte. Aus seiner mecklenburgischen Heimath hat er aber die nordische

Treue mit herübergenommen, die er auch seinem neuen Vaterlande bewährt hat.

Was Friedrich Zarncke seinen Freunden gewesen, können Worte nicht aussprechen. Ihn umgab jener Zauber einer alles überwältigenden Liebenswürdigkeit, gegen den keine Verstimmung auf die Dauer aufkommen konnte. Der Jüngling vergaß im Verkehr mit ihm des Alters Unterschied, und dem gereiften Manne wurde an ihm gegenwärtig, daß es eine Jugend des Geistes giebt, die allem Wandel der Jahre entrückt ist, und die den, der sie besessen, verklärend umgiebt, auch nachdem er selbst dem Leben entrückt worden.

Ob es ein Glück, oder ob es ein Unglück sei als Jüngling zu sterben, das zu entscheiden überschreitet wohl menschliche Einsicht. Aber glücklich nach menschlichem Ermessen ist sicherlich der zu preisen, dem es, nachdem er des Lebens Mittag längst überschritten, vergönnt war, noch als ein Jüngling aus dem Leben zu scheiden. In dieser Jugend des Geistes wird Friedrich Zarncke unter uns fortleben. Und dies mag uns Trost geben, wenn wir heute über den Verlust des Unersetzlichen trauern. Die Erinnerung an ihn wird untrennbar verbunden bleiben mit dem Gedächtniß des tüchtigen, in ungebrochener Kraft der Pflicht und Arbeit hingegebenen Forschers und Lehrers, des in unerschöpflicher Herzensgüte Hülfe spendenden und Liebe erntenden Menschen. So wird sein Andenken unter uns dauern. Ihm aber sei Friede!

Ansprache

des Geheimen Hofrath Professor Dr. Johannes Overbeck.

Auch die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften steht trauernd an diesem Sarge des Vorsitzenden ihrer philologisch-historischen Klasse. Zarncke verwaltete dies Amt seit Fleischer's Tode im Jahre 1888, und die Gesellschaft hat ihm Mancherlei zu danken. Die würdige und anmuthende Ausstattung unseres Sitzungssaales ist sein Werk; daß die Gesellschaft über gewisse Gelder zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verfügen konnte, war seine Entdeckung, und seiner Initiative verdanken wir eine wesentliche Erweiterung des Kreises unserer Mitarbeiter.

Aber auch als Mitglied der Gesellschaft hat sich Zarncke fleißig und erfolgreich gezeigt. Ich erinnere nur an seine urkundlichen Beiträge zur Geschichte unserer Universität in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens, an seine Abhandlung über den Graltempel, an die Abhandlung über den Priester Johannes. Hervorheben aber lassen Sie mich die Abhandlung über Chr. Reuter, den Verfasser des Schelmuffsky, die als ein Muster einer derartigen literarhistorischen Arbeit dasteht, und dann die köstliche Sammlung der Goethebildnisse, die nicht minder ein Muster unermüdlichen Sammlerfleißes und

scharfer kritischer Sichtung eines weitschichtigen Materials ist. — Nehmen wir Alles in Allem, so werden wir seines Gleichen so bald nicht wiederfinden; sein Andenken aber wird unter uns in Ehren bleiben.

Und so lege ich denn im Namen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften diesen Kranz zu Füßen seines Sarges nieder.

Ansprache

des Professors Dr. Eduard Sievers aus Halle a. S.

Verehrte Trauerversammlung!

Was wir alle an Friedrich Zarncke verloren haben, was der Wissenschaft und der Universität Leipzig in ihm geraubt ist, das haben Sie eben aus beredtem Munde vernommen: Gestatten Sie auch uns, seinen Schülern, die durch ihn einst in das academische Lehramt eingeführt worden sind, ein Abschiedswort des Dankes an den unvergeßlichen Lehrer.

Mit Friedrich Zarncke ist abermals einer derjenigen Vertreter der deutschen Philologie dahingegangen, welche der gegenwärtigen Generation jüngerer Forscher den Zusammenhang mit den Begründern und großen Meistern dieser Wissenschaft noch lebendig vermittelten. Eine an Ergebnissen wie an inneren Umwandlungen reiche Entwicklungsperiode seiner Wissenschaft hat er mit durchlebt, und er hat, ausgerüstet mit glänzender Fülle des Wissens, voll unvergleichlicher Frische und Allseitigkeit des Interesses, in Schrift und Wort zum methodischen Ausbau derselben beigetragen wie kaum ein Anderer neben ihm. Niemand aber kann das lebendiger nachfühlen als diejenigen, welche das Glück gehabt haben, seine Schüler sein zu dürfen. Wer von uns wird je jener Stunden vergessen können, wo er lehrend und anregend, fördernd und ermunternd, freundlich und liebevoll zum Rechten weisend wo wir fehlten, zu uns gesprochen hat? Das Größte aber in dem großen Forscher und Lehrer war doch sein edler Gerechtigkeitssinn, die warme und reine Menschlichkeit seines Wesens, die jeden unauslöslich an ihn ketten mußten, der einmal in seinen Bannkreis getreten war. Groß ist denn auch die Zahl derer geworden, die sich mit Stolz als seine Schüler bekennen und mit ehrfürchtiger Dankbarkeit zu ihm emporschauen als ihrem geistigen Haupte und ihrem väterlichen Freunde zugleich. Und doch hat Zarncke nicht eine Schule hinterlassen in dem Sinne wie man dies Wort zu verstehen pflegt. Er hat sie nicht geschaffen, weil er sie nicht schaffen wollte. Nichts lag ihm ferner, ja nichts war seinem innersten Wesen mehr zuwider als der Gedanke, seine Schüler nur zu gläubigen Anhängern seiner Anschauungen heranbilden oder sie auf einen engen Kreis von Lieblingsneigungen beschränken zu wollen. Zu geistiger Freiheit zu erziehen, jedes einzelnen Individualität zu vollster Entwicklung zu bringen, das war die große Aufgabe, die er sich gestellt hatte,

und an deren Lösung er ein segensreiches Leben hindurch selbstaufopfernd gearbeitet hat. Und das wird ihm unvergessen bleiben, so lange noch eines der Herzen schlägt, die sein eigen geworden sind für alle Zeit. —

Und nun, da wir Abschied von ihm nehmen müssen und als letztes Zeichen unsrer unauslöschlichen Dankbarkeit trauernd den Lorbeerkranz zu den Füßen des geliebten Lehrers niederlegen, da bleibt uns als höchster und innigster Wunsch nur der: daß sein Geist in uns sein und lebendig bleiben möge für immerdar!

Ansprache

des stud. phil. germ. August Höfer, Bibliothekar des Deutschen Seminars.

Hochverehrte Leidtragende!

Nicht der wissenschaftlichen Verdienste des Entschlafenen will ich gedenken; dies ist soeben aus berufenstem Munde geschehen. Aber das können wir, wenn auch nicht ganz ermessen, so doch im innersten Herzen fühlen, was das Deutsche Seminar, in dessen Namen ich hier spreche, an ihm verliert. Er hat es vor nunmehr 36 Semestern gegründet und diese ganze Zeit hindurch in rastloser Thätigkeit geleitet und mit wahrhaft väterlicher Fürsorge über seinem Gedeihen gewacht; jeder, der einmal Mitglied des Seminars gewesen, weiß, wie großen Dank er dem Entschlafenen schuldet für die rege Theilnahme und Förderung, die er dem Einzelnen angedeihen ließ.

Aber nicht nur den großen Lehrer mit der gewaltigen Geisteskraft und dem so reichen, mannigfaltigen Wissen betrauern wir in ihm, sondern noch mehr als das: einen guten Berather und, ich darf es wohl kühnlich sagen, einen treuen, väterlichen Freund. Gerade jenes herzgewinnende, freundliche Wesen, mit dem er jedem von uns entgegenkam, das war es, was die Bande zwischen ihm und seinem Seminar so eng knüpfte. »Adsum amicis« so steht als Wahlspruch in allen seinen Büchern; in diesen zwei Worten spiegelt sich so recht sein ganzes Wesen wieder, und treulich hat er den Spruch gehalten sein Leben lang, bis auf das Sterbebett.

Jetzt hat das goldne Herz aufgehört zu schlagen, für alle, auch für uns. Nun er geschieden, bleibt uns nur die wehmüthige Erinnerung und vor Allem eins: die Pflicht ihm nachzueifern, so gut ein Jeder kann! Und darum geloben wir, immerdar seiner gedenkend die Wege zu gehen, die er in Schrift und Wort uns gewiesen, auf daß wir stets dessen würdig sind, seine Schüler zu heißen. Dies sei unser wahrer Dank!

Als äußeres Zeichen aber unserer dankbaren Liebe und der innigen Trauer um den Dahingeschiedenen lege ich im Namen des deutschen Seminars diesen Palmzweig am Sarge seines unvergeßlichen Gründers und ersten Leiters nieder, des Mannes, der allzeit edel war, hilfreich und gut!

Friedrich Zarncke

geb. am 7. Juli 1825, gest. am 15. October 1891.

Von **Eduard Zarncke.**

Aus dem Biographischen Jahrbuch für Alterthumswissenschaft (Berlin 1895, S. Calvary u. Co.), mit Genehmigung der Verlagshandlung, zum Theil in neuer Bearbeitung, abgedruckt.

Das schlichte Gedenkblatt, das ich hier folgen lasse, ist ursprünglich für das Biographische Jahrbuch für Alterthumswissenschaft niedergeschrieben und auch in diesem veröffentlicht worden. Es meinem Vater zu widmen, habe ich, wie ich auch damals schon sagte, um so lieber übernommen, als ich aus eigner Kenntniß bezeugen kann, daß er wie kaum ein anderer von den Vertretern der neueren Philologie im classischen Alterthume heimisch war und an ihm hing; was die germanistische Wissenschaft ihm verdankt, haben Andere besser und eingehender gewürdigt.[1] Wiewohl er den fortschreitenden Be-

1) Eine Aufzählung seiner sämmtlichen Schriften findet sich in dem trefflichen Lebensabriß von Fr. Vogt (Zeitschrift für Deutsche Philologie, XXV, S. 71—90), wobei nur die Recensionen im Literarischen Centralblatt, deren Zahl in die Tausende geht, nicht einzeln aufgeführt werden konnten. Das Verzeichniß kann ich jetzt durch folgende Stücke, auf die ich seitdem aufmerksam geworden bin, ergänzen: 1863. Jacob Grimm: Grenzboten 1863, S. 281—300 (im vorliegenden 2. Bande der Kl. Schr. abgedruckt). — 1877. Nachtrag zu den Abhandlungen der k. sächs. Gesellsch. d. Wiss. Bd. 8 (1876) S. 5—89: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde II, S. 611—615. — 1879. Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst ans Licht gestellt. [v. Friedrich Zarncke]. Leipzig. Breitkopf und Härtel (X, 128 S. 8). — 1888. Nachtrag zu den Neuen Mittheilungen über Christian Reuter: Berichte der k. sächs. Gesellsch. d. Wiss., Bd. 40, S. 201—202. — Hierzu kommen die von mir im vorliegenden 2. Bande der Kleinen Schriften gesammelten, zum Theil früher ungedruckten Reden, über Caspar Borner, Joh. Paul Frhr. v. Falkenstein, die Brüder Grimm, Georg Curtius, Georg Voigt, die Ansprache bei der Einweihung des Bundes-Oberhandelsgerichts, die Synodalreden und die Festreden vom 4. August 1871 und 18. Januar 1872 und 1874. Es sei hier auch nachgetragen, daß der Artikel über Jacob Grimm in den „Wissenschaften im 19. Jahrhundert“ nur ein Auszug aus der Rede auf der Philologenversammlung ist (vgl. oben S. 193, Anm.) Noch manche andere Lebensbilder und Nachrufe sind erschienen, meist warm und prächtig geschrieben. Ausführliche oder kurze Darstellungen seines Lebens und Schaffens enthalten: Vossische Zeitung 1891, Nr. 485, 1. Beilage; Post 1891, Nr. 285, 1. Beilage, von K. v. S.; Illustrierte Zeitung, Bd. 97 (1891), Nr. 2521, S. 435—436 (m. Portr.) von Karl Heinemann; Magazin für Literatur, 60. Jahrg. (1891), Nr. 43, S. 673—675, von K. Florida; Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 5. Jahrgang (1891), S. 721—730 von Otto Lyon; Frankfurter Zeitung, 36. Jahrg. (1891), Nr. 297, 1. Morgenblatt, S. 1 bis 2, von Ludw. Fränkel; Rostocker Zeitung, Jahrg. 181 (1891), Nr. 498, 1. Beil., 500, Morgen-Ausg., 502, Morgen-Ausg., von Reinhold Bechstein; Wissenschaftlichen Beilage

strebungen der Gegenwart ihr Recht zugestand und auch zugeben mochte, daß hie und da an unsere gymnasiale Bildung die bessernde Hand angelegt werden könne, wollte er deren Kern doch unangetastet wissen als nothwendige Grundlage für alle, die sich einem der sogenannten gelehrten Berufe zu widmen gedenken; und nicht als Verfechter eines veralteten Standpunktes, wie leider so manche Andere, verurtheilte er den allzu eifrigen Sturmlauf der neuesten Zeit gegen unsere Gymnasien, sondern im vollen Bewußtsein des Werthes, den diese für unsere gesammte nationale Erziehung und Cultur besitzen. Von diesem Bewußtsein war er von Jugend auf durchdrungen, und das verdankte er in erster Linie der trefflichen Unterweisung seines Vaters, dessen Einfluß auf seine Geistes- und Herzensbildung groß und dauernd gewesen ist. Derselbe war Landgeistlicher in Zahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg, ein Mann von vielseitiger, tiefgehender Bildung; konnte er doch den Unterricht des des Sohnes allein leiten bis zu dem Zeitpunkte, da er ihn in die Obersecunda des Gymnasiums zu Rostock brachte, aus der er dann bald schon nach Prima aufrückte. Es ist ihm auch beschieden gewesen, die Früchte seiner treuen Pflege und Erziehung an dem Sohne in reichlichem Maße zu ernten: nach einundfünfzigjähriger Amtsthätigkeit der wohlverdienten Ruhe genießend, ist er, nicht allzulange vor dem Sohne, im Jahre 1877 zum ewigen Frieden eingegangen. Nur um wenige Jahre überlebte ihn seine Gatttin, das Muster einer deutschen Pfarrersfrau, von nimmer rastender Thätigkeit und ewig

---

der Leipziger Zeitung, 1891, Nr. 130, S. 517—519, von R. Beer; Vossische Zeitung, Nr. 523, Sonntagsbeilage Nr. 45, von Victor Michels; Daheim, 28. Jahrg. (1892), Nr. 8 (21/11. 91), 1. Blatt (m. Portr.); Ueber Land und Meer (Octav-Ausgabe), Jahrg. 1891/92, 5. Heft, Sp. 1276—1279, von Adalbert Schröter; Buch für Alle, Jahrg. 1892, Heft 9, S. 228 (m. Portr.); Goethe-Jahrbuch, Bd. XIII, (1892), S. 248—251, von Ernst Elster; Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, Bd. 16 (1892), S. V—VIII, von Eduard Sievers; Leipziger Litteraturberichte, 1. Jahrg. (1893), Nr. 9, Sp. 169—172 (m. Portr.). — Von kurzen Nachrufen, Characteristiken oder Erinnerungen sind mir bekannt geworden: Leipziger Tageblatt 1891, Nr. 326, S. 6726 von K. W. R. Whistling); Leipziger Nachrichten, 31. Jahrg. (1891), Nr. 288; Mecklenburgische Zeitung 1891, Nr. 483 (Abendausg.); Indogerm. Forschungen, Beibl. (Anzeiger), Bd. 1 (1892), S. 86, von Wilh. Streitberg; Kölnische Volkszeitung, 32. Jahrgang, 1. Blatt, S. 3; Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt, XVIII. Jahrgang (1892), Nr. 5431, von Ss. [A. Schullerus]; Athenaeum 1891 (24. October), (von C. A. Buchheim); Literarisches Centralblatt 1891, Nr. 44, Sp. 1513—1518, von Ed. Zarncke; Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels, 1892, Vorwort (der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler); Rectoratswechsel an der Univ. Leipzig am 31./10. 1891: Rede des abtretenden Rector's, S. 9—11, von Karl Binding; Rostocker Zeitung 1891, Nr. 534, 1. Beilage: Erinnerungen an Friedrich Zarncke (aus der Studienzeit) von J (Friedrich Dornblüth)]; Pfarr-Haus, 8. Jahrg., (1892), Nr. 3, S. 42 fg., von Franz Blanckmeister; Blätter für literarische Unterhaltung 1893, Nr. 29: Eine Körner-Reliquie, S. 450 fg., von Rudolf Brockhaus; Biographische Blätter, Bd. 2 (1896), Heft 6, von Anton E. Schönbach.

jugendlicher Lebendigkeit, deren Haar noch rabenschwarz war, als der Tod sie im einundachzigsten Lebensjahre abrief.

Ich glaube, es ist nicht ohne Interesse, meinen Vater selbst über die Persönlichkeit meines Großvaters zu hören. In einem für unsere Familie bestimmten Buche spricht er sich folgendermaßen aus:[1])

„Der wesentlichste Zug in Vaters Character war die Einheitlichkeit seines Empfindens. Er war von Jugend auf heimisch im classischen Alterthume und lebte und webte in der reinen, klaren Atmosphäre desselben. Die innigste christliche Frömmigkeit vereinigte sich damit aufs einfachste. Ihm war das Christenthum die schönste, edelste, empfindungsreichste Offenbarung des Reinmenschlichen. Er dachte und fühlte wie Herder, er war wie dieser ein Apostel der Humanität. Daneben meinte er für seine Ansichten im Ganzen einen entsprechenden Ausdruck in Schleiermacher's Darlegungen zu finden, obwohl ihm dieser oft nicht klar und präcise genug war und er dann wohl scherzhaft auf seinen Namen anspielte. Jener Kranz herrlicher Mythen, den Liebe und Verehrung um das Bild des Stifters unserer Religion geschlungen haben, galt ihm als ein ergreifendes Zeugniß für den gewaltigen Eindruck, den Jesu Wirken, Lehren und Leiden hervorgerufen hatte, und so behandelte er sie mit Ehrfurcht; aber als Dogmen, die man zu glauben verpflichtet sei, sah er weder die jungfräuliche Geburt, noch die Auferstehung und Himmelfahrt an. Ihm war das ergreifende Bild des lehrenden und leidenden Christus der Mittelpunkt der christlichen Religion; „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" schrieb er unter seine Photographie, die er jedem Mitgliede der Gemeinde als Dank für die noch zu erwähnenden, für die Kirche bestimmten Oelgemälde, einhändigte. Und nicht weniger war sein Wahrspruch: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung." Demuth vor Gott, Liebe zu den Mitmenschen und vertrauensvolles Ausharren, auch im Leiden, das war es, was er die Gemeinde zu lehren bemüht war mit der ganzen Wärme seines tiefen Gemüts. Dabei aber war er weit entfernt, seine Weltanschauung Anderen aufdrängen zu wollen. Auch hierin war er ein Muster der Pädagogik. Er dachte wie Goethe: „in unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen, und in ihnen muß Raum sein für die mannigfaltigsten Empfindungen und Anschauungen." Als Christ galt ihm Jeder, der von Liebe und Verehrung für Christus erfüllt war." Sein pädagogisches Talent konnte mein Vater nicht genug rühmen. Die Einheitlichkeit namentlich des Unterrichts sei zu bewundern gewesen; der gleiche Geist herrschte überall, in geistigen wie in körperlichen Uebungen. Die Anmuth der Darstellungsweise und die Liebe zu den ihm Anvertrauten bildeten hauptsächlich den Zauber in seinem Wesen; die Unterrichtsstunden waren wie Erholungsstunden. „Wenn es," so schreibt

1) Aus dem Leben des Großvaters 2c. (s. oben S. 259, Anm.) S. 179 fg. 183.

mein Vater nicht lange vor seinem Heimgang, „mir später in einem langen Leben geglückt sein sollte, in wissenschaftlicher Thätigkeit Einiges zu leisten, so hat mich nie der Gedanke verlassen, daß ich dies Alles doch nur dem wunderbar klaren Unterrichte verdankte, durch den unser Vater die Grundlagen meines Denkens geschaffen hatte.“ Und schon früher einmal hatte er, in einer Gratulationsschrift an Karl August v. Hase[1]), von ihm gesagt: „Was ich an Ihnen verehre und bewundere, jene innige Einheit von Geistesrichtungen, die unter uns nur zu oft auseinandergehen, und deren Verbindung mir doch das Ziel aller edlen Menschenbildung zu sein scheint, das fand ich auch an ihm dargestellt, das habe ich auch an ihm von Kindheit auf verehrt und geliebt“, und weiter: „er, dem ich nahezu alles verdanke, was mein Kopf und mein Herz besitzen.“

Wer auf solchem Boden des Denkens und Fühlens erwuchs, daß der das Studium der Theologie, als könne es gar nicht anders sein, erwählte, ist ebenso erklärlich, wie daß er es unter den Verhältnissen, die er vorfand, wieder aufgab. Gerade von dem Studium der Theologie hatte er, wie er das selbst in einem Briefe an die Eltern vom Jahre 1845 ausführt, eine Verscheuchung seiner Zweifel, die Feststellung einer bestimmten Lebens- und Weltansicht erhofft. Aber er fühlte sich bitter enttäuscht, und so führte ihn denn hierneben hauptsächlich eine alte Vorliebe und die Aussicht, bei diesem Studium seinen innersten Wünschen nachgehen zu können, zur Philologie. An eine zukünftige academische Laufbahn hat er dabei zunächst nicht gedacht, diese ergab sich ihm erst später mehr zufällig aus den Verhältnissen. Wie ihm denn auch nachher in seiner academischen Wirksamkeit der Lehrberuf allezeit im Vordergrunde gestanden hat, so schwebte ihm zunächst als Ziel vor Augen, Lehrer, und zwar Gymnasiallehrer, zu werden, ein Stand, den er stets besonders hochgehalten, und zu dessen Heranbildung er dann mehr als vierzig Jahre in segensreicher Arbeit beigetragen hat. Er spricht sich in seinen Briefen öfters hierüber aus: gerade dazu, meint er, treiben ihn seine eigenen Neigungen, sein Ziel einer tüchtigen, allseitigen literarischen und ästhetischen Durchbildung stimme hiermit am besten zusammen.

Seine bald erwachte Vorliebe für das Althochdeutsche, das ihn dann zur Germanistik hinführte, hat ihn aber in keiner Weise dem Studium der Alten entfremdet. Er ging hierin, wie in Allem, nur die Bahnen weiter, die er bereits auf der Schule eingeschlagen hatte. Schon dort strebte er Alles nur auf das Gründlichste zu erfassen und durchzuarbeiten. Vielfach ging er über die Grenzen der Schulaufgaben hinaus, zur Inangriffnahme eines jeden

1) Kleine Schriften Bd. 1, S. 231. — Ich benutze die Gelegenheit, um ein Druckversehen oben S. 118 richtig zu stellen: es muß dort im Titel natürlich heißen: Dr. th. Carl Hase, und nicht: Dr. Th. 2c.

deutschen oder lateinischen Aufsatzes ward sorgfältig Alles an Material herangezogen, was ihm nur irgend nothwendig oder geeignet erschien, und auf diesem Gebiete hat er sich auch immer der hervorragenden Anerkennung der Lehrer erfreut. Er war eigentlich für alle Lehrfächer lebhaft interessiert, hauptsächlich aber waren es doch die deutsche und die alten Sprachen, Geschichte, Philosophie, Aesthetik und Mathematik, in denen seine Begabung, sein Fleiß und seine Energie gipfelten. Und diesen Weg ging er weiter; die Mathematik freilich ward allmählich wohl eliminiert, obwohl er sich auch auf der Universität noch mit ernsten mathematischen und astronomischen Studien beschäftigt hat. Wirklich erstaunlich ist die Fülle dessen, was er für sich außerhalb der Schulstunden las; die alten Classiker spielten natürlich darin eine große Rolle. Sogar Pindar ward in dieser Zeit von ihm durchgearbeitet. Auf der Universität wurde dann ergänzt, was noch fehlte; gar häufig erwähnt er in Briefen seine Lectüre, die mehrfach in Gesellschaft getrieben ward, so die römischen Komiker, die griechischen Tragiker, Aristophanes, das Neue Testament, als leichte Sonntagslectüre einmal Herodot, ein anderes Mal Tacitus, dem er, wie er schreibt, in seiner ganzen, unerreichbaren Größe immer mehr zu erfassen und erkennen lerne. „Ein Schauer der Andacht befällt mich jedesmal, wenn ich seine Bücher lese. Es ist, als hörte man die Trompete zum Weltgericht blasen."

Nicht weniger als in den häuslichen Studien zeigte sich auch in der Wahl der Vorlesungen die Versenkung in das Studium des classischen Alterthums. Sechs Semester hat er studiert, seit er Ostern 1844 vom Rostocker Gymnasium abging, ein Jahr in Rostock, drei Semester in Leipzig und eines in Berlin, dann wieder eins in Rostock. In das Jahr 1846 fällt eine kurze militärische Dienstzeit in Schwerin, von der ihn ein Gnadengesuch des Vaters schon nach wenigen Wochen befreite, ein nach den damaligen Verhältnissen sehr begreiflicher Vorgang. In Leipzig hat er der Burschenschaft angehört und unter Andern auch Robert Blum nahe gestanden, wie ein Brief von 1848 aus Baumgartenbrück zeigt, in dem er schreibt: „Welchen Eindruck Blum's Tod auf mich gemacht hat, werdet ihr Euch nach dem genauen freundschaftlichen Verhältniß, in dem ich zu ihm stand, vorstellen können. Ich hatte eine Empfehlung von Hoffmann an ihn, er kam oft auf unsere Kneipe, und war überhaupt der herzlichsten, wohlwollenden Menschen einer, ein lieber, braver Mann." Nach seiner 1847 in Rostock erfolgten Promotion weilte er nochmals in Berlin, mit Lachmann und den Grimm's in anregendem wissenschaftlichen Verkehr stehend. War es auf der Schule hauptsächlich der Rector Brummerstädt gewesen, der sein Verständniß und seine Begeisterung für die Alten zu fördern verstanden hatte, so wirkte im ersten Universitätsjahre in dieser Hinsicht namentlich Wilbrandt auf ihn ein, der in äußerst anregender Weise ästhetische Vorträge über die griechischen Tragiker hielt. In Leipzig

stehen im Vordergrunde Gottfried Hermann und Moriz Haupt; im letzten Studienjahre tritt die Schilderung der classisch-philologischen Lehrer in den Briefen naturgemäß zurück, jetzt beginnt schon die Concentration auf die germanische Philologie, wiewohl auch in dieser Zeit noch eifrig Vorlesungen auf dem Gebiete der classischen gehört werden.[1]) Es ist anziehend zu verfolgen, wie Gottfried Hermann sich allmählich die begeisterte Anhänglichkeit des jungen Studenten erworben hat. Für den Besuch Leipzigs waren wohl mehr äußere Verhältnisse entscheidend gewesen. Anfänglich machte sich sogar eine lebhafte Abneigung bei ihm geltend. „Soll ich“ — so schreibt er an seinen Vater — „wirklich nach Leipzig? Schick' mich nach Berlin. Ich bin nun einmal ein enthusiasmierter Anhänger der neueren Philosophie und Philologie, Leipzig ekelt mich an, Hermann ist siebzig Jahre alt, seine Schüler sind wahre

1) Die gehörten Vorlesungen kommen gegenüber dem ausgedehnten Selbststudium wenig in Betracht. Die nachfolgende Zusammenstellung mag ein ungefähres Bild seiner Interessen gewähren. Außer den in den Abgangszeugnissen der Universitäten aufgeführten Collegien, die ich mit einem † bezeichnet habe, ziehe ich die in seinen Briefen erwähnten hinzu, und zwar so, daß ich diejenigen mit einem * versehe, von denen er ausdrücklich (meist im Semesteranfang) schreibt, daß er sie höre; denen, die er zu besuchen nur die Absicht ausspricht, setze ich ein × voran, und denen, welche er noch zweifelnd im Auge hat, ein ?. Die Titel der Vorlesungen führe ich hierbei nach den Abgangszeugnissen, sonst mit meines Vaters Worten an, nicht nach der Ankündigung im Vorlesungsverzeichniß.

S. S. 1844 [Rostock]: †* Deutsche Literaturgeschichte. † Mittelhochdeutsche Gedichte. * Shakespeare [hospitiert] (Wilbrandt). — * Psalmen (Hoffmann). — * Archäologie (Krabbe). — ? Trigonometrie (Karsten). —

W. S. 1844/45 [Rostock]: †* Aesthetik. †* Griechische Dramatik [brieflich: Gr. Tragödie] (Wilbrandt). — × Metrik (Busch). — ? Kirchengeschichte I (Niedner). —

S. S. 1845 [Leipzig]: †* Aeschylus' Choephoren und Eumeniden. * Griechische und römische Poetik (Hermann). — †* Altdeutsche Poesie. †* Fabeln des Babrius. †* Tacitus' Germania. † Lateinische Gesellschaft (Haupt). —

W. S. 1845/46 [Leipzig]: †× Thucydides. × Scenische Alterthümer (Hermann). — †× Parzival. †× Satiren des Horaz. * Lateinische Gesellschaft. * Deutsche Gesellschaft (Haupt). — †× Geschichte der neueren deutschen Poesie. × Hegel's System (Danzel). — × Juvenal (Becker). — × Allgemeine Weltgeschichte. ? Privatissimum (Wuttke). —

S. S. 1846 [Leipzig]: †* Aristophanes' Ranae. × Pindar (Hermann). — †* Ilias. †* Deutsche Grammatik. † Lateinische Gesellschaft (Haupt). — † Geschichte der bildenden Künste. × Philosophie der Kunstgeschichte (Danzel) [im Vorlesungsverzeichniß nicht angeführt]. — × Alte Kunstgeschichte (Becker). —

W. S. 1846/47 [Berlin]: † Ueber des Aeschylus Choephoren. × Griechische Syntax (Franz). — † Ueber Topographie von Griechenland (Curtius). — × Griechische Literaturgeschichte. × Demosthenes' Kranzrede (Boeckh). — × Isocrates (Bekker). — × Seminar. × Deutsche Gesellschaft (Lachmann). — × Geschichte des Mittelalters (Ranke). × Allgemeine Geschichte der Philosophie (Trendelenburg). — × Allgemeine Erdkunde (Ritter). — × Astronomie (Enke). —

S. S. 1847 [Rostock]: † Aesthetik (Wilbrandt). — † Metrik (Busch). —

Stockphilologen, die gar nicht wissen, was Philologie eigentlich ist, Leute, in denen auch nicht ein Funken Geist ist. So hat z. B. Becker, meine einzige Hoffnung, neulich bei Erklärung eines lateinischen Komikers vier volle Stunden über die — lateinischen mit de zusammengesetzten Verba gesprochen. Sieh', das ist Leipziger Philologie; ist das aber eine erquickende Nahrung für Geist und Herz? — Und das soll doch jede Wissenschaft sein! Das ist reiner Wortkram, das bleibt stets Buchstabe, stets Wort. In Berlin dagegen (Zumpt ausgenommen), das sind Kerle, die kennen den Geist des Schriftstellers, kennen seine Zeit, kennen den innersten logischen Geist und Zusammenhang der Sprache und behandeln die Philologie als Hülfswissenschaft der Geschichte und Philosophie, und nur so kann sie auch wahre Bedeutung finden." Gegen Ende der Rostocker Studienzeit legte sich diese Abneigung in etwas. Berlin behielt er für später im Auge, da es, wie er einmal schreibt, jetzt noch Nichts für ihn sei. München oder Bonn hätte er auch nunmehr immer noch lieber erwählt als Leipzig, da ihm Hermann zu alt, seine Schule antiquiert und Becker von nicht genügender philosophischer Bildung erschien, und so ist er nicht mit allzu großen Erwartungen dahin gegangen. Nach den ersten Vorlesungen bei Hermann schrieb er denn auch nach Hause, er sei nicht so erfüllt von ihm wie von Haupt, seine Kritik in den Eumeniden und Choephoren aber sei ganz vorzüglich. Er spreche ein fließendes Latein, besser als deutsch. Aber die in deutscher Sprache gehaltene Vorlesung über griechische und römische Poetik könne ihn nicht befriedigen, Hermann stehe noch ganz auf Kant's Standpunkt, sei aber ohne genaue Begriffsbestimmung. Doch fährt er fort: „Dabei ist er aber ein alter herrlicher Kerl, er spricht, wie wenn ein Familienvater vom Lehnstuhl zu seinen Kindern redet. Eine mir wohlgefallende Sitte ist es auch, daß, sobald er ins Zimmer tritt, Alle sich erheben, was sonst bei keinem Professor geschieht. Hermann trägt noch immer Kanonen und Sporen. Zähne hat er gar nicht mehr, auch nur wenig Haare an den Seiten. Seine Augen sind wunderschön." Wie sich der Zauber, dessen beginnendes Wirken wir aus diesen Worten ersehen, allmählich steigerte, das lehrt ein Brief vom Ende des Semesters, in dem es, nachdem vorher von Haupt die Rede war, heißt: „Aber mein Abgott ist der alte Hermann. Nein, Vater, einen köstlicheren Kerl giebt es auf Gottes Erdboden nicht. Wenn man ihn ein einziges Mal gesehen, so begreift man die unbegrenzte Pietät, mit der alle seine Schüler an ihm hängen. Wenn dieser kleine Mann, mit wenigen Haaren, schneeweiß, auf seinem kahlen Haupte, mit den freundlichen, durchdringenden, anziehenden blauen Augen und dem feinen, wunderschön durchfurchten Gesicht auf dem Katheder steht, wahrhaftig, man muß ihn lieb haben, man mag wollen oder nicht. Unwiderstehlich reißt er bei der Lectüre der Alten mit sich fort, und namentlich wenn er die Chorgesänge recitiert, so glaubt man in der That ein höheres Wesen vor sich zu haben."

Der Mann, dem mein Vater auf dem Gebiete seiner hauptsächlichsten Studien am nächsten trat und dem er in Bezug auf seine methodische Durchbildung den meisten Einfluß auf sich einräumte, war Moriz Haupt. Von Anfang an machte dessen Klarheit und ruhige Besonnenheit, wie er schreibt, den größten Eindruck auf ihn; er rühmt seinen gründlichen Fleiß und hellen Verstand, sowie die Fähigkeit des Gemüths, „sich in ein Product der Literatur hineinzuleben und den Eindruck schön zu reproducieren." „Ich bin ganz voll von ihm und jammere jedesmal, wenn die Stunde aus ist." Aber auch persönlich flößte er ihm Vertrauen ein; er berichtet von manchen werthvollen Rathschlägen, die Haupt ihm für seine Studien an die Hand gegeben habe, und dabei unterhalte man sich mit ihm wie mit einem guten Freunde. Namentlich die Methode, der Betrieb der Philologie ist eifrig unter ihnen besprochen worden, und hier hat Haupt offenbar wesentlich auf ihn eingewirkt und ihn darin bestärkt, vor der ästhetisch-literarischen Betrachtung nicht die exacte Specialforschung in den Hintergrund treten zu lassen. Denn die Neigung des jungen Studenten ging schon von der Schule her durchaus nach der ästhetischen Seite, wiewohl er von Natur viel zu besonnen war, diese Richtung überhand nehmen zu lassen. So schreibt er am 21. Juni 1846: „Was nun das anbetrifft, daß ich in meinen Studien überhaupt zuviel mit Aesthetik und Literatur mich beschäftigte und gern Alles unter diesem Gesichtspuncte auffaßte, so ist das wahr. Doch vernachlässige ich dabei nicht das Andere, was auch nöthig ist, und ohne das Alles oberflächlich bleibt." Diese Interessen kamen auch darin zum Ausdruck, daß er als Student in Leipzig einem kleinen Kreise von Altersgenossen als Führer und Berather namentlich in der dramatischen Literatur diente. Aus diesem anregenden Verkehr heraus sind so manche treffenden und begeisterten Worte in seinen Briefen zu lesen, die das Wesen der Kunst und Literatur betreffen. „In der Kunst" — so heißt es da unter vielem Anderen — „legt jede Zeit ihre heiligsten Interessen, ihre tiefsten Erfordernisse, Wünsche und Bestrebungen nieder. Die Werke unserer großen Dichter sollten unsere Andachtsbücher sein, und wohin mein Wirken dringt, sollen sie es werden. Namentlich aber in den Gang der neueren deutschen Literatur einen tieferen Blick zu thun, zu sehen, wie sich in ihr der deutsche Geist emporgearbeitet und die Lösung der tiefsten Probleme objectiviert hat, zu fühlen, wie wir in diesen Werken unser eigenstes Herzblut wiederfinden," das sei doch das Eigentliche, das Wahre im Leben, alles Andere nur Brodstudium, nur Handwerksgeschirr. „Freilich darf man dieses Handwerkszeug nicht vernachlässigen. Ein Tischler, der noch so schöne Pläne zu Schränken, Kommoden u. s. w. im Kopfe hat, wird nie einen einfachen Schrank zu Stande bringen, wenn er nicht den Hobel gehörig zu handhaben versteht."

Nächst eigenem Antriebe verdankt mein Vater namentlich der bei Haupt

empfangenen und dann bei Lachmann weiter genossenen methodischen Schulung im Wesentlichen die in seinem ganzen Leben bewiesene Vorliebe für die exacte Forschung, die soviel als möglich nur mit urkundlichem Material, mit Beweisen rechnet. Nicht daß er der Thätigkeit einer reconstruierenden Phantasie unzugänglich gewesen wäre und nur dem logisch folgernden Verstande ein Recht zugestanden hätte. Mir sind im Gegentheil nur Wenige bekannt geworden, die sich in phantasievollem Schaffen und Nachschaffen ihm hätten an die Seite stellen können. Aber er war der Ansicht, daß mit subjectiver, wenn auch genialer Intuition der wissenschaftlichen Erkenntniß häufig mehr Schaden als Nutzen zugefügt werden könne, und da er es nie vermochte, einseitig zu sein, so hielt er es in vielen Fällen für das Rathsamste, nach Erwägung aller Möglichkeiten klar und genau festzustellen, was mit Scharfsinn einigermaßen zu eruieren war, im übrigen sich auf das Non liquet zu beschränken. Eins allerdings verwarf er unbedingt, das Vortragen gänzlich unbewiesener Hypothesen als sicherer Thatsachen, da hier auf jeden Fall Beschränktheit oder unerlaubte Willkür vorlag, je nachdem der Vortragende selbst von seinen Ansichten überzeugt war oder nicht. Daß bei gänzlich unsicheren Unterlagen auch die feinste Combination total fehlgehen kann, ja meist wirklich fehlgeht, ist ja auch kaum zu läugnen. Er sah hierin eben schärfer und genauer und verstand sich darauf, was der wissenschaftlichen Erkenntniß wahren Nutzen bringt, besser als mancher Andere. Er wußte wohl, daß die Auffassung ganzer Culturperioden durch subjective Aufstellungen verzerrt werden könne, und ausgerüstet mit einer ungewöhnlich weit reichenden Kenntniß der Geschichte aller Völker und Zeiten und mit der Fähigkeit, eine größere Anzahl verschiedener Entwickelungsbilder sich combinatorisch zu vergegenwärtigen und zu vergleichen, behielt er stets die Oberhand über seine sowohl als Anderer Einbildungskraft zu Gunsten der wissenschaftlichen Wahrheit. Nicht ohne Zusammenhang hiermit steht, daß er einer gewissen Art der allgemein verständlichen Schriftstellerei nicht ohne Bedenken gegenüberstand. Er war weit entfernt, Abneigung gegen dieselbe im Allgemeinen zu hegen, und im Gegentheil überzeugt, daß es ein verdienstliches Werk sei, gesicherte Resultate der Wissenschaft einem größeren Kreise zu vermitteln, wenngleich ihm selbst Zeit und Neigung dies weniger erlaubten; wo er aber einmal das Gebiet einer für weitere Kreise berechneten Schriftstellerei betrat, verstand er bekanntlich ausnehmend interessant zu schreiben. Doch hielt er es hier erst recht für verderblich und geradezu für unsittlich, die eigenen gänzlich in der Luft schwebenden Phantasien den zu Belehrenden als Thatsachen vorzuführen. Gründlichkeit und scharf urtheilender Verstand schienen ihm allerdings Zeit seines Lebens für den Gelehrten unerläßlich; sind doch die Worte „gründlich“ und „verständig“ stets mit einer gewissen Vorliebe von ihm angewandt worden. Diese Abneigung gegen das Hervortreten des Subjectiven und die Vorliebe für

jene Gründlichkeit, die in die tiefsten Tiefen dringt, hielt ihn auch gewiß davon ab, häufiger principielle Fragen und Gesichtspunkte zum Gegenstande der Untersuchung zu machen, obwohl er sich bei Gelegenheit auch über solche aussprach, namentlich natürlich, wenn er dies für nöthig hielt. Wenn man neuerdings bei ihm vermißt hat, daß er in seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten kaum der Entwickelung ganzer Gedankengruppen in einer Reihe von Werken oder Menschen nachgegangen sei,[1]) so ist hieraus nicht zu schließen, daß ihm der Begriff der Entwickelung nicht geläufig oder gar unbekannt gewesen sei. Er war ihm vielmehr etwas Selbstverständliches; freilich sah er auch, welcher Mißbrauch mit ihm gelegentlich bei den Neueren getrieben wurde, bei denen er überhaupt mehrfach die ihm eigene philosophische Schulung vermißte, und er erkannte, wie schief und mechanisch oberflächlich eine Methode wird, die das menschliche Genie aus der Entwickelung streicht. Im Allgemeinen legte er der sorgfältigen Einzeluntersuchung, wenn sie nur unter beachtenswerthen Gesichtspunkten, unter voller Beherrschung des auch ferner liegenden Materials und mit Geist und Scharfsinn geführt wurde, einen besonderen Werth für die wissenschaftliche Erkenntniß bei. Und das war auch bei Haupt der Fall.

Die herzliche Verehrung, die er dem Lehrer entgegentrug, ward von diesem mit gleich herzlichem Wohlwollen erwidert. Schon im ersten Semester ihrer Bekanntschaft bestimmte er ihn für das nächste zu seinem Famulus und sparte auch sonst nicht mit Beweisen der Auszeichnung, zumal in seiner lateinischen Gesellschaft. Einmal nach einem zweistündigen lateinischen Vortrag des nunmehrigen Famulus, in dem dieser die Arbeit seines Gegners kritisiert hatte, wo für gewöhnlich Haupt erst recht eigentlich das Wort nahm, sagte er: Disputatum ab adversario tanta est cum diligentia et tam accurate, ut quid addere possim ipse, nesciam. Valete. Schon die erste Arbeit hatte er als dissertatio accuratissime conscripta, ne dicam nimis accurate bezeichnet. Uebrigens ist es mir sehr interessant gewesen, zu erfahren, daß die Einleitung zu dieser ersten Arbeit gegen das Lateinsprechen gerichtet war, obwohl ihr Verfasser bereits auf der Schule ein guter Lateiner gewesen war. Er hatte einen tadellosen lateinischen Stil geschrieben; man kann sich wirklich nur wundern, welche zum Theil ganz abstract-philosophische Themata er dort in lateinischer Sprache hat bearbeiten müssen. Auch zu einer ungewöhnlichen Gewandtheit im mündlichen Gebrauch war er vorgeschritten, so daß nur Haupt's bisheriger Famulus, Muther, zunächst noch eine größere besaß; von diesem schreibt er: „es ist ihm völlig egal, ob er lateinisch oder deutsch spricht.“ Aber er empfand das fremde Idiom als ein Hemmniß für den Ausdruck der eigenen innersten Gedanken, für die doch jede Zeit und jedes Volk besondere Formen hat. Ueberhaupt lebte in ihm neben aller wahren und tiefen

1) Vgl. Anton E. Schönbach in den Biographischen Blättern, 1896, S. 463.

Begeisterung für das classische Alterthum doch der frische, gesunde Sinn für die Gegenwart und unser eigenes Volksthum. Das Studium des Deutschen, so schreibt er einmal, werde in die Schulen immer mehr eindringen; der neue deutsche Geist werde es verlangen, daß seine Jugend nicht hinuntergesenkt werde in die Grüfte des Alterthums, sondern genährt werde mit kräftiger deutscher Speise.

Die Stellung meines Vaters zu Haupt ward allmählich sehr vertraulich; ich weiß das aus Gesprächen mit ihm, es geht aber auch aus den Briefen hervor, sowohl aus den seinen, in denen gar oft von Haupt die Rede ist, als auch aus denen Haupt's an ihn. Von sonstigen damaligen Schülern fand ich in den bisher durchgenommenen Briefen wenig erwähnt; besonders rühmlich wird Nipperdey's gedacht, Haupt schwärme noch immer für ihn, obschon er bereits zwei Jahre lang fort sei. Er nenne ihn die Krone seiner philologischen Gesellschaft und sage, er glaube voraussagen zu können, daß Nipperdey binnen wenigen Jahren das erste philologische Lumen Deutschlands sein werde. Der Verkehr mit Haupt war ein sehr reger, schon das Famulat brachte das mit sich. Und so blieb mein Vater denn länger in Leipzig, als er eigentlich beabsichtigt hatte, hauptsächlich um des Verhältnisses zu Haupt willen, das ihm Niemand, wie er schrieb, ersetzen könne. Und als er dann im Wintersemester 1846/47 nach Berlin gegangen war, da fand er dort ein „herziges, liebes" Schreiben Haupt's vor, dem dringende Empfehlungen an Lachmann und die Grimm's beigegeben waren.

Dies herzliche Verhältniß erlitt bald, wie bekannt, einen harten Stoß und erlosch dann ganz. Als Holtzmann im Anfang des Jahres 1854 mit seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied hervortrat, in denen er Lachmann's Ansicht von dem Handschriftenverhältniß zu erschüttern suchte, trat mein Vater sogleich in einem großen Theile der Frage im Literarischen Centralblatte auf seine Seite. Das kam daher, daß er sich selbst mit den gleichen Untersuchungen befaßt hatte und zu ähnlichen Resultaten gelangt war. Es ist mir zweifellos, daß die ganze Spaltung nicht erfolgt wäre, wenn er mit seinen Resultaten vor Holtzmann hervorgetreten wäre. Er gehörte als Schüler Lachmann's zu dem Kreise von dessen Verehrern wie nur irgend Einer. Trotz des Dogma's von Lachmann's Unfehlbarkeit hätten, glaube ich, dessen Ausstellungen sehr wohl auch bei seinen unbedingten Anhängern eine Modificierung ertragen, wäre an ihnen in bescheidener Form aus dem eigenen Kreise gerührt worden. Aber Holtzmann war ein Fremder, stand ganz außerhalb. Wer solche Verhältnisse kennt, wird sich kaum wundern, daß sein Angriff die Nächststehenden reizte und erbitterte, denen er nicht nur auf die Sache gerichtet erschien, sondern auf die Person und die, die in der Wissenschaft sich eng mit ihr verknüpft wußten. Dazu kam, daß wohl nach allgemeinem Urtheile, auch dem meines Vaters, sich vieles Verfehlte in

Holtzmann's Untersuchungen fand. Es erschien von solcher Seite als Anmaßung, den großen Gelehrten verbessern zu wollen. War also hierüber schon die Entrüstung beträchtlich, so war es nicht minder überraschend und schlug nieder, wenn sich für diesen Angriff im eigenen Lager eine Stimme erhob. In ihr hörte man nur den Apostaten und vergaß oder verschmähte es, den Gründen einer ernsten wissenschaftlichen Ueberzeugung, die allein aus dem Suchen nach Wahrheit entstanden war, näherzutreten, und glaubte die Sache mit der Annahme unglaublicher Verblendung abthun zu können. Haupt, der ja im Jahre 1851 seiner Stellung in Leipzig aus politischen Gründen entsetzt worden war, lebte damals in Berlin; so wurde mit diesem brieflich discutiert. Der Briefwechsel[1] will fast tragisch anmuthen: auf der einen Seite der alte Lehrer, derb und leidenschaftlich, im übrigen voll Anerkennung, aber in diesem einen Punkte nur unglaubliche Verkehrtheit sehend, auf der anderen der frühere Schüler, zu überzeugen suchend und seinen Standpunkt mit Festigkeit behauptend; hier wie dort ein eisenfester Sinn, doch während manch bitteres Wort fällt, kommt doch auf der einen Seite das Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit, auf der anderen das des herzlichen Wohlwollens noch immer zur Geltung, so, wenn Haupt schreibt, es sei ihm alles gleichgiltig, was die Herren v. d. Hagen, Maßmann, Pfeiffer und Wolfgang Menzel vernehmen ließen; diese möchten immer jauchzen, „von Ihnen aber thut mir es weh". Es gelang ihnen auch nicht, diese Frage aus ihrem Verkehr auszuscheiden. Sie hätten ja, meint Haupt, Gottlob noch genug andere Gegenstände, in denen sie übereinstimmten, und ein andermal hofft er, es werde einmal eine Zeit kommen, wo die Dinge, die sie jetzt trennten, vergessen seien. Die Zeit ist nicht gekommen; im December 1854 erschien von dritter Seite eine bekannte Schrift, über deren Ton und Character ich mich des Urtheils hier enthalte, und nach der darauf erfolgten Antwort im Centralblatte war der Bruch für immer entschieden. „In jedem Falle wünsche ich nicht wieder Ihr Lehrer genannt zu werden." Das sind die letzten Worte Haupt's an meinen Vater.

Daß mein Vater durch den Streit sehr berührt wurde, ist zweifellos. Einmal Haupt's wegen. Denn trotz der Erbitterung über dessen Auftreten konnte das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn nicht in ihm erstickt werden, und er hat auch nach geschehener völliger Lossagung in seinem ganzen ferneren Leben nie die Rücksicht außer Acht gelassen, die ihm das einstige Verhältniß nach seiner Empfindung gebot. Und dann Lachmann's wegen. Der Vorwurf der Pietätlosigkeit gegen diesen konnte Keinen empfindlicher berühren als ihn, der von kaum einer Gesinnung Zeit seines Lebens so entfernt war wie

1) Das Concept eines sehr ausführlichen Briefes an Haupt hat sich im Nachlaß meines Vaters gefunden.

von dieser. Er hatte Lachmann auf das Höchste geschätzt, ohne zu glauben, nicht anderer wissenschaftlicher Meinung sein zu dürfen. Auch persönlich hat er ihm nahegestanden. Es mag ja sein, daß eine tiefere Sympathie zwischen beiden nicht vorhanden war[1]), dazu waren sie von Character viel zu verschieden. Das Rauhe und Abstoßende in Lachmann's Wesen hat ihn häufig verletzt, aber er gab sich alle Mühe, es als erklärlich und nicht übel gemeint zu empfinden. So, wenn Lachmann ihm auf eine Klage wegen der vielen anzuschaffenden Bücher „in seiner kurzen, herben, abstoßenden Weise, die man nur bei dem festen Willen, sich daran zu gewöhnen, ertragen kann", antwortete: „‚Na, so hungern Sie doch lieber; was wollen Sie denn ohne Bücher? da können Sie nur gleich einpacken.'" „Daran" — so heißt es in einem Briefe vom 6. December 1847 an den Vater — „muß man sich aber bei ihm gewöhnen. Er ist unverheirathet; und, sein ganzes Leben hindurch an kritische, scharfe Bestimmtheit des Ausdrucks gewöhnt, hat nun sein ganzes Wesen den Ton herber Rauhigkeit angenommen; er schminkt nie, sondern sagt die Wahrheit jedesmal ganz heraus. Dabei entspringt aber sein Tadel immer aus einem warmen Interesse, ja er tadelt nicht, wenn er sich nicht interessiert. Denn er hat den Zweck, aufzustacheln und anzureizen. Und das gelingt ihm vollständig. Man kehrt nie unbereichert von ihm heim, und sein Tadel hat, wenn man ihn erst ein wenig kennt, das Eigenthümliche, bei aller Herbheit nicht mehr zu verletzen. Ich gehe daher oft und gerne zu ihm, obgleich ich sehr wohl weiß, daß sein Rath in Form von Schelten herauskommt." Stets war mein Vater voll Anerkennung seiner guten Eigenschaften und seiner wissenschaftlichen Größe. In diesem Sinne spricht er in seinen Briefen stets von ihm, er nennt ihn einen prächtigen, ein andermal einen großen Mann und erwähnt häufig die ausnehmende Freundlichkeit, mit der Lachmann ihm entgegengekommen sei. Durch Haupt an ihn empfohlen, hat er seinen Unterricht genossen, im Colleg hat er wenigstens sicher hospitiert, an der Gesellschaft zweifellos Theil genommen, in den Wintersemestern 1846/47 und 4847/48; dazwischen lag ein Aufenthalt von mehreren Monaten in Rostock, wo er im September promovierte[2]). Als Lachmann gestorben war, da schrieb er nach Hause: „heute trifft die Nachricht ein, daß gestern Morgen der brave, treue, gute Lachmann gestorben ist," er fühle, „auch abgesehen von der Wucht des

1) Vgl. K. Lachmann's Briefe an M. Haupt. Hrsg. v. J. Vahlen. Berlin 1892, S. 243.

2) Das Thema der Doctorarbeit, mit dem er sich schon seit längerer Zeit eingehend beschäftigt hatte, war im Jahre 1845 von der Rostocker philosophischen Facultät als Preisaufgabe gestellt gewesen und lautete: Ist das tragische Princip des Sophocles und des Shakespeare dasselbe? Er wurde aber nach Fr. Vogt (in seinem Nachruf a. a. O., S. 72) am 20. October ohne Einreichung einer Arbeit promoviert.

Kummers, den Verlust des theilnehmendsten Gönners." Die Rede, die Jacob Grimm am 3. Juli 1851 in der Berliner Academie auf Lachmann hielt, erschien ihm in ihrem ersten Eindrucke wie eine Verkleinerung des großen Forschers. In seinem Vortrage über die Nibelungenfrage, den er am 28. Juli 1854 zum Antritt seiner Professur hielt, und der bald darauf im Druck erschien, erwähnte er Lachmann sowohl als Haupt in einer Weise, die bei den Unbefangenen verdiente Anerkennung fand. Der damalige Referent für Universitätswesen im preußischen Ministerium, Geheimer Oberregierungsrath Dr. Johannes Schulze, schrieb in einem Briefe vom 6. October, in dem er sich für die Uebersendung des Vortrages bedankte, die ehrenden Worte an ihn: „Die Art und Weise, wie Sie in Ihrem Vortrage Lachmann's und Haupt's gedenken, hat mich um so mehr gefreut, je unzweideutiger sie von dem Adel und der Selbstständigkeit Ihres Characters zeugt."

Neben Lachmann waren es in Berlin besonders die Grimm's gewesen, mit denen er in wissenschaftlichem und persönlichem Verkehr stand, besonders Jacob Grimm. Er ist viel bei ihnen im Hause ein- und ausgegangen und mit Jacob hat er auch fernerhin in freundschaftlichem brieflichen Verkehr gestanden. Die Einzelheiten der in Berlin erhaltenen literarischen Anregungen entziehen sich meinem Blick, da sich allzu wenig Briefe aus dieser Zeit vorgefunden haben. Doch erfahren wir aus diesen, daß er häufig bei Bettina von Arnim verkehrte. Sie schenkte ihm auch ihre sämmtlichen Werke. Wahrscheinlich durch Jacob Grimm gelangte er dazu, den Ankauf der Meusebach'schen Bibliothek zu Baumgartenbrück an die Königliche Bibliothek in Berlin zu vermitteln. Die Ordnung dieser Sammlung nahm die folgende Zeit in Anspruch; anfangs war er dort mit Zacher zusammen thätig, dann allein. Die Arbeit zog sich bis zum Jahre 1850 hin; dann kehrte er nach Leipzig zurück. Hier habilitierte er sich 1852 mit seiner Arbeit über den Deutschen Cato; die Probevorlesung handelte „über die Beziehungen der provenzalischen und französischen Poesie zur deutschen". Das mündliche Examen war recht eigenartig, er wurde examiniert in griechischer Sprache von Westermann, in lateinischer von Klotz, in deutscher Geschichte von Wachsmuth, in deutscher Literatur von Weiße, also, wie er am 2. Juni nach Hause schreibt, zu drei Viertel außerhalb seines Faches, zu einem Viertel von einem Nichtkenner. 1854 ward er zum außerordentlichen und 1858 zum ordentlichen Professor ernannt. Diese rasche Laufbahn verdankte er dem unvergeßlichen Minister Paul Freiherrn von Falkenstein, unter dessen Leitung für die Universität eine neue Aera erblühte, und der, in thätigster Fürsorge sich um die Angelegenheiten der ihm anvertrauten Universität unmittelbar bemühend, es verstand, die Kräfte, die er als tüchtig erkannt hatte, wo er konnte, zu fördern und an Leipzig zu fesseln. Von da an war Leipzig seine zweite Heimath, die er nicht wieder verließ; an vierzig Jahre hat er der Leipziger Universität

eine mühevolle, aufopfernde Thätigkeit gewidmet, sein bestes Können nach allen Seiten hin in ihren Dienst gestellt.

Seit seiner Habilitation für deutsche Sprache und Literatur ist natürlich die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum etwas in den Hintergrund getreten, und seine Specialforschungen vollends haben nur ausnahmsweise auf dies Gebiet hinübergegriffen. Aber der Schatz, den er sich auf Schule und Universität erworben, war in seinem Innern fest geborgen, und es gab wohl keinen der alten Classiker, den er nicht gründlich kannte. Für die Fortschritte der Alterthumswissenschaft zeigte er das lebendigste Interesse. Seine Anschauungen in dieser Beziehung, die sich im Gespräch kund gaben, sind mir stets äußerst lehrreich gewesen. Namentlich hing sein Herz an den drei großen Tragikern, deren untereinander verschiedene Vorzüge er feinsinnig zu würdigen wußte; für das Ganze der Weltanschauung stand im Aeschylus im Vordergrunde. Am meisten sagte mir immer das klare Urtheil über den Character und die Stellung der Schriftsteller in ihrer Zeit und unter ihrem Volke, und die sich daraus ergebende Auffassung derselben im Ganzen und im Einzelnen zu, die in scharfem Gegensatz zu der auch heute durchaus noch nicht ganz überwundenen Buchstabenphilologie stand, welche in unserer Wissenschaft so viele verkehrte Aufstellungen zu Tage gefördert hat. Noch im letzten Jahre seines Lebens waren mir neben andern Dingen von großem Werthe seine Gedanken über die homerische Frage, die in ähnlichem Gesichtspunkt gipfelten wie Volkmann's mit Fug epochemachend zu nennendes, noch lange nicht genug gewürdigtes Buch über die Geschichte und Kritik der Wolf'schen Prolegomena, nur zog er noch schärfer die Consequenzen. Ueberhaupt habe ich aus unseren Gesprächen über die antike Literatur und Cultur häufig den Eindruck hinweggenommen, als liege Vieles längst klar und als selbstverständlich vor seinen Augen, was vielleicht erst später zum Gemeingut unserer Wissenschaft werden würde.

Wer eine so gründliche Durchbildung in der alten Cultur besaß, dem konnte es nicht schwer werden, die Entwickelung der neueren nach allen ihren Richtungen zu umfassen. So reichten denn auch seine Studien und Kenntnisse weit über das eigene Fach hinaus. Zwar war dies für ihn schon von gewaltiger Ausdehnung, da es innerhalb der germanistischen Wissenschaft wohl kein Gebiet gab, das er nicht mit absoluter Sicherheit beherrscht hätte, und romanische und englische Philologie ihm zu einem Theile eng vertraut waren. Die Grenzen, die der Einzelne sich namentlich in unsern Tagen immer enger zu ziehen pflegt, waren für ihn sehr weit, ja kaum vorhanden. Sein Bestreben war stets, jeden Gegenstand in allen seinen Beziehungen, bis auf seine letzten Gründe, zu verfolgen, und es ist klar, daß bei solchem Verfahren die gewöhnliche Schablone der Arbeitstheilung für ihn nicht existieren konnte. So zog er überall die Nachbargebiete mit in den Bereich der Forschung, und

nicht nur die Literatur ward ihm zum Gegenstand der Untersuchung, sondern die gesammte geistige Cultur, wie sie durch das Studium der Geschichte, der Philosophie, der religiösen Bewegungen, der Kunst und was sonst in Betracht kommt, erkannt wird. Ich brauche nicht erst auf seine germanistischen Arbeiten hinzuweisen, die sich fast auf alle Gebiete dieser Wissenschaft erstrecken[1]); sein deutscher Cato (1852), die Ausgabe von Sebastian Brant's Narrenschiff (1854), seine Beiträge zur Nibelungenfrage und seine Ausgaben der Nibelungen (1854 und in den weiteren Jahren), die Arbeiten zur Geschichte der Universität Leipzig (1857 und später), der von ihm bearbeitete Theil des Mittelhochdeutschen Wörterbuches (M—R. 1863), die Schrift über den fünffüßigen Jambus und seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe (1865), die Abhandlungen über die Sage vom Priester Johannes (1874 und weiterhin), die Biographie Christian Reuter's nebst manchen Nachträgen (1884 und in den folgenden Jahren), das kurzgefaßte Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß (1888), endlich die Causa Nicolai Winter (1890) sind wohl seine umfangreichsten Leistungen und genugsam bekannt; nebenher gehen eine außerordentliche Fülle von an Umfang kleineren, an Bedeutung für die Wissenschaft zum Theil nicht geringeren Aufsätzen. Nicht zum wenigsten zeigte sich sein Einfluß auf den Gang der Wissenschaft in seinen Recensionen, deren Zahl in die Tausende geht; auch die kleineren unter ihnen geben meist fördernde Anregungen oder Winke. Daß er die Ergebnisse seiner tiefgreifenden Studien nicht in dickleibigen, weite Perioden und Gegenstände zusammenfassenden Bänden niedergelegt hat, lag wohl nicht so sehr an dem Mangel der erforderlichen Zeit, der aus seiner weitverzweigten Thätigkeit hervorging, denn dem stand eine unverwüstliche Arbeitskraft entgegen, vielmehr war der Grund hierzu eben die Neigung, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten überall in die Tiefe zu gehen und immer wieder neue Gegenstände zu erschöpfender Behandlung in Angriff zu nehmen, eine Neigung, die durch einen Hauptzug seines geistigen Wesens bedingt war, durch das Streben nach Klarheit in allem was der Mühe werth war klar zu erscheinen. Als solches galt ihm all das, was im Zusammenhang mit wichtigen Problemen stand, auf ihre Lösung von Einfluß sein oder werden konnte. Kleinlicher Arbeit abhold, die für sich blieb und nicht auf ein Ganzes zurückzuwirken vermochte, hielt er es doch für die Aufgabe der Forschung, wenn einmal eine Sache der Untersuchung für werth erachtet wurde, dann diese auch mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu führen und Nichts zur Aufhellung des Gegenstandes unversucht zu lassen. Für diese seine Richtung, von der die echte Wissenschaft nie wird abweichen dürfen, ohne sich selbst zu vernichten, sind so recht characteristisch die Worte, die er in der Vorrede zu der Ausgabe von Goethe's

1) S. S. 376 Anm.

Notizbuch zur schlesischen Reise[1]) aussprach: „Die Ergebnisse wird man angesichts der aufgewendeten Mühe vielleicht geringfügige nennen wollen, aber wo es sich um Goethe's inneres und äußeres Leben handelt, ist auch ein kleiner Gewinn ernster und ausdauernder Bemühung werth. Und dann, so lange wir es nicht als selbstverständlich ansehen, daß der Ueberlieferung unserer modernen Classiker eventuell dieselbe Akribie zuzuwenden sei, mit der ein altclassischer Philologe einen Palimpsesten behandelt, so lange liegt es auf unserer Wissenschaft immer noch wie ein Schatten des Dilettantismus." Und jemehr man, so bin ich überzeugt, in das Wesen von meines Vaters Schriften eindringt, um so mehr wird man daran gemahnt, wie das Verständniß des Ganzen an die Erfassung der Gründe der einzelnen Erscheinungen geknüpft ist, und wie das Handtieren mit den sogenannten höheren Ideen ohne die solide Basis der Einzelforschung zu jenen schwindelhaften oder dilettantischen Constructionen führt, gegen die er so oft in redlichem Kampfe gestanden hat. Daß aber die besten Geister gerade gut genug dazu seien, jene feste Basis zu errichten, und daß dies nicht der Mittelmäßigkeit zu überlassen sei, auch das war gewiß keine unrichtige Anschauung. Uebrigens sieht man hier zugleich die Spuren vom Einfluß der Lachmann'schen Schule, wo ursprünglich auch nur die exacte Specialforschung galt und es gar nicht für vornehm gehalten ward, „Bücher" zu schreiben. Immerhin ist es ja gewiß lebhaft zu bedauern, daß nun keine zusammenfassende Darstellung eines größeren wissenschaftlichen Gebiets auf Grund seiner Forschungen und im Sinne seiner Anschauungen vorliegt, daß er z. B. keine Geschichte der Faustsage geschrieben hat; und zu einer Darstellung der Literatur im Zeitalter der Reformation auf dem Hintergrunde der Gesammtcultur wäre wohl keiner so berufen gewesen als er.

Sein Drang nach allseitiger, einheitlicher Erfassung und Vertiefung in die Gegenstände zeigte sich nicht nur bei den ihm näherstehenden Wissenschaften. In wirklich bewundernswerther Weise ist er stets bemüht gewesen, auf allen Gebieten des menschlichen Wissens die Grundlagen und häufig auch eine nähere Kenntniß sich zu eigen zu machen. Ein Zeichen seines Interesses für alle Wissensgebiete war die schon in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre (1850) erfolgte Gründung des Literarischen Centralblattes, eine wirkliche wissenschaftliche That, die für die damalige Zeit etwas ganz Neues bedeutete. Heute, wo die Existenz dieses Blattes und deren Berechtigung auf alter Gewohnheit beruht, wo das Beispiel von damals auch im Auslande längst Nachahmung gefunden hat, ahnt man nichts mehr von den Schwierigkeiten, die sich dem jungen Unternehmen entgegenstellten, und von der harten Arbeit, der es gelang, sie glänzend zu bewältigen und eine die gesammte Wissenschaft,

1) Kleine Schriften Bd. 1 (Goetheschriften), S. 158.

ja zu Anfang die ganze Literatur umfassende Zeitschrift einzubürgern und zu Ansehen zu bringen. Und dies war so recht sein eigenes Werk, wenn auch der Plan und die Anlage des Ganzen mit Georg Wigand gemeinsam verabredet worden war. Einundvierzig Jahre lang hat er die Leitung innegehabt, mit Ausnahme einer schweren Krankheitszeit im Winter 1859/60 stets allein an der Spitze, und die wenigsten werden ahnen, welche Summe von energischer und gewissenhafter Thätigkeit diese Leitung erforderte, gewissenhafter namentlich, insofern ja der erst später etwas eingeschränkte Grundsatz herrschte, die Referate nicht mit dem Namen zu unterzeichnen, so daß immer die Redaction allein die Verantwortung trug. Auch hier, in dem Princip der Anonymität, das übrigens vorher mit Anderen wohl erwogen ward, zeigte sich sein klarer, allem äußeren Schein abholder Sinn. Das Centralblatt sollte, wie er sich später selbst einmal äußerte [1]), kein Obertribunal sein, es sollte seine Leser nur orientieren, allerdings durch die berufensten Männer. Eine Namensunterzeichnung hätte einmal dem bequemen Hinhorchen nach Autoritäten Vorschub geleistet, andererseits leicht den Character des Unternehmens ändern können, da die Unterzeichnung vielfach ein Herauswachsen aus dem Referate zu einer eigenen gelehrten Leistung und Betonung der subjectiven Ansicht des Berichterstatters, besonders bei den Jüngeren, nach sich zieht. Das eben sollte in der Regel vermieden und zumeist den Fachzeitschriften überlassen werden, der Werth des Blattes im Allgemeinen in zuverlässiger Orientierung der Leser über Inhalt, Character und wissenschaftlichen Nutzen des Buches bestehen. Aber um so schwerer trug der Herausgeber an der Verantwortung und der hieraus erwachsenden Arbeit. Ein großer Theil der beim Centralblatt an sich schon gewaltigen Correspondenz entfiel auf die Auseinandersetzungen mit Autoren, die sich zu viel oder zu wenig gelobt fühlten.

Es ist fast ein Räthsel, wie es ihm möglich geworden ist, neben der angestrengten Thätigkeit für sein Blatt noch eine solche Fülle von Arbeiten zu bewältigen, daß jene dem Anscheine nach nur unter die Nebenbeschäftigungen fiel. Wie rastlos er sich fortwährend in Untersuchungen stürzte und ihre Ergebnisse veröffentlichte, ist bekannt, bekannt wohl auch den meisten seine in erstaunlichem Umfange bewiesene Mitarbeiterschaft am Centralblatt. Dabei las er bis an sein Lebensende in jedem Semester zwei große Vorlesungen, die eine meist sechsstündig, die andere fünf- oder vierstündig, dazu trat ferner die Masse der Doctorexamina, der Staatsexamina, bei denen er noch den Vorsitz zu führen hatte, dazu sein Amt als Secretär der philologisch-historischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, als Director actorum der philosophischen Facultät, dazu endlich die zeitweiligen Nebenämter. Er war dreimal Rector der Universität, je einmal Decan und

1) Literarisches Centralblatt 1874, Nr. 52, Sp. 1721/1722 fg.

Procancellar; auch städtischen und anderen öffentlichen Angelegenheiten ist er näher getreten, als Stadtverordneter, als Mitglied der sächsischen Synode, als Mitglied der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler und in mancherlei anderer Thätigkeit. Es war im Kriegsjahre 1870, als er zuerst in weiterem Umfange in die Oeffentlichkeit hinaustrat und sich mit einem Schlage zu den Sympathien der Collegen und Studenten auch die der Leipziger Bevölkerung errang. Einstimmig ward er damals zum Vorsitzenden des Hülfsvereins für die Angehörigen der eingezogenen Reservisten und Landwehrmänner erwählt, ein Amt, das ihn noch weit über die Kriegszeit hinaus in Anspruch nahm. Als der Jahrestag der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs, der 18. Januar 1872, erschien, übertrug man ihm bei dem Hauptfestmahle die Rede. Sein Name war auf Jahre hinaus in Leipzig in Aller Munde, nicht nur als der eines glänzenden und hinreißenden Redners, sondern als eines in Rath und That erprobten, in allen schwierigen Lagen besonnenen, energischen und hülfsbereiten Mannes, und in wichtigen Angelegenheiten aller Art ging man ihn an. Erst allmählich gelang es ihm, sich wieder etwas in die Verborgenheit zurückzuziehen. Aber immer blieb seine Zeit stark belastet. Zu den erwähnten mannigfachen Pflichten in und außer seinem Berufe trat noch Mancherlei, so denke ich an die Vereine, denen er angehören mußte, die Vielen, denen er bereitwillig seine Zeit zu wissenschaftlicher Hülfe lieh, die Masse der Besuche auswärtiger Gelehrter, besonders in den Ferien. Wirkliche Ferien kannte er freilich auch gar nicht. Seit er sich emsig mit der kritischen Untersuchung der Goetheporträts beschäftigte, war die von den Vorlesungen freie Zeit um Ostern und im Herbst zumeist dieser Arbeit gewidmet; in diesen Zeiten sind manche Tausende von Briefen in Angelegenheit der Goethebilder geschrieben worden. Hand in Hand mit diesen Forschungen ging die Sammlung und kritische Sichtung der Reproductionen der Bildnisse, die er in einer Vollständigkeit anhäufte, wie sie auch annähernd vorher nicht erreicht worden war und auch nie wieder erreicht werden kann. Diese Sammlung, die nicht nur für die Geschichte der Goetheporträts, sondern auch für die Entwicklung der Reproductionstechnik überhaupt von unschätzbarem Werthe bleiben wird[1], gelang es nach seinem Tode Leipzig

1) Vgl. die kurze treffliche Beschreibung von R. Beer in der Leipziger Zeitung vom 4. Mai 1892 (Nr. 102, 1. Beil.). Dann Ludwig Fränkel ebenda, vom 22. Juni 1892 (Nr. 142, 1. Beil.). Mit Kennerschaft handelt ferner darüber Karl Heinemann im Magazin für Literatur, 61. Jahrgang (1892), Nr. 44, S. 707—709. Eine ausführliche, sachverständige, durch vorzügliche Bilder unterstützte Beleuchtung des Werthes der Sammlung giebt nach einem von ihm im Leipziger Kunstverein gehaltenen Vortrag Professor Dr. E. Lehmann: Goethe's Bildnisse und die Zarncke'sche Sammlung, in der Zeitschrift für bildende Kunst N. F. V (1894) 11 (August), S. 249—258 und 12 (September), S. 276—285. — Zu dem verunglückten Ausfall M. Schubart's auf Z.'s Goethebildnißstudien in seinem Buche über François de Théas, Comte de Thoranc,

und damit Deutschlaud zu erhalten. Sie wurde von den für Kunst und Wissenschaft gleich rege interessierten Bevollmächtigten der Leipziger Rhode-Stiftung, den Herren Oberbürgermeister Dr.. Georgi, Stadtrath Dürr und Rechtsanwalt Dr. Zenker aus dem Nachlaß angekauft und der Stadt als Geschenk überreicht. Nicht ein gleiches Geschick ward der hinterlassenen großen Bibliothek zu Theil; wiewohl einzig vollständig an Arbeitsmaterial und nicht arm an Seltenheiten konnte sie doch naturgemäß in geschlossenem Zustande in Deutschland keine Verwendung finden, und sie zu zerstückeln mußte vermieden werden, wenn es irgend ging. So fand sie denn, während die Bildersammlung der Stadtbibliothek unserer Vaterstadt überwiesen ward, im Auslande ein gleich würdiges Heim, in den Sälen der Bibliothek der großen und blühenden Cornell-Universität in Ithaca [1]).

Mit dem energischen Charaeter und dem scharfen kritischen Verstande, den ich hervorhob, verband sich in fast wunderbarer Weise eine wahrhaft seltene Herzensgüte, die vor Allem natürlich im persönlichen Verkehr zum Ausdruck kam. Mancher, der zum ersten Mal in den Bannkreis seiner Persönlichkeit trat, mochte es Anfangs nicht glauben, daß dieselbe mit dem scharfen Kritiker identisch sei. Er unterschied eben nur genau zwischen Sache und Person. In der Wissenschaft Verfehltes zu dulden hielt er gegen seine Pflicht, und dennoch hatte er auch für solches Wohlwollen, wenn er ehrliche und mühsame Arbeit darin sah, und von seinen scharfen und schärfsten Waffen hat er nur dann Gebrauch gemacht, wenn er leichtfertigem und anmaßendem Gebahren gegenüberstand. Hochmüthige Redensarten, die an Stelle der Begründung dem Unkundigen die Augen blenden sollten, pflegte er allerdings gründlich abzuthun. Aber dennoch ließ er sich nie dazu verleiten, einen solchen Gegner nun auch im Uebrigen kurzer Hand zu verurtheilen. Während man auf gegnerischer Seite in Schrift und Wort, ja in academischen Vorlesungen vor unerfahrenen Studenten, die gehässigsten Angriffe und Verkleinerungen seiner Person zu Tage brachte, von denen er freilich nicht allzuviel Notiz nahm, hielt er es für seine Pflicht, das Gute am Gegner bereitwillig anzuerkennen, namentlich aber es den Lernenden ins Licht zu setzen und auf die von daher kommende Anregung zu verweisen. Er wollte eben nicht eine Schaar unselbstständiger Geister heranziehen, die auf des Meisters Worte schwuren, sondern er betrachtete es als seine Aufgabe, zu eigenem Urtheile zu

(1896) S. 178—179, vgl. K. Heinemann in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1897, Nr. 21, S. 327—328, und meine Ausführungen im Literarischen Centralblatte, Jahrg. 1897, Nr. 21, Sp. 690—692 Anm.

1) Eine treffende Characteristik der Bibliothek in der Vossischen Zeitung von 1893, Nr. 327, 1. Beilage, unter: Kunst, Wissenschaft und Literatur. Ausführliche Beschreibung von Fräulein M. J. Crandall in The Cornell Magazine, Vol. VI, Nr. 4, S. 121—128.

erziehen, einen jeden nach seiner Individualität. Tausende werden sich freudig als seine Schüler bekennen, und doch hat er, wie das Sievers an seinem Sarge hervorhob, keine Schule geschaffen in dem gebräuchlichen Sinne von heute, weil er keine schaffen wollte.

Dieses Streben nach Objectivität, ein Grundzug seines Wesens, und innig verbunden mit dem Ringen nach Klarheit und Wahrheit, offenbarte sich nun gleichfalls so recht im persönlichen Verkehr. Die liebenswürdige Bescheidenheit, die er bei allem sichern und weltgewandten Auftreten hatte, war überall geschätzt. Er discutierte gern mit Jedem, der nur einigermaßen etwas Stichhaltiges und aus Ueberzeugung und eigenem Nachdenken Geschöpftes vorzubringen wußte, einerlei ob dies ein älterer Mann oder etwa ein Studierender war; irgendwelche zugeknöpfte Zurückhaltung gegen Jüngere kannte er nicht. Auch nahm er sich der Jüngeren warm an und suchte ihnen nach Kräften zu nützen; unwandelbar frei von jeder kleinlichen Regung machte er von seinem Einfluß zur Förderung der aufstrebenden Talente und damit der Wissenschaft den echten und rechten Gebrauch. Und wie in der Wissenschaft, so war auch sein Wirken im Staat und in der Gesellschaft, soweit er hier hervortrat. Parteipolitik zu treiben lag nicht in seiner Neigung, doch zeigte er zu allen Zeiten offen seine echt deutsche nationale, man wäre versucht mit einem Wort zu sagen seine Bismarck-Gesinnung und sein Einstehen für Kaiser, König und Vaterland, ohne dem Rechte des freien Wortes und Gedankens etwas zu vergeben.

Was er seiner Familie war, das zu schildern ist hier nicht der Platz. Die Echtheit und Tiefe der Empfindung, die unwandelbare Treue, die nimmer müde und immer thätige Liebe dieses schönen Herzens zu Eltern und Geschwistern, zu den Kindern, denen die Mutter schon früh genommen ward, zur Heimat, uns steht sie unvertilgbar eingegraben in der Seele. Und davon zu reden vermöchte ich ja gar nicht. Genug, daß nicht nur unser engerer Kreis, sondern weithin die Angehörigen der großen Familie sich wie verwaist fühlten bei seinem jähen Tode. Denn jäh war der Tod, wenn auch durch wochenlange schwere Krankheit vorbereitet; traf doch die Krankheit und nach einer scheinbaren Besserung auch der Tod uns ganz unerwartet und glich dem Blitz aus wolkenlosem Himmel. Wer ihn kurz vorher sah, der hätte ihm gewiß noch zwanzig weitere Jahre ungebrochenen Lebens und Schaffens vorausgesagt. Aber ein Leiden, von dessen Bestehen weder er selbst noch seine Umgebung etwas ahnten, war die mittelbare Ursache, daß der Faden des Lebens so plötzlich durchschnitten ward. Der Durchbruch eines Gallensteines führte, wie erst die Section ergab, die tödliche Krankheit herbei, deren Ursprung bei seinen Lebzeiten nicht zu ermitteln war, und die höchstens bei Erkenntniß der Sachlage gleich zu Anfang durch einen chirurgischen Eingriff vielleicht hätte gehoben werden können.

Schon einmal, mehr als dreißig Jahre vorher, hatte er hart mit dem Tode gerungen. Es war im Sommer 1859 gewesen, als ihn eine heftige Lungenerkrankung befiel, die im October auf der Reise nach dem Süden, in Wien, erneut so heftig auftrat, daß keine Hoffnung auf Rettung mehr schien. Aber er erholte sich wieder zu voller Kraft und Gesundheit, die ihn bis zum Sterbebette nicht wieder verließ. Damals hatte er, den Tod vor Augen, an seine Schwester geschrieben: Und wenn es aus ist, ich habe gethan was ich konnte. Und ein Ausdruck solchen festen Bewußtseins vollauf erfüllter Pflicht, gegen Gott und die Menschen, schien mir jetzt fast auf seinem Antlitz zu liegen, da die Anfangs noch im Tode so freundlichen Züge ein strengeres Aussehen anzunehmen begannen.

Als ich zum ersten Male diese Zeilen niederschrieb, waren es vier Jahre, heute sind es deren sechs, daß nun unter der Erde ruht, was von Friedrich Zarncke sterblich war, aber heute so wie damals will es uns noch kaum gelingen, uns in das herbe Schicksal hineinzufinden, das den in voller Kraft Stehenden der Wissenschaft und den Seinen entriß. Und doch könnte man fast glauben, das Geschick habe ihm seine besondere Gunst erweisen wollen, indem es ihn vor einem gebrechlichen Alter, wenn auch nach menschlichem Ermessen allzufrüh, bewahrte. Denn das war sein innerster Wunsch, ein solches möge ihm erspart bleiben, und als trübes Loos dachte er sich ein langes Leben mit allmählichem Verfall der geistigen und körperlichem Kräfte, mit langsamem Herabsinken von den Höhen der Wissenschaft. Davor blieb er bewahrt: sein Leben ist köstlich gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen, aber siebzig Jahre hat es nicht gewährt. Er starb wohl mit weißen Haaren, aber als Jüngling. So nannte ihn Wilhelm Wundt am Sarge. Und in Jugendkraft, mit dem klaren und scharfen Auge, mit dem kalten Verstand und dem warmen Herzen, mit dem Ernste des Gemüths und dem Frohsinn zu seiner Zeit, als der rechte Mann allezeit an der rechten Stelle, so wird er uns und allen denen, die nicht aufhören werden um ihn zu trauern, lebendig vor der Seele stehen, jetzt und immerdar. —

Register.

Abel, Otto 247.
Abraham a Sancta Clara 186.
Ackermann, Bürgermeister 280. 284.
Adelung, J. 202.
Aeneas Sylvius 251.
Aesticampianus, Joh. 97. 171.
Ahrens 30.
Albrecht, W. Ed. 147. 239.
Alesius, Alexander 86.
Aristoteles 22. 29. 31 fg.
Arnim, Achim v. 202. 225.
Arnim, Bettina v. 189. 192. 214. 389.

Badehorn, Leonhard 81.
Bapst, Valentin 185.
Bartsch, Albrecht 130 fg.
Baur, G. A. L. 146.
Bayer, O. 151.
Beck, J. S. 292.
Belger, Chr., „Moriz Haupt als academischer Lehrer" 238 fg.
Bercht, Carl Friedrich 119. 124.
Beyme, Geh. Cabinetsrath 165.
Bianco, Fr. Jos. v., „Die alte Universität Köln" 158 fg.
Blomeyer, Ad. 148.
Bodmer, J. J. 200 fg.
Böcking, Eduard 162.
Böhme, Albrecht 132.
Böhme, Hofrath 100.
Bopp 210.
Borner, Caspar 41. — B. und die Reformation der Universität Leipzig 75 fg.
Bouterweck, Fr. 298.
Brentius 86.
Brentano, Cl. 225.
Brant, Seb. 184.
Brauell, Fr. 150.
Bröcker, Jac. Franz 268. 274. 275. 281.
Bruger, H. Chr. 285.
Bruns, G. 14.
Bruschius, C. 322.
Buksdorff, Dietrich v. 61 fg.
Budinsky, Alex., „Die Universität Paris und die Fremden an derselben" 174 fg.
Büsching 201. 204. 206.

Bützow (Mecklenburg 259 fg. — Gänsetumult 269 fg.
Bundes-Oberhaudelsgericht. — Rede bei seiner Einweihung am 5. Aug. 1870. 329.
Burschenschaft und Geheimbund in gerichtlicher Untersuchung 1824 („Die drei Freunde von der Rasenbank und das Denunciationsprotocoll") 118 fg.
Busche, Hermann v. d. 78.

Camerarius, Joachim 29. 35. 83. 86 fg.

Carlowitz, Christoph v. 88. 91.
Carstanjen, E. 147.
Casparson 201.
Cato, M. Porcius 19.
Celtes, Conrad 171. 174.
Clemen, H. Chr. A. 129.
Credner, H. 148.
Crocus, Richard 78. 97.
Crotus Rubianus 161.
Commerstadt, Georg 83. 87.
Culturgeschichtliches aus Norddeutschland vor hundert Jahren:
Bützow und die Academia Friedericiana 259 fg.
Kämpfe im Gemeinwesen 265 fg.
Auflehnung gegen den Magistrat 278 fg.
Zur Geschichte des Schweriner Domgymnasiums 285 fg.
Von der Universität Rostock und den Kriegsunruhen der Jahre 1812 und 1813 291 fg.
Göttingen 298 fg.
Curtius, Georg 30. — Rede an seinem Sarge 247 fg.

Dahlmann 213.
Demme, H. O. 130.
Denifle, P. Heinr. 4. — „Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters" 5 fg.
Diez 210.
Docen, B. 202.
Domsch, C. H. 152.

Dottanius, Georgius, Meiningensis 97.
Drobisch 30.
Dümmler, E., „Die Wittenberger Universitäts- und Facultäts-Statuten" . . . (mit Th. Muther) 168.

Ebers, Georg 147.
Ebert, Ad. 251. 253.
Ebert (Wolfenbüttel) 190. 192.
Eckolt, Amadeus 44.
Engel, J. J. 165.
Engelmann, R. 147.
Eobanus Hessus 14. 78. 161.
Ernesti 24.
Ernst August, König v. Hannover 213. 234.

Fabri, Jul. (alias Obermayr], de Werdea 15.
Fabricius, Georg 81.
Fachs, Ludwig 82. 87. 91.
Facultät, philosophische. — Ihre Geschichte und Einheit 17 fg.
Falkenstein, Joh. P. Freiherr v. 149. 247. 251. 252. 389. — Rede an seinem Sarge 140 fg.
Fehrentheil 135.
Fischart, Johann 14. 16. 180. 193. — Fischartstudien des Freiherrn v. Meusebach 189 fg.
Fischer, Herm., „Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Fr. David Gräter 1810—13" 219.
Fleischer, A. 120 Anm. 1.
Flemming, Chr. W. 104. 109.
Flörke, F. W. 286.
Freytag, G., „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" 243.
Friedberg, Emil, „Das Collegium Juridicum. Ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Juristenfacultät" 55 fg.
Förstemann 192.
Förster, Ernst 120, Anm. 1) 138.
Förster, Friedrich 105.
Fürst, Livius 147.

Gannß, Johannes 13.
Geiler, Joh. 186.
Georg, Herzog v. Sachsen 73. 78 fg.
Gervinus 213. 215.
Görres 192. 201.
Goethe 56. 184 fg.
Goßler, v., Cultusminister 3.
Gottsched 201.
Gräter, Fr. D. — Briefwechsel mit J. Grimm 219.
Grevo, Henricus, Gottingensis 14.
Gribus, Bartholomeus, Argentinensis 12. 14.
Grimm, Brüder. — Briefwechsel mit Frhrn. v. Meusebach 189.
Festrede auf dieselben bei der Grimm-Feier der Leipziger Studentenschaft 220 fg.
Grimm, Herman, „Raphael's Schule von Athen" 30 fg.
Grimm, Jacob. — Gedächtnißrede auf ihn in der germanist. Section der 22. Versammlung deutscher Philologen in Meißen 1863 193 fg. — 199 fg. — Gedächtnißrede von G. Waitz 218 fg. — Briefwechsel mit Fr. D. Gräter 219. — Verhältniß zu Fr. Zarncke 389.
Grimm, Wilhelm 199 fg. 203 fg. 216. 217. 389.

Haase, W. H. R. 129.
Haase, Rector zu Leipzig 1824. 138.
Hagen, F. H. v. d., 201 fg. 204. 206. 387.
Haller, Albr. v. 155.
Hane, Dr. jur. 270.
Hardenberg, Fürst v. 207.
Hartlieb, Jacobus, Landoiensis 12.
Hartmann, A. Th. 292.
Hase, K. A. v. 118. — Privatdocent in Tübingen, vergeblich für den geheimen Bund geworben 135.
Haubold, Rector der Universität Leipzig 113.
Haupt, Moriz 189. 191. 210. 244. — Briefe an Ferd. Wolf 237 fg. — Als academischer Lehrer 238 fg. — Verhältniß zu Fr. Zarncke in der Leipziger Zeit 383. 385 fg. 386. — Entzweiung durch den Nibelungenstreit 386 fg.
Heinrich Herzog v. Sachsen 80. 81.
Herbst, F. 120. 130. 134. 138 fg.
Hermann, Gottfried 140. 239. — Characteristik von ihm als Docent 381 fg.
Hermann, Landgraf v. Thüringen 175 fg.
Heusler, Matth. 81.
Hildebrand (Hildebrandt), Chr. R. 130.
Hillebrand, Karl, »De la réforme de l'enseignement supérieur« 35 fg.
Hilt, Johannes, Rotwilensis 12.
Hirzel, R. 147.
Hirzel, S. 214.
Hobes, Mart. 130.
Hoffmann v. Fallersleben 189. 192. 210. — Briefe an Ferd. Wolf 237 fg.
Hofmann, R. H. 148.
Hommel, C. F. 44. 52. 53. 55.
Hornthal 210.
Humboldt, Wilhelm v. 165. 210.
Huschke, Im. G. 293.
Hutten, Ulrich v. 78. 81.
Huttigius 78.

Jacob Publicus Rufus 162.
Jacobi, J. G. 192.
Jahn, Otto 239. 244.

Jodocus Gallius Rubiacensis 11. 12. 14.
Johann, König v. Sachsen. — Handschreiben 198.
Jugler, Joh. Heinr. 99.

Kampschulte, F. W., „Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus" u. s. w. Thl. I 161 fg.
Kaufmann, Georg, „Die Geschichte der deutschen Universitäten" 3 fg.
Kautzsch, Emil 148.
Kink. — Geschichte der Wiener Universität 160.
Kippe, Gustav 122. 136.
Klietzke (Kletzke, Klesse) 62.
Klotz, Reinhold 30. 151.
Kneschke, E. H. 151.
Koberstein 233.
Köpke, R., „Die Gründung der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" 161 fg.
Körner, Christian Gottfried 100. 107. 111. 114 ff.
Körner, Karl Theodor. — Seine Relegation aus Leipzig 100 fg.
Kone, Johannes 65 fg.
Krabbe, O. „Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert" 155 fg.
Kraufling 192.
Kühn, Albert 122. 130. 136.
Kunze, Kramermeister 100.

Lachmann, Carl 189. 191 fg. 214. 239. 247. — „Kleinere Schriften 1. hrsg. v. K. Müllenhoff" 236 fg. — Verhältniß zu Fr. Zarncke 387 fg.
Landessynode, erste ev.-l. im Königreich Sachsen 305 fg. 311 fg.
Landsermann, Fl. W. D. 130.
Lange, Ludw. 146.
Lange, S. G. 291.
Landsmannschaften, später „Corps" in Halle und Leipzig 101 fg.
Lanken, C. Fr. von der 129.
Laßberg, Frhrr. v. 192.
Lectiones volventes 22 fg. 78. 86.
Lebebur, H. Th. R. E. E. 190.
Lehmann, W. F. 104.
Lepsius, Rich. 191.
Leskien, Aug. 147.
Lessing, G. E. 201.
Luder, Petrus 162.
Ludwig, Chr. Fr. 100.
Ludwig II. v. Thüringen 175.
Luther, M. 13. 81. 92. 180. 182.

Magdeborg, Johannes 67.
Martianus Capella 19. 29. 31 fg.
Maßmann, H. F. 189. 387.
Matthaeus, Lupinus Calidomius 14.
Menzel, Wolfgang 387.
Merkel, Joh. 247.
Meusebach, Freiherr Karl Hartwig Gregor v. 214. 239. Seine Bibliothek 179 fg. — Seine Fischartstudien 187 fg. — Sein Briefwechsel mit den Grimm's 191 fg.
Meurer, Wolfgang 81. 86.
Meyec (Mayer) J. C. Fr. 195.
Michaler 201.
Miclosich 210.
Morgenstern, Georg 51, Anm. 1.
Moritz, Herzog v. Sachsen 83.
Mosellanus, Petrus 81. 162.
Mosheim, Abt 155.
Mozer, L. B. 286.
Mühlau, H. F. 150.
Müllenhoff, K., „Kleinere Schriften von Karl Lachmann 1. hrsg. v. K. M." 236 fg.
Müller, Adam 134.
Müller, Joh. Jac. 147.
Müller, Robert 120 fg. 124. 136.
Münchhausen, Gerh. Ad. v. 155.
Murner, Tho. 170 fg. 184.
Musler, Joh. 81.
Muther, Th. „Die Wittemberger Universitäts- und Facultäts-Statuten" mit E. Dümmler 168 fg.
Myller 201 fg.

Naumann, C. Fr. 150.
Nicolaus Germanus Rubiacensis 11.
Nipperdey, Karl 213 fg. 386.
Nitzsche, H. 147.
Noorden, v. 255.
Norrmann, G. Ph. H.

Oertzen, Geh. R. v. 279. 280.

Paracelsus 183.
Peschel, Ferd. 146.
Pfeiffer, Fr. 387.
Philippi, Ad. 147.
Planck, G. J. 298.
Plato 31.
Prantl, „Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München" 172 fg.
Pries, J. F. 293.

Quaestiones quodlibeticae 9 fg. 16. 78.

Raabe, Wilhelm 269, Anm. 1.
Radius 153.
Ranke, Leop. v. 255.
Rask 209.
Religionseid. — Rede über den R. als Referat der Minorität auf der ev.-l. Landessynode in Sachsen, am 7. Juni 1871. 311 fg.
Reimer, K. 214.
Reusch, Joh. 86.

Rheticus, Joachim 86.
Richter, Jean Paul 208. 226.
Riegel, H. 150.
Ritschl, Fr. 248.
Rivius, Joh. 81.
Rößler, E. F., „Die Gründung der Universität Göttingen" 154 fg.
Rollenhagen 184.
Roscher, W. 30. 251.
Rühl, Fr. 147.
Ruge, Arnold 119.

Sachs, H. 184.
Sattler, C. G. 286.
Savigny, v., Fr. K. 33, 201, 227.
Scheit, Kaspar 184.
Schickfuß, v. 112.
Schmeller 214.
Schmid (Schmidt), R. B. und J. H. Th. 129.
Schmidt, Erich 193.
Schmidt, O. G., „Petrus Mosellanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Sachsen" 96 fg.
Schmidt, Reinhold 124.
Schmitt, J. G. 285.
Schöll, R., „Karl Nipperdey" 243 fg.
Schötter, Chr. J. 286.
Schuckmann, Freiherr v. 122. 138.
Schuchardt, Hugo 147.
Schürer, Emil 147.
Schütte, Th. F. 130.
Schram (Schramm) Johannes 13. 163.
Schreiber, Heinr., „Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br." 169 fg.
Schulaufsicht durch die Kirche. — Rede auf der ersten ev.-l. Landessynode, am 2. Juni 1871 306 fg.
Schulze, Johannes 289. 389.
Schwalbe, G. 147.
Schwarz, C. W. 129.
Schweigger-Seidel, Fr. 151.
Sedes in terra 4.
Sohm, Rudolf 3.
Sommer, Karl 106 fg.
Spiegel, Otto 67.
Springer 130.
Sprewitz, v. 130.
Stavenhagen 271.
Stempel, Pfarrer 102.
Stohmann 147.
Strube 210.
Strauß, D. Fr., Leben und Schriften 240 fg.
Strümpell, Ludw. 147.

Thaulow, „Unsere Landesuniversität Kiel" 169 fg.
Thierfelder 253.
Thüne, Conrad 62.
Thurneisser 183.
Tieck, Ludwig 201.
Tolhopf, Joh. 174.
Trendelenburg, Adolf, „Die überkommene Aufgabe unserer Universität" 33 fg.
Trowitz, Nicolaus 66.
Tscheck (Tübingen) 86.

Universitäten. —
Basel. — Geschichte von 1460 bis 1529 167 fg.
Bologna 4. 6. 8. 20. 167.
Berlin 33. 113 fg. 130. — Gründung 164 fg.
Dorpat 320.
Duisburg 113.
Erfurt 6. 8. 9 fg. 13 fg. 16. 159. — Humanismus daselbst 161 fg.
Erlangen 113. 130. 165. 320.
Frankfurt a/O. 6. 76. 113.
Gießen 113.
Göttingen 33. 113. — Gründung 154 fg. — G. zur Zeit der Freiheitskriege 298 fg.
Halle 33. 101. 113. 165.
Heidelberg 6. 9 fg. 15. 16. 35. 113. 130. 157. 159. 164.
Jena 33. 113. 129.
Ingolstadt 172 fg.
Kiel. — Sendschreiben des Prof. Thaulow 169 fg.
Köln 6. 14. 16. 35. 158 fg.
Königsberg 113.
Krakau. — Aeltestes Matrikel-Buch 170.
Landshut 113.
Leipzig. — 9. 14. 15. 17 fg. 21. 29 fg. 31. 35. 157. 320. — Zur Geschichte d. Univ. 38 fg. Urkundliche Quellen in den ersten 150 Jahren 38 fg. Acta rectorum ab anno MCXIIII usqne ad annum MDVIIII. 40 fg. — Die Statutenbücher aus den ersten 150 Jahren 42 fg. — Aelteste Statutenbücher der juristischen Facultät 44 fg. — Das Collegium Juridicum 55 fg. — Causa Nicolai Winter, ein Bagatellproceß aus dem 15. Jahrh. 57 fg. — Conflict mit dem Landesherrn Kurfürst Friedrich 1446. (Einst und Jetzt. Festrede.) 59 fg. — Paulinum durch Borner der Universität gewonnen 87 fg. — Archiv und Bibliothek durch Borner begründet 92 fg. — Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren (1779) 99 fg. — Th. Körner's Relegation aus L. 100 fg. Bericht über die Rectoratsjahre 1869/71 142 fg. — Anschlag am schwarzen Brett vom 16. Juli 1870 331 fg.; vom 19. Juli 1870 332 fg. — Rede beim Rectorbanquet am 4. Aug. 1871

333 fg. — An die aus dem Felde heimgekehrten Commilitonen, den 1. März 1872 336 fg.
Marburg 113.
Montpellier 20.
München 172 fg.
Orleans 24.
Paris 6. 7 fg. 9. 21. 22. 35. 38. 157. 159. 167. — Die Fremden an der Universität P. im Mittelalter 174 fg.
Prag 4. 6. 9. 38. 157.
Rostock 155 fg. 320. — In den Jahren 1812/13 291 fg.
Salerno 20.
Straßburg 170.
Tübingen 130. 164.
Wien 6. 16. 35.
Wittenberg 6. 33. 76. 81. 113. — Universitäts- und Facultäts-Statuten 168 fg.
Würzburg 113.

Varro, M. Terentius 19.
Voigt, Georg. — Rede an seinem Sarge 250 fg.
Vischer, W., „Geschichte der Universität Basel" 167 fg.

Wachsmuth, W. 251.
Wackernagel, W. 189. 192.
Waitz, G., „Zum Gedächtniß an Jacob Grimm" 218.
Weber, E. Fr. 151.
Weber, Ernst Heinrich 153.
Weiße, Chr. Fr. 251.
Weiße, Chr. H. 30.
Wendeler, Camillus. — „Fischartstudien des Freiherrn K. H. Gr. v. Meusebach" hrsg. v. C. W. und „Briefwechsel des Freiherrn v. Meusebach mit Jac. und Wilh. Grimm" hrsg. v. C. W. 189 fg.
Wesselhöft, Robert 127. 134.
Westermann, A. 151.
Westphal, J. J. H. 286.
Wiedemann, G. 146.
Wiggers, G. Fr. 291.
Wilhelm I., deutscher Kaiser. — Rede auf ihn am 18. Jan. 1872 337 fg. — desgleichen am 18. Jan. 1874 342 fg.
Willer, C. J. D. S. v. 130.
Wimpheling, Jac. 12. 16.
Wimpina, Conrad 9. 14.
Windisch, Ernst 148.
Wislicenus, G. A. 130.
Wolf, Ab., „Briefe v. Hoffmann v. Fallersleben und Moriz Haupt an Ferd. Wolf" 214.
Wucke, C. Fr. 289.
Wuttke, Heinr. 30.

Zarncke, Friedr., „die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge" u. s. w. 15. fg. — „Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Univ. Leipzig" 38 fg. — „Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis" 40 fg. — „Die Statutenbücher der Universität Leipzig" 42 fg. — „Causa Nicolai Winter" 58 fg. — „Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren" 99 fg. — Reden und Ansprachen an seinem Sarge 361 fg. — Nachruf auf ihn 376 fg.
Zarncke, Jac. Friedr. 259. 278. 279. 281. 283. 285.
Zarncke, Jacob Heinrich Friedrich 283. 285 fg. 377 fg.
Zeller, Ed., „David Friedr. Strauß" 240 fg.
Zeißberg, „Das älteste Matrikel-Buch der Universität Krakau" 170.
Zeune 189.
Zeuß 210.
Ziegler, Bernhard 86.
Zirkel, Ferd. 146.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.